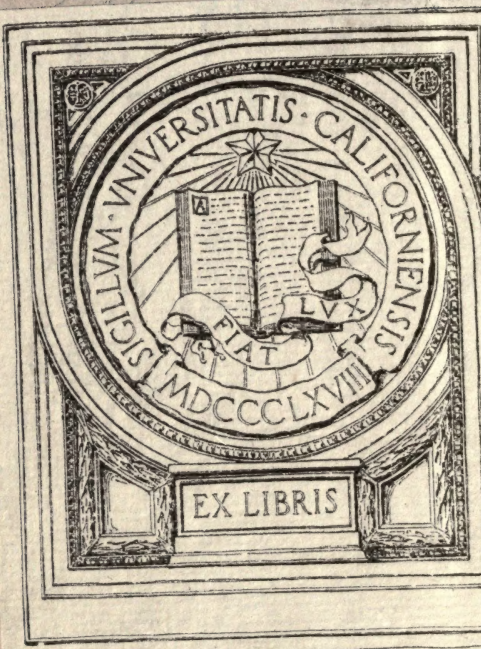
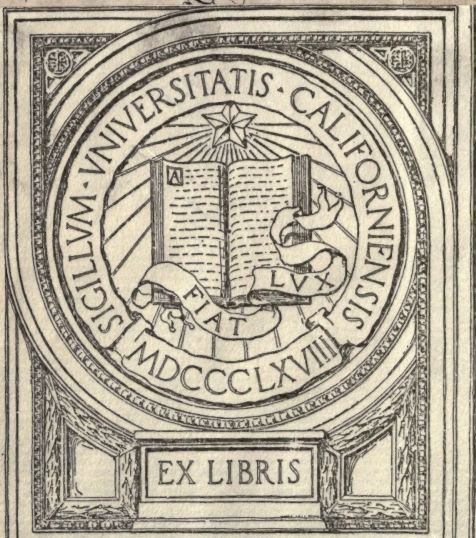


BANCROFT LIBRARY

Ms 2744



BANCROFT LIBRARY

La Porte, Joseph, abbé de,
1713-1779.

Reisen eines Franzosen,

oder

Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefasset

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Neunter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1772.

E162
L3
X

Bancroft Library

Der 99 Brief.

Canada.

Von Louisbourg nach Quebec fuhren wir den Fluß Saint Laurent hinauf, und ließen Gaspesien zur linken Hand liegen. Dieses mit Felsen, Bergen, und Wäldern bedeckte Land wird von Wilden bewohnet, die sich in Thierhäute kleiden, und keine andere Wohnung haben, als Hütten mit Baumrinde überzogen, welche so dünn ist, daß sie sich wie Papier rollet, und man die daher sehr leichten Hütten tragen kann, wohin man will. Da dieses Volk kein Vieh zu füttern, und keinen Acker zu bauen hat, zieht es beständig in der Irre herum, und wenn es an einem Orte keinen Unterhalt mehr findt, begiebt es sich an einen andern.

Ehe die Franzosen nach Gaspesien kamen, kenneten die Einwohner weder Brod noch Wein: sie lebeten blos von der Fischerey, und Jagd. Sie wußten nichts von Töpfen und Kesseln, und kochten ihre Speisen in hölzern, mit Wasser angefüllten Gefäßen, wo sie glüende Steine hineinwurfen, biß das Fleisch halb gekochet war. Sie versorgen sich, gleich den übrigen Wilden, niemals mit Vorräthen, und werden mannichmal zu Winterszeit in die grausame Nothwendigkeit versetzet, ihre eigenen Kinder zu eßen.

Vor der Ankunft unserer Mißionnaire hatte dieses Volk auch keinen Begrif von Gotte, oder einigem Gottesdienste. Es sah die Sonne als den Urheber der Natur an, weil sie ihre größte Zierde ist. Jedesmal bey dem Aufgange dieses Gestirns giengen die Gaspesier aus ihren Hütten, und neigeten sich vor ihm: bey dem Untergange erwiesen sie ihm gleiche Ehre. Wenn sie krank waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu Quacksalbern; und wenn sie Streit hatten, wähleten sie sich einen Schiedsrichter. Sie haben auch bis jetzt weder Gefängniße, noch Strafgesetze; und fügt es sich, daß ein Verbrecher des Todes schuldig ist, so schlägt ihn der erste,

der

der sich findet, mit einer Axt oder Keule vor den Kopf. Die Häupter der Nation unterscheiden sich nicht durch ihre Kleidung, oder durch andere Vorzugszeichen. Das einzige Verlangen dieser Völker ist, nur ihr Leben hinzubringen, und ihre einzige Ehrbegierde, als geschickte Jäger, und gute Kriegsleute angesehen zu werden. Wenn sie Schlachten liefern, geschieht es nicht um Länder zu erobern, sondern blos die ihnen angethanen Beleidigungen zu rächen. Von den Köpfen der Ueberwundnen ziehen sie die Haut mit den Haaren ab, nehmen sie zum Beweis ihrer Tapferkeit mit, und hängen sie als Siegeszeichen an ihre Hütten.

Die Jagd ist nächst dem Kriege, ihre ehrbarste Beschäfftigung: sie erlangen nicht weniger Ruhm von der Anzahl derer Thiere, die sie erlegen, als von denen Menschen, die sie umbringen, oder von denen Haarzöpfen, die sie abreißen.

Ihre Heurathen werden ohne große Umstände vollzogen. Ein junger Mensch wirbt um ein Mägdgen an; wird er gehöret, so giebt, und empfängt er Geschenke. Er bleibt ein Jahr bey seinem zukünftigen Schwiegervater, und überläßt ihm alles

Pelzwerk, das er auf der Jagd bekommt: das Mägdgen ihrerseits, bemühet sich die Haushaltung zu erlernen, und beyde Verliebte leben beysammen in aller Ehrbarkeit. Zu Ende des Jahres heurathen sie einander, und haben sie in etlichen Jahren keine Kinder, so scheiden sie sich, und jedes suchet seine Verbesserung anderwärts.

Beyde Ufer des **Flußes St. Laurent**, von Gaspesien an, bis nach Quebec, haben die schönsten **Aussichten**. Man sieht Inseln verschiedener Größe, worauf sich wohl angebauete Felder im Amphitheater zeigen, und eine vortrefliche Perspective abgeben. Die Stadt **Quebec**, unerachtet sie hundert und zwanzig Stunden vom Meere entfernet ist, hat einen **Haven**, der hundert Schiffe vom ersten Range faßen kann, und sie liegt an dem schiffreichsten Flusse in der ganzen Welt. Dieser Fluß, der von seiner Mündung an niemals weniger als vier oder fünf Stunden in der Breite hat, wird bey Quebec so enge, daß diese Hauptstadt ihren Namen, welcher eine Verschmälerung bedeutet, soll daher bekommen haben. Die größten Schiffe laufen daselbst ohne Schwierigkeit ein; hiernächst ist ein Schiffswerfft angebracht,

worauf

worauf eine große Menge Schiffe erbauet wird.

Die Stadt ist in die Obere, und Niedere, eingetheilet; beyde aber sind wohl gebauet, und ziemlich befestiget. Man sieht daselbst eine sehr schöne Cathedralkirche, einen bischöflichen Palast, ein prächtiges Jesuitercollegium, drey Mönchs- und drey Nonnenklöster; und sie wird durch eine Citadelle bedecket, worinnen der Statthalter seine Wohnung hat. Das Intendantenhaus führt den Namen eines Palastes, weil der höchste Rath sich darinnen versammelt. Die Stadt ist für die Hauptstadt von Canada, von keiner sonderlichen Wichtigkeit; sie hat höchstens nur sieben oder acht tausend Einwohner; unter dieser kleinen Anzahl aber trifft man, nach dem was ich von einem Jesuiten gehöret habe, gute Gesellschaft an. Um mir einen bessern Begriff davon zu machen, beschrieb er mir die vornehmsten Einwohner und ihre Gebräuche folgendermaßen.

„Ein General-Statthalter mit seinen Staabsofficieren; der Adel; die übrigen Officiere, nebst der Besatzung; ein Intendant; ein höchstes Rathscollegium, und die ihm untergeordneten Gerichte; ein Oberstraßen-

aufseher; ein Oberforstmeister, dessen Bezirk ohnfehlbar der größte in der Welt ist; wohlhabende Kaufleute, oder die wenigstens leben, als ob sie es wären; ein Bischof, und ein zahlreiches Seminarium; glänzende Gesellschaften bey des Statthalters, und des Intendanten Gemahlinnen; dieses alles sagte der Jesuit, ist hinlänglich seine Zeit hier ohne lange Weile hinzubringen, und jedermann beeifert sich, zu dem allgemeinen Vergnügen das seinige beyzutragen. Man spielet; man machet Spatziergesellschaften, im Sommer leicht angezogen, und auf kleinen Kähnen; im Winter, in Schlitten auf dem Schnee, oder mit Schlittschuhen auf dem Eise. Man jaget sehr viel; eine Menge von Edelleuten wißen hier, wie in Frankreich, fast kein anderes Mittel, um gut zu leben. Die täglichen Neuigkeiten schränken sich auf wenige Gegenstände ein, denn das Land liefert ihrer wenige, und die Zeitungen aus Europa kommen alle auf einmal an: doch machen sie einen guten Theil im Jahre die Unterhaltung aus; man beurtheilet das Vergangene, und muthmaßet von dem Künftigen. Die Wissenschaften und schönen Künste kommen auch an die Reihe, und es fehlt niemals an Materie

rie zu reden. Die Canadier, oder vielmehr die Creolen von Canada, bringen einen gewißen Freyheitsgeist mit auf die Welt, der sie in dem Umgange sehr angenehm machet; ja nirgends redet man die französische Sprache reiner, als hier. Es ist merkwürdig, daß man keinen Unterschied in der Aussprache merket. Reiche Privatpersonen sieht man hier nicht: ein jeder suchet sich mit seinem Vermögen Ehre zu machen, und niemand will Schätze sammeln. Man ißt und trinket gut; man kleidet sich wohl; und man findet unter beyden Geschlechtern wohlgebildete Leute. Ein lustiges, höfliches, und leutseliges Wesen ist überall eingeführet; und unhöfliche Sitten, oder eine grobe Sprache, kennet man nicht einmal auf dem Lande.„

Ich lernete gar bald selbst einsehen, daß dieses Gemälde nicht übertrieben war. Ich brachte den Winter in Quebec zu, wo ich alle das Angenehme, das von einer solchen Gesellschaft unzertrennlich ist, wirklich fand. Ich traf hiernächst Leute an, welche auch Kenntnisse hatten, mit denen ich mich öffters von der ersten Niederlaßung der Franzosen in Canada zu unterhalten Gelegenheit hatte.

Samuel von Champlain, ein Edelmann aus Saintonge, der als Schiffscapitain aus Westindien gekommen war, und daselbst in Ansehen gestanden hatte, wurde einer zu Dieppe errichteten Handlungsgesellschaft vorgesetzet, und reisete unter königlicher Genehmhaltung mit einer Flotte von Kaufartheyschiffen ab, um an dem Fluße St. Laurent ein Waarenlager zu errichten. Nachdem er sorgfältig untersuchet hatte, wo man die vom Hofe begünstigte Niederlassung am besten ins Werk richten könnte, wählte er den Platz, wo die Stadt Quebec hingebauet worden ist. Er langte im Monat July 1608 daselbst an, erbauete einige Barraken, und beschäfftigte sich sogleich, das Land urbar zu machen. Von diesem Zeitpuncte an, kann man die erste Anlage von Quebec rechnen.

Champlain, begieriger als jemals, das Wachsthum seiner neuen Stadt zu befördern, kam nach zweyen Jahren wieder dahin, und fand alles in dem besten Stande. Das Korn und der Weitzen, die er hatte säen lassen, gaben die herrlichsten Ernden. Er hatte auch Weinberge angeleget, sie waren aber so schlecht fortgekommen, daß seine Leute sie

in

in seiner Abwesenheit hatten ausgerissen. Unerachtet die Stadt noch nicht sonderlich zugenommen hatte, so waren doch die Einwohner mit den Wilden der dasigen Gegend in ein Bündniß getreten; um so viel mehr, da diese ihnen mit allerhand Nothwendigkeiten beygestanden hatten, überdieß selbige ihren Vortheil fanden, sich durch Hülfe dieser neuen Nachbarn wider andere Wilde, insonderheit wider die Irokoer, zu vertheidigen, als welche seit langer Zeit in dieser Gegend furchtbar geworden waren.

Nachdem Champlain seinen Bericht von dem Zustande der Colonie bey Hofe abgestattet hatte, wurde diesem Theile von Amerika der Namen, von Neufrankreich beygeleget, er aber, nach seiner Rückkunft nach Canada, erbauete das Schloß zu Quebec. Der Herzog von Ventadour wurde zum Vicekönige des Landes ernennet; und da dieser Herr den Hof verlassen hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, war er mehr auf die Bekehrung der Wilden, als auf seinen Nutzen bedacht. Die Jesuiten hatten ihm diesen Anschlag eingegeben, und sie erboten sich solchen auszuführen. Man sah ihrer eine gewiße Anzahl, nebst Handwerkern,

und Tagelöhnern dahin abgehen, und ihr Eifer für das Seelenheyl der Indianer sowohl, als für die Aufnahme der Colonie, verbreitete sich auf allen Seiten mit glücklichem Erfolge. Quebec, dem man bisher kaum den Namen eines Flecken, oder einer Wohnung geben konnte, bekam nunmehr die Gestalt einer wirklichen Stadt.

Unterdessen bemächtigten sich die Engelländer dieses neuen Pflanzortes, und um ihre Feindseligkeiten wider Frankreich zu bemänteln, weil beyde Kronen in Friede lebten, nahmen sie den Umstand der Belagerung von Rochelle, zum Vorwande. Man zog dazumal in Erwegung, ob man in der That einen Verlust erlitten, und ob es sich der Mühe verlohne, Quebec wieder zu fordern. Die Meynungen waren getheilet: einige stellten vor, das Clima wäre rauh, der Vorschuß überstiege die Einkünfte, und Frankreich könnte ein so weitläuftiges Land nicht bevölkern, ohne sich ansehnlich zu schwächen. Andere behaupteten, man müßte jährlich nicht mehr als eine kleine Anzahl Familien nach Amerika schicken; man hätte aus der Erfahrung, daß die französischen Weiber daselbst fruchtbar wären, die Kinder wüchsen ohne

Mühe

Mühe heran; der Stockfischfang allein wäre im Stande, das Königreich zu bereichern, und der Pelzhandel könne ein sehr wichtiger Gegenstand werden; über dieß wäre die einzige Betrachtung, daß die Engelländer in diesem Theile von Amerika zu mächtig werden möchten, hinlänglich genug, den Hof zu vermögen, daß er auf die Zurückgabe von Quebec dränge; welches auch in der That geschah.

Als Frankreich wieder zu seinem vorigen Rechte gelanget war, versicherte man sich eines Theiles der Wilden durch das Band der Religion, und diejenigen, die dem Evangelio widerstunden, entfernete man durch die Waffen. Das von der Familie von Gamache gestiftete Collegium der Jesuiten, nebst mehreren nach und nach gemachten geistlichen Anstalten, trugen nicht wenig bey, die Stadt theils zu verschönern, theils aber den Glauben bey den bekehrten Wilden zu befestigen. Man errichtete hernach mehrere Besitzungen, die sich nach und nach bevölkerten; und man sah die Ufer des Flusses Saint-Laurent mit schönen Wohnungen bereichert.

Der Ursprung dieses Flusses, ist noch unbekannt, unerachtet man mehr als sieben-

hun-

hundert Stunden hinaufwärts gefahren ist. Ehe der Fluß nach Quebec kommt, durchströmet er verschiedene Seen. Der erste, über welchen man nicht weiter hinauf gekommen ist, heißt Alepimigon; aus diesem läuft er in den so genannten obern See, (lac supérieur;) von da fällt er in den Hurons-See; hernach in den See Erie, und endlich in den Ontario. Aus diesem letztern fließt er anfänglich ziemlich langsam, hernach aber wieder schneller, bis an die Stadt Montreal. Hier nimmt er einen andern großen Fluß auf, mit dem er den ganzen schönen Theil der französischen Besitzungen durchströmet, und nachdem, er sich unvermerkt verbreitet hat, ergießt er sich mit Majestät in das Meer.

Den obern See, (lac supérieur,) rechnet man in seinem Umfange ohngefähr fünf hundert Stunden. Dieses kleine Meer süßen Wassers ist von dem Anfange des May bis zu dem Ende des Septembers ziemlich ruhig; und im Winter, welcher ganzer sieben Monate dauert, ist die Kälte so groß, daß das Wasser bis auf zehn oder zwölf Stunden in den See hinein gefrieret. Die da herum befindlichen Wilden halten sich nicht beständig daselbst auf; sie kommen, nach Gewohnheit

heit dieser Völker, nur im Sommer haufenweise dahin, und jagen, und fischen. Auf dem See sieht man Inseln, voller Elendthiere und Caribour: er hat auch einen großen Ueberfluß an Stöhren, Forellen, und andern Fischen. Besonders ist, daß auf selbigem die Ungewitter zwey Tage vorher, ehe sie kommen, angezeiget werden. Anfänglich spüret man auf der Oberfläche des Wassers ein gewisses Zittern, das den ganzen Tag währet, ohne sich merklich zu vermehren; den andern Tag wird der See mit ziemlich starken Wellen bedecket; den dritten sieht man ihn voller Feuer, und die Bewegung der Wellen ist so groß, daß man nirgends sicher bleiben kann, sondern seine Zuflucht auf der nördlichen Küste an dazu bestimmten Oertern nehmen muß. Er ergießt sich, wie ich gesaget habe, in den See der Hurons, vermittelst eines Wasserfalles, der zwey Stunden lang ist, und der Sprung der heil. Maria genennet wird.

Der See Erie, der auch der See von Conti heißt, wird für einen der schönsten in der Welt gehalten. Auf allen Seiten hat man die vortrefflichsten Aussichten: die Ufer sind mit Eichen, Rüstern, Kastanien-Aepfel-

und

und Pflaumenbäumen, und mit Weinstöcken besetzet, derer Trauben in diesem sonst flachen Boden bis auf den Gipfel der Bäume reichen. Man rühmet die Menge von Wildpret und Indianischen Hünern, die in den Hölzern und in denen auf der Mittagsseite gelegenen weitläuftigen Auen angetroffen werden. Die Inseln auf diesem See sind so wohl Thiergärten für die Rehe, als auch Obstgärten, wo die Natur sich bemühet hat, alle Arten von Bäumen und Früchten zu pflanzen. Wenn die Schiffahrt von Quebec bis nach dem See Erie offen wäre, so würde man die dasigen Küsten, nebst den benachbarten Gegenden, zu dem fruchtbarsten, reichsten, und schönsten Königreiche von der Welt machen können. Das Wort Erie ist der Name einer Nation, welche die Huronische Sprache redete, an diesen Ufern wohnete, und von den Irockoern gänzlich vertilget worden ist. Es bedeutet Katze, und die Erieer wurden die Nation der Katzen genennet, weil man in dieser Landschaft in der That eine große Menge dieser Thiere findet, die größer als die unsrigen sind, ihre Bälge aber sehr hoch geschätzet werden.

Zwi-

Zwischen Quebec, und dem See Ontario, liegt die Stadt Montreal, ohngefähr sechzig Stunden von der Hauptstadt. Das Land auf beyden Seiten des Flusses, von einer Stadt bis zu der andern, ist stark bewohnet, und die Gegend ungemein angenehm: man entdecket eine Menge Meierhöfe und Landhäuser. Montreal liegt auf einer Insel im Flusse Saint-Laurent, nahe bey dem Lande der Irokoer. Der Name Marienstadt, (Ville Marie,) den sie bey ihrer Anlage empfieng, hat nicht üblich werden wollen; nur in öffentlichen Urkunden und unter den Priestern vom heil. Sulpicius, welche Herren von dieser Insel sind, ist er beybehalten worden. Weil das Erdreich sehr gut ist, und Montreal nicht viel weniger bevölkert ist als Quebec, sind die Einkünfte dieser Herrschaft ansehnlich. Die Stadt liegt sehr lustig, und die Annehmlichkeit der ganzen Gegend und Aussicht flößet den Einwohnern eine Munterkeit ein, die sich deutlich spüren lässet. Die Stadt ist nicht regelmäßig befestiget: übel unterhaltene Palißaden, in Forme eines Bollwerkes, mit einer elenden kleinen Schanze, machet ihre ganze Vertheidigung aus. Ihre Figur ist ein längliches, am Ufer des Flus-

ses gelegenes Viereck. Der Boden, der unvermerkt anläuft, theilet die Stadt in ihrer ganzen Länge, in die Obere und Untere. In ersterer befinden sich, die Kirche, das Seminarium, die Jesuiten, und des Statthalters Wohnung: in der andern sind das Hospital, die königlichen Vorrathshäuser, der Waffenplatz, und das große Armenhaus. Das Hospital wird durch Nonnen besorget: das Seminarium aber, in dem Mittel der Stadt, unterscheidet sich, daß es zugleich die herrschaftliche Wohnung abgiebt.

In Montreal wird alle Jahre, im Monate Juny, ein Jahrmarkt gehalten, worauf sich eine große Menge Leute von allen Orten versammelt. Er wird mit vielen Ceremonien eröffnet: man richtet Wachhäuser auf, und der Statthalter selbst begiebt sich dahin, um die Unordnung, die bey der Anwesenheit so vieler wilden Nationen entstehen könnte, zu verhüten.

Ich will nichts von denen verschiedenen andern Wohnplätzen erwähnen, die längst dem Flusse Saint-Laurent hinliegen; es giebt merkwürdigere Gegenstände, die man antrifft, wenn man diesen Fluß hinauf fährt. Dahin gehöret ins besondere der berühmte Wasserfall

fall von Niagara, der schönste, der vielleicht in der Welt ist. Der Fall des Wassers hat hundert und funfzig Fuß Höhe. Der Strom stürzet in seiner völligen Breite gerade herunter, wodurch der ganze Fluß an diesem Orte einen so gewaltsamen Stoß erleidet, daß er erst drey Stunden weiter hinunter schiffbar wird. Die Figur dieses Wasserfalles ist hufeisenförmig, und hat ohngefähr vierhundert Schritte in seinem Umfange. Er wird durch eine kleine Insel zertheilet, die den reißenden Strom in etwas aufhält. Diese erstaunende Menge fallenden Wassers wird unten von einem Felsen aufgefangen, darinnen durch die Länge der Zeit eine tiefe Höhle ausgewaschen worden ist, die ein taubes Geräusch von sich giebt, als wenn es vom weiten donnerte.

Sie verlangen ohnfehlbar auch, Madame, den Charakter, die Sitten und Gebräuche derer verschiedenen Völker zu kennen, die das weitläuftige Land, wovon ich Ihnen nur eine kurze Beschreibung gegeben habe, bewohnen. Die beyden Sprachen, die algonquinische und huronische, unterscheiden fast alle wilde Nationen in Canada, die mit den Franzosen Handlung treiben. Wer diese

zwey Sprachen weis, könnte ohne Dollmetscher mehr als funfzehnhundert Stunden im Lande reisen, und von mehr als hundert Völkern verstanden werden, unerachtet jedes eine besondere Mundart hat. Einer unserer Missionnaire, der lange Zeit unter den Huronen gewesen ist, und beyde Sprachen vollkommen versteht, unterhielt mich von der Stärke des Ausdruckes der einen, und von der Annehmlichkeit der andern, in folgenden Worten: „Der Hurone hat keine Lippenbuchstaben, er redet aus dem Halse, und hauchet fast alle seine Sylben: der Algonquine aber drücket sich natürlicher aus. Die Sprache des ersten hat einen Ueberfluß, eine Stärke, und etwas Edeles, das sich vielleicht in keiner der schönsten Sprachen, die wir kennen, findet. Die algonquinische Sprache ist nicht so nachdrücklich; sie ist aber sanfter und zierlicher. Beyde haben einen Reichthum an Ausdrücken, eine Veränderung der Redensarten, eine Genauigkeit und Ordnung in den Worten, die zu bewundern sind: was aber noch merkwürdiger scheint, ist, daß man unter diesen Barbarn, die niemals Wissenschaften gekennet haben, die nicht einmal Gebrauch vom Schreiben machen, nicht eine einzige falsche

Ver-

Verbindung der Wörter, keinen uneigentlichen Ausdruck höret; selbst die Kinder bedienen sich in ihrem täglichen Umgange der allerreinesten Sprache. In dem Huronischen vervielfältiget sich ein Zeitwort so vielmal, als die Dinge verschieden sind, derer Thun angezeiget wird. Zum Exempel, wenn man sagen will, daß ein Mensch Brod, Fleisch, Früchte ꝛc. ißt, so bedienet man sich nicht, wie wir, jedesmal des nämlichen Zeitwortes; man verändert es bey jeder Art von Speisen, als, man saget: Brod essen, Fleisch begierig verzehren, sich mit Früchten nähren ꝛc. Das Wort, essen, wird so oft verändert, als eßbare Dinge vorkommen. Einerley Handlung wird verschiedentlich ausgedrücket, nach Beschaffenheit, daß es eine Person oder ein unbelebtes Wesen betrift. Man könnte nicht sagen: ich habe einen Menschen gesehen, und, ich habe einen Baum gesehen. Das Wort, sehen, wäre entweder bey dem einen oder bey dem andern uneigentlich gebrauchet. Die Umschreibung, deren man sich in dieser Sprache bedienet, um etwas vorzutragen, hat etwas so edeles, als man es nicht leicht in einer Europäischen Sprache finden wird. Ein Wilder, wenn man ihn fragete, warum

ihn Gott geschaffen hat, würde antworten: der große Geist hat von mir gedacht, dieser kennet mich, er liebet mich, er dienet mir, und ich will ihm einer ewigen Glückseligkeit theilhaftig machen. Um von jemanden zu sagen, daß er tapfer, oder, daß eine Frau schön sey, müßte man sich also ausdrücken: ich denke von ihnen, der Herr hat Herz; ich denke von Madame, sie ist von einer hübschen Figur u. s. w. „

Es ist nur erst eine so kurze Zeit, Madame, daß ich mich in diesem Lande aufhalte, daß ich von selbigem nicht anders reden kann, als was ich vom hören sagen weis. Der Mißionnair aber, da er alle diese Völker besuchet hat, wird füglich ersetzen, was ich durch mich selbst zu erfahren noch nicht bin im Stande gewesen. Er unterhält mich alle Tage von seinen Reisen, und Apostolischen Bemühungen; und seine Nachrichten, die Sie sonst vielleicht nur mittelmäßig belustigen würden, sind mit vielen guten Urtheilen und Anmerkungen, über die Sitten und Gebräuche derer Völker, die er gesehen hat, begleitet. Zum Beyspiele kann dienen, was er mir nur noch letzthin von den Irokoern gesaget hat.

„Diese

„Diese Nation scheint unter den übrigen in Canada den ersten Platz zu verdienen. Ihre glücklichen Unternehmungen im Kriege haben ihr einen solchen Vorzug vor den meisten andern Wilden zu Wege gebracht, daß diese ihr solchen streitig zu machen nicht vermögend sind. Nichts aber hat mehr beygetragen, sie furchtbar zu machen, als ihre vortheilhafte Lage. Da sie zwischen den französischen und englischen Besitzungen inne liegt, hat sie wohl eingesehen, daß beyder Colonien Nutzen erfordere, sie zu schonen: sie hat zugleich gewußt, daß wenn eine von beyden die Oberhand gewönne, sie gar bald unterdrücket werden würde, daher sie lange Zeit alle Mittel angewendet hat, beyder Macht im Gleichgewichte zu erhalten. Unterdessen ist ihr sämtliches zusammen genommenes Kriegsheer niemals stärker gewesen, als fünf oder sechs tausend Mann. Was für Geschicklichkeit hat es also nicht erfordert, sich bey einer so geringen Macht in Ansehen zu erhalten? Man hat in den letzten Kriegen gesehen, was für Vortheil man von ihrer Klugheit und Tapferkeit ziehen kann. Dieses Volk, das von den Engelländern unter dem allgemeinen Namen der fünf Natio-

nen bezeichnet wird, das wir aber in Frankreich die Irokoer nennen, ist also unter allen in dem mitternächtlichen Amerika verbreiteten Wilden dasjenige, das so wohl wegen der nahen Nachbarschaft, davon ich bereits gesaget habe, als auch wegen seiner kriegerischen Neigung, der Engelländer und Franzosen Aufmerksamkeit am meisten verdienet. Die andern angränzenden Nationen sind ihnen zinsbar geworden, und getrauen sich nicht, ohne ihre Einwilligung, Krieg oder Frieden zu machen.

Diese in allen Beschreibungen von Neu-Frankreich so berühmten Irokoer bewohnen die mittägliche Seite des Sees Ontario. Ihr Land ist sehr fruchtbar, aber von Wildpret und Fischen so entblößet, daß die Einwohner genöthiget sind, an den Ufern des Sees zu fischen, und die daselbst gedürreten Fische in ihre Dörfer zu schaffen: ihre Jagden aber sehr weit anzustellen. Vielleicht hat die Nothwendigkeit, sich von ihren Gegenden zu entfernen, um Lebensmittel zu holen, sie nach und nach dahin gebracht, daß sie eine der kriegerischesten und furchtbaresten Nation von Amerika geworden sind. Um diesem tapfern und zugleich unruhigen Volke

Einhalt

Einhalt zu thun, haben die Franzosen, an dem Eingange des Sees, die kleine Festung Frontenac angeleget, die ihren Namen von dem Officiere, der daselbst commandirete, bekommen hat.

Die Irokoer haben ein Oberhaupt, welches alle Streitigkeiten entscheidet. Derjenige, der sich durch seine Thaten, und durch Eifer für die öffentliche Wohlfahrt hervorthut, ist allezeit der angesehenste; und es fehlet ihm fast niemals, die vornehmsten Ehrenstellen zu erlangen. Man schätzet auch noch den Sohn wegen der vom Vater geleisteten Dienste; hat er aber kein persönliches Verdienst, welches beynahe so oft zutrift, wie bey uns, so hat er keinen Antheil an der Regirung. Diese Völker müssen sich also wundern, wenn sie hören, daß in Europa ein einfältiger Sohn, der vielmal zugleich das böseste Gemüthe hat, einem Vater, von Verstande und Tugend, in seinem Amte folget.

Die Oberhäupter dieser Wilden kommen zusammen, um über die allgemeinen Landesangelegenheiten zu berathschlagen; bey unvermutheten Fällen aber kann ein jedes für sich seine Maasregeln nehmen. Bündnisse

zu stiften geht nicht an, als in so fern das ganze Volk darein williget. Unter Leuten, die weder Reichthümer, noch Ansehen zu geben, oder unter einander zu theilen haben, sind keine Partheyen zu befürchten. Obgleich die Oberhäupter keine Unterbedienten haben, die ihre Verordnungen in Ausübung bringen, so gehorchet man dennoch den gegebenen Befehlen, um sich keinen öffentlichen Unwillen und Verachtung zuzuziehen.

Die Weiber haben hier, sowohl wie die Männer, den Vorsitz bey Nationalberathschlagungen; sind auch im Kriege sehr beherzt. Man bewilliget denjenigen unter ihnen Ehrentitel, die sich durch große Thaten hervorgethan haben; diese Titel aber machen sie so angesehen, daß sie Macht haben, einen Verbrecher, oder Gefangenen, loszugeben, oder zum Tode zu verurtheilen. Sie lassen ihn von dem Pfahle losbinden, und wenn sie sich zeigen, heben sie einen Schwanenflügel in die Höhe, welches hier zu Lande der Gebrauch ist, um Gnade zu ertheilen.

Die Sitten dieser Völker sind eben so einfach, als ihre Staatsverfassung. Ihre Häuser bestehen aus Pfählen, die in die Erde gegraben, und mit Baumrinde bedecket

sind.

sind. In der Mitten ist eine Oefnung, daß der Rauch durchziehen kann. Ueberall, wo eine gewiße Anzahl Hütten steht, erbauet man eine Art viereckiger Schanzen, ohne Bastionen, mit Palißaden umgeben, worinnen sich die alten Leute, die Weiber, und die Kinder zu Kriegszeiten aufhalten. Die Männer gehen auf die Jagd, und die Weiber ackern ein Stück Feld, um Getreide zu haben. Sie allein verrichten alle Ackerarbeit, die darinnen besteht, daß sie die Erde mit einer Hacke einmal umwenden. Das Feld trägt im Ueberflusse Erbsen, Bohnen, Kraut, türkisch Korn, Melonen, Erdbirnen, und Tabak. Die Wiesen geben vortreffliches Futter: die Wälder liefern Zimmerholz von ungemeiner Güte, und sind mit Büffelochsen, Bären, Rehen, Pantherthieren, Wölfen, Füchsen, Kaninchen u. s. w. angefüllet. Es giebt auch eine erstaunende Menge Enten, Truthüner, Rephüner, Fasane, und andere Arten von Vögeln, die so zahm sind, daß die Kinder sie auf den Feldern fangen.

Die Irokoer sehen im Gesicht braun und Olivenfarbig, sind dabey fast alle gemalet, und ihre Haut ist häßlich geschwärzet, oder, wie sie es nennen, schön mit Mustern

und

und Figuren gezieret, welche mit Schießpulver eingebeizet werden. Niemand trägt Haare auf dem Kopfe, ausgenommen die Armen; denn bey ihnen, wie bey uns, die wir doch keine Wilden sind, giebt es Reiche und Arme, Adeliche und Bürgerliche. Der aller niedrigste Pöbel unter den Irokoern unterscheidet sich durch einen Busch Haare, den er mitten auf dem Kopfe stehen läßt, und mit Vogelfedern, Rehhaaren, oder einem Kaninchenschwanze zieret. Uebrigens sind die Ohren der glänzendeste Theil ihres Putzes. Man vergrößert selbige durch gewaltiges ziehen; hernach werden sie aufgeschlitzet: eine höchst schmerzhafte Verrichtung, welche vierzig Tage lang demjenigen, der sie auszustehen hat, zur Marter wird. Sie beschweren sie hernach mit großen silbern, kupfern, oder bleyern Ringen. Eben diese Zierrathen machen sie in die Nasenlöcher; und nichts ist bey ihnen gemeiner, als Arm- und Halsbänder, von Muscheln oder Metalle, welche insonderheit der Reichen und Vornehmsten unter der Nation Zierde sind. Ein Stück Zeug um den Leib geknüpfet, ein sehr kurzes Hemde, leinewandene Lappen um die Beine gebunden an statt der Gamaschen,

ein

ein großer Mantel, oder besser zu sagen, eine grobe über die Schulter geworfene Decke, machen ihre ganze Kleidung aus. Im Winter tragen sie Strümpfe von Tuche, und Socken von den Häuten der wilden Thiere. Im Sommer gehen die meisten fast nackend. Etliche Weiber tragen Röcke; und die Haare lassen sie bis auf die halben Beine, andere aber, bis zur Erde wachsen. Sie flechten sie ein, und zieren sie mit Bändern; andere stecken sie in einen Beutel, um es unseren jungen Franzosen von Canada nachzuthun, denen ähnlich zu werden und zu gefallen sie nicht böse seyn würden. Sie lassen auch ihre Augenbraunen wachsen; aber die Haare auf dem Kopfe sind die einzige Zierde dieser Art, die sie natürlich lassen, und auch solchergestalt erhalten wollen; sonst über den ganzen Leib beizen sie die Haare mit der größten Sorgfalt weg. Eine Irokoische Frau, die die Haare stehen ließ, würde als eine Art von Ungeheuer angesehen, und sicherlich fände sie weder einen Mann, noch einen Liebhaber. Ueberhaupt sind diese Weiber wohl gestaltet, und von angenehmer Figur.

Die Irokoer sind gegen ihre Freunde leutselig, höflich, gesprächig; aber grausam, bos-

boshaftig, unversöhnlich, gegen ihre **Feinde**, und verfolgen selbige so lange, bis sie sie, und alles was ihnen angehöret, ausgerottet haben. Die Pflichten der Verpflegung und **Gastfreyheit** waren ehedem geheiligte Gesetze bey ihnen; sie nahmen die Fremden auf, so wie man sagt, daß der Ritterorden der Hospitalier in alten Zeiten die Reisenden verpflegte; aber den Lehren und dem Unterrichte der Europäer ist es zu verdanken, daß sie gesitteter geworden, und nunmehr hart und geitzig sind.

Diese Völker, die zu der strengsten Arbeit **abgehärtet** sind, ertragen Frost und Hitze, Hunger und Durst, mit gleicher Standhaftigkeit: bey allem dem aber kenne ich keine Nation, die so **unmäßig** wäre. Der Gebrauch der **starken Getränke** verleitet sie zu allen Arten von Ausschweifungen; allein, wahr ist es auch, daß man die unter ihnen vorgehenden Gewaltthätigkeiten nur den starken Wassern zuschreibet. Ihre gewöhnliche **Nahrung** besteht in Wildpret; sie essen aber zuweilen auch Hunde und Katzen, ja so gar Schlangen. Wenn sie das Fleisch braten wollen, so stecken sie es an einen langen Stock, und diesen in die Erde, und beugen ihn gegen das Feuer. Die

Die Neigung, oder vielmehr die Wuth, zu spielen, ist nirgends weiter getrieben, als bey den Irokoern. Es geschieht oft, daß man sie auf die hartnäckigste Weise alles, was sie haben, ein Stück nach dem andern, bis auf ihre Hemden und leinewandenen Tücher, die sie um den Leib und um die Beine binden, auf dem Spiele verlieren sieht. Zu dieser Eigenschaft, die den gereinigten Sitten unserer Städte mehr als dem uneigennützigen Naturelle der Wilden ähnlich ist, kommt noch ihre Liebe zum weiblichen Geschlechte: ein zweyter Zug von Aehnlichkeit, die sie mit andern gesitteten Nationen haben. Ein jeder hat seine eigene Frau, die er heurathet, und wieder fortschicket, wenn er will: die Vielweiberey aber kennet man nicht. Bey Verheurathungen gehen weder vorher, noch nachher, die geringsten Ceremonien oder Umstände vor. Die jungen Leute beyderley Geschlechtes stehen einander an, und vereinigen sich. Dieses geschieht höchstens in einer halben Stunde. Unerachtet die Ehen nur so lange dauern, als man es für gut findet, so sieht man ihrer doch viele, die Lebenslang dauern; insonderheit wenn Kinder vorhanden sind. In dem Augenblicke, da eine Irokoerinn

koerinn ein Kind zur Welt bringt, tauchet man es in kaltes Wasser, die Witterung sey wie sie wolle, und dieses Bad wird zwey Jahre lang, alle Tage wiederholet. Kaum sind die Weiber aus den Wochen, das heißt, ohngefähr den dritten Tag nach ihrer Niederkunft, so tragen sie ihre Kinder selbst an den Fluß, und waschen sie. Ich habe eine dieser Irokoerinnen gesehen, die an dem Ufer eines Baches niederkam, sich badete, ihr Kind eintauchete, nach Hause gieng, und auf dem einen Arme ihr neugebohrnes Kind, mit dem andern aber einen Eimer voll Wasser trug.

Seitdem diese Wilden mit den Europäern handeln, bestehen ihre Waffen in einer Flinte, in einem langen Messer, und in einem Beile. Das Beil nehmen, bedeutet bey ihnen, Krieg ankündigen; es vergraben, heißt, Friede machen. Sie wissen es mit solcher Geschicklichkeit zu gebrauchen, daß, wenn sie es werfen, ob es sich gleich beständig drehet, die Schneide doch allezeit auf den gezielten Fleck trifft. Ehe sie zu Felde gehen, halten sie ein großes Gastmahl, worauf ein kriegerischer Tanz folget. Sie erscheinen dabey mit roth beschmiertem Leibe, welches ihnen ein

ab-

abscheuliches Ansehen giebt. Wenn sie vom Tische aufgestanden sind, besingen sie ihre, und ihrer Vorfahren Heldenthaten: dieses erwecket bey der ganzen Gesellschaft eine Art von kriegerischer Entzückung. Den andern Tag fangen sie an reihenweise, einer hinter dem andern, etliche Meilen zu marschiren, wobey sie das tiefste Stillschweigen beobachten. Wenn der Zug vorbey ist, schälen sie von einer großen Eiche die Rinde ab, und zeichnen auf den Stamm die Ausführung ihres Vorhabens. Die Figur eines Kahnes zeiget die Stärke ihrer Parthey an, und aus wie viel Mannschaft sie besteht; aus der Figur aber des Thieres, das an das Hintertheil des Kahnes gemalet ist, kennet man die Nation, die sie anfallen wollen.

Da die Irokoer lediglich dem Kriege ergeben sind, thun sie alles Mögliche, um die Tapferkeit des Volkes aufzumuntern; und nichts scheint diesem Endzwecke gemäßer zu seyn, als die bey der Rückkunft ihrer Krieger eingeführte Ceremonie. Den Tag vorher, ehe selbige wieder in das Dorf einrücken, kommen zwey Herolde voraus; die, wenn sie nahe genug sind, um gehöret zu werden, ein großes Geschrey anheben: die Art aber, wie

sie schreyen, zeiget an, ob ihre Nachricht gut oder schlimm ist. Im ersten Falle versammlet sich das Volk, und man veranstaltet ein großes Fest für die Ueberwinder. Vor ihnen geht ein Mann her, der an einer langen Stange einen Bogen trägt, auf welchem die Hirnschälen der in der Schlacht getödeten Feinde liegen. Die Verwandten, die Weiber und die Kinder kommen den siegreichen Helden entgegen, und bezeugen ihnen alle nur mögliche Ehrfurcht. Nach geendigten Complimenten machet einer von den Kriegern die Beschreibung dessen, was vorgegangen ist; jedermann höret mit der größten Aufmerksamkeit zu; und das Gastgebot und die Tänze nehmen ihren Anfang.

Um die jungen Leute zum **Kriege abzurichten**, insonderheit diejenigen, welche noch keinen Feind gesehen haben, so thun ihnen die Aeltesten alle ersinnliche Beschimpfungen an. Sie werfen ihnen heiße Asche auf den Kopf, machen ihnen die bittersten Vorwürfe, schlagen sie, überhäufen sie mit Schimpfwörtern, und treiben die Comödie bis auf das Aeußerste. Alles müssen diese mit der größten Unempfindlichkeit erleiden; denn das geringste Merkmal einer Ungeduld

machte

machte den jungen Soldaten unfähig, jemals die Waffen zu tragen.

Da die Hoffnung, dem Tode zu entgehen, oder die empfangenen Wunden wieder zu heilen, viel beyträgt, den Muth zu erhalten, so verfertiget man allerhand Arten von Heilungsmitteln: es ist dieses das Amt der Quacksalber unter der Nation, als welche ihre Aerzte sind. Ein solcher Betrüger machet kund, daß er seinen eingesammleten Wurzeln und Pflanzen die Kraft mittheilen werde, alle Wunden zu heilen, ja den Todten das Leben wieder zu geben. Er fängt alsdenn an zu singen; seine Beygehülfen antworten, und das Volk glaubt, daß während dem Concerte die Heilungskraft in die Kräuter dringe: hierauf machet der vornehmste dieser Gaukler die Probe damit. Er fängt an, und läßt seine Lippen bluten, und legt eines seiner Mittel auf; das Blut, das er mit Geschicklichkeit weis auszusaugen, höret auf zu laufen, die Zuschauer aber machen ein Freudengeschrey. Er nimmt hernach ein todtes Thier, und läßt dem neugierigen Volke alle Zeit, nachzusehen, ob es wirklich ohne Leben sey. Wenn er sieht, daß jedermann gewiß davon überzeuget ist, so bläst er dem Thiere

ein Kräuterpulver in das Maul, und machet vermittelst einer Röhre, die er ihm unter dem Schwanze beybringt, daß es sich beweget. Im Grunde glaubt niemand an das Kunststück; allein, es unterhält die Zuschauer.

Diese Indianer liefern keine ordentlichen Schlachten, sondern sie scharmutziren nur truppweise, thun Ausfälle, und ziehen sich alle Abende in ihren Versammlungsort zurück. Sie kennen die Oerter, wo der Feind marschiret ist, aus der Beschaffenheit des Grases und der Blätter auf den Bäumen so genau, daß sie ihm jedesmal auf dem Fuße nachfolgen. Damit sie unter Weges nicht aufgehalten werden, tödten sie ohne Barmherzigkeit alle Weiber und Kinder, die sie antreffen, und nehmen ihnen die Hirnschale ab; die Männer aber machen sie zu Gefangenen. Wenn jemand seinen Verwandten im Kriege eingebüßet hat, und er an dessen statt einen dieser Gefangenen wählet, ist er nicht allein von denen Martern, welche den übrigen vorbehalten sind, befreyet, sondern er hat sich auch aller Rechte der übrigen Wilden zu erfreuen: die Familie sieht ihn als einen Verwandten an, und sie hielte sich zur Schande, ihn zurück zu schicken; man sähe

es

es an, als ob sie das Blut des Verstorbenen verkaufet hätte. Da dergleichen Gefangene in alle Rechte treten, die der Verstorbene gehabt hat, so nehmen sie öfters auch aus Erkenntlichkeit, oder aus Gewohnheit, den Nationalgeist so sehr an, daß sie kein Bedenken tragen, den Krieg in ihr eigenes Vaterland zu spielen. Die Irokoer haben sich nicht anders als durch diesen Kunstgrif erhalten: ihre beständigen Kriege mit den meisten andern Völkern würden sie endlich aufgerieben haben, wenn sie nicht immer einen Theil der Gefangenen naturalisiret hätten.

Derjenige, dem man den gewählten Gefangenen schenket, läßt ihn durch jemanden aus der Familie abholen; und die Rathsversammlung, die ihn aushändiget, drücket sich dabey ohngefähr in folgenden Worten aus: hier erhälteſt du diesen Sclaven, mit dem du machen kannſt, was du willſt, um den Verluſt deines Verwandten zu ersetzen, und das Herz seines Vaters, seiner Mutter, Frau, und Kinder zu erleichtern, es geschehe nun, daß du ihnen wolleſt die Brühe seines Fleisches zu trinken geben, oder daß du lieber den Todten, durch ihn, wieder auf seine Strohmatte setzen wolleſt. Ein auf diese

Art zum Verwandten aufgenommener Sclave wird hernach in die Hütte geführet, wo er bleiben soll. Zuerst entlediget man ihn seiner Bande; hernach wird Wasser warm gemachet, und man wäschet ihm alle Theile des Leibes; man verbindet seine Wunden; man erspart nichts, um ihm seine erlittenen Schmerzen vergeßen zu machen; man giebt ihm gut zu essen; man kleidet ihn reinlich; mit einem Worte, man geht mit ihm um, als wenn der Verstorbene wieder von den Toden auferstanden wäre; es ist dieses der Ausdruck, dessen sie sich bedienen. Etliche Tage darauf wird ein Fest angestellet, wobey man ihm den Namen des verstorbenen Verwandten öffentlich beylegt, und er tritt in alle seine Rechte, so wie in seine Pflichten. Nimt ein solcher angenommener Gefangener die Flucht, und er fällt zum zweytenmale in die Hände der Ueberwinder, so hält man ihn für ein ausgeartetes Kind, für einen Undankbaren, der sich wider seine Aeltern und Wohlthäter aufgelehnet hat, und die Rache hat alsdenn keine Schranken.

Wenn ein Gefangener verurtheilet wird, um das Leben zu verlieren, so fängt man an, die Seele des in der Schlacht geblie-

bliebenen Kriegers, welche man durch den Tod des Gefangenen rächen will, anzurufen. Komm herbey, rufet man ihr zu, man wird dich befriedigen: man bereitet dir ein Fest; trink in langen Zügen das Blut, das für dich vergossen werden soll; nimm an das Opfer, das wir dir durch den Tod dieses Sclaven bringen. Man wird ihm sein Haar ausreißen; man wird aus seiner Hirnschale trinken; man wird ihn mit glüenden Aexten zerhauen; er wird verbrennet, und in einen siedenden Kessel geworfen werden. Du wirst dich auf diese Art nicht mehr zu beklagen haben; du wirst auf immer befriediget werden. Alsdenn läßt einer der Ausrufer den Gefangenen aus der Hütte holen, und ermahnet die jungen Leute, ihn recht zu martern. Ein anderer kehret sich zu dem Unglücklichen, und sagt zu ihm: Bruder, faß einen Muth, wir werden dich jetzt verbrennen. Der Gefangene antwortet ihm kaltsinnig: du thust wohl, ich danke dir. Hierauf wird er auf den Richtplatz geführet. Dem gemeinen Gebrauche nach, bindet man ihn an einen Pfahl, so daß er um selbigen noch herum gehen kann. Hier fängt er an sein Sterbelied zu singen; er erzählt seine

Heldenthaten, schimpft und fordert seine Henker heraus, ermahnet sie, ihn nicht zu schonen, bittet sie aber, sich zu erinnern, daß er ein Mann sey. Ich bin tapfer, saget er ihnen, ich bin unerschrocken; ich fürchte weder Tod, noch Marter; die solches scheuen, sind niederträchtig. Das Leben ist für einen Tapfern, wie nichts, Möchte doch die Wuth und Verzweifelung meine Feinde ersticken! warum kann ich sie nicht zerreißen, und ihr Blut trinken! Man muß glauben, seine Absicht sey hiebey, die Richter seines Schicksales noch mehr zu erbittern. Und in der That hat er sein Großsprechen, das sich zu dieser Zeit und zu seinen Umständen so wenig schickt, theuer zu büßen: der übel angebrachte Muth bringt alle, die es hören, zur äußersten Rache. Es währet auch nicht lange, so empfindet er die entsetzlichsten Wirkungen davon. Entweder man zwingt ihn, nachdem er losgebunden ist, zwischen zwey Reihen Leuten durch zu laufen, welche Steine und Stöcke haben, und auf ihn schlagen, als wollten sie ihn umbringen; unerachtet man sich in Acht nimmt, ihm das Leben auf einmal zu nehmen; oder man reißt ihm einen Nagel, einen Finger, ein Ohr u. d. gl. ab. Einer schlitzet ihm die

Haut

Haut auf; der andere sticht ihn mit Pfriemen; die Weiber aber peitschen ihn unbarmherzig. Die einzige Rache, deren sich diese enthalten, die einzige, welche verboten ist, sie müßten denn besondere Erlaubniß dazu bekommen, welches selten geschieht, und die sie nicht einmal verlangen, oder wenn sie solche erbitten, sie so spät als möglich ausüben, ist die Verstümmelung. Nur zuletzt, wenn alle Glieder des Leibes auf eine unmenschliche Weise sind zerrissen worden, opfern sie diesen Theil, der lange Zeit der Vorwurf ihres Mitleidens geblieben war, vollends auf. Ohne Zweifel, um dergleichen Schimpf zu vermeiden, bedienet sich der Leidende der Worte, sie sollten sich erinnern, daß er ein Mann sey.

Diese abscheulichen Hinrichtungen, die nichts als Grausamkeit und Muthwillen zur Maasregel haben, werden nicht auf einerley Art vorgenommen. Oftmals beeifern sich alle Einwohner eines Flecken, Männer, Weiber, und Kinder, die ersten Stöße zu versetzen: manchmal aber wird der Anfang mit Verbrennung der Füße gemachet; hernach kommt man an die Beine, und nach und nach auf den ganzen Leib, bis auf den Kopf. Je heftiger und durchdringender nun das Schreyen

des Gefangenen, das die Größe der Marter ihm auspresset, ist, je angenehmer und belustigender wird der Anblick für die Versammelung. Die Hinrichtung dauert vier oder fünf Stunden, ja zuweilen etliche Tage. Ist der Leidende nicht gebunden, so wird ihm erlaubet, sich zu wehren. Seine Marter wird dadurch vergrößert, allein er bedienet sich dieser Freyheit, nicht so wohl, daß er glaubete sein Leben zu retten, als vielmehr seinen Tod zu rächen, und als ein Kriegesheld zu sterben." Der Mißionnair versicherte uns, er wäre Zeuge eines sonderbaren und unglaublichen Beyspieles von Stärke und Tapferkeit gewesen, welche diese beyden Bewegungsgründe bewirken können. Ich erzähle es auf Treue und Glauben dieses guten Mannes, der es mit seinen eigenen Augen gesehen zu haben vorgiebt. Ich werde an seiner Erzählung nichts ändern. „Ein Irokoischer Hauptmann hatte sich lieber der Gefahr aussetzen, als sich durch die Flucht verunehren wollen. Er schlug sich lange Zeit herum, wie ein Mann, der mit dem Säbel in der Faust sterben will: allein die Huronen, die er vor sich hatte, wollten ihn gern lebendig haben, und griffen ihn. Wie er in den Flecken kam,

wurde

wurde er verurtheilet, verbrennet zu werden. Weil er nicht gebunden war, hielt er sich berechtiget, seinen Feinden alles mögliche Leid anzuthun. Man hatte ihn lassen auf eine Art von Bühne steigen, wo man an alle Theile seines Körpers Feuer legete. Er schien darüber unerschrocken; seine Henker aber geriethen in Verlegenheit, einen ihm empfindlichen Ort ausfündig zu machen. Endlich ließ sich einer einfallen, ihm die Haut auf dem Kopfe abzulösen, und mit Gewalt herunter zu reißen. Der Schmerz verursachete, daß er ohne Kenntniß hinfiel. Man hielt ihn für tod; und jedermann gieng davon. Einen Augenblick darauf erholete er sich, und da er niemanden um sich sah, nahm er einen großen Brand mit beyden Händen, rufte seine Henker, und forderte sie auf, herbey zu kommen. Sein Entschluß setzte sie in Verwunderung; sie machten ein entsetzliches Geheul: einige bemächtigten sich feuriger Brände, andere glüender Eisen, und alle zusammen fielen auf ihn los. Er empfieng sie mit solcher Tapferkeit, daß sie weichen mußten. Das Feuer diente ihm einerseits zur Verschanzung, eine andere aber machte er sich durch die Treppen, die man gebrauchet hatte,

um

um auf die Bühne zu steigen, dergestalt, daß er in seinem eigenen Scheiterhaufen gesichert, lange Zeit das Schrecken eines ganzen Fleckens war. Ein falscher Schritt, den er that, als er einem auf ihn geworfenem Brande ausweichen wollte, machte, daß er seinen Feinden wieder in die Hände gerieth. Diesen Wütenden mußte er die Furcht, die er ihnen eingejaget hatte, theuer bezahlen. Nachdem sie alle ihre Kräfte erschöpfet hatten, ihn zu martern, schmissen sie ihn mitten in das größte Feuer, und ließen ihn liegen, in der Meynung, er würde gar bald ersticken. Allein, sie betrogen sich: da sie es am wenigsten vermeynten, sahen sie ihn mit Brändern in der Hand vom Gerüste heruntersteigen, und nach dem Dorfe zu laufen, als wenn er es anstecken wollte. Jedermann war vor Schrecken außer sich, und niemand getrauete sich, ihn aufzuhalten. Jedoch, einige Schritte von den ersten Hütten, verursachete ein Stock, den man ihn vom weiten zwischen die Beine warf, daß er fiel, da man denn, noch ehe er sich wieder aufhelfen konnte, über ihn her war. Man schnitt ihm sogleich Hände und Füße ab; man wälzete ihn auf glüenden Kohlen; und endlich schmiß man ihn voller

Feuer

Feuer unter einen Baum. Hier machte das ganze Dorf einen Kreis um ihn, und wollte das Vergnügen haben, ihn brennen zu sehen. Dem unerachtet that der Sterbende einen letzten Versuch, der das allgemeine Schrecken erneuerte. Er kroch auf den Ellbogen und Knien, mit einer solchen Stärke, und drohenden Miene, an der Erde fort, daß die zu nächst herum stehenden, mehr aus Erstaunen, als aus Furcht, auswichen. Bald aber faßte ihn ein Hurone von hinten, und hieb ihm den Kopf ab.„

Wenn die Wilden Krieg führen wie Barbarn, so muß man auch sagen, daß sie bey ihren **Friedensunterhandlungen**, und in allen ihren Geschäften mit vieler Edelmuth, und Geschicklichkeit, zu Werke gehen. An die Feinde schicken sie, um Friedensvorschläge zu thun, Abgeordnete mit einer Tabakspfeife; werden sie angenommen, so rauchet man mit ihnen, und bestätiget die vorläufig aufgesetzten Puncte; da denn von diesem Augenblicke an, alle Feindseligkeiten von beyden Theilen aufhören. Wir Franzosen nennen diese Pfeife ein **Calumet**: sie wird bey ihnen so heilig gehalten, daß da eine ihrer Nationen die damit verknüpften Vorrech-

te

te beleidiget hatte, ihre Bundsgenossen fast ganzer dreyßig Jahre Krieg mit ihr führeten.

Die Beredsamkeit ist das einzige, oder wenigstens das vorzüglichste Mittel bey den Irokeern empor zu kommen, oder in ihren Versammlungen ein Ansehen zu gewinnen. Nichts gefällt ihnen mehr, als ein deutlich eingerichteter Vortrag; und hingegen ist ihnen nichts mehr zuwider, als eine unordentlich abgefassete Rede, wegen der Mühe, die man brauchet, sie zu merken. Haben sie eine Antwort zu geben, so wiederholen sie solche, vom Anfange bis zu Ende, mit so vieler Ordnung als sie nur können. Sie drücken sich in wenigen Worten aus, bedienen sich aber gern der Gleichnisse. Ihre Redner reden mit Nachdrucke, und begleiten ihre Worte mit starken Gebärden. Ihr kriegerisches Ansehen, der über die Achsel geworfene Mantel, die Stimme, die Zuversicht, mit der sie ihre Reden vortragen, ihr nackender Arm, die auf der Erde, in einem halben Kreise, in freyer Luft sitzenden Zuhörer, dieß alles giebt eine lebhafte Vorstellung der alten Griechischen, und Römischen Redner. Bey jeder Abtheilung einer Rede, es

sey

sey nun, daß sie ein altes Bündniß bestätigen, oder ein neues errichten, wird ein Halsband, oder ein Bandelier gegeben, wodurch sie das Andenken der vorhabenden Sache verewigen wollen. Diese Halsbänder haben ohngefähr vier Zolle in der Breite, und dreyßig in der Länge. Sie bestehen aus etlichen Schnuren kleiner Muscheln, derer eine neben die andere an einen Faden gereihet ist.

Um Ihnen einen Begriff zu machen, auf was für Weise diese Völker ihre Angelegenheiten mit ihren Bundsgenossen und Nachbarn behandeln, will ich etliche Stücken ihrer Reden und Antworten anführen. Unter verschiedenen Zügen dieser Art wähle ich einen, der die eigentliche Art der Beredsamkeit dieser Wilden zu erkennen giebt, und zugleich, auf was Weise die Europäer sich nach ihrem Beyspiele richten, um von ihnen verstanden zu werden. Es ist die Rede eines Französischen Officieres an die Häupter der Irokoer.

„Der König, mein Herr, hat gehöret, daß ihr den Frieden öfters brechet, und hat mir anbefohlen, mich unter einer Bedeckung zu euch zu begeben, um euch aufzufordern, daß ihr mir in mein Lager folget. Die

Wil-

Willensmeynung des großen Königes ist, daß wir die Friedenspfeife mit einander rauchen sollen; allein unter der Bedingung, daß ihr mir versprechet, seinen Unterthanen eine gänzliche Genugthuung zu verschaffen, und sie fernerhin niemals zu beunruhigen. Eure Krieger haben die Kaufleute, die zu den Illinoern, und zu andern meinem Könige unterworfenen Nationen reiseten, geplündert. Wenn ihr mit dergleichen Bedrängnissen fortfahret, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch den Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier soll bekräftigen, was ich sage.

Euere Krieger haben die Engelländer an die dem Könige, meinem Herrn, zugehörigen Seen gebracht, und sie zu denen Völkern geführet, die seine Kinder sind, um ihre Handlung zu vernichten, sie selbst aber dem Gehorsame des großen Königes zu entziehen. Ich will dieses Vorgegangene vergessen; wenn aber dergleichen jemals wieder geschieht, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier überreiche ich, meine Worte zu bekräftigen.

Euere Krieger haben zu Friedenszeiten grausame Einfälle bey den Illinoern gethan, und viele zu Gefangenen gemachet. Diese

Völker,

Völker, als Kinder meines Königes, sollen nicht euere Sclaven seyn: wenn ihr euch weigert, sie wieder in Freyheit zu setzen, so habe ich ausdrücklichen Befehl, euch den Krieg anzukündigen. Dieses Bandelier ist, zu bestätigen, was ich euch sage.„

Einer von den Oberhäuptern fieng hierauf an zu reden, und ertheilte dem Französischen Officiere folgende Antwort. „Ich ehre dich, und die Krieger, die mit dir sind. Meine Worte mögen eilen, daß sie zu deinen Ohren kommen: sey aufmerksam darauf! Du sagest, du seyst gekommen, um mit den Häuptern der fünf Nationen das große Calümet zu rauchen; allein mich dünket, das Gegentheil wahrzunehmen. Dein Vorhaben war, uns bis auf das Haupt zu schlagen, wofern nicht eine Krankheit deine Armee geschwächet hätte. Vernimm! unsere Weiber hätten ihre Keulen genommen; unsere Kinder und Greise wären mit ihren Bogen und Pfeilen bis mitten in dein Lager gedrungen, wenn unsere Soldaten sie nicht entwaffnet, und zurückgehalten hätten.

Wir haben keine anderen Franzosen geplündert, als nur diejenigen, welche Flinten, Pulver, und Kugeln, unsern Feinden zufüh-

reten; denn diese Waffen hätten uns das Leben gekostet. Wir sind darinnen dem Beyspiele der Mißionnaire gefolget, welche alle Fäßer mit starken Getränken, die man in unsere Wohnungen bringet, zerschmeißen, aus Furcht, unsere Krieger möchten sich berauschen, und ihnen die Köpfe einschlagen. Wir werden die abgenommenen Waffen nicht wieder heraus geben, und unsere Aeltesten fürchten sich nicht vor dem Kriege. Dieses Bandelier bekräftiget meine Worte.

Wir haben die Engelländer an enere Seen geführet, der Handlung wegen, so wie die Illinoer die Franzosen an unsere Seen gebracht haben, um zu handeln. Wir sind frey gebohren: wir stehen weder unter euch, noch unter den Engelländern. Wir können hingehen, wo es uns gefällt, mit uns nehmen, wen wir wollen, kaufen und verkaufen, was uns anständig ist. Sind euere Bundsgenossen euere Sclaven, so möget ihr sie auch so halten. Dieses Bandelier bestatiget meine Worte.

Wir haben die Illinoer auf das Haupt geschlagen, weil sie die Friedensbäume, die die Gränzen unseres Landes ausmachten, umgehauen haben. Sie haben große Jag-

den

den von Bibern auf unserm Grunde und Boden angestellet, und haben kein einziges dieser Thiere am Leben gelassen; sie haben die Männgen und Weibgen getödet, welches bey uns ein unverzeihliches Verbrechen ist. Wir haben noch weniger begangen als die Franzosen, welche die Länder verschiedener Indianischer Nationen angefallen, und sie aus ihrem eigenen Lande vertrieben haben. Dieses Bandelier dienet, zu bestätigen, was ich sage.

Höre, Franzose, sorge, daß deine Soldaten den Friedensbaum nicht verderben, oder verhindern, daß seine Zweige sich über dein und unser Land verbreiten. Ich versichere dir, im Namen der fünf Nationen, unsere Krieger werden unter seinen Blättern den Tanz des Calümet tanzen, auf ihren Matten ruhig bleiben, und niemals die Axt ausgraben, es müßten denn ihre Brüder, die Franzosen, in ihr Land fallen, dahin der große Geist ihre Vorfahren gesetzet hat. Dieses Halsband bestätiget meine Rede, und dieses andere, den Auftrag, welchen ich von den fünf Nationen erhalten habe.„

„Bey dieser Art von Bündnissen geschieht es oft, daß die Antwort nicht gleich

erfolget, sondern bis auf den andern Tag verschoben wird. Zuweilen wiederholen die Indianer die Rede des vorigen Tages von Wort zu Wort; und um dem Gedächtniße zu helfen, bedienen sie sich folgenden Mittels. Derjenige von den Oberhäuptern, welcher in der Versammelung den Vorsitz hat, hält in der Hand ein Bündel kleiner Stäbe, und bey dem Schlusse jeden Hauptartikels der Rede giebt er einen davon an einen der andern Häupter, und wieder einen, an einen andern, und trägt ihnen auf, sich des Artikels zu erinnern. Nachdem er sich nun nachher mit ihnen besprochen hat, ist er im Stande, alle Artikel wieder herzusagen, und sie zu beantworten. Sie beobachten diese Weise auf das sorgfältigste bey allen wichtigen Unterhandlungen.

Die Vorstellung, welche diese Wilden sich von denen Bündnissen machen, die sie mit uns eingehen, vergleichen sie mit einer Kette, welche sich von einem Schiffe bis zu einem Baume erstrecket; und jedesmal, daß sie ihre Bündnisse erneuren, nennen sie solches, die Kette glatt machen. Der Theil der Rede, worinnen sie ihre Freundschaft bestätigen, ist gemeiniglich in diesen

Worten

Worten abgefasset: Wir versprechen, die Kette unverbrüchlich zu erhalten, und wünschen, daß die Sonne möge jederzeit ruhig über alle die Köpfe scheinen, welche in dieser Kette begriffen sind.

Die Irokoer **handeln** mit niemanden als mit den Europäern, denen sie Pelzwerk, Häute u. s. w. für andere Waaren, nach dem Gewichte vertauschen. Sie haben keinen Begriff von der Verschiedenheit des Geldwerthes in Vergleichung mit der Güte der Waaren: daher sie öfters das, was nur einen Thaler werth ist, oder was drey und viere kostet, um einerley Preis verkaufen. Nicht besser verstehen sie sich auf die verschiedene Eigenschaft der Waaren; sie halten ein schlechtes Messer für eben so gut, als eines von der besten Sorte. Die Ursache ist, daß sie von den Europäern oft sind betrogen worden: sie haben auch daher das Mittel ergriffen, jeden Artikel auf einen gewissen und unveränderlichen Preis zu setzen.

Ungeachtet diese Wilden **abergläubig** sind, so verfolgen sie doch niemanden, sondern lassen einem jeden seine **Gewissensfreyheit**. Jedermann kann denken, wie er will; daher auch unter ihnen fast eben so viel ver-

schiedene Lehren, als Personen sind. Unterdessen erkennen sie ein höchstes Wesen, das sie geschaffen hat, und welches alle Dinge hier auf der Welt regiret. Es mag ihnen begegnen, was da will, so machen sie sich dießfalls keinen Kummer: der Mann von oben will es also haben. Diese wenigen Worte muntern sie auf, und trösten sie. Sie haben weder Tempel, noch Altäre, weder Priester, noch Opfer: die einzige Ehrerbietung, welche sie der Gottheit, oder ihrem höchsten Wesen bezeigen, besteht in öffentlichen Tänzen.

Das Evangelium, als welches die Geistlichen vom heil. Sulpiz den Irokoern geprediget haben, hat schlechten Fortgang gefunden. Unterdessen giebt es zwey Christliche Dörfer, welche in Kriegszeiten die Sicherheit von Montreal ausmachen. Das erste, der Sprung vom heil. Ludwig genennet, (saut de St. Louis,) liegt gegen Mittag, drey Stunden über der Stadt. Seine Einwohner sind zu allen Zeiten als eine der stärksten Beschützungen für die Colonie wider die heidnischen Irokoer, und wider die Engelländer von Neu-York gehalten worden.

Die

Die Kirche, und die Wohnung der Mißionnaire, sind zwey der schönsten Gebäude im Lande. Das zweyte Dorf heißt der Berg, (la montagne;) die Geistlichen vom heil. Sulpiz haben die Besorgniß von diesem, so wie von dem ersten.

Und solchergestalt ist es mit dieser Irokoischen Nation, oder vielmehr mit denen fünfen, durch einen eben so alten, als unverbrüchlichen Bund, vereinigten Nationen beschaffen, die durch ihre Einigkeit, Standhaftigkeit, Kriegskunst, und gute Polizey, sich sehr ansehnlich gemachet haben. Sie sind lange Zeit der Engländer sicherste, und nützlichste Bundsgenossen gewesen: nachdem sie aber seit kurzem ein anderes mit Grosbritannien feindliches Volk in ihren Bund aufgenommen haben, scheint diese neue Verbindung gegenwärtig mehr dem französischen Interesse ergeben zu seyn. Die Irokoer haben unermeßliche Länder unter ihre Botmäßigkeit gebracht, sie haben aber dadurch die Anzahl ihrer Unterthanen nicht verhältnißmäßig vermehret. Weil sie den Krieg bis auf das Aeußerste treiben, und sich als wahre Barbarn bezeigen, so verbleibet ihnen nichts als große Wüsteneyen, welche durch etliche hier

und da zerstreuete Horden bewohnet werden, die sie ruhig lassen, weil sie sie verachten. Es ist daher auch diese ehedem so mächtige, und durch ihre Eroberungen so berühmt gewordene Nation nunmehr im **Verfalle**; unerachtet sie allezeit die Vorsicht gebrauchet hat, einen Theil der Kriegsgefangenen ihren übrigen Unterthanen einzuverleiben. Zu Anfange dieses Jahrhundertes hatte sie mehr als zehntausend bewaffnete Leute auf den Beinen; gegenwärtig aber kann sie kaum zwey oder dreytausend stellen. Die vielen Kriege, die ansteckenden Krankheiten, die unglückliche Vermischung der von den gesitteten Nationen eingeführten Laster mit den Gebräuchen der Wilden, haben ihre Anzahl sehr verringert. Unterdessen ziehen sie aller der übrigen herumgelegenen Völker Augen noch bis itzt auf sich, so wohl wegen ihrer großen Liebe zur Freyheit, ihrer Ruhmbegierde, Munterkeit, und Tapferkeit, als wegen der durchgängigen Meynung, daß sie allen andern Indianern in Canada überlegen sind. Die Verachtung, mit welcher ihre Oberhäupter den Reichthum ansehen, hat in unsern gesitteten Regirungen kein Beyspiel. Die im Jahre 1666 nach Paris gesendeten Irokoer bewunderten die

Kost-

Kostbarkeit der königlichen Schlösser weniger, als das gebratene Flügelwerk, das man in der Gasse de la huchette, in den daselbst befindlichen Laden, in größtem Ueberflusse zum Verkaufe auslegt.

Die ersten Triebfedern ihrer Handlungen sind Ehre, und Schande; das eine machet ihre vornehmste Belohnung, das andere ihre größte Bestrafung, aus. Eine reife Ueberlegung in den Rathsversammlungen, eine große Geschwindigkeit in der Ausführung, Aufrichtigkeit in Bündnissen, eine unverbrüchliche Treue sie zu halten, eine bewährte Tapferkeit, ein unerschrockener Muth, eine Standhaftigkeit bey den größten Martern, welche allen Heldenmuth übertrifft, eine Gleichheit des Gemüthes, die weder ein widriges noch ein glückliches Schicksal jemals verändern kann, dieses sind die vornehmsten Eigenschaften der Irokoer. Man würde sie zu sehr bewundern müssen, wenn sie nicht unglücklicherweise mit einer Menge Fehler vermenget wären: denn sie sind leichtsinnig, unbeständig, und unbeschreiblich faul, undankbar, argwöhnisch, heimtückisch, rachgierig, und um so viel gefährlicher, je mehr sie ihre Rache und Treulosigkeit zu verbergen

wissen. Wider ihre Feinde üben sie eine so unerhörte Grausamkeit aus, daß sie in Erfindung der Martern alles übertreffen, was die Geschichte der ehemaligen Tyrannen Unmenschliches nur vorzuzeigen hat.„

Doch es geht dieses nicht nur die Irokoer an; der Unterschied unter den Gewohnheiten, Sitten, der Gemüths- und Lebensart aller Wilden des nördlichen Amerika ist so gering, Madame, daß man jedwedem Volke insbesondere gewissermaaßen zueignen kann alles was Sie in diesem Briefe gelesen haben, und was ich in dem folgenden noch sagen werde.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 15 Februar, 1749.

Der 100 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Sie sind glücklich zu schätzen, Madame, in dem Lande, da Sie wohnen. Sie genießen schon aller Annehmlichkeit des Frühlinges, unterdessen daß wir in hiesiger Gegend, wo wir die Sonne doch eben so nahe haben,

haben, als die mittäglichen Provinzen von Frankreich, uns nicht an die Luft wagen dürfen, wenn wir nicht wie Bäre in Pelze eingefüttert sind. Noch ehe der Herbst zu Ende geht, sind alle Flüße mit Eise belegt, und der Erdboden ist mit so vielem Schnee bedecket, daß man fast blind davon wird, ja er verbirget ganzer sechs Monate lang alle Schönheiten der Natur. Man sieht keinen Unterschied zwischen den Flüßen und Feldern, folglich auch keine Veränderung. Die Bäume sind mit Reife überzogen; an allen Zweigen hängen Eiszapfen, daß man nicht sicher darunter treten kann. Wenn der Himmel heiter ist, bläst ein Wind aus Westen, der einem das Gesicht zerschneidet; dreht er sich in den Mittag, oder Morgen, so wird das Wetter gelinder, allein es fällt ein so dicker Schnee, daß man am hellen Mittage nicht zehn Schritte vor sich sehen kann. Fällt nun hierauf Thauwetter ein, so sind alle Fische, Geflügel, Wildpret, alles Fleisch, das man bey dem starken Froste im Vorrathe aufbehalten hatte, verloren. Man pfleget sich mit diesen Vorräthen zu Ende des Octobers zu versehen; denn es hält schwer, das Vieh den Winter über zu füttern,

füttern, das Federvieh auf den Höfen bey dem harten Froste lebendig zu erhalten, und auf den beeiseten Wassern zu fischen.

Verschiedene Ursachen tragen bey, warum diese Jahreszeit hier zu Lande rauher ist, als unter eben diesem Grade in Frankreich. In der ganzen Welt ist kein einziges Land, wo so viel Holz, Berge und Seen sind, als in Canada; und in wenigen ist das Erdreich mit solchen Steinen und Sande vermenget. Diese Vermischung von Feuchtigkeit und Trockenheit veranlaßet Schnee und Eis, und die große Menge davon verursachet eben die Härte und Dauer des Frostes, die wir empfinden. Allein, dieses alles hat mich nicht abgehalten, die Huronen zu besuchen; ein Volk, das unsere Mißionnaire wie Väter, die Franzosen wie Brüder, und die Fremden überhaupt als Freunde ansieht.

Sie führten eben dazumal mit den Irokoern Krieg, mit denen sie in unversöhnlichem Haße leben, und über welche sie einen ansehnlichen Sieg erfochten hatten. Ich langete bey ihnen an, als sie in ihrem Dorfe im Triumphe einzogen. Die Huronen marschirten zwey und zwey, und zwischen den

den Reihen giengen die Gefangenen mit Blumen bekränzet, das Gesicht und die Haare gemalet, am Leibe fast nackend, und die Arme über den Ellbogen mit Stricken gebunden, welche die Ueberwinder hielten. Diese Unglücklichen sungen beständig ihre Sterbelieder in einem kläglichen, aber beherzten Tone, sahen auch weder niedergeschlagen, noch bekümmert aus.

Wenn sie durch ein Dorf gehen, das mit den Siegern in Bündnisse steht, so kommen die Einwohner heraus, und spielen ihnen auf eine grausame Art mit. So bald selbige den Gefangenen nahe genug sind, halten sie sie an, und unterdessen daß diese ihr Trauerlied singen, tanzet das ganze Dorf um sie herum, und jedermann suchet ihnen so viel Leides anzuthun, als nur möglich. Man nimt nicht übel, wenn sie sich wehren, und man lachet darüber; aber weil sie gebunden sind, und von der Menge übermannet werden, hilft ihnen ihre Vertheidigung nichts. Die Ueberwinder, ihre Herren, geben sie in gewißer Maaße bey dem Eingange in diese Dörfer Preis, um ihren Bundsgenossen das Vergnügen zu gönnen, sich mit ihnen zu belustigen. Es stellet dieses

ses eine Art von Triumphe vor, welcher dem Volke zum Vergnügen dienet, den Ueberwindern aber zur Ehre gereichet. Da letztere sich ihres Rechts an den Gefangenen nur auf eine Zeitlang begeben, ihr Nutzen aber erfordert, selbige so wenig beschädiget, als möglich, in ihr Dorf zu bringen, so ist gebräuchlich, daß wer die Gefangenen verstümmelt, ein Geschenk geben, und dadurch die Personen entschädigen muß, für welche sie bestimmet waren. Sind diese Personen von einigem Ansehen, so gehen sie denen, welche sie befreyen wollen, selbst entgegen, nehmen sie bey der Hand, und ersparen diesen Unglücklichen solchergestalt die Martern, die man ihnen ohne diese Vorsicht anthun würde. Von diesem Augenblicke an besteht das Vergnügen blos darinnen, daß man sie tanzen sieht, und die Lieder ihres Landes, oder andere, die sie unterweges von ihren Ueberwindern gelernet haben, mit anhöret. Man führet sie hernach von einer Hütte zu der andern, und spatziret mit ihnen auf solche Art etliche Tage herum, bis ihr Schicksal entschieden ist.

Unsere Huronen hielten in einiger Entfernung von ihrem Flecken still; und der

Oberste

Oberste ließ die Einwohner von seiner Rückkunft benachrichtigen. Der Abgeordnete näherte sich dem Dorfe so weit, daß man seine Stimme hören konnte, und er machte allerhand Geschreye, die den Sieg, und die vornehmsten Begebenheiten des Feldzuges zu erkennen gaben. Zuerst zeigte er die Anzahl der Gebliebenen durch so viel Trauertöne an. So gleich wurden die jungen Leute des Dorfes abgeschicket, welche mehreren Unterricht einziehen mußten; hernach aber lief das ganze Dorf hinaus. Ein einziger von ihnen redete den Abgeordneten an, erkundigte sich nach den Neuigkeiten, die er mitgebracht hatte, kehrte sich jedesmal um nach denen, die ihn begleiteten, wiederholete die Nachrichten laut mit allen Umständen, und man antwortete ihm durch freudige Zurufe. Hierauf wurde der Abgeordnete in eine Hütte geführet, wo die Aeltesten eben dieselben Fragen an ihn thaten, und nachdem die öffentliche Neubegierde gestillet war, bot ein Ausrufer die sämtliche Jugend auf, den Kriegern entgegen zu gehen, die Weiber aber mußten ihnen Erfrischungen bringen.

Die Wilden haben eine so große Hochachtung für einander, daß die erste Rührung,

rung, welche sie zu erkennen geben, in der Betrübniß besteht, welche sie über die in der Schlacht Eingebüßten haben, der Sieg mag auch noch so vollkommen, und die über den Feind erhaltenen Vortheile noch so wichtig seyn. Das ganze Dorf nimt Theil daran; und man erwähnet die guten Nachrichten nicht eher, als bis man den Todten das ihnen schuldige Mitleiden sattsam an den Tag geleget hat. Erst nach dieser Pflichtleistung überläßt sich ein jeder der Freude, die er über die Rückkunft der Sieger empfindet; und diese Freude offenbaret sich hauptsächlich durch Grausamkeiten wider die Gefangenen.

Kaum hatten unsere Krieger etliche Schritte weiter gethan, so hielten sie still, nahmen einen der Gefangenen, und wurfen ihm alles, was er wider die Huronen ausgeübet hatte, vor. Sie kündigten ihm an, er habe eben dergleichen Begegnung zu erwarten; der Unglückliche aber stimmete sein Trauerlied an. Seine Strafe war mit allen denen Unmenschlichkeiten verknüpfet, derer ich in meinem vorigen Briefe Erwähnung gethan habe; und sie verursachten mir nicht geringes Entsetzen. Alles, was ich

von

von diesen Barbarn erhalten konnte, war, daß sie die Marter ihres Schlachtopfers verkürzeten. Einer unter ihner schoß ihn mit einer Büchse tod; die andern öfneten ihm den Leib, wurfen die Eingeweide auf die Seite, schnitten ihm den Kopf, die Arme und Beine ab, zerstreueten sie hin und her, und behielten nichts als den Haarschopf, den sie zu einer Menge anderer legten, die sie auf dem Schlachtfelde abgezogen hatten. Das Herz wurde zerstücket, und die übrigen Gefangenen mußten es essen. Unter diesen war ein Bruder des Verstorbenen, welcher eben so gut, wie seine Camaraden, gezwungen wurde, etwas davon in das Maul zu nehmen; er gab es aber gleich wieder von sich.

So bald die Sieger in der Nähe ihrer Hütten waren, schnitten sie lange Stäbe, banden die erbeuteten Haarschöpfe daran, und trugen sie gleichsam im Triumphe. Die Weiber eileten ihnen in ihren Kähnen entgegen, wurfen sich in das Wasser, schwommen, nahmen die Siegeszeichen aus den Händen ihre Männer, und hiengen sie um den Hals.

Die Art, wie die Wilden ihren überwundenen, und vielmals noch lebenden Feinden die Haare abziehen, kann man nicht ohne Grausen lesen. Sie schneiden die Haut, welche die Hirnschale bedecket, oben an der Stirne, über den Ohren, und hinten um den Kopf auf, lösen sie ab, und reißen sie weg, so wie man ein Kalb, oder einen Schöps abzieht. Das Bewundernswürdigste dabey ist, daß der Leidende nicht allemal unter dieser grausamen Behandlung stirbt; viele sind davon gekommen, und ich habe eine Frau gesehen, die wegen einer solchen Begebenheit der geschälte Kopf genennet wurde, und sich noch recht wohl befand. Dergleichen Beyspiele sind nicht selten.

Diese Haut richten die Wilden zu, wie die von den wilden Thieren, die sie auf der Jagd erlegen. Sie breiten sie hernach in einen Kreis aus, und bemalen sie mit allerhand Farben. Zuweilen zeichnen sie auf die inwendige Seite, wo keine Haare sind, das Bildniß, oder das Sinnbild desjenigen, dem sie abgerißen worden ist, und tragen sie zur Schau auf einer langen Stange. Diejenigen, welche die Haarschöpfe bekommen, heben sie sorgfältig auf, brauchen sie zur

Zierde

Zierde bey öffentlichen Festen, und hängen sie an der Thüre ihrer Hütten auf, bis sie die Zeit vollends vernichtet, ohngefähr so, wie man die Eingänge der Häuser bey unsern Jägern mit Köpfen von wilden Thieren, und Fängen der Raubvögel gezieret sieht. Gewisse Nationen in Amerika ziehen die Haut von dem ganzen Körper ihrer erlegten Feinde ab, und aus der Haut von den Händen machen sie Tabaksbeutel.

Nach denen ersten Freudenbezeigungen, welche die Nachricht von dem erhaltenen Siege veranlasset hatte, nahm man die Theilung der Gefangenen vor.

Diejenigen, die an Kindesstatt sollten angenommen werden, wurden von ihren künftigen Aeltern, welche man davon benachrichtiget hatte, abgeholet, und durch verschiedene Umwege in die Hütten in Sicherheit gebracht. Die anderen, derer Schicksal noch nicht entschieden war, wurden der Wuth der Weiber überlassen; und ich mußte mich wundern, wie die armen Elenden alle Schmach aushalten konnten, die ihre erfinderische Grausamkeit ihnen anthat. Zwey von diesen Weibern, davon die eine ihren Sohn in der letzten Schlacht,

die andere aber ihren Mann in den vorhergehenden Kriegen, eingebüßet hatten, waren wie zwey Furien, die mit unmenschlicher Grausamkeit auf ihre Schlachtopfer losfielen. Ich will hier nicht vorstellen, wie weit die Raserey von beyden gieng. Alle Gesetze der Menschlichkeit und Schamhaftigkeit wurden vergessen; jeder Stoß, den sie anbrachten, schien tödlich zu seyn, wenn man nicht wüßte, wie geschickt sie bey dergleichen Gelegenheiten sind, die Strafen zu verlängern.

In Vertheilung der Gefangenen werden die Weiber allezeit zuerst versorget. Nachher suchet man die von den Oberhäuptern vor ihrer Abreise gethanen Versprechen zu erfüllen. Wenn die Anzahl der Gefangenen größer, als derjenigen ist, die sie verlangen, wird der Ueberrest den Bundsgenossen zum Geschenke gemachet; sind ihrer aber weniger, giebt man ihnen Haarschöpfe.

Die Rathsversammelung der ganzen Nation verordnet die Vertheilung der Gefangenen, und bestimmet ihr Schicksal; es müßten denn die Mütter jeder Familie ein anderes veranstalten. Von dieser ihrem Willkühre hänget das Leben oder der Tod

selbst

selbst derjenigen ab, die bereits von der Rathsversammlung sind verurtheilet worden.

Nach erfolgter Berathschlagung der Aeltesten, wird jedermann eingeladen, sich auf einen gewissen Platz zu begeben, wo die Theilung ohne allen Streit und Lärmen vorgenommen wird. Zuweilen, anstatt den Ueberrest der Gefangenen andern Dörfern zu schicken, schenkt man sie an verschiedene Privatpersonen, die, ob sie schon kein Recht dazu haben, dennoch diesen Vorzug erlangen, weil sie in dem Flecken in gewissen Ansehen stehen. Von diesem Augenblicke an sind sie Herren über das Leben oder den Tod ihrer Sclaven. Der Tod der Gefangenen ist so gut als entschieden, wenn sie so unglücklich sind, in eine Hütte zu kommen, wo viele Krieger, oder sonst jemand, er sey wer es wolle, wäre es auch nur ein Kind an der Brust, verloren gegangen sind, und die man noch betrauret. Sie stehen in nicht weniger Gefahr, wenn ihr Alter, ihre Gesichtszüge, oder ihr Character, nicht gefällt, oder wenn man befürchtet, man könne nicht Dienste genug von ihnen erwarten: oder endlich, wenn sie armen Hütten überlassen werden, die nicht im Stande sind, sie zu ernahren, und zu bekleiden.

Ist es beschlossen, daß ein Sclave sterben soll, so läßt man ihm sein Schicksal nicht so gleich wissen; sondern man begegnet ihm bis zu der Zeit seiner Hinrichtung mit eben so viel Glimpfe, als wenn er das Glück hätte, an Kindes statt angenommen zu werden. Man giebt ihm so gar Mägdgen, die er als seine Frauen brauchen kann; man ersparet weder Beköstigung, noch Kleider; und weil er dem Gotte des Krieges soll aufgeopfert werden, so sieht man ihn als ein Schlachtopfer an, das vorher gemästet wird. Wenn der Augenblick herannahet, und es ist eine Mutter oder Ehefrau, der er überlassen war, so wird selbige auf einmal eine Furie, die von den zärtlichsten Liebkosungen in die äußerste Wuth übergehet.

Dieser **Krieg** der Huronen wider die Irokoer, wovon ich so grausame Wirkungen selbst mit ansehen mußte, dauerte seit ohngefähr achtzehn Monaten. Der Mißionnair, den ich auf seinen Apostolischen Reisen zu begleiten das Glück hatte, war bey der **Kriegserklärung** gegenwärtig gewesen, und er machte mir folgende Erzählung davon. „Ich hielt mich dazumal, sagte er, in einer kleinen Schanze auf, welche die Franzosen nur erst

er-

erbauet hatten. Um Mitternacht hörete ich ein entsetzliches Geschrey, das, wie man mir sagte, das Kriegsgeschrey war. Bald darauf sah ich einen Trupp Wilder, Freunde von Frankreich, singend in die Schanze kommen. Drey, oder vier, der Tapfersten unter ihnen kamen in einem entsetzlichen Aufzuge, fast von allen da herum wohnenden Huronen begleitet, liefen alle Hütten durch, und ließen sich dem Commendanten hören. Ich muß bekennen, setzte der Mißionnair hinzu, daß diese Ceremonie mir Grausen verursachte; und ich hatte nicht eher, bis dahin, recht deutlich gespüret, daß ich unter Barbarn war. Ihr Gesang hat allemal etwas klägliches; hier aber kam er mir schrecklich vor. Es schien mir, als wenn sie in ihren Liedern den Kriegsgott anrufeten, den sie Areskoui nennen. Unerachtet er zu gleicher Zeit der Gebieter über die andern Götter, der Schöpfer und Herr der Welt ist, der Geist, der alles regiret, und nach dem Ausdrucke dieser Völker, der große Geist ist, so wird er doch besonders bey Kriegsanstalten angerufen. Sein Name ist das Feldgeschrey in der Schlacht; ja während dem Marsche wird er öfters wiederholet, um einander

aufzumuntern, und seinen Beystand zu erbitten.

Unsere muthigen Huronen, (der Mißionnair redet immer fort,) hielten die Axt in die Höhe, und hatten den Kessel aufgehangen. Unter diesen beyden Arten, den Krieg anzukündigen, ist die letzte die feyerlichste. Den Ursprung davon schreibt man dem barbarischen Gebrauche zu, daß man die Gefangenen, wenn man sie gekochet hatte, aß. Es giebt noch eine andere Art, um auszudrücken, daß man sich mit der größten Wuth schlagen will: man sagt, man wolle die Feinde fressen. Der Kessel aber wird nicht eher aufgehangen, als bis der Krieg mit verschiedenen Nationen geführet werden soll. Wenn es nur eine geringe Streitigkeit betrifft, begnüget man sich die Axt aufzuheben; und jeder Privatmann hat das Recht dazu.

Um ihre Bundsgenossen auf ihre Seite zu bringen, schicken sie ihnen das so genannte Gefäß der gesellschaftlichen Zusammentretung. Es ist dieses eine große Muschel, womit sie einander einladen, Blut zu trinken, oder nach ihrer Redensart, die Fleischbrühe der Ueberwundenen zu trinken. Selten schlagen die Wilden eine dergleichen Einladung aus;

aus; ja oft, ohne gebeten zu seyn, ist ein geringer Bewegungsgrund, besonders aber die Begierde sich zu rächen, hinlänglich sich zu entschließen: sie haben auch allezeit einige alte oder neue Beleidigungen auszumachen fertig. Ein Verlangen ihre Todten durch Gefangene zu ersetzen, oder die Seelen der Verstorbenen zu besänftigen, vielmal der Eigensinn einer einzigen Person, ein Traum, oder ein anderer Vorwand, giebt Gelegenheit, daß ein Trupp Wagehälse zu Felde zieht, der den Tag vorher nicht daran gedacht hatte. Wahr ist es, diese kleinen Unternehmungen, die ohne Bewilligung der Rathsversammlung geschehen, haben gemeiniglich wenig zu bedeuten; allein, man sieht überhaupt gern, daß die jungen Leute sich durch dergleichen Thaten üben, und die Lust zum Kriege unterhalten, als worinnen die Sicherheit der Nation besteht, und sie furchtbar machet. Man widersetzet sich daher diesen Unternehmungen ohne wichtige Ursachen, niemals: ja auch bey wichtigen Ursachen gebrauchet man nicht einmal Gewalt; denn ein jeder ist Herr von seinen Entschließungen. Befürchtet man, daß die Menge der Partheyen das Dorf schwäche, oder daß ein Volk, das man schonen will, be-

leidiget werden möchte; oder, hat man Leute zu einer geheimen Ausführung nöthig, so suchet man die Anführer unter der Hand zu vermögen, daß sie von ihrem Vorsatze abstehen. Einige suchet man durch falsch ausgestreuete Gerüchte zu schrecken; andere überredet man mit List; die hartnäckigsten gewinnet man durch Geschenke; und dieses alles fällt nicht schwer, denn vielmals ist ein bloßer Traum, er sey wahr oder erdichtet, hinlänglich, das Vorhaben des vorigen Tages zu vereiteln. Gewalt aber, oder Befehle, wendet man niemals an; man will weder die Neigung zum Kriege unterdrücken, noch der natürlichen Freyheit, worüber die Wilden so eifersüchtig sind, Eintrag thun. Gemeiniglich bestehen diese kleinen Partheyen aus sieben oder acht Personen eines Dorfes; und damit die ganze Nation in dergleichen Feindseligkeiten nicht gemenget werde, als welches verdrießliche Folgen haben könnte, so gehen sie, und bekriegen die entferntesten Völkerschaften. Sie bleiben zuweilen zwey oder drey Jahre außen, und machen einen Weg von zwey bis drey tausend Stunden, um einen Kopf zu zerschmeißen, einen Haarschopf zu holen, oder einen Menschen, den sie nicht

kennen,

kennen, zum Sclaven zu machen. Sie sehen als eine Heldenthat an, was wirklich nichts anders als ein Mord ist. Man hat mir erzählet, daß einsmals ein Irokoer, der sich in der Stille an die Palißaden eines Dorfes gewaget, und ein Kriegeslied singen gehöret hatte, zwey Wilde auf einer Art von kleinem Wachhause ansichtig geworden war. Er stieg heimlich hinauf, gab dem einen mit der Keule einen Schlag auf den Kopf, den andern wurf er zu Boden, erwürgte ihn, zog beyden die Haarschöpfe ab, und machte sich davon. Doch dergleichen Beyspiele von Verwegenheit ereignen sich selten. Ihren ordentlichen Fang thun sie auf der Jagd, oder bey der Fischerey, auch zuweilen an dem Eingange eines Holzes, wie unsere Straßenräuber. Wenn sie sich etliche Tage in dem Gebüsche versteckt gehalten haben, und jemand unglücklich genug ist, daselbst vorbey zu gehen, der an nichts weniger als an seine Vertheidigung denket, überfallen sie ihn, und bemächtigen sich seiner. Werden sie nun darüber angetroffen, so entlaufen sie, aus Furcht verfolget zu werden; denn in Ordnung sich zurück zu ziehen, kennen sie nicht; sie schmeißen den Verwundeten, oder die ihnen nicht folgen

gen können, die Köpfe ein, und nehmen nur so viel Gefangene mit sich, als sie fortzubringen im Stande sind. Haben sie Lust, einen, der ihnen überley scheint, zu verbrennen, und haben nicht Zeit genug, solches mit Bequemlichkeit zu verrichten, binden sie ihn an einen Baum, und zünden den daneben stehenden an, damit er desto länger gemartert werde. Diese auf solche Art verlassene Unglückliche sterben in der größten Raserey, entweder wegen des langsamen sie verzehrenden Feuers, oder wegen schmählichen Hungers, wenn das Feuer sich nicht genugsam entzündet, und folglich nicht Macht genug hat.

Ein Krieg, der die ganze Nation angeht, wird nicht so leicht beschlossen; Schaden, und Vortheil, werden reiflich untersuchet, und lange Zeit erwogen. Nachdem der Krieg, den unsere Huronen anfangen wollten, bestimmet war, suchte man sich mit Waffen und Lebensmitteln zu versehen; solches aber erforderte nicht viel Zeit. Die abergläubigen Ceremonien hingegen waren desto langweiliger. Derjenige, der zum Anführer ernennet wurde, dachte an die Errichtung seiner Mannschaft erst, nachdem er viele Tage gefastet hatte: binnen dieser Zeit bemalte er sich

das

das Gesicht, die Arme, Beine, und die Brust, mit schwarzer Farbe, und gieng mit niemanden um. Seine einzige Bemühung war, seinen Schutzgeist Tag und Nacht anzurufen, und auf seine eigenen Träume Achtung zu geben, welche, wie Sie wohl glauben können, allezeit so ausfielen, wie er sie wünschte.

Nachdem die Tage des Gebeths, der Fasten, und der Einsamkeit vorüber waren, versammlete der General seine Leute, und mit einem Bandeliere in der Hand, redete er sie ohngefähr also an: „Brüder, Camaraden, Kinder und Freunde, der große Geist genehmiget meine Meynung, und giebt mir ein: das Blut dessen und dessen ist noch nicht gerächet, sein Körper ist noch nicht bedecket, und ich will diese Pflicht über mich nehmen.„ Er fuhr ferner fort, die Gründe anzuführen, warum er die Waffen ergriffe; alsdenn setzte er hinzu: „ich bin daher entschlossen, in das Land der fünf Nationen einzudringen, Haarschöpfe zu holen, und Gefangene zu machen. Sollte ich bey diesem glorreichen Unternehmen umkommen, oder verliert einer von denen, die mich begleiten wollen, das Leben, so soll dieses Halsband die Belohnung dessen seyn, der die Beerdigung der Todten besorgen

wird,

wird, und auf solche Art werden wir nicht in dem Staube liegen bleiben.„ Beym Schlusse, legte er sein Bandelier auf die Erde; und derjenige, der es aufhub, erklärete sich als seinen Lieutenant, dankete ihm auch für den Eifer, den er blicken ließ, seine Brüder zu rächen, und die Ehre des Vaterlandes zu retten.

Man ließ hierauf Wasser warm machen, das Gesicht des Generals zu waschen, und ihm die gemalte Larve abzunehmen. Man machte seine Haare zu rechte, schmierte sie ein, und kämmte sie. Man bemalte ihm das Gesicht mit andern Farben; und zog ihm sein bestes Kleid an. In diesem Anputze fieng er an, in einem klaglichen Tone sein Sterbelied zu singen. Diejenigen Krieger, die sich erboten hatten, ihn zu begleiten, denn man zwingt niemanden, sangen hernach, einer nach dem andern, auch ein Kriegeslied. Ein jeder hat dabey einen besondern Gesang für sich, und seine Familie, welchen kein anderer zu singen die Erlaubniß hat.

Nach diesen Anstalten begab sich der General in die Rathsversammlung der Nation, um seine Absicht vorzutragen, und diese zog sie in Erwägung. Das Unternehmen wurde

aufs

aufs neue gebilliget; der General aber gab ein Gastgebot, wo ein Hund, als das einzige Gerichte, aufgetragen wurde. Ehe man noch das Thier in den Kessel that, weihete man es dem Gotte der Schlachten, und das Fest wurde etliche Tage wiederholet. Anstatt daß ein Andachtstrieb die Seele dieser Opfer seyn sollte, war solche vielmehr Wuth und Raserey: der Wilden Einbildungskraft erhitzte sich bey dem Anblicke dieses Gastgebotes, und sie glaubten das Fleisch ihrer Feinde zu verzehren; sie schienen kein größeres Vergnügen zu empfinden, als ihre Verachtung gegen selbige an den Tag zu legen, und sie mit Hunden zu vergleichen: sie geben auch ihren Sclaven keinen andern Namen. Zu dieser Gesellschaft kamen die übrigen Krieger, welche alle auf eine so abscheuliche und närrischte Art gemalet waren, daß man sich vor ihnen hätte fürchten mögen.

Ich muß noch anmerken, daß bey einem jeden Gastgebote der Anführer, oder der erste Hauptmann, eine Rede hielt, worinnen er zwar von sich mit aller Bescheidenheit sprach, von denjenigen aber, die in dem Kriege geblieben waren, und derer Tod man durch der Feinde Blut rächen sollte, ermangelte er nicht,

große

große Lobeserhebungen zu machen. Sie waren Männer, sagte er; wie haben wir sie vergessen, und so lange auf unseren Matten ruhig liegen können? Ihr jungen Leute verdoppelt euern Muth, machet euere Haare zurecht, malet euere Gesichter, haltet euere Bogen fertig, füllet euere Köcher, laßt die Wälder von euerem Kriegsgeschreye ertönen; laßt uns unsere Todten befriedigen, wir wollen ihnen melden, daß wir sie gerächet haben. Hierauf wendete er sich an den Gott des Krieges. Ich rufe dich an, fuhr er fort, du wolleſt mein Unternehmen begünſtigen; auch alle gute und böse Geiſter flehe ich an, alle die in den Lüften, und auf der Erde ſind, daß ſie mich, und die von meiner Parthey, behüten, damit wir nach einer glücklich vollendeten Reiſe ſiegreich wieder in unſere Hütten kehren.

Nach geſchehenen frolockendem Beyfalle, den dieſe Rede nothwendig erwecken mußte, fiengen die Wilden ihre Krieges-Tänze an. Der Anführer ſchlug mit ſeiner Streitkolbe an die Thürpfoſten ſeiner Hütte, und die andern alle antworteten ihm auf gleiche Weiſe: dieſes zeigete eine öffentliche Erklärung ihres Entſchluſſes an, daß ſie ihm folgen wollten.

Etliche

Etliche schwungen ihre Waffen, und stelleten sich, als ob sie einem der Anwesenden einen Streich beybrächten, um darzuthun, daß sie auf dergleichen Art ihre Feinde schon getödet, oder erschlagen hätten. Es ist aber keinem erlaubet, sich auf diese Weise zu gebärden, als der schon Heldenthaten gethan hat; und dennoch muß er demjenigen, dem er dergleichen Beleidigung anthut, sogleich ein Geschenk geben.

Der General trat mitten in die Versammelung hervor, hatte seinen Streitkolben in der Hand, und fieng wieder an zu singen. Seine Soldaten antworteten in eben dem Tone, und schwuren, entweder zu siegen, oder umzukommen. Dergleichen Verbindung zwingt sie jedoch zu keiner Unterwürfigkeit: es kommt blos darauf an, daß sie sich anheischig machen, einig und tapfer zu seyn. Diejenigen, die mit zu Felde gehen wollen, überreichen dem Oberhaupte ein Stück Holz mit einem besonderen Zeichen, und wer alsdenn sein Wort zurück nähme, wäre auf immer verunehret. Vor diesem war der Gebrauch im Lande, daß das Dorf denjenigen am Leben strafete, der sein Versprechen nicht hielt. Unerachtet dieses Gesetz heut zu Tage nicht so

genau erfüllet wird, so finden sich doch Beyspiele von Strenge: man hat Anführer gesehen, welche denjenigen, die ihre Fahne verlassen hatten, den Kopf mit kaltem Blute eingeschlagen haben. Ich komme aber wieder auf unsere Huronen.

Man war bedacht, sich nach geschehener Rückkehr aus dem Feldzuge, Gefangene zu verschaffen. Dem Generale wurden Geschenke gemacht, der denn sein Wort gab, daß er, in Ermangelung der Gefangenen, allen denen Haarschöpfe verwilligen wollte, die diesen Vorzug verdienen würden. Nunmehr wurden, bis zur Abreise der Krieger, die Nächte mit Singen, die Tage aber mit Anstalten, zugebracht. Geschieht der Marsch zu Wasser, so erbauet man Kähne, oder bessert sie aus: im Winter sorget man für breterne Schuhe, um auf dem Schnee zu gehen, und für Schlitten, um das Gepäcke, die Kranken, und die Verwundeten, fortzubringen. Ein einziger Wilder ist hinlänglich, ein dergleichen Fuhrwerk, vermittelst eines breiten ledernen Riemens, den er über die Brust machet, zu ziehen. Die Weiber bedienen sich dieser Bänder, um ihre Kinder zu tragen; sie befestigen sie aber vorne an der Stirne.

Die

Die bretternen Schuhe unserer Wilden gleichen, bis auf einen geringen Unterschied, denen Schlittschuhen, die sie vielleicht bey den Lappländern und Samojeden werden gesehen haben. Ihre Kähne sind nichts anders, als große Stämme von Eichbäumen, ausgehohlet, und dreyßig oder vierzig Fuß lang. Vor diesem bediente man sich des Feuers, diese Bäume auszuhohlen; seit einiger Zeit aber haben sie gelernet, die ihnen von uns aus Europa mitgebrachten Werkzeuge sehr geschickt und künstlich zu brauchen. Diese Kähne können etwa funfzehen oder zwanzig Personen fassen; und die Huronen wissen so gut damit umzugehen, daß man sie sieht den Fluß, wider den Strom, mit unglaublicher Geschwindigkeit hinauf fahren.

Endlich erschien der Tag der **Abreise**; und der Abschied von den Kriegern erfolgete mit Bezeigung der lebhaftesten Zärtlichkeit. Jedermann wollte ein Zeichen ihrer Freundschaft haben, oder etwas zurück behalten, das sie gebrauchet hatten. Man tauschte ihre Kleider und Decken ein; mancher, ehe er zum Dorfe hinaus kam, wurde zwanzig und dreyßigmal ausgezogen, nach Beschaffenheit des Grades der Hochachtung, die er unter

den Seinigen hatte, oder der Anzahl von Freunden und Bekannten in dem Flecken.

Alle Soldaten hatten sich bey dem Generale versammelt, dieser aber war seit der Zeit, daß er diesen Titel führete, nicht aus den Waffen gekommen. Er gieng singend aus seiner Hütte; und nach einer kurzen, aber nachdrücklichen Anrede folgten sie ihm unter dem tiefsten Stillschweigen. In einiger Entfernung von dem Dorfe wurde aus dem kleinen Gewehre Salve gegeben, und der Anführer fuhr fort zu singen, bis er außer dem Bezirk der Wohnungen kam. Diese Ordnung wurde jeden Tag, wenn sie ausmarschirten, beobachtet. Die Weiber mußten nebst den Vorräthen voraus gehen; und wenn die Männer sie eingeholet hatten, gaben sie ihnen ihre Kleider, und giengen fast nackend, denn es war mitten im Sommer.

Seitdem die Franzosen den Huronen **Schießgewehr** mitgebracht haben, haben sie ihre Bogen, Pfeile, und Wurfspieße abgeschaffet, und nichts als den **Streitkolben** behalten. Dieser besteht in einer kleinen Keule von sehr hartem Holze, die auf der einen Seite einen runden Kopf hat, auf der andern aber schneidend ist. Um einander zu

erken-

erkennen, und sich zusammen zu finden, haben sie eine Art von Fahnen, aus Baumrinde gemachet, auf welchen das Zeichen der Nation, oder ihres Dorfes, ihrer Familie, oder ihres Generals, steht. Diese Fahnen tragen sie an einer Stange; und einem jeden steht frey zu nehmen, welche er will.

Jeder Krieger führet auch ein Sinnbild, welches seinen Schutzgeist vorstellet. Diese Völker glauben, daß jedermann den seinigen habe, so wie wir, unsere Schutzengel. Bey den Huronen nennet man ihn, Okki, und in der Algonquinischen Sprache, Manitou. An diesen wendet man sich in gefährlichen Vorfällen, oder wenn man eine besondere Gewogenheit zu erbitten hat. Allein diese Leute glauben nicht, wie wir, daß der wohlthuende Geist sie gleich, von ihrer Geburt an, in seinen Schutz nehme. Es wird dieses eine Belohnung, die man verdienen muß, und zu welcher man sich erst durch allerhand Zubereitungen geschickt machet. Vor allen Dingen wird dem Candidaten der Kopf geschwärzet; hernach läßt man ihn etliche Tage fasten, während welcher Zeit der künftige Schutzgeist sich ihm durch Träume offenbaren muß. Das vom Fasten erhitzte Ge-

hirn ermangelt auch nicht Träume von allerhand Sorten hervor zu bringen, und der Manitou giebt sich unter einem gewissen Sinnbilde zu erkennen. Bald erscheint er unter der Gestalt eines Fußes von einem Thiere; bald als ein Kriegesinstrument; bald als ein Baum, ein Stein, ein Stück Holz, u. s. w.

Unter was nun für einer Figur der Geist sich zeiget, dieselbige behält man sorgfältig; man zeichnet sie auf den Leib, auf die Waffen, Fahnen, u. s. w. Man glaubet zuversichtlich, daß jedes Ding in der Natur seinen Okki, oder seinen Manitou habe. Die Anzahl ist nicht bestimmet; die Einbildung sieht ihrer bey allen Dingen in der Natur, noch mehr aber bey solchen, derer Triebfedern unbekannt sind. Sie werden in verschiedene Classen eingetheilet, und sie haben ihre besondern Eigenschaften. Alles was die Vernunft dieser guten Leute übersteigt, muß einen Schutzgeist von einem hohen Range haben; und der ordentliche Ausdruck dabey ist; es ist ein Geist. Er wird ferner denen zugeeignet, die sich durch Kenntnisse, Fähigkeiten, oder ausserordentliche Handlungen hervorthun: dieß sind Geister, das heißt,

dergle-

dergleichen Leute werden von einem Manitou eines höhern Ranges regiret. Die Priester Zauberer, und Gauckelspieler, denn diese drey Worte sind hier zu Lande einerley, rühmen sich, daß ihre Schutzgeister den Rang über die von andern Menschen hätten. Sie haben es wißen dahin zu bringen, daß sie die Wilden überredet haben, sie empfänden entzückende Eingebungen, worinnen ihr Schutzgeist ihnen das Zukünftige entdeckte, und die entferntesten Dinge zum voraus sagte. Die Weiber haben auch ihre Manitous; sie legen den ihrigen aber nicht so viel Ansehen bey, wie die Männer. Dieses scheint wider die Gewohnheit anderer Länder zu seyn, wo das schwächste Geschlecht gemeiniglich am abergläubigsten ist.

Die **Aufbehaltung** dieser Sinnbilder machet die hauptsächlichste und sorgfältigste Beschäfftigung unserer Wilden aus. Man thut sie in einen Sack von Schilfe, der mit verschiedenen Farben bemalet ist, und läßt sie unter einer Bedeckung der Aeltesten und Tapfersten jeder Familie vor dem Truppe hertragen. Man hält es als einen ganz besondern **Vorzug**, wer diesen **Sack** tragen darf: ein solcher erlangt das Recht der An-

wartschaft, das Commando zu führen, im Falle der General und sein Lieutenant in der Schlacht bleiben. Die Bundeslade bey den Hebräern, und der Franzosen berühmte Reichsstandarte, (oriflamme,) wurden in ihrem Lager nicht so verehret, als bey den Huronen der Sack der Manitous. Der Gebrauch ist, daß man sie in eine kleine Verschanzung, mit Palißaden umgeben, niederleget, und früh und Abends anrufet. Diese Religionshandlung vertreibet alle Furcht; und die Armee marschiret, und schläft unter dem Schutze dieser Geister ruhig.

Unerachtet man diesen Geistern überhaupt solche Namen beylegt, die dem höchsten Wesen zukommen, so vermenget man sie doch niemals mit diesem erstem Geiste. Sie sind nur untergeordnete Geister, bey welchen die Wilden größtentheils einen schlimmen Character zu entdecken glauben, der mehr geneigt ist, Böses als Gutes zu thun.

Unsere Krieger, auf ihrem Marsche, machten nur kleine Tagereisen. Alles was sie unter Weges antrafen, sahen sie als Vorbedeutungen an; sie hatten, wie die Argonauten, ihren Orpheus, und Mopsus, das ist, ihre Gauckler bey sich, welche nach gewissen

wissen Regeln gute oder schlimme Auslegungen machten, und den Marsch aufhielten, oder beschleinigten, wie sie wollten. So lange man in keinem verdächtigen Lande zu seyn glaubte, brauchte niemand einige Vorsicht; ein jeder gieng für sich auf die Jagd, und selten fand man ihrer etliche beysammen. Allein man mochte sich auch noch so weit verlaufen haben, so kam doch jedermann wieder zusammen zu der Stunde, und an dem Orte, der von dem Oberhaupte vorgeschrieben war. Diese Leute haben eine vortrefliche Gabe, die einem natürlichen Antriebe bey kommt, daß sie alle Wege leicht finden, auch überall wissen, wo sie sind. In den dicksten Wäldern, und bey der düsterstten Zeit gehen sie gerade zu, wohin sie wollen, und nehmen ihren Weg so sicher, als wenn sie einen Compaß hätten.

Ein anderes noch vortreflicheres Talent besitzen sie in der größten Vollkommenheit: sie erkennen sogleich, ob jemand an einem Orte vorüber gegangen ist. Auf dem kürzesten Grase, auf dem härtesten Erdboden, ja auf Steinen, entdecken sie untrügliche Merkmale, und unterscheiden die Fußtapfen nicht nur der Männer und Weiber, sondern

auch der unterschiedenen Völker. Aus der Figur, wie die Tritte gekehret sind, aus den Füßen, auf was Art solche aus einander stehen, werden sie auf den ersten Blik, ohne sich zu irren, sagen, von welcher Nation, von was für einem Geschlechte, von welchem Alter, von was für Gestalt die Personen sind, derer Fußtapfen sie sehen, und wie lange es ist, daß solche gemachet worden sind. Sind es Leute von ihrer Bekanntschaft gewesen, so sagen sie gleich, es sind die Tritte von diesem, oder jener. Scheint ihnen der Ort verdächtig, als habe er zu einer verliebten Zusammenkunft gedienet, sind sie schalkhaft genug, das Gras daselbst abzuschneiden, um anzuzeigen, was der Mund mit Wohlstande nicht sagen kann. Diese Sprache versteht jedermann; und es geschieht selten, daß man sich irret.

So bald man auf feindlichen Boden angelanget war, wurde ein großes Gastgebot gegeben; nach selbigem aber schlief ein jedes ein. Beym Erwachen, wollten diejenigen, welche sich ihrer Träume erinnerten, sie auslegen lassen. Kann sie nun niemand errathen, so steht denen, welche sie gehabt haben, frey, in ihr Dorf zurück zu kehren: dieses

ist

ist, wie sie sehen, kein geringes Hülfsmittel für die Verzagten.

Nach neuen geschehenen Anrufungen, begab man sich wieder auf den Marsch. An dem Orte, wo man über Nacht bleiben wollte, war das Lager bald aufgeschlagen. Einige legten ihre Kähne auf die Seite, um vor dem Winde sicher zu seyn; andere steckten Reiser in den Sand am Ufer, oder legten sich auf ihre Matten. Einige trugen birkene Rinden bey sich, die wie Papier zusammen gerollet waren, womit sie eine Art von Zelte gar bald zusammen gebauet hatten. Die Jüngsten unter dem Truppe müßen, wenn keine Weiber da sind, Feuer anmachen, und den Kessel kochen lassen.

Beym Eintritte der Nacht ermangelte man niemals, Läufer auszuschicken, die sich erkundigen mußten, ob man noch weit vom Feinde wäre. So bald man ihn nur in der Entfernung durch den Geruch seines Rauches entdecket hatte, wurde Kriegsrath gehalten; und in der Absicht, ihn im Schlafe zu überfallen, entschloß man sich, noch vor des Tages Anbruche auf ihn los zu gehen. Die ganze Nacht blieb man auf dem Bauche liegen, ohne den Platz zu verändern; und in

eben dieser Stellung, näherte man sich dem Feinde, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Flintenschuß. Hier richteten sich alle auf einmal in die Höhe: der Anführer gab das Zeichen, und der ganze Haufen antwortete durch ein entsetzliches Geheul. Zu gleicher Zeit wurde das erstemal Feuer gegeben, und ohne den Irokoern Zeit zu lassen, sich zu besinnen, fiel der ganze Trupp, mit der Keule in der Hand, auf sie los. Das Handgemenge war blutig; allein die Huronen behielten das Feld.

Nach der Schlacht nahm man den Todten und Verwundeten die Haarschöpfe ab; Gefangene aber machte man nicht eher, als bis der Feind in völliger Flucht begriffen war. Man verfolgte die Flüchtlinge, und bekam verschiedene, die sich willig ergaben. Andere vertheidigten sich, und veranlasseten dadurch kleine besondere Gefechte. Bey dergleichen Gelegenheit ist ihnen erlaubt, weil die Anzahl nicht groß ist, sich, so zu sagen, Mann für Mann zu schlagen, so wie es die Helden der Iliade und der Eneide machten. Vielmal kennen sie einander; sie reden zusammen, fragen nach beyderseitigen Befinden, bewillkommen einander, und tödten einander erst

nach

nach abgestatteten Complimenten. Es machet dieses die Kriegesgespräche in dem Homer und Virgil wahrscheinlich.

Die Gefangenen, welche ihrer Wunden wegen nicht konnten fortgebracht werden, wurden auf dem Schlachtfelde verbrennet; und ihre Hinrichtung geschah gleich in der ersten Hitze, nach erhaltenem Siege. Sie hatten auf diese Art weniger auszustehen, als die andern, denen eine langwierigere Strafe aufbehalten war. Man hatte außerordentliche Sorgfalt diese letzteren verwahrlich aufzubehalten. Am Tage wurden sie mit dem Halse und mit den Armen an eine Pfoste des Kahnes gebunden: die traurigste Zeit aber für sie war des Nachts. Man legte sie nackend mit dem Rücken auf die Erde, und schlug vier Pfähle bey jedem Gefangenen ein. An diese wurden sie mit den Händen und Beinen, kreuzweis ausgestrecket, angebunden, und an einen fünften Pfahl war ein Ring gemachet, der den Gefangenen bey dem Halse hielt. Endlich, mitten um den Leib, schnürte man sie mit einem Gurte, dessen beyde Enden derjenige, der die Aufsicht über sie hatte, die Zeit über da er schlief, unter seinen Kopf legte, damit er gleich bey der geringsten Bewegung,

wegung, die der Gefangene machte, aufwachte. Diese grausame Stellung, eine ganze Nacht hindurch, wird weit schrecklicher zur Zeit der Mücken. Es ist nicht auszusprechen, wie groß die Plage dieser Thiere ist, welche Millionenweise herumfliegen, und nicht aufhören ihren Stachel bis auf das Leben einzustoßen, da denn bey jedem Stiche der zurückgelassene Gift eine Entzündung, und ein unerträgliches Jucken verursachet.

Nachdem sich unsere Huronen der Gefangenen genugsam versichert hatten, erfuhren sie durch die Läufer, daß ein ansehnlicher Trupp Irokoer sich verschanzet, und sein Lager befestiget hatte, daher sie sich entschlossen, solches den andern Morgen anzugreifen. Es fällt schwer, den traurigen Anblick zu beschreiben, welchen der Angriff und die Einnahme einer Festung bey den Wilden machen. Da die Palissaden blos hölzern, die Hütten aber von Baumrinde sind, so mag man die Belagerer auch noch so sehr durch Ströme von Pfeilen abhalten wollen, das ganze Dorf wird dennoch durch ihre entzündeten Pfeile in Flammen und Asche gesetzet. Ohne die geringste Furcht rücken sie an, vermittelst einer Art breterner Schilder, und

kommen

kommen unter selbigen bis an den Fuß der Palissaden. Ich habe auf solche Art unsre Huronen die Verschanzung der Feinde übersteigen gesehen, und sich des Platzes bemächtigen, ungeachtet die Pfeile von allen Seiten auf sie fielen, wie ein Platzregen. Stellen Sie sich diese Ueberwinder, schwarz und roth bemalet, zum Fürchten vor, und stolz auf ihren Sieg, wie Rasende herumlaufen, die ihren Triumph besingen, und unter entsetzlichem Geschreye den Ueberwundenen grausam mitspielen. Alles was unter ihre Hände fiel, wurde ihrer Wuth aufgeopfert: alles wurde in der ersten Hitze niedergemachet, oder in Feuer und Flammen verwandelt. Die Irokoer andererseits, die wohl wußten, was sie von der Wildheit ihrer Ueberwinder zu erwarten hatten, und lieber sterben, als den abscheulichsten Martern ausgesetzet seyn wollten, thaten Wunder von Tapferkeit. Angetrieben von Rache und Verzweifelung, suchten sie ihren Tod in dem Tode ihrer Feinde, und wichen nicht eher, bis sie ganz entkräftet der allzu großen Menge nachgeben mußten, und keine Möglichkeit mehr sahen, sich länger zu wehren.

Weil die Huronen die große Anzahl Gefangener nicht behalten konnten, sonderten sie sie in zwey Haufen ab. Der eine wurde der Krieger Wuth aufgeopfert; den andern behielten sie zur Vertheilung. Die alten, ihrer Jahre wegen unbrauchbaren Leute, die Kinder, und die Kranken, als auf dem Marsche beschwerlich, nebst etlichen tapfern Streitern, die sich noch furchtbar hätten machen können, mußten die unglücklichen Schlachtopfer seyn, welche die Huronen ihrem Grimme, und einer falschen Vorsicht aufopferten. Viele wurden verbrennet, noch eher man das Lager verließ; und alle Abende wurden etliche andere geschlachtet. „

Der Mißionnair, der seine Erzählung hier unterbrach, zeigte mir einen Wilden, der im Dunkeln um eine Hütte herumschlich, wo ein ziemlich hübsches Mägdgen hineingegangen war. Ich verstehe Sie, sagte ich zu dem Jesuiten; dieser junge Mensch wartet, bis es vollends Nacht wird, um **mit dem Schwefelholze zu laufen.** Sie wissen also, antwortete der Mißionnair, was diese Redensart sagen will? Ich habe irgendwo gelesen, versetzte ich, daß die Canadier diesen Namen ihren nächtlichen Ausschweifungen bey-

beylegen. Und in der That, wenn man den Reisenden Glauben beymessen darf, so redet man in diesem Lande mit einem Mägdgen niemals von Liebe, am wenigsten den Tag über: mit dem Schwefelholze laufen, ist der einzige Ausdruck, um ihnen zu sagen, daß man sie liebe, und wodurch man erfähret ob man von ihnen geliebet werde. Wer ihnen eine andere Liebeserklärung machte, gegen den würden sie die gröbsten Schimpfworte ausstoßen. Weil aber die Hütten beständig offen sind, so gar des Nachts, so wartet ein junger Wilder, um hinein zu gehen, bis daß das Feuer zugedecket ist, und jedermann sich schlafen geleget hat. Alsdenn erscheint er mit einem angezündeten Stückgen Holze, und nähert sich dem Mägdgen, welche vermuthlich nicht schläft. Wird er nicht wohl aufgenommen, so geht er ganz still wieder fort. Zuweilen erlaubet sie dem Liebhaber, sich auf ihr Bette zu setzen, blos um mit ihr zu schwatzen: kommt aber ein anderer, den sie mehr nach ihrem Geschmacke findt, so bläst sie selbigem sein Holz aus, das heißt so viel, sie hat Lust, sich mit ihm einzulassen.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 1 März, 1749.

Der 101 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich fahre in meiner Unterredung mit dem Mißionnaire fort, Madame, da er ohne weiteres Bitten so höflich war, alle meine Fragen wegen der Sitten, Gewohnheiten, und Gebräuche der Huronen, zu beantworten. Bey Gelegenheit der kleinen Liebesgeschichte wovon wir Zeugen gewesen waren, unterhielt er mich von ihren Heurathen. „Die Mägdgen, sagte er, haben keinen sonderlichen Trieb zu dieser Verbindung, weil ihnen, wie Sie gesehen haben, frey steht, die Proben davon zu machen, so oft sie wollen: die Hochzeitceremonie aber machet ihren Zustand nur unangenehmer. So lange sie unverheurathet sind, darf man ihnen nichts sagen; sie sind vermöge des Rechts der natürlichen Freyheit Gebieterinn über sich selbst; da hingegen die Weiber, weil sie ihre Männer verlassen können, wenn sie wollen, den Ehebruch verabscheuen. Jedoch versteht sich dieses mit einigen Ausnahmen; denn so viel Freyheit auch die huronischen Mägdgen haben,

so

so nehmen sie doch gewisse Anständigkeiten unverbrüchlich in Acht. Sie vermeiden sorgfältig, mit Personen vom andern Geschlechte öffentlich zu reden, weil dergleichen Gespräche so gleich verdächtig scheinen würden. Sie gehen sittsam einher, und sind äußerst bemühet, ihren guten Ruf zu erhalten, aus Furcht nicht verheurathet zu werden, sie müßten denn nicht die geringste Klugheit besitzen, oder sich dem lüderlichen Leben völlig überlassen haben. Was die Verheuratheten anbelangt, so weis eine **Frau**, die sich in jemanden verliebt, oder die sich an ihrem Manne rächen will, eben so gut als anderwärts, die den Französinnen so bekannte Kunst, einen Unterredungsort anzugeben, und sich ihrem Liebhaber günstig zu erweisen. Doch muß man bekennen, daß, wider die bey uns eingeführte Gewohnheit, die Huroninnen mehr Sittsamkeit beobachten, nachdem sie verheurathet sind, als vorher.

In Ansehung der **Verehelichung** mit **Verwandten**, nehmen es diese Völker so genau, daß auch der entfernteste Grad der Verwandtschaft zur Hinderung wird. Doch muß der Mann, nach seiner Frau Tode, ihre Schwester heurathen, oder, in deren Ermangelung,

gelung, diejenige, welche die Verwandten der Verstorbenen ihm vorschlagen. Die Frau befindt sich in eben dem Falle mit ihres Mannes Brüdern, insonderheit wenn sie keine Kinder von ihm gehabt hat. Ein Wittwer, der die Schwester, oder Verwandte seiner Frau ausschlüge, müßte sich alle mögliche Rache von ihr gefallen lassen. Was die persönlichen Eigenschafften der Verheuratheten anbelangt, so verlangt man von einem jungen Menschen, daß er beherzt, ein guter Kriegsmann, und ein geschickter Jäger sey; von einem Mägdgen, daß sie in gutem Rufe stehe, arbeitsam sey, und Lehre annehme. Man wird bey dieser Wahl betrogen, wie in dem übrigen: eine gute Frau ist in Amerika so rar, wie in Europa.

Unter den Aeltern beyder Familien werden die Heurathen abgehandelt; allein, unerachtet die jungen Leute an der Verabredung keinen Antheil nehmen, so wird doch nichts ohne ihre Einwilligung geschlossen. Gemeiniglich überlassen sie sich dem Willen derer jenigen, denen sie unterthänig sind; oder vielmehr, sie sind ihrem Vater, und ihrer Mutter nicht unterworfen, als bey dieser Gelegenheit; die einzige vielleicht, wo sie es

nicht

nicht seyn sollten. Die ersten Unterhandlungen geschehen durch alte Matronen, und fast niemals durch des Mägdgens Aeltern. Das Mägdgen muß warten bis man sie verlanget, und um sie anwirbt. Währet es zu lange, und niemand fragt nach ihr, so lassen es diese Matronen an Bemühungen nicht fehlen, um unter der Hand anständige Partien auszuforschen; sie wenden aber dabey alle mögliche Vorsicht an.

So bald die Heurath beschlossen ist, so überschicken des jungen Menschen Aeltern Geschenke; unter welchen einige sind, die weniger Freundschaftsproben, als vielmehr Anzeigen von der Sclaverey vorstellen, in welche die junge Frau versetzet werden wird: dahin gehören, das Trageband, der Kessel, und ein Scheit Holz. Man will dadurch zu verstehen geben, daß sie schwere Sachen tragen, die Küche besorgen, und Holz vorräthig anschaffen soll: an einigen Oertern ist so gar gebräuchlich, daß sie zum Voraus alles Holz, das man auf den nächsten Winter braucht, in das Haus liefert. Der junge Ehemann seinerseits hat auch Pflichten und Beschwerlichkeiten. Ausser der Jagd, und Fischerey, zweyerley Berufs Arbeit, die Zeitlebens dau-

ert, muß er der Frau eine Matte flechten, eine Hütte für sie bauen, und alles erlegte Wildpret dahin bringen.

Werden die Geschenke angenommen, so ist der Contract so gut als gemachet, und die Heurath geschlossen. Der Bräutigam begiebt sich alsdenn beym Eintritte der Nacht, unter Begleitung seiner ganzen Familie, in das Haus der Braut. Kaum ist er daselbst angekommen, so muß er sich auf eine Matte niedersetzen, die Braut bringt eine Schüssel mit Brey vor ihn hin, und setzt sich an seine Seite. Sie sagt ihm nicht allein nichts, sondern kehrt ihm auch ein wenig den Rücken zu, und wickelt sich aus Schamhaftigkeit und Bescheidenheit in ihre Decke. Der Bräutigam ißt von dem ihm vorgesetzten, einen Augenblick hernach geht er fort, und dieß ist es, worinnen die ganze Verlobungsceremonie besteht. Die Schüssel mit Breye, welche das Mägdgen ihrem künftigem Manne anbietet, wird als die neue Verbindlichkeit, die sie eingeht, angesehen, um Vorräthe anzuschaffen, und das Eßen zu machen.

Die Hochzeitfeyer besteht in Festen und Ergötzlichkeiten, das ist, in Singen,

Sprin-

Springen, Eßen und Trinken. In des Bräutigams Hütte wird gegeßen; aber die Braut muß die Kosten dazu hergeben, und das Fleisch und Mehl, das in den Kessel kommt, selbst liefern. Die Zeit über, da sich alle lustig machen, darf das Brautpaar nicht thun, als ob es Theil an der Freude nähme; insonderheit die Braut muß sich ernsthaft und traurig stellen, damit man nicht glauben möge, als kenne sie den Werth der Jungfrauschaft nicht genugsam, in dem Augenblicke, da sie solche verlieren soll. Man sagt so gar, es gäbe Oerter, wo die Braut das erste Jahr nach der Hochzeit hinbringt, ohne den Ehestand zu vollziehen. Auch nur der einer jungen Ehefrau geschehene Antrag, sich des ehelichen Rechtes vor Verlauf des Jahres zu bedienen, wäre eine Beleidigung, und ein Beweis, daß man sich mehr der sinnlichen Lust wegen, als aus Liebe, mit ihr verbunden habe. Dieser Ruhm, wenn es einer ist, einem so lächerlichen Gebrauche zu folgen, ist um so viel schwerer zu erlangen, da die neuen Eheleute alle Nachte beysammen schlafen. Wahr ist es, die Aeltern sind überaus wachsam, und unterhalten beständig Feuer, um gewiß zu seyn, daß nichts wider

die vorgeschriebene Ordnung vorgehe. Es ist mehr als einmal geschehen, daß ein junger Ehemann, weniger enthaltsam als der alte Arbrißel, nicht genug Achtung für die alte Gewohnheit gehabt hat, und sich das Beyspiel der Europäer hat wollen zu Nutzen machen. Darüber ist die junge Frau dergestalt aufgebracht worden, daß sie ihren vorwitzigen Mann niemals hat wieder sehen wollen, ungeachtet sie vorher, bey der Verheurathung, Neigung genug für ihn hat spüren laßen; ja man hat sich genöthiget gesehen, sie zu scheiden. In denen Gegenden, wo auch diese Gewohnheit nicht mehr eingeführet ist, würde man doch mit Befremdung wahrnehmen, wenn eine junge Frau in dem ersten Jahre ihrer Verheurathung schwanger wäre; ihr guter Name würde dabey leiden; und in gewissen Landschaften wies man auf sie mit Fingern.

In andern Provinzen ist der Mann berechtiget, seiner Frau, wenn sie die **Ehe gebrochen** hat, oder davon laufen will, die Nase abzuschneiden; hier aber kann man einander mit beyderseitiger Genehmhaltung **verlaßen**, und beyde Eheleute haben die Freyheit, sich **anderwärts** zu verheurathen.

Es

Es können sich diese Völker nicht vorstellen, wie dießfalls die geringste Schwierigkeit zu machen möglich sey. Einer von ihnen sagte zu einem Mißionnaire, der ihm das Unanständige dieser Trennung begreiflich machen wollte: ich, und meine Frau, wir konnten nicht einig zusammen leben; mein Nachbar war in eben dem Falle; wir haben mit unsern Weibern getauschet, und wir sind alle viere zufrieden. Was kann vernünftiger seyn, fuhr er fort, als sich wechselsweise glücklich zu machen, wenn man es mit so leichter Mühe werden kann, und niemanden Unrecht geschieht?

Die **Ehescheidung** ist also bey den Huronen erlaubt, vornehmlich in wichtigen Fällen; als, bey einer bestätigten Untreue, bey mürrischem Wesen der Eheleute, wenn keine Nachsicht unter ihnen statt findet, oder bey einer beharrlichen Begünstigung derjenigen in der Familie, von denen sie sich regiren lassen. Die Eifersucht, und Unbeständigkeit, sind auch noch Gelegenheiten, zu brechen. Wenn sie Kinder haben, so glaubt der Mann berechtiget zu seyn, die Söhne zu sich zu nehmen; allein die Mütter machen ihnen dieses Recht streitig, und behalten sie

fast allezeit. Die Kinder selbst scheinen über die Beschimpfung, daß der Vater die Mutter verläßt, empfindlich zu seyn. Eine Frau, die ihren Mann einer Untreue wegen in Verdacht hat, ist im Stande alle Arten von Vergehungen wider ihre Nebenbuhlerinn vorzunehmen, ohne daß der Mann wagen darf, sie zu vertheidigen: durch den geringsten Schein von Unwillen würde er sich verunehren. Eine verdrüßliche oder argwöhnische Frau geht ihrer Nebenbuhlerinn bey der Rückkunft von der Jagd entgegen, und nimt ihr ohne Complimente alle ihr Wildpret weg. Der Hurone sieht es, und sagt nicht ein Wort: die Frau bedienet sich ihres Rechts, und er nimt weiter keinen Theil daran. Ist die Frau noch nicht zu frieden, sondern plagt ihren Mann ferner durch mürrisches Bezeigen, oder durch Vorwürfe, so übergeht es dieser mit Stillschweigen: er unterstehet sich nicht, seiner Frau Verweise zu geben, noch weniger sie zu schlagen; allein, von ihren übelen Begegnungen ermüdet, scheidet er sich von ihr, und verläßt sie auf immer.

Ist es die Frau, welche sich wegen Untreue verdächtig machet, so verbirgt der Mann seine Eifersucht, so lange als er kann,

und

und rechnet sich zur Ehre, nicht empfindlich darüber zu scheinen: er verweilet aber nicht, die ihm erwiesene Untreu, doppelt zu rächen; ja er versetzt seine Frau endlich in die Nothwendigkeit, daß sie mit weniger Mühe erduldet, wenn er sie verläßt, und sie fortschicket. Zuweilen aber treibt ein aufgebrachter Mann seine Rachgier viel weiter: zum Beweise kann dienen, was mir einer unserer Mißionnaire erzählet hat, welches ich hier von Wort zu Wort wiederhole.

„Ein von seiner Frau unzufriedener Wilder, der aber seinen Unwillen nicht merken ließ, gieng mit ihr zur gewöhnlichen Zeit auf die Jagd. Es war ein gutes Jahr, das Wildpret war im Ueberflusse vorhanden, und der Mann war ein guter Jäger. Dem ungeachtet stellte er sich, als wenn er nichts antreffen könnte, und wendete vor, es müßte ihm jemand einen Possen gethan haben. Die Jahreszeit war schon ziemlich verstrichen, die Vorräthe verzehret, und die Frau hatte bereits großen Hunger ausgestanden. Der Mann, der sie auf diese Art lang geplaget hatte, gab vor, es hätte ihm geträumet, er solle die Bezauberung, die sie in diese äußerste Noth versetzte, heben. Dieß, sagte er, bestün-

bestünde darinnen, daß er bey Nachtzeit die Hütte seiner Frau anfallen, solche als ein Kriegesfeind bestürmen, seine Frau gefangen nehmen, und als eine Sclavinn behandeln solle. Die Frau, die diesen Traum als einen Spaß ansah, widersetzte sich nicht, sondern munterte den Mann vielmehr dazu auf. Er that es; und die folgende Nacht belagerte er das Haus, nahm seine Frau gefangen, verurtheilete sie zum Feuer, zog ihr die Kleider aus, band sie an einen Pfahl, und zündete ein großes Feuer an. Die arme Unglückliche glaubte, hier würde das Spiel ein Ende nehmen; allein sie betrog sich: der Mann nahm die Sache ernsthaft, wurf ihr ihre Untreue vor, und schmauchete sie bey kleinem Feuer mit unerhörter Grausamkeit. Der Bruder der Frau, der gehöret hatte, daß seine Schwester Hunger litte, hatte sich auf den Weg gemacht, und wollte ihr Lebensmittel bringen. Dieser kam eben an, als der grausame Auftritt seinen Anfang nahm, und sah ihn schon vom weiten. Die Hütte war offen, und seine Schwester machte ein erbärmliches Geschrey. Der Anblick durchdrung ihn von Schrecken; er nahm aber so gleich seinen Entschluß, gieng näher hinzu,

zu, ohne gesehen zu werden, und wie er auf einen Büchsenschuß noch entfernet war, schoß er mit einer Kugel auf seinen Schwager, und tödete ihn. Er lief hierauf auf seine halb tode Schwester zu, band sie ab, und erfuhr von ihr den Verdacht ihres eifersüchtigen Mannes, und die Ursache seiner Grausamkeit. Die arme Frau war so übel zugerichtet, daß ihr keine Hoffnung zu leben übrig blieb. Ihr mitleidiger Bruder glaubte daher wohl zu thun, daß er sie ihrer Marter erlöfete, und aus Erbarmung erfüllete er ihren Willen, und stach sie tod. Nachdem er sie begraben hatte, gieng er in das Dorf zurück, und erzählte die traurige Begebenheit.„

Die Ehescheidung ist hier vielmals eine bloße **Verlassung**, die den Eheleuten nicht alle Hoffnung benimmt, wieder zusammen zu kommen. Es geschieht dieses vielmehr öfters, es sey nun, daß ihre guten Freunde sich darein mengen, und sie wieder aussöhnen; oder, daß ihre ehemalige Freundschaft selbst, und die Liebe zu ihren Kindern, wieder rege wird; oder aber, daß die Zeit ihre Beschwerden getilget, und ihr Mißvergnügen gelindert habe.

Bey gewissen Nationen haben die **Weiber** alle **Gewalt**; bey andern haben sie in

die

die Regirung gar nichts zu reden. Erstere sind in gewisser Maase Herrinnen vom Staate, und machen, so zu sagen, dessen Hauptheil aus. Sie müssen aber zu reifen Jahren gekommen seyn, und Kinder haben, die im Stande sind, ihnen Ehrfurcht zu verschaffen: übrigens kommen sie in keine Betrachtung, und im Hause sind sie nichts als ihrer Männer Sclavinnen. Ueberhaupt ist vielleicht kein Volk in der Welt, wo das weibliche Geschlecht mehr verachtet ist. Einen Wilden weibisch zu heißen, ist für ihn das empfindlichste Schimpfwort. Dem ungeachtet gehören die Kinder den Müttern, wie Sie gesehen haben, und selbige erkennen keine andere Gewalt, als die ihrige. Der Vater ist ihnen allezeit fremd, und wird blos gefürchtet als Herr.

Die huronischen **Weiber** schonen sich wenig, wenn sie **schwanger** sind. Sie verrichten ihre ordentliche Arbeit; und je näher sie ihrer Niederkunft kommen, desto mehr greifen sie sich an. Sie gehen auf das Feld, tragen Lasten, und finden, daß die Bewegung ihre Enthindung erleichtert. Haben sie eine schwere Geburt, welches selten geschieht, so sagt man es den jungen Leuten im Dorfe.

Diese

Diese nähern sich sogleich der Hütte der Kranken, und fangen ein entsetzliches Geschrey an der Thüre an. Das Lärmen erschreckt die Patientinn, und sie wird geschwind und glücklich entbunden.

Es ist zu verwundern, mit was für einer Leichtigkeit sie ihre Kinder zur Welt bringen. Das meistemal kommen sie ohne Mühe, und ohne Beystand nieder. Wenn sie, auf dem Rückwege vom Felde, davon überrascht werden, verrichten sie den Hebammendienst selbst, waschen ihr Kind in dem nächsten Wasser, gehen vollends in die Hütte, und an eben demselben Tage fangen sie ihre ordentlichen Verrichtungen wieder an. Man spüret nicht, daß es ihnen sauer geworden, oder der geringste Schmerz zurückgeblieben sey. Doch muß man sich nicht einbilden, als ob sie niemals nichts auszustehen hätten, oder, nicht auch einige darüber stürben; allein, sie erdulden ihre Schmerzen mit einer vortrefflichen Stärke des Geistes, und zwingen sich, so viel nur möglich, kein Merkmal von Schwäche zu äußern. Ließen sie zu viel Gezärteltes blicken, würden die Alten sagen, sie müßten keine Kinder mehr haben, weil selbige eben so feig werden würden, wie sie. Allein, diese

Fälle

Fälle sind sehr rar: die mehresten kommen während ihrer Arbeit nieder, oder auf der Reise. Wenn sie fühlen, daß ihre Entbindung nahe ist, so wird eine kleine Hütte haussen vor dem Dorfe aufgeschlagen, worinnen sie vierzig Tage nach der Niederkunft zubringen. Ist diese Zeit vorüber, so löschet man das Feuer in der Hütte, wo sie wieder hinein kommen, aus, man macht den Hausrath rein, und bey ihrer Ankunft zündet man ein neues Feuer an. Ohngefähr die nämlichen Formalitäten werden bey ihren monatlichen Beschwerlichkeiten, oder so lange sie ihre Kinder stillen, beobachtet. Das Stillen währet ganzer drey Jahre, und binnen dieser Zeit wohnen ihre Männer ihnen nicht bey. Vielleicht verdiente diese Gewohnheit Beyfall, wenn die eheliche Treue dabey in Acht genommen würde: allein, vielmal wird sie von beyden Theilen übertreten. Man will so gar behaupten, daß der Gebrauch gewisser Pflanzen, wodurch die Wirkung der Untreue der Weiber verhindert wird, hier zu Lande sehr gewöhnlich sey.

Die Mütter lieben ihre Kinder auf das zärtlichste; und obwohl die Proben davon nicht so schmeichelnd und lebhaft sind, wie

bey

bey den Europäern, so ist ihre Zärtlichkeit doch eben so wahrhaft, so gründlich, und so dauerhaft. Die Sorgfalt für die Kinder, so lange selbige noch in der Wiege sind, hat keine Schranken: wenn sie aber entwöhnet sind, so werden sie, bey aller beybehaltenen Liebe, sich selbst überlassen, weil man sich einbildet, man müsse die Natur wirken lassen. Ihre Wiegen, die artig und bequem sind, bestehen aus zwey dünnen Bretern von sehr leichtem Holze, haben zwey und einen halben Fuß in der Länge, sind am Rande verzieret, unten eingezogen, und am Fuße abgerundet, damit man leichter wiegen könne. Das Kind ist anstatt der Windeln in Pelz gewickelt; und zwey große breite Rieme, die aus der Wiege gehen, dienen der Mutter, es überall mit hinzutragen, es mit andern Lasten aufzuladen, oder, so lange sie arbeitet, an einen Baum zu hängen. Sie liegen warm und weich darinnen; denn außer dem sehr zarten Pelzwerke legt man noch eine Menge feiner Wolle von der Aehre eines Schilfrohres hinein, oder das Pulver von einer gewissen Rinde, das die Weiber brauchen, um ihren Haaren die Fettigkeit zu benehmen. Sie sind auch sehr reinlich darinnen, vermittelst einer

kleinen Haut, die daran hängt, in welche sie können ihre Nothdurft verrichten, und inwendig nichts, als etwa die Wolle, verunsaubert wird, die man leicht ersetzen kann.

Die Kinder, so bald sie auf Händen und Füßen kriechen können, sind sich ihnen selbst überlassen; sie mögen hingehen, wo sie wollen, nackend, in das Wasser, in das Holz, in den Koth, und in den Schnee. Sie bekommen daher die Stärke, die Geschwindigkeit, und das abgehärtete Wesen, das den Europäern zur Bewunderung dienet. Im Sommer, früh mit dem Tage, sieht man sie in das Wasser laufen, wie die Thiere, denen dieses Element eigen ist. Einen Theil des Tages bringen sie in den Seen und Flüssen zu, um zu spielen. So bald sie ein wenig groß werden, folgen sie der Mutter, und arbeiten für die Familie. Man gewöhnet sie, Wasser zu schöpfen, kleine Vorräthe von Holze zu holen, und richtet sie nach und nach ab, ihren Jahren angemessene Dienste zu leisten. Auch giebt man ihnen bey Zeiten Bogen und Pfeile in die Hand. Sie brauchen selbige lange als ein Spielwerk; wenn aber ihre Kräfte mit den Jahren zunehmen, wird aus dem Zeitvertreibe eine nöthige Uebung;

und

und der Nacheifer, sicherer als alle Lehrmeister, bringt sie zu einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, damit umzugehen. Es hat diesen Völkern eben so wenige Mühe gekostet, sich in dem Gebrauche des Schießgewehres vollkommen zu machen.

Gleich von den ersten Jahren an, läßt man sie auch mit einander ringen. Wenn zwey Gegner sich zusammen schlagen, und aus Spaß, Ernst wird, so bleiben die andern in ihrer größten Gelassenheit. Sie machen einen Kreis um die zwey Kämpfer, und geben blos Zuschauer ab, ohne sich des einen oder des andern anzunehmen; es müßte denn das Spiel zu weit getrieben werden, oder die Partheyen nicht gleich seyn. Man begnüget sich, auf Kosten des Ueberwundenen zu lachen. Ihre Neigung zu dieser Uebung ist so heftig, daß sie sich vielmals tödten würden, wenn man sie nicht auseinander brächte. Diejenigen, die unterliegen, bekommen wider ihren Gegner einen solchen Unwillen, daß sie nicht eher ruhig werden, als bis sie ihrer Seits den Vortheil auch erhalten haben.

Ueberhaupt bemühen sich die Väter und Mütter ihren Kindern Gesinnungen von Ehre beyzubringen, die sie Zeitlebens behal-

ten, aber nicht allezeit gut anwenden; darinnen aber besteht die ganze Erziehung, die man ihnen giebt, und noch dazu geschieht sie durch Umschweife, das ist, die Unterweisung wird von den Thaten ihrer Vorfahren hergenommen. Die jungen Leute, die durch diese alten Bilder angefeuert werden, wünschen nichts als eine Gelegenheit, dem, was ihre Bewunderung erwecket, nachzuahmen. Um sie von ihren Fehlern zu bessern, bedienet man sich der Ermahnungen, und Bitten, niemals aber der Drohungen und Züchtigungen: sie glauben, kein Mensch habe ein Recht den andern zu zwingen. Hiernächst hoffen sie, daß wenn die jungen Leute mit den Jahren Verstand erlangen, sie diesem Lichte folgen, und sich vollkommener machen werden. Die gröste Strafe ist, ihnen etwas Wasser in das Gesichte zu gießen; darüber sind sie so empfindlich, daß man hat Mägdgen gesehen, die sich dieser wegen erwürget, und es ihren Müttern zuvor in folgenden Worten gesaget haben; „Du wirst keine Tochter mehr haben.„ Man sollte glauben, daß auf eine so übel erzogene Kindheit eine ungestüme und verderbte Jugend folgen würde; allein, ausser daß die Wilden natürlicher-

cherweise gelassen, und Herren über sich selbst sind, so ist auch ihr Temperament, besonders unter den Nördlichen Nationen, zu lüderlichen Ausschweifungen nicht geneigt.

Eine Handlung, welche bey den Huronen die ersten Kinderjahre endiget, ist die **Beylegung des Namens.** Diese Ceremonie geschieht bey einem Gastgebote, wo niemand erscheint, als Personen von dem Geschlechte des Kindes, das man benennen will. Das Kind liegt auf dem Schooße des Vaters oder der Mutter, welche es ohne Aufhören den Geistern, besonders aber seinem künftigen Schutzgeiste empfehlen. Niemals wählet man neue Namen: jede Familie hat ihrer eine gewisse Anzahl, die nach der Reihe wieder kommen, und der Familie eigen sind. Mit den Jahren ändern sich diese Namen: das Kind bekommt den Namen von einem jungen Menschen, der den seinigen abgeleget hat, um den Namen eines Erwachsenen anzunehmen, dieser aber empfängt den Namen eines mehr Bejahrten, und dieser wiederum den von einem alten Greise in der Familie. Wenn ein Mann stirbt, so bleibt sein Name mit ihm begraben, und erst nach geraumen Jahren denkt man wieder daran, ihn zu er-

neuern. Es geschieht weniger, um den Namen fortzupflanzen, daß man sie in den Familien aufbehält, als vielmehr denjenigen, der ihn empfängt, aufzumuntern, die treflichen Thaten derer, die ihn geführet haben, nachzuahmen, oder sie zu rächen, wenn sie sind getödet und verbrennet worden, auch die Verwandten zu trösten. Also, wenn eine Frau ihren Mann, oder ihren Sohn verloren hat, und sonst niemand ist, der sie unterstützen kann, so bemüht sie sich, so bald als möglich, den Namen, den sie beweinet, auf einen andern zu bringen, der diese Stelle ersetzet.

Der Gebrauch ist, daß man niemanden bey seinem Namen nennet, wenn man auch auf eine vertraute Weise mit ihm redet: es wäre dieses bey den Huronen eine Unhöflichkeit, so wie sie es auch bey uns ist, unerachtet man sie häufig begeht. Man muß ihm die Eigenschaft beylegen, die er in Ansehung dessen hat, der mit ihm redet, nach Verhältniß der Freundschaft und Verwandschaft, die unter ihnen ist. Findet keine Blutsverwandschaft statt, so nennet man ihn dennoch Bruder, Oheim, Vetter u. s. w. nach dem Grade der Liebe, Hochachtung,

und

und Ergebenheit, die man für einander hat, und des Verhältnisses von Alter, das man allezeit in Acht nimt. Gegen die Fremden ist man eben so höflich, und giebt ihnen Verwandschaftsnamen, so als wenn sie wirklich näher, oder entferneter befreundet wären, nachdem man ihnen Ehre erweisen will.

Es ist hier der Ort, von einem andern bey den Huronen eingeführten Gebrauche zu reden, der auch bey den Irokoern beobachtet wird. Die Kinder sehen die Schwestern ihrer Mutter, wie ihre leibliche Mutter, und ihre Brüder, wie ihre Oheime an. Aus eben der Ursache, legen sie den Namen als Vater, des Vaters Brüdern, und als Base, seinen Schwestern bey. Also alle Kinder von der Mutter- und von ihrer Schwesternseite, und vom Vater, und von seinen Brüdern, sehen sich als Brüder und Schwestern an: diejenigen aber von den Onkeln und Tanten, das heißt, von der Mutter Brüdern, und von des Vaters Schwestern, heißen einander nur Vettern, ob sie gleich in eben dem Grade der Verwandschaft stehen, wie die, welche sich Bruder und Schwestern nennen. In dem dritten Grade ändert sich alles. Die Großonkels, und Großtanten,

werden wieder Großväter und Großmütter der Kinder von denen, die sie Neffen und Nichten hießen. Vielleicht hat ein gleicher bey andern Nationen eingeführter Gebrauch Gelegenheit gegeben, daß man daselbst gesaget hat, man heurathete seine Schwester oder seine Mutter, da es in der That nur die Muhme, oder Tante gewesen ist.„

Man hatte mir viel von der besondern Freundschaft erzählet, die unter den jungen Leuten bey den Huronen, ja bey allen Amerikanischen Wilden, eingeführet ist. Weil ich nun nicht wußte, worinnen diese Verbindung eigentlich besteht, so bat ich den Mißionnair, mich über diesen Artikel, der einen der wichtigsten von den Sitten dieses Volkes ausmachet, zu belehren. „Dieser Gebrauch, sagte er zu mir, der an und für sich höchst löblich ist, war besonders in den Republiken zu Creta, und Lacedämon eingeführet. Ich weis wohl, fuhr er fort, daß man ihre Gesetzgeber beschuldiget, als hätten sie durch diese Gesetze ein Laster begünstiget, das bey den Griechen leider nur allzugemein geworden ist, und dessen gehäßiger und schändender Character ihre Republiken auf ewig hätte verunehren können. Seyn

Sie

Sie versichert, daß wenn dieses abscheuliche Laster eine Folge dieser freundschaftlichen Verbindungen gewesen wäre, Minos, und Lycurgus würden sich gehütet haben, sie in Ehren zu halten, ja als einen Gegenstand von Ruhme und Verdienste anzupreisen. Ihre Absicht ist also gewesen, freundschaftliche Verbindungen zu stiften, die eine unschuldsvolle Liebe, eine wechselsweise Aufmunterung, und einen Umgang zum Grunde hatten, wo auch sogar der Schein, des Lasters verbannet war. Der Liebhaber trug beständige Sorgfalt, seinem geliebten Gegenstande Gesinnungen von Ehre beyzubringen; sein Beruf war, ihm zum Beyspiele zu dienen, die vorfallenden Fehler zu verhüten, oder zu bessern, und die Gesetze verpflichteten ihn, für die Aufführung des Geliebten, der wie sein Schüler war, zu stehen. Vergieng sich letzterer, so wurde jener gestrafet, als wenn er alleine Schuld wäre. Demjenigen Liebhaber würde es übel ergangen seyn, der seinem Untergebenen Beyspiele von Lastern gegeben hätte, anstatt ihn zur Tugend aufzumuntern. Hätte er sich lassen einfallen, strafbare Begierden gegen seinen Geliebten zu heegen, würde er einem schimpflichen

Tode nicht anders als durch die Flucht haben entgehen können. Verschiedene Helden des Alterthumes hatten dergleichen vertraute Freunde, welche ihre Gefährten in Beschwerlichkeiten und im Glücke waren. So sah man den Herkules und Jolas, Theseus und Pirithous, Achilles und Patrocles, Aeneas und Achates, Orestes und Pylades, u. s. w. Die Liebhaber, und ihre Geliebten, schickten Opfergeschenke zu dem Grabe des Jolas, und befestigten ihre Freundschaftsbande durch einen Eid, den sie bey seinem Namen leisteten.

Und solchergestalt sind ohngefähr noch heut zu Tage die Freundschaftsbündnisse, fuhr der Mißionnair fort, die unter den Wilden statt finden. Es sind Bande die eben so genau geknüpfet sind, als die natürlichen, und der Blutsverwandschaft; sie können nicht aufgelöset werden, es müßte denn einer von beyden sich ihren durch Niederträchtigkeit, die seinen Freund entehrete, unwürdig machen, und ihn zwingen, das Bündniß zu brechen, wie man Beyspiele davon allerdings gesehen hat. Diese Freundschaft wird durch Geschenke erkauft, die man demjenigen machet, den man zum Freunde haben

haben will; und wird durch gegenseitige Proben von Gewogenheit unterhalten. Man wird Gefährten der Jagd, des Kriegs, der Glücksgüter; man hat das Recht der Kost und des Unterhaltes in der Hütte, und die größte Schmeicheley, die man seinem Freunde machen kann, ist, daß man ihm den Namen davon beyleget. Diese Zuneigung wächst mit den Jahren, und ist so unauflöslich, daß sich öfters ein dem Orestes und Pylades ähnlicher Heldenmuth dabey äußert. Man liest in den alten Erzählungen, daß unter verschiedenen Kriegsgefangenen zwey so genau verbundene Freunde sich gefunden haben, daß, da der eine zum Feuer verurtheilet, der andere aber an Kindesstatt angenommen wurde, letzterer sich so sehr betrübete, daß seinem Camaraden dieses Glück nicht auch wiederfuhr, daß er es für sich alleine nicht hat annehmen wollen, und durch sein Klagen, Bitten, und Drohen es dahin gebracht hat, daß diejenigen, welche ihn angenommen hatten, sich genöthiget gesehen haben, ihn so wie seinen Freund der Strafe zu überlassen. Zwey auf diese Art zu gemeinschaftlichem Interesse vereinigte Freunde thun, und wagen alles, um einander zu

helfen,

helfen, und beyzustehen. Selbst der Tod, wie sie glauben, scheidet sie nur auf eine gewisse Zeit; sie rechnen, einander in jener Welt wieder zu finden, und sich alsdenn nicht weiter zu trennen, weil sie versichert sind, sie werden einander noch vonnöthen haben. Ein zum Christenthume bekehrter Wilder, der sich den Regeln des Evangelii nicht gemäß aufführete, wurde einsmals von einem Mißionnair mit der Höllenstrafe bedrohet; der Wilde fragte ihn, ob er glaube, daß sein verstorbener Freund auch an diesem Orte der Quaal wäre? und als der Pater antwortete, er habe Ursache zu glauben, Gott werde ihn zu Gnaden angenommen haben, so sagte er: ich mag also dahin auch nicht gehen; und diese Ursache bewog ihn, seine Lebensart zu ändern. Es wäre ihm einerley gewesen, im Himmel, oder in der Hölle zu seyn, wenn er nur zu hoffen gehabt hätte, seinen Freund daselbst zu finden.„

Es ist lange genug, Madame, daß ich unter den Canadern lebe, um Ihnen eine Beschreibung von ihrer Gestalt, Kleidung, und Gemüthsart machen zu können. Viele haben sich eingebildet, die Wilden wären Leute, über und über mit Haaren bewach-

bewachsen, die in den Wäldern, wie die andern Thiere ohne Umgang lebten, und hätten nur eine unvollkommene menschliche Gestalt. Es scheint auch, diese Meynung habe sich noch nicht gänzlich verloren. Dem unerachtet haben die Wilden von Canada, ausser den Haaren auf dem Kopfe, und den Augenbraunen, welche viele noch dazu sorgfältig ausreißen, kein Haar auf dem ganzen Leibe; sollten sie auch zufälliger Weise wachsen, so reißt man sie bis auf die Wurzel aus. Diese Völker kommen weiß auf die Welt, wie wir; allein weil sie nackend gehen, sich mit vielerleyen Oelen beschmieren, verschiedene Farben an sich streichen, und dieses alles die Sonne mit der Zeit in die Haut eindrückt, so ist kein Wunder, daß sie braun werden. Sie sind groß, von längerer Statur, als wir, haben sehr ordentliche Gesichtszüge, und eine Habichtsnase. Sie sind durchgängig wohl gewachsen, und man sieht weder Hinkende, noch Einäugige, weder Buckeliche, noch Blinde, u. s. w. unter ihnen. Dem ungeachtet, bey dem ersten Anblicke fällt es fast nicht möglich, vortheilhaft von ihnen zu urtheilen: sie haben etwas wildes im Gesichte, ihr Gang

ist

ist bäurisch, ihre Anrede gerade zu, und ohne viele Worte. Sie sind stark, gesunder Natur, und würden alt werden, wenn sie sich besser in Acht zunehmen wüßten. Allein die meisten verderben sich durch die übertriebenen Märsche, durch ein übermäßiges Fasten, und durch eine noch größere Unmäßigkeit im Essen. Ueberdieß haben sie von Kindheit auf ihre Füße in dem Wasser, in Eise, und Schnee, wie Sie bereits gesehen haben; und der Brandewein, das unglückselige Geschenk, das ihnen die Europäer gemachet haben, und das sie rasend lieben, und nur trinken, um sich voll zu saufen, bringt sie vollends um ihre Gesundheit. Uebrigens haben sie große Vorzüge vor uns: der erste und wichtigste ist die Vortreflichkeit ihrer Sinnen. Unerachtet der Schnee sie blendet, und der Rauch sie fast ersticket, so wird ihr Gesicht doch nicht geschwächet. Das Gehör haben sie ungemein leise, und einen so feinen Geruch, daß sie das Brandige lange vorher riechen, ehe sie Feuer sehen. Es ist dieß die Ursache, warum sie keinen Bisam, oder andern starken Geruch leiden können: man behauptet sogar, sie fänden keinen Geruch angenehmer, als

den

den von Dingen, welche man ißet und trinket.

Die in dem Mitternächtlichen Amerika wohnenden Wilden haben, vermittelst ihrer Bekleidung in Häute, für den Wohlstand und die Nothdurft geforget. Ihr Anzug besteht in einer Binde, in einem Camisole, in Strümpfen, Schuhen, und in einem Rocke. Die Binde ist ein Stück Leder, eines Fußes breit, und drey oder vier Fuß lang. Es geht zwischen den Beinen durch, und vorne und hinten nehmen sie es in die Höhe, schlagen es um einen kleinen Strick von Gedärmen, den sie um den Leib haben, und lassen beyde Enden eines Fußes lang herunter hängen. Es ist dieses das einzige Stück ihrer Bekleidung, das sie niemals ablegen; die andern thun sie gern weg, ohne zu glauben, daß sie die Bescheidenheit beleidigen. Bey warmer Witterung haben die Mannspersonen oft nichts am Leibe, als diese Binde: im Winter bedecken sie sich mehr oder weniger, nach Beschaffenheit des Clima. Die Weibspersonen tragen, anstatt dieser Binde, ein Stück Zeug, oder Haut, das ihnen zum Rocke dienet, und sie von den Hüften, bis auf die halben Beine umgiebt.

Das

Das Camisol ist eine Art von Hemde ohne Aermel, aus zwey feinen und leichten Rehhäuten gemachet, die keine Haare haben, und unten ausgeschnitten sind, wie Franzen. Bey den Mannspersonen geht dieses Camisol bis an den Gurt; bey den Weibern bis an die Kniee. Unter allen Kleidungsstücken scheint dieses ihnen am wenigsten nothwendig zu seyn, denn viele legen es weg. So lange sie unter Weges, oder im Winter in der härtesten Kälte sind, tragen sie falsche Aermel dazu, die an dem Camisole nicht fest gemachet sind, sondern mit einem Riemen, hinten auf den Achseln, zusammen gebunden werden.

Die Fußbekleidung ist eine Art von ledernen Strümpfen, die den Mannspersonen bis über die halben Schenkel herauf, den Weibspersonen aber bis an die Kniee geht. Erstere befestigen sie auf den Hüften an dem Gurte, woran die Binde hängt; die Weiber aber binden sie mit Strumpfbändern von Elendshaut, die sauber gearbeitet sind. Diese Strümpfe, die keine Socken haben, ziehen sie in Schuhe ohne Absätze und Solen, von starkem Leder gemachet. Es sind Arten von rehhäutenen Socken, die durch den Rauch gahr gemachet sind.

Der

Der Rock ist eine Art von Decke, auch aus zugerichtetem Leder gemachet, wie die übrige Kleidung, und ausgezacket mit Franzen. Die Wilden hängen ihn ganz leicht über, halten ihn mit der Hand, und befestigen ihn nur, wenn sie auf der Reise sind. Weil sie alsdenn mehr Packe tragen, binden sie ihn zu mehrerer Bequemlichkeit um den Leib. Bey garstigem Wetter ziehen sie ihn über den Kopf, der sonst ordentlich unbedecket bleibt; denn sie haben weder Hüte noch Mützen. Diejenigen Wilden, die in der Nachbarschaft der Europäer wohnen, haben zwar ihre alte Art sich zu kleiden behalten, sie haben aber die Materie der Kleider geändert. Sie tragen Hemden von Leinewand, anstatt der Camisöler; Binden und Strümpfe von Zeuge; und anstatt der Pelzröcke, wollene Decken. Die Reichsten unter ihnen schaffen sich scharlachene Decken, die sie von der Colonie kaufen. Alle sind sehr begierig, Hemden zu haben; sie ziehen sie aber nicht eher unter das Camisol, als bis sie schmutzig sind, und alsdenn behalten sie sie so lange an, bis sie verfault vom Leibe fallen; denn sie geben sich niemals die Mühe, sie zu waschen.

Der Mißionnair erzählete mir, auf was für Art die Häute, woraus die Wilden ihre Kleider machen, zugerichtet werden. „Diese Zurichtung, sagte er, ist weder langweilig, noch künstlich. Wenn die Häute eine Zeitlang im Wasser geweichet haben, werden sie geschabet, und durch das viele Angreifen werden sie geschmeidig. Um solche noch gelinder zu machen, bestreichet man sie mit dem Gehirne der Thiere, da sie denn gar bald weich, und ziemlich weiß werden. Man bearbeitet sie nicht mit Oele, sondern man leget sie in den Rauch; welches ohngefähr eben die Wirkung thut. Alle diese Häute sind von sehr guter Dauer; und bey ihrer Zurichtung laufen sie nicht Gefahr, verbrennet zu werden, wie diejenigen, welche man in Europa verfertiget. Die Wilden malen die ihrigen, und zeichnen Figuren darauf, die ihnen ein gutes Ansehen geben, und sie schöner machen. Ehe das Gemälde darauf kommt, wird der Umriß gezeichnet, der hernach mit Farbe ausgefüllet wird. Die Farbe ist eine Art von Zinnober, aus einer rothen Erde gezogen, welche man am Ufer der Seen und Flüsse findet. Sie nehmen auch den Saft und die Asche von gewissen Pflanzen dazu.„

Nicht

Nicht allein auf die Häute der Thiere wissen die Wilden Figuren zu zeichnen, sondern sie sind auch so künstlich, daß sie Stickereyen auf ihre eigene Haut machen, und sich solchergestalt ein Kleid verfertigen, das ihnen zwar in der That theuer zu stehen kommt, das aber Zeitlebens dauert. Die Arbeit ist mit der, welche auf das Leder gemachet wird, einerley. Zuerst entwirft man auf die wohl ausgespannte Haut die Figuren: hernach werden alle Linien übergangen, indem man die Haut mit Nadeln, oder kleinen spitzigen Knochen, oder mit Fischgräten, bis auf das Fleisch durchsticht; und in diese Löcher streuet man zart geriebene Farben, die sich so fest in die Haut legen, daß sie niemals vergehen.

Diese Pracht ist nur denenjenigen erlaubet, welche sich unter ihren Landesleuten hervorthun. Es muß sich einer durch kühne Thaten haben berühmt gemachet, und im Kriege viele Menschen, oder auf der Jagd vieles Wild, getödet haben. Die Arbeit selbst ist in dem Augenblicke, da man sie machet, nicht außerordentlich schmerzhaft; allein, die Haut schwellet bald darauf, und verursachet Grinder, die mit Entzündung verbunden sind;

oft kommt ein Fieber dazu, das etliche Tage dauert, und in der großen Sommerhitze ist Lebensgefahr dabey.

Viele lassen sich über den ganzen Leib stechen, wie ehedem die Picten; andere, nur an verschiedenen Theilen. Die meisten sind mit etlichen Figuren von Vögeln, Schlangen, oder andern Thieren zufrieden, ohne Ordnung, und Regel, nach eines jeden Willkühr. Es ist aber nicht ein bloßer Zierrath; sie finden auch, sagt man, große Vortheile dabey, als, die rauhe Witterung weniger zu empfinden, sich vor dem Zahnwehe zu verwahren, und letzteres besonders, wenn sie sich im Gesichte an denjenigen Theilen stechen lassen, die mit den Kinnbacken Gemeinschaft haben.

Diese beständig bleibenden Farben halten unsere Wilden nicht ab, sich in einer andern leichtern Malerey, die einer Schminke gleicht, zu gefallen, welche sie jedesmal, daß sie sich putzen wollen, erneuern. Die Kriegsleute, wenn sie zu Felde gehen, malen sich, um ihren Feinden Furcht einzujagen; vielleicht auch, um ihre eigene zu verbergen: denn man muß nicht glauben, als ob sie ganz frey davon wären. Die jungen Leute thun es, ihr jugendliches Ansehen, welches sie bey

den

den alten Soldaten verächtlich machet, zu verstecken. Auch geschieht es noch, daß sie schöner aussehen wollen; alsdenn aber sind die Farben lebhafter, und mehr verändert. Sie malen die Gefangenen, welche sie zum Feuer verurtheilen, und so gar die Todten, damit die blasse Farbe, die sie verunstaltet, nicht gesehen werde. Die Farben sind eben dieselben, die sie brauchen, die Häute anzustreichen; sie werden von gewissen Erden, und von verschiedenen Baumrinden gemachet.

Zu diesem Putze nehmen die Mannspersonen noch die kleinen, weichen Federn von Schwanen, oder andern Vögeln, streuen sie wie Pulver in ihre mit Oele beschmierten Haare, und lassen diese entweder struppich, oder drücken sie glatt. Hierzu thun sie noch andere Federn von allen Farben, ingleichen Büsche von den Haaren verschiedener Thiere, und dieses alles in einer wunderlichen Anordnung. Sie tragen hierzu Gehänge in den Ohren, und zuweilen in der Nase; eine große Muschel am Halse, oder auf der Brust: Füße und Köpfe von Vögeln, und Geweihe von Rehböcken. Ein jeder suchet sich einen Zierath nach seinem Geschmacke zu machen, so lange er noch in denen Jahren ist, die der-

gleichen Beschäfftigungen eigen sind; so bald aber diese Zeit vorbey ist, macht man sich aus einer ganz entgegen gesetzten Nachläßigkeit eine Ehre, und will dadurch zu verstehen geben, man denke an wichtigere Sachen.

Die Bemühung der Mannspersonen schränket sich ein, ihren Kopf zu zieren; die **Weiber** aber sind auf nichts so neidisch, als auf ihren **Haarwuchs**. Sie glaubten sich verunehret, wenn man sie zwänge, ihre Haare abzuschneiden. Diese, wie überhaupt aller Wilder, sind sehr schön, und ganz dunkel schwarz. Sie schmieren sie ein, pudern sie, und kämmen sie fleißig: hernach flechten sie sie ein, und lassen sie, mit einer Schlangen- oder Aalshaut umwickelt, wie einen Zopf herunterhängen. Im **Gesichte** begnügen sie sich, etliche Linien mit scharlachrother Farbe zu ziehen. Wenn sie in ihrem allergrößten Staate sind, haben sie **Kleider** an, worauf allerhand Figuren gemalet, und mit Muscheln besetzet sind.

Das **Oel**, womit die Wilden sich den Leib und die Haare beschmieren, machet sie überaus unflätig, und übelriechend. Sie ziehen es aus Fischen, oder andern Thieren, oder aus Pflanzen, die einen sehr starken Geruch

ruch haben. Dieses Oel aber ist ihnen sehr nothwendig: denn, fehlet ihnen solches, so werden sie von dem Ungeziefer fast aufgefressen. Da sie keine Verbesserungen anzugeben wissen, haben sie diesen übeln Geruch nicht durch wohlriechende Wasser und Essenzen zu ändern gesucht, so wie die gesitteten Nationen dergleichen Oele anstatt der groben Salben zu gebrauchen pflegen. Aus diesem allen, Madame, werden Sie den Schluß machen, daß die Wilden, ihre natürliche Schönheit mehr verstellen, als etwas dazu beytragen. Unterdessen, wenn sie nach ihrer Art geputzet sind, so hat die wunderliche Zusammensetzung aller dieser Zierrathen etwas, das ihnen nicht ganz übel läßt.

In Ansehung ihrer Gemüthsneigung, so ist selbige von der Irokoer ihrer wenig unterschieden; sie haben eben dergleichen gute und böse Eigenschaften. So wie diese sind sie leichtsinnig, unbeständig, dumm, unwissend, grausam, argwöhnisch, heimtückisch, und falsch. „Und dennoch verachten diese uns so gering scheinenden Menschen, sagte der Mißionnair, der sie genau kennet, alle andere Leute, und schätzen sich allein hoch. Die Rache ist auch eine ihrer Leidenschaften, die

keine Zeit vertilgen kann; sie wird vom Kinde auf Kindeskinder fortgepflanzet, so lange bis die beleidigte Familie Gelegenheit findet, ihren Haß auszulassen. Freundschaft, Mitleiden, Erkenntlichkeit, Ergebenheit, darf man bey ihnen nicht als Eigenschaften des Herzens, oder als Wirkungen eines guten Naturels ansehen; sie sind mehr ihrer Ueberlegung zuzuschreiben. Die Sorgfalt, welche sie für Wittwen, Weysen, und Kranke haben, die Gastfreyheit, die sie auf eine vortrefliche Art ausüben, sind bey ihnen nichts als Folgen der angenommenen Meynung, daß alles unter den Menschen soll gemein seyn. Die Väter, und Mütter, haben für ihre Kinder eine Zärtlichkeit, die bis zur Schwachheit geht, allein sie ist blos thierisch. Die Kinder hingegen haben keine Erkenntlichkeit gegen ihre Aeltern, und begegnen ihnen vielmals auf die unanständigste Weise. Ich könnte Ihnen, setzte der Mißionnair hinzu, viele Beyspiele anführen, die Ihnen Entsetzen verursachen würden. Hier ist eines, das öffentlich geschehen ist.

Ein Wilder, der lange Zeit unter unsern Truppen wider seine eigene Nation gedienet hatte, traf seinen Vater in der Schlacht an, und

und wollte ihn eben niederstoßen, als er ihn erkennete. Er hielt also an sich, und sagte zu ihm: ich habe von Dir das Leben einmal erhalten, ich will dir das deinige heute auch schenken; aber laß dich nicht das zweytemal unter meinen Händen finden; denn ich bin nunmehr von dem was ich dir schuldig war, frey. Dieser unmenschliche Sohn nennete sich la Plaque: die Franzosen, um ihn anzulocken, denn er war beherzt, und ein guter Krieger, hatten ihn bey unsern Truppen zum Lieutenante gemachet. Allein, er wollte nicht bleiben, und kehrte zu seiner Nation zurück: brachte auch von uns nichts weg, als unsere Laster, ohne die seinigen geändert zu haben. Er liebte das Frauenzimmer unmäßig, und seine Stärke gab ihm einen großen Vorzug: daher er auch viel ungetreue Weiber, und viel mißvergnügte Männer machte. Seine Ausschweifungen giengen so weit, daß man in der Rathsversammelung erwog, ob man nicht besser thäte, ihn auf die Seite zu schaffen. Es wurde aber beschlossen, man wollte ihn leben lassen, weil er als ein tapferer Held so wohl in der Liebe, als im Kriege, das Land mit vortreflichen Soldaten besetzen könnte.

Wenn bey den Wilden die Eigenschaften eines guten Herzens fehlen, sollte man nicht fragen, ob selbige nicht einigermaßen durch die Gaben des Verstandes ersetzet würden? Die meisten unter ihnen haben eine gesunde Beurtheilungskraft, eine lebhafte Einbildung, und ein vortrefliches Gedächtniß. Sie urtheilen richtig über ihre Angelegenheiten, und viel besser, als unser gemeines Volk. Zu Erlangung ihrer Absichten gehen sie den sichersten Weg; allein, sich in denen Künsten zu bilden, wovon sie noch keinen Begriff haben, würden sie um so viel mehr Arbeit anwenden müssen, da sie die Gabe haben, das, was ihnen nicht nöthig scheint, und woraus wir andern am meisten machen, zu verachten. Es würde auch nicht leicht seyn, sie zu gewöhnen, daß sie bey Dingen, die blos den Verstand angehen, sich zwingen, und nachdenken sollten. Woran sie aber Antheil nehmen wollen, darinnen sind sie keinesweges nachläßig: so langsam und bedachtsam sie in ihren Entschlüssen sind, so viel Hitze und Lebhaftigkeit wenden sie in der Ausführung an. Ihre Antworten sind geschwind und sinnreich: zum Beweise dienet jener Hurone, der gefraget wurde, woraus der Brandewein

bestünde? er antwortete, es wäre ein Auszug von Zungen, und Herzen; denn, setzte er hinzu, wenn ich ihn getrunken habe, fürchte ich mich vor nichts, und kann unvergleichlich reden.

Die meisten haben einen Edelmuth, und eine Gelassenheit des Gemüthes, die man in Europa, bey aller Hülfe der Philosophie und Religion, wenig kennet. Sie schätzen sich zur Ehre, sich niemals zu erzürnen, und scheinen allezeit Herren über sich selbst zu seyn. Sie haben einen hohen Geist, einen großen Heldenmuth, und eine Gelassenheit, die keine Widerwärtigkeit, kein unglücklicher Erfolg stören kann. Ihre Standhaftigkeit in Schmerzen übersteigt allen Ausdruck. Ein Gefangener, ob ihm wissend ist, auf was für Art seine Gefangenschaft sich endigen wird, oder, ob er solches nicht weis, büßet dieserhalb keine Viertelstunde Schlaf ein. Man sieht ihn bey dem heftigsten Feuer leiden, und die grausamsten Martern ausstehen, welche die begierigste Wuth nur erdenken kann, und er wird nicht einmal einen Seufzer von sich geben. Mitten unter der Pein bemühet er sich, seine Henker durch Schmähungen und Vorwürfe noch mehr auf-

zu-

zumuntern. Ein Hurone, den die Illinoer mit der äußersten Grausamkeit verbrenneten, sah unter den Zuschauern einen Franzosen, und bat ihn, er möchte doch seinen Feinden helfen, damit ich, sagte er, den Trost habe, durch die Hand eines Menschen zu sterben; denn unter allen diesen Leuten sehe ich keinen, der diesen Namen verdienet.

Die Wilden üben sich ihre ganze Lebenszeit in dieser Standhaftigkeit, und gewöhnen ihre Kinder von der zartesten Jugend dazu. Man sieht kleine Knaben und Mägdgen, die sich an den Aermen zusammenbinden, und glüende Kohlen dazwischen legen, um zu sehen, wer sie zuerst abschütteln wird. Ihre beständige Arbeit machet, daß sie die Schmerzen leichter ertragen lernen. Niemand in der Welt schonet sich weniger auf der Jagd, und auf Reisen. Wahr ist es, im Kriege setzen sie sich der Gefahr so wenig aus, als möglich, sie rechnen sich zum Ruhme, einen Sieg niemals zu theuer erkaufet zu haben; und weil ihre Nationen nicht sonderlich volkreich sind, machen sie sich zur Regel, sie nicht zu sehr zu schwächen. Wenn es aber darauf ankommt, eine Schlacht zu liefern, bezeigen sie so viel Herzhaftigkeit, daß der

Anblick ihres vergossenen Blutes sie noch mehr antreibet.

Was am meisten Bewunderung verdienet, bey Leuten, die im Aeußerlichen nichts als Barbarey blicken lassen, ist die Sanftmuth und die Achtung, die sie gegen einander haben, und die man unter dem gemeinen Volke, auch der gesittetesten Völker, nicht antrifft. Nicht weniger vergnüget man sich über die natürliche, glimpfliche Ernsthaftigkeit, die in ihrem Bezeigen, in ihren Handlungen, ja so gar in ihren Ergötzungen herrschet. Man muß endlich ihre Ehrbarkeit, ihr höfliches Bezeigen gegen ihresgleichen, und den Respect der jungen Leute für die Alten, bewundern. Nichts ist seltener, als Zänkereyen unter ihnen zu hören, dergleichen bey uns so oft entstehen. Ueberzeuget, daß ein Mensch so gut sey als der andere, machen sie den Schluß, daß man niemanden, der einem nichts zuwider gethan hat, beleidigen soll. Zum Unglücke erstrecket sich diese Regel nur auf ihre Nation, und hält sie nicht ab, ganze Völkerschaften anzufallen, über die sie keine Ursache zu klagen haben.„

Auf diese Art, Madame, ist der Character der Huronen noch itzt beschaffen, unerachtet der Umgang mit den Europäern große Veränderungen in ihre Sitten veranlasset hat. Lange Zeit haben sie den übelen Beyspielen unserer Landesleute widerstanden, und haben sich endlich durch nichts gewinnen lassen, als durch die abgezogenen Wasser. Da wir sie nicht haben schlimmer machen können, so vergifften wir sie.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 18 März, 1749.

Der 102 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich verlasse weder die Huronen, Madame, noch den Mißionnair, so lange ich Ihre Wißbegierde wegen aller dabey vorkommender Gegenstände nicht befriediget habe.

Dieses Volk, so wie der größte Theil der übrigen Amerikanischen Wilden, führet den Namen eines Thieres, welches als ihr Sinnbild, oder als das Wappen der Nation anzusehen ist. Es ist das gewöhnliche

liche Siegel, das auf alle Verträge gedrucket wird; es müßten denn besondere Ursachen erfordern, sich eines andern zu bedienen. Das Stachelschwein ist das Sinnbild der Huronen. Sie rechnen unter sich hauptsächlich drey Familien, die sie so alt zu seyn glauben, als das Land, das sie bewohnen. Alle drey haben einen Stammvater; nur daß eine davon, als die vornehmste angesehen wird, welche auch eine Art von Vorrecht genießt. Jede hat ihr besonders Oberhaupt, und diese berathschlagen gemeinschaftlich in Sachen, welche die Landesregirung betreffen.

Außer dem Thiere, das die ganze Nation bezeichnet, hat noch eine jede dieser drey Familien ein eigenes, dessen Namen sie führet. Die erste heißt die Horde des Bäres; die zweyte, des Wolfes; die dritte der Schildkröte. Die Irokoer, die eben dergleichen Thiere haben, hält man einerley Ursprunges mit den Huronen, nur mit dem Unterschiede, daß die Familie der Schildkröte getheilet ist, und daher von der großen, und kleinen Schildkröte benennet wird. Das Oberhaupt jeder Horde führet den Namen des Thieres, welches das Sinnbild vorstellet, und bedienet sich bey öffentlichen Gelegenhei-

genheiten keines andern. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Oberhaupte der ganzen Nation. Allein, außer diesem Namen, der nur ein Ceremoniename ist, führen sie noch einen Zweyten, der einen Ehrentitel anzeiget, als, der Edelste, der Aelteste u. s. w. und einen Dritten, der sie persönlich angeht, und sie noch genauer bezeichnet. Diese Namen kommen nicht allezeit mit dem Alter dessen, der ein Amt hat, und öfters noch ein Kind ist, überein; sondern sie sind mehr auf das Amt selbst, das er bekleidet, eingerichtet, welches man durch eine Benennung ehrwürdiger zu machen suchet, welche Klugheit, reifliche Ueberlegung, und andere Eigenschaften anzeiget, wodurch sich die Väter, die Hirten, und die Beschützer der Völker unterscheiden sollen.

Die Beylegung dieser Namen geschieht mit gewissen Ceremonien. Das neue Oberhaupt, oder, wenn er noch zu jung ist, derjenige der an seiner Stelle regiret, muß ein Gastgebot, und Geschenke geben, seinem Vorgänger eine Lobrede halten, und sein Lied absingen. Uebrigens giebt es Namen, die so berühmt sind, daß niemand sich getrauet, sie nach dem Tode desjenigen, der sie in Ansehen gebracht hat, anzunehmen. Bey den

Huro-

Huronen, wo die Würde eines Oberhauptes erblich ist, können sie auch die Weiber erlangen. Nicht der Sohn des Verstorbenen folget in der Würde, sondern der Schwester Sohn, oder in dessen Ermangelung der nächste Verwandte von der weiblichen Seite. Stirbt eine Linie aus, so steht es in der Gewalt der edelsten Matrone der Horde, die Wahl anzustellen. Sie sieht bey dieser Gelegenheit nicht allezeit auf das Alter, sondern sie wählet gemeiniglich denjenigen, der seiner guten Eigenschaften wegen dieses Amt zu tragen fähig ist. Man rufet ihn in allen Dörfern, und bey allen Bundsgenossen der Nation aus; und es werden dabey Gastgebote und Ergötzlichkeiten angestellet. Diese Oberhäupter werden nicht allemal sonderlich geehret; und wenn sie sich Gehorsam erwerben, so geschieht es, weil sie wissen, wie weit sie gehen können, um ihr Ansehen geltend zu machen. Sie thun vielmehr Vorschläge, als daß sie befehlen; und ihre Gewalt hat nichts entscheidendes; der Gehorsam, den man ihnen leistet, ist völlig willkührlich. Diese Freyheit hält sie in Schranken, und machet, daß sie nichts anordnen, was Beschwerlichkeiten, oder gar eine Ver-

weigerung veranlassen könnte. Sie giebt auch Gelegenheit, daß die Unteren die ihnen ertheilten Verordnungen mit guter Art vollstrecken. Unerachtet die Häupter kein Zeichen haben, dadurch sie sich unterscheiden, so pflegt man ihnen doch gewisse besondere **Vorrechte** einzuräumen. Die Rathsversammelungen kommen auf ihren Befehl zusammen, und werden in ihren Hütten gehalten; alle Geschäffte werden in ihren Namen vorgenommen; sie haben einen ansehnlichen Antheil an den Gastgeboten, und an den allgemeinen Austheilungen; man giebt ihnen öfters Geschenke; kurz, da sie beschwerliche Pflichten haben, die mit ihrem Amte verbunden sind, so genießen sie auch gewisser Vorrechte, die sie entschädigen.

Aus Besorgniß, daß sie ihre Gewalt nicht mißbrauchen, und sich völlig unabhängig machen, hat eine jede Familie das Recht einen **Rathgeber** und Beystand zu ernennen, ohne derer Gutachten das Oberhaupt nichts unternehmen darf. Diese werden von den Weibern gewählet, und vielmal sind sie es selbst. Sie halten ihre Versammelungen unter sich allein, und geben den Vorgesetzten von ihren Entschließungen Nachricht,

richt, diese aber theilen solche den Aeltesten in einer besondern Zusammenkunft mit. Betrift die Sache das allgemeine Wohl, so versammeln sie sich allerseits in einem großen Rathe. Diese Art von hohem Rathe, die aus dem Oberhaupte und seinen Beyständen besteht, hat den ersten Rang; der Rath der Aeltesten, das heißt, aller derer, die ein männliches Alter erreichet haben, kommt hernach; der letzte, der aus den Kriegsleuten besteht, begreift jedermann, der im Stande ist, Gewehr zu tragen. Vielmal haben sie das Oberhaupt der Nation, oder eines Fleckens, zu ihren Anführer, er muß sich aber durch tapfere Thaten hervorgethan haben, außerdem dienet er nicht anders, als ein Gemeiner. Es giebt unter den Wilden keine militärischen Ehrenstuffen: ein jeder Soldat steht unmittelbar unter dem Generale, und er kann seinen Abschied nehmen, wenn er will. Dieser Befehlshaber hat eigentlich keine Macht; er kann weder strafen, noch belohnen; unterdessen geschieht es selten, daß ihm widersprochen wird. Da die bey ihm erforderlichen Eigenschaften Glück, Uneigennutz, und Tapferkeit sind, so kann derjenige, der solche vereiniget, eines vollkomme-

nen, obgleich allezeit freyen und selbst erwählten Gehorsams versichert seyn. Die Kriegsleute haben auch ihre besonderen Versammelungen, worinnen die zu ihrem Stande gehörigen Materien abgehandelt werden; doch sind alle diese Berathschlagungen der Beurtheilung der Aeltesten unterworfen.

Um von diesen Rathsversammelungen den behörigen Begriff zu haben, Madame, so stellen Sie Sich eine Zusammenkunft von schmutzigen, unreinlichen Männern und Weibern vor, die auf der Erde sitzen, oder wie die Affen kauern, die Kniee bey den Ohren, und die Pfeife im Maule haben, und mit der größten Kaltsinnigkeit über die Verheerung eines ganzen Volkes, oder über den gänzlichen Untergang ihrer Feinde, Handlung pflegen. Ein jeder der seine Meynung sagt, wiederholet die angeführten Gründe derer, die vorher geredet haben, und fügt die seinigen hinzu. Sie gehen von einer Sache nicht eher ab, bis nicht alle Umstände genau erwogen worden sind. Niemals widerlegen sie etwas mit Heftigkeit, wenn sie auch verschiedener Meynung sind; und sie wissen nicht, was das heißt, einem in die Rede fallen. Die angesehensten Häupter verehren

die

die Gewalt des Senats so sehr, daß sie das, was in Ueberlegung gezogen werden soll, nur vortragen, und wenn sie zu reden aufhören, allezeit hinzusetzen: „ihr Aeltesten, überleget es, es steht euch zu, ihr habet zu befehlen.„ Den Weibern lässet man den Schein, zu befehlen; die Männer aber thun es wirklich. Selten vertrauet man erstern eine wichtige Sache, unerachtet alles in ihren Namen geschieht, und die Häupter, so zu sagen, ihre Untergeordneten sind.

Jede Horde hat ihren Sprecher, der bey allgemeinen Versammelungen alleine zu reden berechtiget ist. Dieser kennet das Beste derer, die ihn abschicken, vollkommen, und weis es behörig zu unterstützen. Sein Amt besteht eigentlich darinnen, daß er das, was in den besondern Versammlungen abgehandelt worden ist, vorträget, den Entschluß dieser Berathschlagungen ankündiget, und das Wort im Namen der ganzen Nation mit Nachdrucke führet. Sein Vortrag macht keine weitläuftige Rede aus; was er sagt, ist lebhaft, und kurz gefasset, so wie die Spartaner zu reden pflegten.

Sie wundern Sich vielleicht, Madame, wie Leute, die nichts besitzen, auch keine Nei-

gung haben, sich auszubreiten, oder Eroberungen zu machen, wichtige Sachen entscheiden können. Nichts desto weniger sind sie beständig mit Angelegenheiten beschäftiget. Bald erneuern, oder schließen sie Bündnisse; bald bieten sie einander ihre Dienste an; bald sind es gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen, Einladungen zum Kriege, oder Complimente bey dem Absterben eines ihrer Oberen; alles Dinge, die mit solcher Aufmerksamkeit und Ernsthaftigkeit behandelt werden, als wenn es wichtige Unterhandlungen beträfe. Ein einziger Vorfall, er sey auch noch so gering, wird lange Zeit in Erwegung gezogen; und nichts wird entschieden, man habe denn alle, die Antheil daran nehmen wollen, angehöret. Das beständige Mißtrauen gegen ihre Nachbarn treibt sie an, alle Gelegenheiten in Acht zu nehmen, wo sie entweder Uneinigkeit unter selbigen anrichten können, ohne selbst hineingezogen zu werden, oder wie sie sie auf ihre Seite bringen, dadurch, daß sie sich ihnen unentbährlich zu machen suchen. Bey dergleichen Fällen weis ihre List unzählige Mittel vorzukehren, sich in beständiger Bewegung und Thätigkeit zu erhalten. Unterdessen daß sie ihre Bundsgenos-

genossen durch fleißige Besuche, und Höflichkeitsbezeigungen zu gewinnen suchen, beschäfftigen sie sich zu Hause, alles zu bemerken, was vorgeht, und berathschlagen wegen der geringsten Begebenheiten ohne Aufhören.

In dem Inneren der Dörfer sind die Angelegenheiten von weniger Wichtigkeit, und werden leicht entschieden: so gar scheinen die Oberhäupter solche nicht in Betrachtung zu ziehen. Die dazu bestimmten Mittelspersonen sind mehrentheils gemeinschaftliche Freunde, oder Verwandte. Der größte Fehler ihrer innerlichen Verfassung ist, daß sie kein peinliches Recht haben. Wahr ist es, die Verbrechen sind seltener bey ihnen, da der Eigennutz, die Hauptquelle aller Unordnungen in der Gesellschaft, diesen Völkern nicht bekannt ist. Wenn ein Mensch einen andern tödet, so vermuthet man, er sey zu dergleichen Vergehen nicht ohne Ursache gebracht worden; man hat so gar Mitleiden, daß er in die traurige und harte Nothwendigkeit versetzet worden ist, Gewaltthätigkeiten auszuüben. Ist er betrunken gewesen, wie die Wilden es zuweilen vorgeben, um ihre Rache oder Haß zu bemänteln, so begnüget man sich, den Todten zu beklagen, und

schiebt die Schuld auf den Wein: hiernächst ist es die Sache der Verwandten des Verstorbenen, da sie allein Antheil daran haben, den Thäter zu bestrafen. Sie können ihm das Leben absprechen; man hat aber wenige Beyspiele davon; und geschieht es auch, so wird nicht die geringste rechtliche Erkenntniß dabey vorgenommen. Zuweilen bedienet man sich dieser Gelegenheit, einen schlechten Menschen los zu werden.

Eine **Mordthat** hingegen, die ein ganzes Dorf angienge, würde üblere Folgen haben: öffters hat ein dergleichen Verbrechen die Verheerung ganzer Völkerschaften nach sich gezogen. Doch giebt sich die Versammelung der Aeltesten alle Mühe, die Partheyen auszusöhnen, und gemeiniglich ist es das Publicum, das bey der beleidigten Familie Vorbitte thut. Ehedem, wenn diese nicht geneigt war dem Thäter zu vergeben, und er in ihre Hände fiel, so legte man den todten Körper oben auf einer Hütte auf Stangen, und der Thäter wurde etliche Tage nach einander unter den Körper gestellet, damit alles, was von diesem herablief, nicht allein auf ihn, sondern auch auf sein Essen fiel. Heut zu Tage ist gebräuchlich, eine dergleichen

Mord-

Mordthat durch Geschenke zu erkaufen, wozu das Publicum das seinige beyträgt. Diese Geschenke werden an eine Stange, über den Kopf des Verstorbenen, aufgehängt, und das Oberhaupt theilet sie aus. Indem er sie nimmt, und zeiget, sagt er dazu: „dieses ist es, womit ich die Axt aus der Wunde ziehe, und sie aus der Hand desjenigen fallen lasse, der das Verbrechen rächen wollte. Mit diesem wische ich das Blut der Wunde ab.„ Hierauf fähret er fort, gleichsam als ob das Vaterland selbst den Schlag des Getödeten empfangen hätte; „dieses ist, um das Land zu beruhigen; dieses ist, um die getheilten Gemüther wieder zu vereinigen, und die Wege eben zu machen, daß man von einem Orte zu den andern sicher gehen könne, ohne einige Hinterlist zu fürchten. Dieses ist, indem er die Verwandten anredet, um diejenigen zu besänftigen, die vorzüglich Antheil an diesem Todschlage nehmen: um der Mutter des Verstorbenen eine Arzeney zu geben; um sie von der Krankheit zu heilen, die ihr der Verlust ihres Sohnes verursachet; um ihr eine Decke unterzubreiten, auf welcher sie während ihrer Trauer sanft ruhen könne.„

So bald die Geschenke angenommen sind, rechnen sich die Verwandten als völlig schadlos gehalten: allein, wenn der Thäter klug ist, so unterläßt er nicht, sich zu entfernen; insonderheit wenn die Familie des Verstorbenen mächtig ist, um der Gelegenheit zur Rache zu entgehen. Er nimmt den Vorwand, in Krieg zu gehen, um den Todten durch einen Gefangenen zu ersetzen; und kommt nicht eher wieder, als bis die Zeit den Schmerz über den Verlust gemindert hat. Wird nun der gemachte Gefangene von den beruhigten Aeltern an Kindes statt angenommen, so tritt dieser auch in alle Rechte seines Vorgängers.

Ein Mensch, welcher bedenkt, daß der Todschlag, den er unternimmt, sein ganzes Dorf betrifft, wegen der vielen Geschenke, die es liefern muß, wird sich, wenn er Ueberlegung hat, schwerlich zu einer Gewaltthätigkeit, die so vielen Leuten zur Last gereichet, entschließen. Diese Art von Ersatze ist also einer vortreflichen Staatsklugheit zuzuschreiben, und ist vielleicht geschickter einen Mord zu verhüten, als der Anblick eines Galgens, oder Richtplatzes.

Wofern die Verwandten durch Geschenke nicht zu befriedigen sind, liefert man ihnen

den

den Thäter aus, der ihr Sclave wird. Vielmals begnügen sie sich mit seiner Darstellung, und begeben sich ihres Rechts, um einen unangenehmen Gegenstand nicht immer vor Augen zu haben. Es giebt Fälle, wo die That so wichtig scheint, daß der Rath seine höchste Gewalt brauchet, und die Bestrafung anordnet. Allein man bedienet sich dabey, wie ich schon gesagt habe, keiner Form Rechtens. So bald der Tod des Verbrechers beschlossen ist, ermordet man ihn, wo man ihn findet. Das meistemal locket man ihn, unter allerhand Vorwande, vor das Dorf, und schlägt ihn etliche Schritte von den Palissaden tod.

Wenn sich jemand durch Dinge verhaßt gemachet hat, die man nicht genau untersuchen will, als, wenn er wegen öfterer Entwendung verdächtig geworden ist, oder Zank in Familien angerichtet, oder unerlaubten Briefwechsel mit Auswärtigen geführet hat, so beschuldiget man ihn, er könne hexen, und die Leute bezaubern. Sie haben bereits gesehen, Madame, daß dieses Verbrechen niemals vergeben wird. Man findt gar bald Zeugen, die wider denjenigen, den man gern los seyn will, aussagen: er allein ist alsdenn

an allem Unglücke des Dorfes Schuld; er hat die Mutter von diesem, und den Bruder von jenem, getödet; man hat ihn gesehen, Feuer ausspeyen, in den Gräbern nachsuchen, die Nacht um die Hütten herum schleichen, u. s. w. Nun braucht es lange so viel nicht, um das Leben verwirket zu haben; daher der erste, der ihn antrifft, sein Henker wird. Die Verwandten des Beschuldigten wagen auch nicht, sich zu widersetzen; ja oftmals gereuet es ihnen selbst, daß sie nicht das Recht ausgeübet haben. Das meistemal werden sie gefraget, ob sie sich dessen, den das Dorf verdammet hat, nicht ferner annehmen. Es ist dieses eine Höflichkeit, die man ihnen erweiset; zu gleicher Zeit aber eine Staatsursache, um entschuldiget zu seyn, wenn sie etwa geneigt wären, sich zu rächen. Daher hüten sich diese auch, den Verbrecher zu schützen. Auf solche Art üben diese Völker ein strenges Recht aus, ohne geschriebene Gesetze zu haben; und erhalten einander in einer Furcht, welche jeden nöthiget, seine Aufführung so einzurichten, daß die öffentliche Ruhe nicht gestöret werde. Wundern Sie Sich also nicht, Madame, daß Leute, welche die Unterthänigkeit so wenig zu kennen scheinen, welche

in einer völligen Unabhängigkeit leben, und von denen man glauben sollte, sie würden lediglich vom Glücke, oder von ihrem eigenen Willkühre regiret, dennoch aller Vortheile genießen, die eine regelmäßig eingerichtete Staatsverfassung bey einer gesitteten Nation verschaffen kann. Sie verabscheuen alle unumschränkte Gewalt; aber sie entfernen sich selten von den Regeln der gesunden Vernunft, welche ihnen statt Gesetzen dienen, und auf gewisse Art eine rechtliche Gewalt ersetzen. Aller Zwang macht sie aufrührisch; nichts destoweniger giebt es unter ihnen Verbrechen, wie Sie gesehen haben, die am Leben gestrafet werden. So gar bringt man die Verbrecher zuweilen auf die Tortur, und suchet sie zu zwingen, ihre Mitschuldigen anzugeben. Ein Mensch, der eine verunehrende Niederträchtigkeit begeht, wird unwürdig geachtet, zu leben. Was die Diebe anlangt, so ist nicht allein erlaubet, ihnen wieder zu nehmen, was sie gestohlen haben, sondern auch sich alles dessen zu bemächtigen, was man in ihren Hütten findet, und sie, ihre Weiber, und Kinder, nackend zu lassen, ohne daß sie den geringsten Widerstand thun dürfen.

Außer dergleichen einzelnen Fällen lebt der Hurone in einer vollkommenen Unabhängigkeit. Kein Unterschied wegen der Geburt, kein Vorzug, welcher den Rechten einer Privatperson nachtheilig seyn könnte; kein Ansehen wegen besonderer Verdienste; nichts, das Hochmuth einflößen, und andern ihre Niedrigkeit empfindlich machen könnte. Was man an dem Menschen schätzet, ist der Mensch selbst. Weil weder Ehrbegierde, noch Eigennutz hier in das Spiel kommen, so ist die Ungleichheit des Standes zur Erhaltung der Gesellschaft bey ihnen nicht nöthig.

Sie werden mich nunmehr fragen, Madame, ob dieses Volk eine **Religion** habe? und eben diese Frage habe ich dem Mißionnaire gethan. „Man kann nicht sagen, hat er mir geantwortet, daß dieses Volk schlechterdings ohne Religion sey; aber es ist schwer, sie zu beschreiben. Es erkennet unstreitig ein **höchstes Wesen**; der Begriff aber, den es sich davon machet, ist sehr dunkel. Jedermann kommt darinnen überein, daß man dieses Wesen als den vornehmsten Geist, als den Herrn, und Schöpfer der Welt ansieht; wenn man sie aber ein wenig weiter treibt, spüret man nichts, als wunderliche Einbildungen,

dungen, übel ausgedachte, und noch schlechter zusammenhängende Fabeln. Sie steigen nicht hinauf bis zu der ersten Schöpfung: sie lassen gleich sechs Menschen auf der Welt erscheinen, ohne zu wissen, wer sie dahin gesetzet hat. Da noch keine Erde war, wurden diese vom Winde hin und her getrieben; sie wußten nichts von Weibern, und fühlten daher, daß ihr Geschlecht ausgehen würde. Einer von ihnen stieg, als ein anderer Prometheus, in den Himmel, nicht um das heilige Feuer zu rauben, sondern um sich eine Frau zu holen. Die Vögel trugen ihn dahin, und machten ihm einen Wagen von ihren Flügeln. So bald er daselbst angekommen war, legte er sich unter einen Baum, und ruhete aus. Eine Frau kam zu einem benachbarten Brunnen, und wollte Wasser schöpfen. Er fieng eine Unterredung mit ihr an, wie die Schlange mit der Eva: er gab ihr Geschenke, die sie annahm: und sie unterhielten sich so, daß sie Mutter wurde. Der Herr des Himmels stürzte sie aus seinem Reiche herab, wie den Adam aus dem irrdischen Paradise; und sie wurde, gleich einer zweyten Latona, in einer Insel aufgenommen, welche die Fische auf dem Rücken einer Schildkröte

kröte zusammengebauet hatten. Diese Insel wurde nach und nach größer, und verbreitete sich in die Gestalt, wie wir die Erde sehen. Diese Frau brachte zwey Kinder zur Welt, davon eines das andere umbrachte, wie Cain den Abel. Nach dieser Begebenheit ist weiter keine Frage weder von diesen Menschen, noch von ihrer Nachkommenschaft.

Die Wilden, wie ich gesaget habe, glauben, daß ein Gott sey, und beweisen sein Daseyn aus der Schöpfung der Welt: daher schlüßen sie, daß der Mensch nicht von ohngefähr gemachet, sondern das Werk eines an Klugheit und Kenntnissen höheren Wesens sey. Dieser große Geist begreift alles; er zeiget sich in allem; und giebt allen Dingen die Bewegung. Kurz, alles was man sieht, alles was man kennet, ist dieser Gott, der ewig besteht, und keine Gränzen hat. Sie beten ihn an in allem, was sich auf der Welt zeiget; und wenn sie etwas schönes, etwas merkwürdiges, etwas außerordentliches sehen, so rufen sie aus: Ach, großer Geist! wir sehen dich überall.

Außer diesem ersten Wesen, erkennen sie noch untergeordnete Gottheiten, welche Leiber haben wie wir, aber ohne die uns anklebenden

klebenden Beschwerungen. Sie stehen alle unter dem großen Geiste: man rufet sie an, man redet mit ihnen, man bildet sich ein, sie verstünden das, was man ihnen saget, handelten solchem gemäß, und thäten Gutes oder Uebeles, nach den verschiedenen Absichten, welche sie antrieben. Dieß ist ohngefähr alles, was man von diesen Wilden heraus bringen kann; und dennoch sind es nur etliche alte Leute, die in diesen Geheimnissen unterrichtet sind.

Diese Geister werden durch Darbringung allerhand Arten von Opfern verehret. Für den Gott des Wassers wirft man in die Seen und Flüsse, so wie in das Feuer für die Sonne, Tabak, erwürgte Vögel, Häute von Thieren, Halsbänder von Muscheln, ganze Thiere, vornehmlich Hunde, Getreide-Aehren, Früchte, u. s. w. Dergleichen Opfer trifft man auch an auf beschwerlichen Wegen, auf Felsen, an der Seite der Klüffte, um die Gottheiten, die über diese Oerter gesetzet sind, dadurch zu besänftigen. Da die Hunde das gewöhnliche Opfer sind, das man ihnen bringt, so hängt man solche zuweilen lebendig mit den Hinterpfoten an einen Baum, und läßt sie daselbst verschmachten. Die Wilden

begleiten ihre Opfer allezeit mit einigen Gebethen, und mit einer kurzen Rede. Sie beschwören die Sonne, ihre Wege zu erleuchten, sie zu führen, ihnen Sieg wider ihre Feinde zu verleihen, das Getreide auf dem Felde wachsen zu machen, ihnen eine reichliche Fischerey, und eine glückliche Jagd zu verschaffen.

Die Huronen verehren diese Geister auch durch Gelübde; wenn man anders diejenigen Versprechungen also nennen kann, welche die Wilden thun, wenn sie keine Lebensmittel mehr haben, daß sie dem Oberhaupte des Dorfes einen Theil von dem ersten Stücke Wildpret, das sie auf der Jagd erlegen werden, geben, auch keine Nahrung eher zu sich nehmen wollen, bis sie ihr Versprechen erfüllet haben. Wird die Ausübung dieses Gelübdes unmöglich, wenn das Oberhaupt etwa zu weit entfernet ist, so verbrennen sie das ihm zugedachte, und machen eine Art von Opfer daraus.

Man kann noch als eine Art von Religionsübung ansehen, nicht allein ihre Krieges- und Todenlieder, die wie ihre Gebethe sind, sondern auch die Gewohnheit, die sie haben, sich bey gewissen Gastmalen keiner

Messer

Messer zu bedienen; die Beine der Thiere, die dabey gegessen werden, nicht zu zerbrechen; nichts übrig zu lassen von dem Schmause, den sie anstellen, wenn sie von der Jagd kommen; und wenn sie damit nicht fertig werden können, sich von ihren Nachbarn helfen zu lassen; über alles was ihnen begegnet, Vorbedeutungen anzustellen, und sie als Warnungen des Himmels anzusehen.

Es haben einige geglaubet, es wäre vor diesem eine Art von Nonnen bey den Huronen bekannt gewesen, die ohne allen Umgang mit Mannspersonen gelebet, ingleichen Einsiedler, welche sich der Keuschheit völlig gewidmet hätten. Ich kann eigentlich nicht sagen, was ihre Verrichtungen sollen gewesen seyn; alles, was ich von den Wilden dießfalls erfahren habe, ist, daß diese Klosterjungfern niemals aus ihren Hütten gekommen sind; daß sie sich mit allerhand kleiner Arbeit beschäfftigt haben; und daß das Volk sie geehret, und zufrieden gelassen hat. Ein kleiner Knabe, den die Aeltesten wähleten, brachte ihnen die zu ihrem Unterhalte benöthigten Dinge; und man trug Sorge, daß der Knabe geändert wurde, ehe seine Jahre seinen Dienst verdächtig machten. Dieß ist

alles, was man mir von dieser Art von Vestalen, und von den vermeynten Einsiedlern hat sagen können; ja ich muß bekennen, daß ich weiter keine Spur von ihnen gefunden habe.

Unsere Huronen geben die **Unsterblichkeit** der Seele zu, ohne zu glauben, daß die Seele ein Geist sey. Sie halten sie für einen Schatten, oder ein belebtes Bild ihres Körpers, und behaupten, sie behalte allezeit die Neigungen, die sie im Leben gehabt habe. Aus dieser Ursache begraben sie mit den Todten alles, was ehedem zu ihrem Gebrauche diente, und was sie etwa noch nöthig haben möchten. Sie glauben so gar, die Seele bleibe, nach der Trennung vom Leibe, noch lange Zeit bey ihm, und begäbe sich erst hernach in ein Land, wo sie in eine Turteltaube verwandelt würde. Es giebt auch einen Ort, wo die Seelen der verbrennten Kriegsgefangenen gepeiniget werden. Sie begeben sich dahin so spät als sie können. Es ist dieses die Ursache, warum man nach dem Tode dieser Unglücklichen überall nachsuchet, aus Furcht, es möchten sich ihre Seelen um die Hütten herum aufhalten, und sich wegen der erlittenen Martern rächen; man schlägt daher

her mit Stäben überall an, und machet ein gewaltiges Geschrey, um sie zu nöthigen, sich zu entfernen.

Die Glückseligkeit, welche die Wilden sich in ihrem Paradise einbilden, ist nicht so wohl eine Belohnung der Tugend, sondern weil sie gute Jäger, und gute Kriegsleute gewesen sind. Diese beyden Eigenschaften, benebst dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmungen, und dem Ruhme, viele Feinde erleget zu haben, berechtigen sie zu dieser Glückseligkeit, welche sie übrigens in einem Ueberflusse aller Dinge bestehen lassen. Eine nie fehlschlagende Fischerey, und Jagd, ein immerwährender Frühling, Weiber, und Ruhe, dieß ist es, was sie von ihren Göttern für diese und die künftige Welt erbitten: ihr Verstand erstreckt sich auf keine höhere Vorstellung, auf kein geistreicheres Vergnügen.

Die Träume machen einen Hauptartikel der Religion dieser Völker aus. Sie sehen sie als das gewöhnlichste Mittel an, dessen sich die Götter bedienen, um ihren Willen zu offenbaren; und sie rechnen sich zur Schuldigkeit, ihnen zu folgen. Sie bilden sich ein, ihre Seele wendete die Zeit des Schlafes an,

um herum zu spatziren. Wenn sie erwachen, so glauben sie, wirklich das gesehen zu haben, was sich die Seele im Schlafe vorgestellet hat. Haben sie einen widrigen Traum gehabt, und er wird nicht so gleich erfüllet, halten sie ihr Leben in Gefahr. Ein Wilder, dem geträumet hatte, man lösete ihm den Finger ab, ließ ihn den andern Morgen abschneiden: ein anderer, der im Traume war zum Gefangenen gemachet worden, ließ sich an einen Pfahl binden, und etliche Theile seines Leibes brennen. Er bildete sich ein, die Erfüllung eines so übeln Traumes dadurch zu heben. Ihr Aberglaube ist in Ansehung dessen unglaublich.

Es ist nicht genug, daß derjenige, der geträumet hat, die Pflichten, die ihm seiner Meynung nach auferleget sind, erfülle; es wäre ebenfalls ein Verbrechen, wenn jemand ihm das, was er im Traume verlanget, abschlüge. Ein Wilder, der bey einem gefangenen Franzosen eine bessere Bettdecke gesehen hatte, als die seinige, träumete davon, und forderte sie ihm ab. Der Franzose gab sie ihm mit der besten Art, dachte aber, daß er sich gar bald entschädigen wollte. Wenige Tage hernach gieng er zu seinem Manne,

und

und da er einen schönen Pelz bey ihm sah, gab er vor, er hätte davon geträumet: der Wilde gab ihm den Pelz, ohne sich weiter bitten zu lassen. Dieser Wechsel von Träumen dauerte eine Zeitlang, bis endlich der Wilde ihn zuerst überdrüßig wurde, der bey dem Tausche allezeit am meisten eingebüßet hatte: er gieng daher zu dem Franzosen, und dieser mußte ihm versprechen, daß er von nichts mehr, was ihnen beyden zugehörig wäre, träumen wollte. Folgendes ist noch merkwürdiger. Ein Hurone hatte geträumet, daß die Glückseligkeit seines ganzen künftigen Lebens von dem Besitze einer Frau abhieng, die mit einem der Angesehensten im Dorfe verheurathet war, und er ließ um sie anhalten. Der Mann und seine Frau lebten in der größten Einigkeit, und ihre Trennung konnte nicht anders als beyden höchst schmerzlich fallen. Dem ungeachtet getraueten sie sich nicht, es abzuschlagen, und sie verließen einander. Der verlassene Ehemann verheurathete sich wieder, um allem Verdachte zu entgehen, als dächte er noch an seine erste Frau.

Wenn das, was man verlanget, so beschaffen ist, daß es eine einzelne Person nicht

bewerkstelligen kann, so nimmt es die ganze Nation auf sich. Müßte man auch fünfhundert Stunden darnach reisen, so muß man es holen, es koste was es wolle; und es ist nicht zu beschreiben, mit was für Sorgfalt man es verwahret, wenn man es endlich habhaft geworden ist. Ist es ein Thier, so verursachet die Furcht, daß es unter Weges sterben möchte, Todesangst: ist es aber ein unbelebtes Ding, so verhält man sich ruhiger. Fällt nun einem Wilden ein zu träumen, daß er jemanden tod schmeißt, so wird die Sache ernsthafter. Man ist überzeuget, daß er es wirklich thun müsse; unglücklich aber ist der Todschläger, wenn einem andern träumet, er solle den Erschlagenen rächen. In dergleichen Fällen ergreift man das Mittel, den Geist durch Geschenke zu besänftigen; nur verstattet dieses nicht allemal die Zeit.

Ein Wilder trat einsmals in eine Hütte, und sagte, es hätte ihm geträumet, er sollte einen Franzosen umbringen: der Herr vom Hause wurf ihm sogleich ein französisches Kleid vor, das dieser Rasende tausendmal durchstach. Der andere seinerseits gerieth auch in Wuth, und sagte, um diese Beleidigung zu rächen, wollte er gehen, und das ganze

Dorf

Dorf in Brand stecken. Er fieng bey seiner eigenen Hütte an, und fuhr mit den andern allen fort. Man brachte ihm einen Hund in den Weg, und glaubte, er würde seine Raserey an dem Thiere auslassen; allein, er fand diese Genugthuung nicht hinlänglich, bis man ihm einen zweyten vorwurf, den er in Stücken zerhieb; und in dem Augenblicke legte sich seine ganze Wuth. Einem Oberhaupte hatte geträumet, er sähe menschliche Herzen: dieser Traum verursachte die gröβte Unruhe in dem ganzen Flecken. Man muβte sich anderer Träume bedienen, um die Wirkung jenes zu verhindern. Man führet Beyspiele an, wo dergleichen Träume sind vollzogen worden. Ein aufgebrachter Hurone, weil man wider seinen Willen und Gebot einem Gefangenen das Leben geschenket hatte, behielt wider ihn einen unversöhnlichen Haß, den er lange Zeit verbarg. Als er sich aber nicht länger verstellen konnte, träumete ihm, er sollte von dem Fleische dieses Sclaven essen. Vergeblich suchte man diesen grausamen Traum zu vereiteln: man machte Menschen von Teige, unter der Asche gebacken; er aber verwarf sie. Man unterlieβ nichts, ihn auf andere Gedanken zu bringen, er wollte

sich aber nicht geben: man mußte den Gefangenen tod schmeißen.

Was man hier zu Lande das Fest der Träume, oder der Wünsche, nennet, und welches man vielmehr das Fest der Narrheit heißen sollte, ist eine Art von Bachanalen, die gemeiniglich vierzehn Tage dauern. Es wird dieses Fest von den Aeltesten mit solcher Ernsthaftigkeit ausgerufen, als ob es die wichtigste Staatssache beträfe; und gleichwohl ist keine Ausschweifung so groß, die man nicht dabey vornimmt. Kaum ist es angekündiget, so sieht man Männer, Weiber, und Kinder, meist nackend, mitten im Winter, und auf tausenderley lächerliche Art verkleidet, herumlaufen. Ich habe ihrer gesehen angezogen wie Satyren, mit Blättern bedecket, und von Weibern umgeben, die wie Furien gekleidet waren, mit geschwärzten Gesichten, herumfliegenden Haaren, mit einer Wolfshaut über den Rücken, und einer Keule in der Hand. Andere hatten Larven von Baumrinde, und einen Sack, mit Löchern vor den Augen und dem Maule. In diesem Aufzuge liefen sie, wie verwirrt, von Hütte zu Hütte, ohne zu wissen, wo sie hingiengen, und was sie wollten. Man hätte sie für betrun-

trunkene Leute gehalten, oder für Wütende, die durch eine heftige Gemüthsbewegung ausser sich gebracht wären. Alles wird alsdenn zerbrochen, alles wird umgeworfen; und niemand darf sich ihnen widersetzen. Wer bey diesem Lärmen nicht gegenwärtig seyn, und sich allen Muthwillen gefallen lassen will, muß sich bey Zeiten fortmachen. Und in der That thun dieses die Klügsten; denn es sind viele, die diese Zeit einer allgemeinen Raserey in Acht nehmen, um ihren Haß und ihre besondere Rache auszulassen. Sie begießen die Leute mit Zobern voll Wasser, welches, wenn es gefrieret, diejenigen, die es betrifft, ganz erstarret. Andere werden mit heißer Asche, oder mit Unflate beschüttet. Einige nehmen angezündete Brände, und schmeißen sie dem ersten, der ihnen vorkommt, an den Kopf. Andere werfen sich mit dem größten Ungestüm auf alle, die ihnen begegnen; und sind sie ihnen nicht gewogen, so zerprügeln sie sie grausam. Alle schreyen aus vollem Halse, sie hätten geträumet, und jedermann wird gefraget, ob er den Traum errathen könne: derjenige nun, der ihn erräth, muß bezahlen, und dem Verlangen der Maske Genüge thun; er thut es auch mit Vergnügen,

weil

weil es ihm schmeichelt, daß er das Räthsel hat auflösen können. Sie werden alsdenn mit Geschenken überhäufet, die sie aber alle nach dem Feste zurück geben müssen. Man bereitet hernachmals ein sehr großes Gastgebot, und läßt sich angelegen seyn, die traurigen Wirkungen der Maskerade wieder zu ersetzen; dieses aber ist keine geringe Sache.

Die Gaukelspieler haben einen großen Antheil an dem Feste der Träume. Diese Marktschreyer stellen allerhand Arten von Possenspielen vor, und insonderheit rühmen sie sich, in Erklärung der Träume sehr geschickt zu seyn. Sie behaupten, einen vertrauten Umgang mit den wohlthuenden Geistern zu haben; den Ursprung und die Natur der verborgensten Krankheiten zu entdecken, und sie heilen zu können; die verworrensten Händel zu entscheiden, und zu wissen, welche Parthey man ergreifen soll; die schwersten Unterhandlungen glücklich zu Stande zu bringen; und die Götter zu bewegen, daß sie sich den Jägern und Kriegsleuten günstig beweisen. Die frechsten dieser Betrüger werden am meisten geehret; und mit ein wenig List überreden sie ein unwissendes und abergläubiges Volk leicht. Unter dem Titel als Aerzte

er-

erwerben sie sich hauptsächlich das meiste Zutrauen. Bey weit erleuchtetern und gesittetern Völkern, als die in Canada, sieht man zwar, daß die Marktschreyer durch ihre Unverschämtheit auch Beyfall finden; und wenn die Frage ist, die Gesundheit wieder zu erlangen, ist die Leichtgläubigkeit allen Ländern gemein.

Wahr ist es, daß unter diesen Barbarn zuweilen Auftritte geschehen, die den allgemeinen Haufen leicht verführen können. Wenn diese Betrüger aus ihrem Schweiße kommen, welcher die gewöhnliche Vorbereitung zu ihren Wunderthaten ist, so unterscheiden sie sich wenig von den alten Pythonissinnen, (Wahrsagerinnen.) Eine gählinge Wuth bemächtiget sich ihrer Sinnen, man sieht sie in Verzuckungen gerathen, allerhand Stimmen annehmen, und Bewegungen machen, wie unsere Convulsionnaire in Frankreich. Viele unserer Mißionnaire sind überzeuget, daß der Teufel mit diesen Betrügern ein Verständniß habe; und erzählen von ihren vermeyntlichen Zaubereyen unglaubliche Dinge; sie beweisen aber nichts, als die Uebermacht ihrer Leichtgläubigkeit.

Das vornehmste Gewerbe dieser Gaukler, oder wenigstens das, welches ihnen am meisten einbringt, ist die Arzeneykunst. Sie treiben solche nach Regeln, die auf der Kenntniß einfacher Kräuter beruhen, oder die sie aus der Erfahrung haben, vornehmlich aber kommt es auf Muthmaßungen, und auf die Einfalt des Volkes an, so wie bey allen Nationen. Sie haben aber ein Mittel ausgedacht, wodurch sie niemals für den Erfolg stehen dürfen. So bald sie sehen, daß eine Krankheit gefährlich wird, ermangeln sie nicht, Verordnungen zu geben, die in der Ausführung so schwer sind, daß sie allemal die Entschuldigung haben, es wären selbige nicht genau befolget worden. Es ist unglaublich, was sie bey dieser Gelegenheit für närrische Dinge vornehmen. Bald befehlen sie ihren Kranken, sich rasend zu stellen; bald verordnen sie ihnen allerhand lächerliche Tänze. Diese armen, unglücklichen Kranken befinden sich in der Gewalt dieser Quacksalber, die sie an denen Theilen des Leibes, wo sie am meisten Schmerzen fühlen, mit unsinniger Heftigkeit aufblasen, aussaugen, und drücken, so daß es mehr das Ansehen hat, als wären sie Henker, anstatt der Aerzte: man sollte glauben,

sie

sie arbeiteten mehr, ihre Kranken umzubringen, als zu heilen. Was aber die Macht der Einbildung, oder den Eigensinn eines blinden Glückes beweiset, ist, daß diese so genannten Aerzte mit aller ihrer Thorheit die Krankheiten eben so oft heilen, als die unsrigen.

So viel ist gewiß, daß sie geheime Mittel haben, welche die unsrigen nicht wissen. Das vornehmste, und gewöhnlichste wider alle Arten von Uebeln, ist das Schwitzen, das sie in ihren Badestuben vornehmen. Sie bedienen sich dessen so wohl bey schwächlichen, als bey ganz gesunden Personen. Sie haben eine kleine Hütte, in die Runde gebauet, von sechs oder sieben Fuß in der Höhe, wo sieben oder acht Personen neben einander sitzen können. Sie ist mit Matten und Pelzwerke bedecket, um die äußere Luft abzuhalten. In der Mitte werden auf die Erde Kieselsteine geleget, die lange im Feuer gewesen sind, oben darüber aber ein Kessel mit Wasser gehangen. Diejenigen nun, welche schwitzen wollen, gehen nackend in diese Hütte, und nachdem sie Platz genommen haben, fangen sie an, sich außerordentlich zu bewegen; dabey ein jedes sein Lied singt. Auf die heißen Steine wird Wasser aus dem Kessel

ge-

gegossen, da denn ein Dampf entsteht, der die ganze Hütte einnimmt, und die Hitze vermehret. In einem Augenblicke triefen sie über den ganzen Leib: in dieser Verfassung gehen sie und werfen sich in einen Fluß, oder lassen sich mit dem kältesten Wasser begießen. Vielmal bedienen sie sich dieses Mittels, blos um sich zu ermannen, oder den Geist zu beruhigen, oder desto fähiger zu werden, von ihren Angelegenheiten zu reden. Kommt ein Fremder in eine Hütte, so macht man ihm Feuer; man reibt seine Füße mit Oele, und führet ihn in eine Badestube, wo ihm der Wirth Gesellschaft leistet. Sie haben auch noch ein anderes Mittel, bey gewissen Krankheiten den Schweiß zu erwecken. Sie legen den Kranken auf eine kleine breterne Erhöhung, und setzen darunter einen Kessel, worinnen sie Dornsträucher, und Tannenzweige kochen lassen. Die davon in die Höhe steigende Dunst verursachet ein sehr häufiges Schwitzen, und der Geruch, saget man, sey sehr heilsam.

Diese Völker haben von unsern Europäischen Krankheiten nichts gewußt, als seit der Zeit, da sie mit uns umgegangen sind. Sie haben die Blattern von uns bekommen,

die

die sie vorher nicht kenneten, und welche grossen Schaden unter ihnen angerichtet haben. Das Podagra, die Steinschmerzen, die Schlagflüsse, haben die Eingebornen dieses glücklichen Landes noch nicht heimgesuchet. Wenn wir ihnen die venerische Seuche auch nicht zugebracht haben, weil sie ihren Ursprung aus Amerika hat, so muß man doch bekennen, daß die Europäer viel beygetragen haben, sie zu unterhalten. Für diejenigen, die damit behaftet sind, machet man Hütten in die Wälder, und sondert sie von dem übrigen Volke ab, so wie es die Juden ehedem mit ihren Aussätzigen machten.

Hier hält man eine Krankheit nicht eher für ernsthaft, als bis man allen Appetit verloren hat. Bey dem heftigsten Fieber trägt man kein Bedenken, dem Kranken, wenn er es verlanget, zu essen zu geben. So bald er aber alle Nahrungsmittel verweigert, so fängt man an, behutsamer mit ihm umzugehen. Doch schlägt man ihm nicht ab, wenn er etwas verlanget, weil man seinen Hunger als Triebe des Schutzgeistes ansieht, der für seine Erhaltung wachet. Daher, wenn man die Gaukler rufet, so geschieht es nicht so wohl wegen ihrer Geschicklichkeit, als weil man

glaubet, sie erführen eher von den Geistern den Ursprung der Krankheit, und die anzuwendenden Mittel. Selten schreibt man eine Krankheit einer blos natürlichen Ursache zu. Die meisten setzen sich in den Kopf, es wären Bezauberungen, und des Gauklers einziges Dichten ist, sie zu entdecken. Er selber fängt an, sich in Schweiß zu bringen, und wenn er durch Schreyen, Bewegungen, und Anrufung des Geistes ganz abgemattet ist, so wird das erste außerordentliche Ding, das ihm in den Kopf kommt, als die Ursache der Krankheit angesehen. Man giebt vor, die Gegenwart des Geistes offenbare sich entweder durch einen Sturmwind, der auf einmal entsteht, oder durch ein Brausen, das sich unter der Erde hören läßt. Alsdenn giebt der von seiner vermeynten Eingebung erfüllte Gaukler mit einem entscheidenden Tone an, was dem Kranken fehlet, und zuweilen trifft er es ziemlich richtig. Die recht meisterhaften Gaukelspieler können diesen Character nicht anders erlangen, als bis sie sich durch außerordentlich strenges Fasten dazu vorbereitet haben. Diese ganze Zeit über thun sie nichts, als schreyen, heulen, singen, und rauchen. Ihre Einweihung geschieht bey

einer

einer Art von Bachanalfeste, mit so närrischen Ceremonien, und solcher Raserey verknüpfet, daß man meynen sollte, der Teufel bemeisterte sich wirklich ihrer Person. Es ist dieses die Zeit ihrer Aufnahme; es ist der Augenblick, wo sie den Geist, und die heilige Würde eines Priesters, und Arztes, empfangen.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 28 März, 1749.

Der 103 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Nachdem ich von der Huronen Krankheiten, und ihrer Arzeneykunst geredet habe, so fange ich diesen Brief mit ihren Begräbnissen, und Leichenceremonien an. So bald ein Kranker ohne alle Hoffnung ist, so sind Landschaften, wo man ihn gänzlich verläßt; in andern aber befördert man seinen Tod, so viel man kann, damit er nicht länger leiden dürfe. Selbst das Alter wird diesen Völkern zur Last, und sie suchen, sich davon zu befreyen. Die herumschweifenden Völkerschaften sind besonders dieser Unmensch-

lichkeit halben berüchtiget. Weil sie beständig unter Weges sind, und das meistemal den äußersten Mangel leiden, fällt ihnen die Beschwerlichkeit, die alten Leute mit sich herumzuführen, und zu ernähren, desto härter. Diese Elenden sind zuweilen die ersten, die denen, welche sie tragen, zurufen: „Kinder, ich mache euch viele Mühe; ich bin zu nichts mehr nütze; machet mich tod.„ Allemal findet es keinen Eindruck; zuweilen aber geschieht es, daß ein junger, von Hunger und Durst entkräfteter Mensch ganz gelassen antwortet: „du hast Recht, alter Vater.„ Zu gleicher Zeit legt er sein Bündel hin, nimmt seine Axt, und schlägt den guten Mann vor den Kopf, der freylich wohl nicht gern sah, daß man ihn beym Worte hielt.

Diejenigen, die an einer Krankheit sterben, thun es mit ziemlicher Standhaftigkeit; man brauchet daher nicht so viele Behutsamkeit, einem Kranken seinen gefährlichen Zustand anzukündigen, und zu fürchten, daß man ihn erschrecken möchte. Man sagt ihm gerade zu, seine Stunde sey gekommen, und bleibe für ihn keine Hoffnung zu leben übrig. Ja man glaubt, ihn zu trösten, wenn man ihm, als einen Beweis der Liebe,

die

die man zu ihm trägt, die kostbaren Kleider, und anderen Zierrathen zeiget, die er in das Grab mitnehmen soll. Oftmals ist er der erste, der sich sein Urthel spricht. Kaum hat er alsdenn seinen Tod angekündiget, daß er sich zusammen nimmt, und an die Herumstehenden eine Rede hält. Ist es ein Aeltester der Familie, so giebt er seinen Kindern gute Lehren; und um dem ganzen Dorfe seinen Abschied anzukündigen, verordnet er ein Gastgebot, wobey alle Vorräthe in der Hütte müssen verzehret werden; hierauf empfängt er die Geschenke, die er mit in das Grab nehmen soll. Man erwürgt alle Hunde, die man fangen kann, in der Meynung, die Seelen dieser Thiere giengen in die andere Welt voraus, und gäben Nachricht, daß der Sterbende bereit sey, sich dahin zu begeben. Ihr Fleisch wird in den Kessel gethan, um die Gerichte bey dem Gastgebote zu vermehren. Nach der Mahlzeit fängt man an, Thränen zu vergießen; diese werden unterbrochen, indem man dem Kranken eine glückliche Reise wünschet. Hernach läßt man ihn in Ruhe: um aber zu verhindern, daß er im Sterben keine übelen Gebärden mache, schließt man ihm, so bald als er in den letzten Zügen liegt,

die Augen und den Mund. Hat er den letzten Athem von sich gegeben, so ertönet alles von Heulen und Schreyen; und diese Scene dauert so lange, als die Familie im Stande ist, Kosten daran zu wenden: denn während dieser Zeit höret man nicht auf, zu essen und zu trinken. Endlich machet man die gehörigen Anstalten, den Körper zu **begraben.** Diejenigen, die sich mit diesem traurigen Dienste beschäfftigen sollen, werden in dem Augenblicke des Abscheidens davon benachrichtiget. Sie waschen den Körper ab, bestreichen ihn mit Oele, es wird ihm das beste Kleid angezogen, das Gesichte bemalet, und wenn alles, was dem Verstorbenen beym Leben zu seinem Gebrauche gedienet hat, ihm zur Seite geleget worden ist, wird er auf eine Erhöhung, an die Thüre der Hütte, in der Stellung hingesetzet, die er im Grabe haben soll.

Nachdem der Leichnam angezogen, und aufgestellet ist, nehmen die Thränen, und das Geheule, das man einige Zeit zurückgehalten hatte, mit Ordnung, und nach dem Tacte, wieder ihren Anfang. Eine Klagefrau giebt das Zeichen, und die andern Weiber, mit Beobachtung einerley Tactes, fahren fort; doch

be-

bedienet sich jede anderer Worte, nach Beschaffenheit der Personen, und der näheren oder entfernteren Verwandtschaft, die sie mit dem Todten gehabt haben. Diese Musik dauert etliche Minuten; hernach gebietet einer der Aeltesten Stillschweigen; und alles höret auf einmal auf. Sie werden zu bemerken belieben, Madame, daß es nur die Weiber sind, die ihren Schmerz durch Thränen darthun. Die Mannspersonen sehen das Geheule und Geschrey als ihrer unwürdig an, und verbergen ihren Kummer innerlich. Sie halten den Kopf gebücket, und wickeln ihn in das Kleid, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne viel Wesens zu machen.

Nach diesen ersten Klagen geht einer von ihnen aus der Hütte, und giebt dem Oberhaupte der Horde von dem erlittenen Verluste Nachricht. Dieser schickt, und läßt es in dem ganzen Dorfe ansagen, und machet es auch in denen benachbarten Flecken, wo der Verstorbene etwa Freunde hat, kund. Ist der Verstorbene eine Person von Ansehen gewesen, so berichtet man es auch denjenigen von der Nation, die mit zu Grabe gehen sollen. Wenn nun jedermann angekommen ist, so fängt die Klagefrau eine Rede an, darin-

nen sie mit vielen Umständen erzählet, alles was von dem ersten Augenblicke der Krankheit, bis zu dem Tode vorgegangen ist. Alsdenn fängt man zum drittenmale an, zu weinen; dieses wird durch einen der Häupter wieder unterbrochen, der dem Verstorbenen eine Lobrede hält. Keine der Eigenschaften, die ihn bey seinem Leben beliebt gemachet hatten, noch alle mögliche Gründe, wodurch der Anwesenden, besonders der nächsten Freunde, Betrübniß zu stillen ist, werden dabey vergessen.

Die Gesellschaft geht endlich mit vielen Merkmalen des Leides auseinander. In der Folge bittet man jede Familie besonders, daß sie nach der Reihe kommen, und weinen sollen; einer jeden aber wird der Tag, und die Stunde der Ceremonie angesaget. Die Klagefrau wiederholet bey jedem dieser Besuche ihre Anrede, und das Geheule, und Seufzen, geht vom neuen an. Es findet sich auch allezeit ein neuer Lobredner; und so lange der Verstorbene öffentlich ausgestellet bleibt, wird er beständig bewachet, gelobet, und beweinet. Er wird hernach ohne viele Umstände an den Ort des Begräbnisses getragen, wohin ihn jedermann stillschweigend begleitet. Wenn

er

er eingesenket worden ist, bedeckt man ihn mit vieler Vorsicht, so daß keine Erde ihn berühren kann. Auf dem Grabe richtet man eine Seule auf, woran Figuren befestiget werden, welche die schönsten Handlungen seines Lebens vorstellen. Jeden Tag werden Lebensmittel hingebracht; und verzehren sie die Thiere, so stellt man sich, als glaube man, oder vielleicht glaubt man es wirklich, daß die Seele des Verstorbenen diese Speisen zur Stärkung zu sich nähme.

Wenn ein Mensch auf der Jagd stirbt, so wird sein Leichnam auf ein Gestelle geleget, wo er bis zu der Abreise der ganzen Gesellschaft liegen bleibt, und hernach mitgenommen wird. Wer im Kriege bleibt, wird verbrennet, und seine Asche wird zurück, in das Familienbegräbniß gebracht. Dieses ist eine Art von Gottesacker, der auf eine gewisse Weite vom Dorfe abgelegen ist. Einige begraben ihre Todten in die Wälder; andere heben sie in Kisten auf, und lassen sie vorher an der Sonne trocknen. Was die Ertrunkenen anbelangt, oder diejenigen, die erfroren, oder durch einen andern Zufall umgekommen sind, mit selbigen werden sonderbare Ceremonien vorgenommen. Weil sie sich einbil-

den, daß dergleichen Unglück nicht anders als von dem Zorne der Geister herkomme, glauben sie, daß dem ganzen Lande eine Verwüstung bevorstehe, und daß der Himmel zürne. Daher thun sie alles mögliche, ihn zu besänftigen. Sie suchen den Körper auf das sorgfältigste, aus Furcht, wenn er sich nicht fände, die Seele dieses Unglücklichen würde niemals Ruhe haben. Diese ganze Zeit über bringen sie mit Singen, Tanzen, und Gastereyen zu. Die Lustbarkeiten vermehren sich, wenn der Körper gefunden wird; und der Zulauf von allen Dörfern ist ungemein, als bey einer Sache, die die ganze Nation betrifft. Der Körper wird hernach auf den Gottesacker gebracht, und daselbst auf eine Matte geleget: hier sieht man auf der einen Seite eine Grube, auf der andern ein großes Feuer. Verschiedene junge Leute nähern sich dem Körper, schneiden das Fleisch an den Theilen ab, die von einem der Aeltesten vorgezeichnet sind, und werfen es, benebst dem Eingeweide, in das Feuer. Während dieser Beschäfftigung sind junge Weiber, die beständig um die Arbeitenden herum sind, sie ermahnen, ihren Dienst behörig in Acht zu nehmen, und ihnen kleine Muscheln in den

Mund

Mund stecken, so wie man den Kindern Zuckerwerk giebt, um sie zu Beobachtung ihrer Pflicht aufzumuntern. Hierauf begräbt man den ganz abgeschälten Körper; und jedermann beeifert sich der betrübten Familie Geschenke zu bringen. Wenn einer dieser Umstände vergessen würde, sähe man alle in der Folge sich etwa ereigenden schlimmen Vorfälle als eine Strafe des Himmels an.

Um das Ceremoniel der Begräbnisse zu endigen, wenn der Verstorbene ein Mann von Wichtigkeit ist, wird eine Art von Ringspiele ihm zu Ehren angestellet. Einer der Häupter wirft drey Stäbe, eines Fußes lang, auf das Grab. Ein junger Mensch, eine Frau, und ein Mägdgen, nehmen jedes einen davon, und andere, von ihrem Alter und Geschlechte, bemühen sich, sie ihnen aus den Händen zu reißen: wer sie bekommt, trägt den Sieg davon.

Die Verordnungen wegen der Trauer sind bey den Huronen sehr streng. Bey dem Tode eines Vaters oder einer Mutter, muß man sich die Haare abschneiden; man schwärzet sich das Gesicht; man hält sich beständig stehend, wickelt den Kopf in einen Lappen, ohne jemanden anzusehen, oder zu besuchen, ohne

ohne etwas warmes zu essen, ohne einzuheitzen, auch nicht in dem härtesten Winter. Nach abgelegter erster Trauer, fängt man eine zweyte mehr gemäßigte an, die nach und nach mehr abnimmt.

Da die Trauereinrichtung nicht für alle Leute einerley ist, so sind auch die deswegen gemachten Gesetze verschieden. Ein Ehemann, und seine Frau sind am genauesten daran gebunden. Doch vergießt der Mann wegen seiner Frau niemals Thränen, weil solche unanständig für ihn sind. Die Weiber hingegen beweinen ihre Männer ein ganzes Jahr, rufen ihn beständig, und erfüllen das ganze Dorf, früh Morgens, wenn sie an ihre Arbeit gehen, und des Abends, wenn sie zurückkommen, mit Geschreye. Haben Eheleute gut zusammen gelebet, so betrauren sie einander nach der strengsten Vorschrift; doch pflegen die wegen solcher Aufmerksamkeit zufriedenen Verwandten diese Genauigkeit durch einen Erlaß, welchen sie durch Gastgebote und Geschenke darthun, zu mildern. Im gegentheiligen Falle erläßt man ihnen alle zu beobachtende Pflichten; und sie haben die Freyheit, sich anderwärts wieder zu versorgen. Sie würden sich aber tausend Beschimpfun-

schimpfungen zuziehen, wenn sie sich vor der gesetzten Trauerzeit verheuratheten. Die Mütter betrauren ihre Kinder eben so lange. Das erste Compliment, das man seinem Freunde, oder auch einem Fremden, den man in seine Hütte aufgenommen hat, machet, ist, daß man seine verstorbenen Verwandten beweinet.

Die Huronen haben ein Todenfest, wie wir, welches sie das Fest der Seelen nennen. Es ist dieses unter allem, was die Wilden beschäfftiget, die feyerlichste, und das mehreste Aufsehen machende Handlung. Sie scheint ihnen so wichtig, und sie feyern dieses Fest mit so vielen Anstalten, daß sie sich von einer Zeit zu der andern dazu vorbereiten. Wenn dieser Zeitpunkt herannahet, so bestimmt man zuerst den Ort der Zusammenkunft, und wählet hernach den König des Festes. Sein Amt ist, die Ceremonien dabey anzuordnen, und die benachbarten Dorfschaften einzuladen. Wenn der Tag angesetzet ist, so versammlet sich jedermann, und man geht paarweise in Procession auf den Gottesacker. Daselbst beschäfftiget sich ein jedes, die Körper sogleich auszugraben; hernach bleibt man einige Zeit stehen, und betrachtet

trachtet diesen abscheulichen, und traurigen Anblick stillschweigend. Stellen Sie Sich, Madame, die Oeffnung dieser Gräber vor, wo der Tod Vergnügen findet, sich auf tausenderley Art abzumalen, nachdem der Grad der Verwesung mehr oder weniger zugenommen hat. Nicht lange hernach höret man das kläglichste Geheul und Geschrey; und dieser Auftritt, dem ich, mit dem Mißionnaire, beygewohnet habe, hat mir ein Grausen verursachet, das ich nicht beschreiben kann.

Nach den ersten Aeußerungen heftiger Schmerzen, lieset man die Knochen auf, machet das Fleisch ab, wäschet sie, wickelt sie in Biberhäute, schmeißt das Verwesete ins Feuer, und was mitgenommen werden kann, wird auf Tragen geleget; andere nehmen es auf den Rücken; und auf solche Art kehret man nach dem Dorfe zurück, wo ein jeder die traurigen Ueberbleibsel seiner Verwandten in seine Hütte mitnimmt. Auf dem ganzen Wege fahren die Weiber fort, zu heulen und zu seufzen; die Männer aber bezeigen sich eben so betrübt, als an dem Sterbetage. Nach der Rückkehr in den Flecken, werden Gastgebote, Tänze, Spiele, und Kampfspiele angestellet, wobey Preise ausgesetzet sind. Von

Zeit

Zeit zu Zeit höret man ein außerordentlich durchdringendes Geschrey, welches das Geschrey der Seelen genennet wird. Denen Fremden, welche bey dieser Gelegenheit zuweilen von sehr weitem herkommen, machet man Geschenke; und erhält dergleichen von ihnen. Ja man wendet diese Zeit vielmal an, gemeinschaftliche Angelegenheiten abzuthun. Den dritten Tag begiebt man sich in Procession in einen großen Saal, der zu dieser Ceremonie besonders aufgebauet wird. Man hängt darinnen die ausgegrabenen Knochen an die Wände; an einigen Orten aber führet man sie von einem Dorfe zu dem andern; und überall werden sie mit Bezeugungen von Betrübniß und Zärtlichkeit aufgenommen. Man geht ihnen aus den Dörfern entgegen; und es wird eine so genaue Ordnung dabey in Acht genommen, daß ein jeder, ohne die geringste Verwirrung, überall Herberge für sich, seine Leute, und Todten, findet. Diese Züge geschehen unter dem Schalle von Instrumenten, wobey sich die schönsten Stimmen hören lassen; und alle Schritte werden nach dem Tacte gemachet. Endlich werden die Reste der Todten in ein Begräbniß gebracht, wo sie für beständig

blei-

bleiben. Man machet sie in Gegenwart der Verwandten vom neuen auf, als welche den Trost haben wollen, sie noch einmal zu sehen, anzugreifen, und anzuputzen, ehe sie ihnen den letzten Abschied geben. Die Betrübniß erneuert sich bey diesem traurigen Anblicke; und gar bald erschallet das ganze Dorf von Schreyen, Heulen, und Winseln.

Unterdessen bereitet man in der Mitte eines abgeredeten Platzes eine große Grube, die mit einem Amphitheater eingefasset ist. Oben heraus gehen eingeschlagene Pfähle mit Querbalken, worauf die zur öffentlichen Schaue bestimmten Gebeine geleget werden. So wie sie herbey gebracht sind, legt man sie, zugleich mit den Geschenken, nieder, und breitet sie auf dem Platze, ohngefähr wie das töpferne Gefäße auf einer Messe, aus. Es ist nichts rares, bis zwölf hundert Packete, so wohl von Geschenken, als von Todenknochen, daselbst zu sehen. Die Grube ist mit Pelzwerke ausgefüttert; die Geschenke aber werden alleine geleget. Auf die Leichname decket man ganz neue Pelze, und beleget sie mit Baumrinden, worüber Holz, Steine, und Erde geworfen werden. Jede Familie sitzt auf Gerüsten um die Grube herum; und man steigt hinunter,

um

um etliche Hände voll Sand zu nehmen, welcher sorgfältig aufbehalten wird. Endlich begiebt sich die ganze Gesellschaft hinweg: aber noch etliche Tage lang kommen die Weiber, und schütten Sagamiteh auf das Grab. Dieses ist der Name, den man einer Art von Breye giebt, woraus die Wilden ihre vornehmste Speise machen.

Man muß bekennen, Madame, daß diese Völker sich, in Ansehung ihrer **verstorbenen Verwandten, so großmüthig und zärtlich** betragen, daß man sie nicht genug bewundern kann. Man hat Mütter gesehen, die ihre todten Kinder ganze Jahre aufbehalten haben, und von ihnen nicht haben wegkommen können: andere haben Milch aus ihrer Brust gedrücket, und das Grab damit besprenget. Wenn in einem Dorfe, wo Todte sind, Feuer auskommt, so ist die erste Besorgniß, daß man sie in Sicherheit bringt. Um Verstorbene mit allerhand Putze zu schmücken, giebt man das kostbarste her, das man hat. Von Zeit zu Zeit machet man ihre Särge auf, und zieht ihnen neue Kleider an: ja man entzöge sich lieber selbst alle Speisen, wäre es auch in dem dringendesten Nothfalle, als daß sie den Todten fehlen sollten. Mit

einem Worte, man ist für die Todten mehr besorget, als für die Lebenden. Während der Trauer ist es nicht erlaubet, eine verstorbene Person bey einem ihrer Namen, die sie im Leben führte, zu nennen: es wäre solches wider die Ehrfurcht, die man ihrem Andenken schuldig ist. Selbst diejenigen, die gleiche Namen führen, müssen sie so lange ablegen, und andere annehmen, bis die größte Betrübniß vorüber ist. Man darf den Namen des Verstorbenen nicht allein nicht aussprechen, sondern man darf auch nicht gerade heraus sagen, daß er gestorben ist. Man muß sich einer Umschreibung bedienen; zum Exempel, der Capitain, der uns verlassen hat, den wir beweinen.

Um Sie, Madame, von diesen traurigen Gegenständen abzubringen, will ich Ihnen etwas von den vornehmsten Tänzen der Wilden erzählen. Einer der berühmtesten ist der Tanz des Calûmet. Sie wissen, daß das Calûmet eigentlich eine Pfeife ist, die ein sehr langes Rohr, und einen großen Kopf hat. Die Wilden halten sie für ein Geschenk des Himmels, und brauchen sie bey den wichtigsten Angelegenheiten, am meisten aber bey Kriege und Frieden. Aus einer solchen Pfeife

rauchen,

rauchen, heißt, den feyerlichsten Vertrag eingehen, dessen Uebertretung, nach dieser guten Leute Einbildung, von dem großen Geiste bestrafet wird. Sollte ein Feind auch mitten in der Schlacht das Calûmet anbieten, so ist es zwar erlaubet, es auszuschlagen; nimmt man es aber an, so muß man in dem Augenblicke die Waffen niederlegen. Es giebt solcher Pfeifen für alle Arten von Verträgen. Im Handel und Wandel ist man wegen einer Vertauschung nicht so bald einig geworden, als man eine dergleichen Pfeife anbietet, um den Handel zu bestätigen: sie ist der Grundstein, und die Gewährleistung gegenseitiger Treue und Glauben. Diese Völker haben aus der Erfahrung, daß der Tabaksrauch die aufsteigenden Dünste niederschlägt, und den Kopf leicht machet, daher ist der Gebrauch davon in ihren Rathsversammlungen eingeführet, wo sie die Pfeife nicht aus dem Maule bringen. Wenn sie einen reiflich überlegten Entschluß genommen haben, so glauben sie, kein Zeichen sey geschickter, selbigen zu bekräftigen, und kein Pfand fähiger, dessen Ausführung zu vergewissern, als dieses bey ihren Rathschlägen so gewöhnliche Instrument. Sie wissen sich auch nichts natürli-

cher vorzustellen, um eine genaue Verbindung anzuzeigen, als aus einerley Pfeife zu rauchen; insonderheit, wenn der Rauch, den man wegbläst, der Sonne, oder einer andern Gottheit, als welche das Siegel der Religion darauf drücket, gewidmet wird. Die Größe, und die Verzierung des Calûmet ist nach dem Ansehen der Person, und nach der Wichtigkeit der Sachen, eingerichtet: die Verzierungen bestehen in Vogelfedern von allerhand Farben.

Der Tanz des Calûmet ist eigentlich ein kriegerisches Fest, wobey die Kriegsleute, mit gemalten Gesichtern, und den Kopf mit Federn geschmücket, alleine erscheinen. Bald wird es zu Ehren einer Nation gefeyert, die dazu gebeten wird; bald dienet es zum Empfange einer Person von Ansehen. Die Huronen haben diesen Tanz oftmals, bey der Ankunft eines französischen Befehlshabers in einer der Festungen von Canada, angestellet. Im Winter wird eine geraumige Hütte aufgebauet, worinnen die ganze Gesellschaft Platz nimmt. Im Sommer geschieht es im freyen Felde, das mit Zweigen und Sträuchern eingeschränket wird. Man breitet daselbst eine große Matte auf, um den Okki, oder den

Mani-

Manitou dessen, der zum Tanzen aufführet, dahin zu setzen; zur Seite aber wird das Calûmet dessen, dem zu Ehren das Fest gegeben wird, geleget. Es nimmt dieses den vornehmsten Platz ein; und die Kriegsleute schließen einen Kreiß herum. Ein jeder bey der Ankunft grüßet den Manitou, und beräuchert ihn mit einem Maule voll Tabaksrauche, den er aus dem Calûmet zieht. Nachher theilet man sich, hier und dahin, in kleine Haufen, die Weiber von den Männern abgesondert, alle auf der Erde sitzend, in ihren schönsten Kleidern angezogen, und von Zeit zu Zeit fangen sie an, laut zu schreyen, um den Tänzern ihren Beyfall zu bezeigen. Derjenige, der den Anfang machet, geht zuerst hin, und nimmt das Calûmet mit großer Ehrfurcht; indem er es mit beyden Händen hält, drehet er es auf hunderterley Art, aber allezeit nach dem Tacte: bald zeiget er es der Gesellschaft; bald hält er es gegen die Sonne; bald neiget er es zur Erde; bald hält er es an seinen Mund, bald an den von den Herumstehenden. Bey jeder Pause kommt einer von den Kriegsleuten, und thut mit seiner Streitaxt einen Hieb in einen Pfahl, der nicht weit davon eingegraben ist. Auf dieses

gegebene Zeichen entsteht ein allgemeines Stillschweigen, und dieser Mensch erzählet einige seiner Heldenthaten mit lauter Stimme. Er empfängt dieserhalb Glückwünsche, setzt sich wieder an seinen Ort, und man fähret fort zu tanzen. Ein anderer ergreift sein Gewehr, und ladet den Tänzer ein, unter Trommelschlage mit ihm zu fechten. Dieser nähert sich, nimmt den Duel an, hat aber nichts zu seiner Vertheidigung, als das Calûmet. Der eine versetzt die Stöße, der andere sucht sie abzuhalten; der eine flieht, der andere verfolgt ihn; der Sieg bleibt aber allemal dem, der das Instrument des Festes hält. Er überreichet es einem andern, der ebenfalls die Oberhand behält; und dieser giebt es einem dritten, und so weiter, bis sie alle nach der Reihe getanzet haben. Endlich übergiebt der Vorsitzende in der Gesellschaft das Calûmet der eingeladenen Nation als ein Geschenk, und zeiget dadurch das immerwährende Bündniß an, das man zwischen beyden Völkern aufrichten will.

Der Tanz, welchen die Wilden die **Entdeckung** (la découverte) nennen, ist eine Abbildung dessen, was bey einem Kriegszuge vorgeht. Es erscheint dabey ein Mann allezeit

zeit alleine, der mit langsamen Schritten mitten in die Versammlung tritt. Hier bleibt er einige Zeit unbeweglich stehen; hernach aber stellet er den Aufbruch der Kriegsleute, ihren Zug, und Lager vor. Er geht auf Entdeckung aus; er nähert sich, er hält inne, als wenn er ausruhen wollte; auf einmal geräth er in Wuth, und thut, als wenn er alle Leute umbringen wollte. Wenn er wieder zu sich gekommen ist, nimmt er einen aus der Gesellschaft, und thut, als wenn er ihn zum Kriegsgefangenen machete. Bey einem andern stellet er sich, als wollte er ihm den Kopf spalten. Auf den dritten zielet er mit seinem Gewehre, und fängt an aus Leibeskräften zu laufen. Er bleibt hernach stehen, und besinnet sich wieder; nimmt seinen Rückzug, anfänglich mit Geschwindigkeit, hernach gelassener. Alsdenn fängt er an zu schreyen, und suchet dadurch die verschiedenen bedenklichen Vorfälle, darinnen er sich in dem letzten Feldzuge befunden hat, auszudrücken. Endlich zum Beschlusse, erzählet er und rühmet seine Thaten.

Fast allezeit auf diese Art endigen die Indianer ihre Tänze: denn ein eingebildeter Stolz stellet ihnen diese Pralerey so angenehm

und süße vor, daß sie solcher niemals satt werden. Derjenige, der das Fest giebt, läßt das ganze Dorf unter Trommelschlage zusammen berufen, da denn die ganze Gesellschaft sich um seine Hütte versammlet. Hier tanzen die Krieger einer nach dem andern, um Gelegenheit zu haben, sich Lobsprüche zu machen; und bey wirklichen Verdiensten wird ein frohlockender Beyfall nicht gesparet. Wenn aber einer mehr aus sich machet, als er nicht sollte, ist es den andern erlaubet, ihn durch allerhand Beschimpfungen zu bestrafen. Gemeiniglich schwärzet man ihm das Gesicht, und saget ihm, es geschähe, um zu verhindern, daß er nicht blaß werde, wenn er den Feind zu sehen bekomme. Bey aller dieser Züchtigung sind die Verzagtesten hier, wie in Europa, nicht die letzten, die sich rühmen. Derjenige, der solchergestalt den Prahler bestrafet hat, tritt an seine Stelle; und begehet er diesen Fehler auch, so ermangelt ein anderer nicht, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten. Niemand ist leicht von dieser kleinen Demüthigung ausgeschlossen; und niemand darf darüber unwillig werden.

Die Wilden, als welche natürlich gern spotten, sind für die satyrischen Tänze

sehr

sehr eingenommen. Ein Mann fasset einen andern bey der Hand an, und führet ihn mitten in die Gesellschaft. Dieser folget ihm ohne sich zu widersetzen; und der Tänzer, der inne hält, läßt einige beißende Züge wider ihn laufen, welche dieser ruhig anhöret, ohne etwas zu sagen. Bey jedem witzigen Einfalle, bey jedem spöttischen Reime, erhebet sich ein Gelächter, so daß er sich in seine Decke verhüllen muß. Der, welcher ihn aushöhnet, nachdem er ihn lange genug lächerlich gemachet hat, um ihn mit Schimpfe zu überhäufen, beschüttet ihm den Kopf mit Asche, oder Mehle. Dieses Spiel lieben diese Völker sehr, und verschonen einander auf keine Art: allein der Leidende weis nachher seinerseits sich auf Kosten dessen, der ihn zum Besten gehabt hat, treflich zu entschädigen. Dieser Zeitvertreib scheint ihnen so angenehm, daß die jungen Leute, wenn sie beysammen sind, sich in zwey Reihen stellen, und einander ebenfalls die Wahrheit sagen, bis einer von den Gegnern nachgiebt, um Quartier bittet, und sich als überwunden erkläret. Alle diese Spöttereyen geschehen unter Musik, nach dem Tacte, und mit gemessenen Schritten: niemals höret man, daß Verbitterung, oder Ge-

waltthätigkeiten daraus entstünden. Derjenige, der getanzet hat, bittet einen andern, und beschenket ihn, damit er seine Einladung annehme. Dergleichen Freygebigkeiten machen die Demüthigungen, die sie von einander auszustehen haben, erträglicher.

Es giebt auch noch **Tänze** bey den Huronen, die von den **Gaukelspielern**, wegen der Genesung der Kranken, verordnet werden; und sie gehören zur **Wahrsagerkunst**. Andere sind blos zum **Vergnügen**, und haben keine besondere Absicht. Sie sind den Männern und Weibern gemein; werden aber von jedem Geschlechte alleine getanzet. Erstere tanzen mit ihren Waffen; und ob man gleich einander nicht bey der Hand anfasset, wird der Kreis doch niemals verrücket; man kommt auch nicht aus dem Tacte; welches um so viel leichter ist, da die Musik der Wilden nur zwey oder drey Tone hat, die immer wiederkommen. Diese Tänze werden allemal durch einen öffentlichen Ausrufer angekündiget, und jedermann erscheint dabey in seinem größten Putze. Der Platz der Musikanten ist in dem Mittel, und so lange als diese bey ihrem Spielen singen, schlagen die Zuschauer mit Stöcken auf Kessel.

Die

Die Tänzer machen mit den Händen und Füssen allerhand Figuren, ein jeder nach seinem Gefallen, und obgleich diese Bewegungen verschieden, und überhaupt sehr lächerlich sind, so kommt doch niemand aus dem Tacte. Wer seine Stellungen am meisten zu verändern, und die wunderlichsten Gebärden zu machen weis, der wird für den besten Tänzer gehalten. In denen Augenblicken, wo sie recht schwitzen, und außer sich sind, sollte man glauben, man sähe einen Haufen Besessener; und was noch mehr beyträgt, sie zu ermüden, ist, daß sie mit ihrer Stimme eben so sehr, als mit ihren Gebärden, dem Lärmen der Kessel, und dem Klange der Instrumente folgen. Jeder Tanz endiget sich mit einem allgemeinen, sehr lautem Uch! welches ein Geschrey des Beyfalles ist, und anzeiget, daß dieser Theil des Tanzes wohl von statten gegangen ist. Diese Musik hat etwas sehr wildes, und ist anfänglich widerstehend; man kann sich auch nicht leicht einen Begriff davon machen; man gewöhnet sich aber nach und nach daran, und endlich höret man sie mit Vergnügen. Die Wilden lieben diese Art von Festen außerordentlich: sie verlängern sie ganze Tage und Nächte, und mit

ihrem Freudengeschreye erschüttern sie das ganze Dorf.

Vor, und nach dem Tanzen wird allezeit ein großes Gastmahl gegeben; denn dieses findet man bey allen Feyerlichkeiten, und Festen. Diese Völker haben ihrer verschiedener Gattung, nach Beschaffenheit der Absicht, warum sie solche anstellen. Sie geben sie bey der Geburt eines Kindes: wenn die Söhne mannbar werden; wenn sie in den Orden der Kriegesleute treten; wenn sie auf der Jagd das erste Thier erleget haben; so oft sie ihren Namen verändern; bey der Einweihung eines Gauklers; bey der Einsetzung einer ihrer Hauptleute; bey der Genesung eines Kranken; bey der Aussaat und Aernde der Früchte; bey Ansetzung des Tages zu einer Fischerey; eine Kriegsrüstung zu beschlüssen; bey der feyerlichen Hinrichtung eines Sclavens; wenn man die Wahrsager befraget, die Geister beschwöret, die Todten beweinet, u. s. w. Es giebt Gastgebote bey Hochzeiten, bey Leichenbegängnissen, wegen der Seelen, um zu tanzen, um alles aufzuessen; Gastmahle, wo man Geschenke giebt u. s. w. Man hat ihrer, woran das ganze Dorf Theil nimmt; und andere, wozu nur eine gewisse Anzahl Personen eingeladen werden.

Das

Das Gastgebot, wobey alles aufgegessen wird, ist, wie ich glaube, Ihnen schon gesaget zu haben, eine Art von Opfer, wo von dem Schlachtopfer nichts übrig bleiben darf. Es wird dabey das tiefste Stillschweigen beobachtet, und von dem, was aufgetragen wird, darf nichts mit nach Hause genommen, sondern es muß alles auf der Stelle verzehret werden. Zwar kann ein jeder einen Beystand haben, das heißt, jemanden, der ihm im Nothfalle essen hilft. Wenn sich aber niemand findet, der durch Geschenke dazu gebracht werden kann, und er das, was ihm vorgeleget wird, nicht aufißt, so bestrafet man ihn auf der Stelle: man machet eine kleine Verschanzung in eine Ecke der Hütte, wo er gefangen gesetzet wird, und zuweilen ganze Tage daselbst bleiben muß. Wenn alles Fleischwerk verzehret ist, werden große Stücken von Bärenfette, und die Brühe, worinnen das Fleisch davon gekochet worden ist, aufgetragen. Sollte man aber, unerachtet aller Bemühung, dennoch nicht fertig werden können, so wird das Uebrige in das Feuer geworfen, auf die Art, wie es die Juden mit dem Osterlamme zu halten pflegten.

Die

Die Gastgebote, wobey gesungen wird, sind die prächtigsten, und die feyerlichsten. Es werden zuweilen bis dreyßig Hirsche in die Kessel gethan; und unterdessen daß sie kochen, zählet man die Anzahl derer Personen, welche gebeten werden sollen. Diese Rechnung geschieht mit Körnern von Indianischen Korne, welche in jede Hütte geschicket werden. Man wirft sie daselbst auf die Fußdecke, und saget: ihr werdet eingeladen: es kommen alsdenn so viel Männer, als Körner sind. Unterdessen läuft ein Ausrufer durch das ganze Dorf, und kündiget an, daß der Kessel in dem benennten Hause aufgehangen sey, und zeiget die Stunde an, wenn man sich einfinden soll. Ein jeder kommt zu gesetzter Zeit, und bringt seinen Napf mit, um das Stücke Fleisch, das man ihm giebt, hinein zu thun. Während daß die Gesellschaft zusammen kommt, fängt derjenige, der das Fest giebt, an zu singen, um seine Gäste zu unterhalten. Diese Lieder handeln von den Heldenthaten der Nation, und wenn jedermann Platz genommen hat, höret er auf zu singen. Er hat fast allezeit einen Gehülfen bey sich, der ihn ablöset, wenn er müde wird. Alsdenn tritt ein Redner auf, fragt, ob die

Gäste

Gäste alle gegenwärtig sind, nennet denjenigen, der das Gastgebot giebt, erkläret die Ursache, warum es angestellet wird, und machet endlich eine genaue Beschreibung von dem, was in dem Kessel ist. Bey jeder Sache, die er nennet, antworten die Gäste zum Zeichen ihres Beyfalles, durch ein Ho, Ho! Hernach trägt er die Angelegenheiten vor, welche von den Anwesenden in Betrachtung gezogen werden sollen: denn, da diese Gastmahle wegen der wichtigsten Vorfälle, die das Dorf betreffen, angestellet werden, so ist dieses eigentlich die Zeit der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten. So bald er zu reden aufgehöret hat, so fangen einige an zu singen, andere, zu essen: viele essen, und singen zu gleicher Zeit. Der Herr des Festes rühret nichts an: er besorget, daß die Speisen aufgetragen werden, oder thut es selbst, und nennet laut alle Stücken, die er einem jeden vorlegt. Die besten werden vorzüglicher Weise denen gegeben, die man ehren will. Soll das Gastgebot den ganzen Tag dauern, so hebt man einen Theil der Kessel bis auf den Abend auf; das übrige wird zu Mittage gegessen: während dieser Zeit singt, und tanzet man.

Auf

Auf diese Art unterhält sich die Einigkeit unter diesen Völkern, die, so zu sagen, in Gemeinschaft zusammen leben; durch ihr aufgereimtes Wesen ihre Gastgebote vergnügter machen; das Band der Freundschaft unter sich noch fester knüpfen; und solchergestalt ihre Zusammenkünfte liebreich und angenehm einrichten. Der einzige Fehler, Madame, den Sie dabey finden müssen, ist, daß keine Frau zu dieser Art von Festen kommt, und eingeladen wird. Doch man sieht ihrer verschiedene, welche die Neugierde dahin führet. Diese setzen sich gemeiniglich an das Ende der Hütte. Die Kinder, und diejenigen jungen Leute, die unter die Gemeinschaft der Kriegsleute noch nicht aufgenommen sind, steigen auf Gerüste, oder oben auf die Hütte selbst, um durch die Feueresse zu sehen, was vorgeht. Andere brechen durch die Baumrinden, wovon die Wände gemachet sind, und wollen auch ihren Antheil als Zuschauer haben; niemand aber untersteht sich, es ihnen zu verwehren.

Die Wilden haben noch andere Feste, wobey anstatt zu singen, Geschenke an die Gäste ausgetheilet werden. Sie erhalten Kleider, Aexte, Halsbänder, Kessel, u. dergl.

Die

Die Oberhäupter thun sich durch dergleichen Freygebigkeiten hervor, wodurch sie vielmals arm werden.

Ich habe anderwärts von den Hochzeitfesten, und von denen Feyerlichkeiten, die bey Leichenbegängnissen angestellet werden, geredet. Bey allen dergleichen Gelegenheiten haben diese Völker allerhand **Spiele**, hauptsächlich aber Glücksspiele, als für welche sie eine außerordentliche Neigung haben, eingeführet. Das Spiel, welches sie am meisten beschäfftiget, heißt das **Schüßelspiel**. Sie verlieren dabey zuweilen alle Gemüthsruhe, ja den Verstand selbst. Sie setzen alles daran, was sie haben; ihre Kleider, Hausrath, Hütten, und Freyheit. Es wird nur unter zwey Personen gespielet, derer jede sechs oder acht kleine Knochen, mit ungleichen Seiten, nimmt, woran die zwey Hauptseiten, die eine weiß, die andere schwarz, gemalet sind. Man läßt diese Knochen in die Luft springen, indem man auf die Erde, oder auf den Tisch, mit einer Schüßel schlägt, worinnen sie erst herum geschüttelt werden. In Ermangelung einer Schüßel, wirft man sie mit der Hand; und wenn sie im Herunterfallen alle einerley Farbe haben, so zählet der, welcher

spielet, fünf; die Partie ist von vierzig Augen; und derjenige gewinnet, der zuerst diese Zahl heraus bringt. Er fährt so lange fort, zu spielen, bis er ungleich wirft, da er denn seinen Platz einem andern überläßt. Diese Spiele geschehen in Gegenwart des ganzen Dorfes, das den lebhaftesten Antheil daran nimmt. Unerachtet nur zwey sind, welche die Schüßel halten, so kann man doch sagen, daß sie alle spielen. Gleich zu Anfange beschäfftigen sie sich, die Farbe, und die Seite zu bestimmen, welche die Knochen im Fallen weisen sollen; die Gegenparthey aber verlanget eine andere. Bey jedem Wurfe erhebt sich ein allgemeines Geschrey; man sollte glauben, die Spieler kämen außer sich; und die Zuschauer sind nicht viel gelassener. Beyde machen tausenderley Gebärden, reden die Knochen an, verwünschen den Schutzgeist ihrer Gegner, und der ganze Flecken erschallet von dem entsetzlichsten Geheule. Sie reden mit erstaunender Heftigkeit, und Geschwindigkeit, und das meistemal sprechen sie die Worte nur gebrochen aus. Sie werden hernach auf sich selbst böse, geben sich gewaltige Stöße, und gerathen in eine solche Hitze, daß sie, obgleich halb nackend, über und über

schwi-

schwitzen. Wenn das Glück nicht günstig ist, so können diejenigen, welche verlieren, die Partie bis auf den andern Tag aussetzen; es kostet mehr nicht, als ein Gastmahl für die Anwesenden. Alsdenn geht das Spiel mit Anbruche des Tages wieder an; und man hat nichts vergessen, um die Schutzgeister auf seine Seite zu bringen. Die großen Partien dauern ordentlich fünf oder sechs Tage; auch die Nacht kann sie vielmals nicht abhalten. Zuweilen werden sie auf Fürbitte eines Kranken, oder auf Verordnung des Arztes angestellet. Alsdenn versammlen sich die Verwandten, lassen ihre Geschicklichkeit sehen, und wählen die glücklichste Hand. Man fraget seinen Manitou um Rath; man fastet; man hält sich mäßig, um einen glücklichen Traum zu haben; und der, welchen man von seinem Schutzgeiste begünstiget zu seyn glaubet, wird neben den Spieler gesetzet.

Ein anderes Spiel ist das **Strohspiel.** Es sind dieses kleine Stücken Rohr, von der Stärke eines Weitzenhalmes, und zwey Zolle lang. Man nimmt ihrer eine gewisse Anzahl, welche ordentlich in zweyhundert und einem Stücke besteht. Wenn man sie wohl unter einander gemenget hat, beschwöret man

die Geister unter tausend Verzuckungen, und nimmt einen spitzigen Knochen, womit man sie in kleine Haufen von zehn Stücken abtheilet. Ein jeder nimmt sich einen Haufen davon auf gutes Glück; und der Haufen, der eilf Strohhalmen hat, gewinnt eine gewisse Anzahl Augen.

Das, was man hier das Spiel der **Pflaumenfedern** nennet, reizet nicht wegen der Hoffnung zu gewinnen, es ist aber für die Spieler nicht weniger unterhaltend. In dem Mittel einer großen Hütte werden verschiedene Pfahle eingestoßen, die oben mit einem Haufen zarter Federn von allerhand Farben behangen sind. Dahin begeben sich die jungen Leute beyderley Geschlechtes, und tanzen zusammen: die Mannspersonen, die an der Kleidung ihrer Geliebten die Farbe sehen, welche diese am meisten lieben, nehmen von jedem Pfahle Federn von dergleichen Farbe, stecken sie auf den Kopf, tanzen um ihre Schöne herum, geben durch Zeichen einen Ort an, wo sie sich allein sprechen können, und, unerachtet aller Wachsamkeit der Mütter, ermangeln diese niemals, sich daselbst einzufinden.

Das Spiel des Krummstabes hat einige Aehnlichkeit mit unserm Ballspiele. Es kommt darauf an, eine Kugel mit Racketten auf eine sehr große Weite fortzutreiben, und ohne daß sie auf die Erde falle, noch mit der Hand berühret werde, an ein gewisses Ziel zu bringen; sonst man in beyden Fällen die Partie verlöre. Die Wilden wissen die Kugel mit ihrem krummen Stabe so geschickt zu fangen, daß die Partien zuweilen etliche Tage dauern.

Ich würde, Madame, unter die Ergötzlichkeiten der Wilden die Jagd, und die Fischerey rechnen, wenn die damit verknüpfte Arbeit nicht dieser Leute beschwerlichste Beschäfftigung ausmachte. Ich habe Ihnen anderwärts von der Biberjagd etwas gesaget; ich will Sie gegenwärtig mit der Bärenjagd unterhalten. Bey den Wilden von Canada steht selbige oben an; und bey denen Nationen, die das Christenthum nicht angenommen haben, gehen vorher, folgen ihr, und begleiten sie lauter abergläubige Gebräuche. Es ist allezeit einer ihrer Anführer im Kriege, der die Zeit dazu anordnet, und denen, die dabey seyn sollen, Nachricht giebt. Er setzt hernach eine Fasten von acht Tagen an,

binnen welcher Zeit die strengeste Mäßigkeit beobachtet wird. Eine äußerste Schwachheit, die sie daher empfinden, hält sie dem ungeachtet nicht ab, den ganzen Tag zu singen; ja einige schneiden sich das Fleisch an verschiedenen Theilen des Leibes auf, um von den Geistern den Ort zu erfahren, wo die Bäre sich dieses Jahr am häufigsten aufhalten. Sie rufen die Geister nicht an, daß sie ihnen diese Thiere zu bezwingen beystehen sollen; es ist ihnen genug, zu wissen, wo sie solche antreffen werden. Ihre Träume sind es, die sie endlich entschließen; und sie hoffen allezeit einen guten Fang zu thun, wenn sie glauben, im Traume viele Bäre in einer Gegend gesehen zu haben. Sie richten auch ihre Wünsche an die Seelen derer Thiere, die sie auf den vorhergehenden Jagden erleget haben; und da sie blos mit diesen Gedanken beschäfftiget sind, ist es sehr natürlich, daß das, was der immerwährende Gegenstand ihres Verlangens ist, ihnen im Schlafe öfters vorkomme.

Nach dem Fasten, und nach der Bestimmung des Ortes, wird für die, welche der Jagd beywohnen wollen, ein großes Gastgebot gegeben. Niemand aber darf dabey erscheinen,

scheinen, der sich vorher nicht gebadet, das heißt, in einen Fluß geworfen habe, es sey die Jahreszeit, wie sie wolle, es müßte denn der Fluß gefroren seyn. Bey diesem Gastmahle, so wie bey allen Ceremoniengastereyen, rühret derjenige, der den Wirth machet, nichts an, sondern er beschäftiget sich nur, unterdessen daß die andern essen, den glücklichen Erfolg seiner vorigen Jagden zu rühmen. So bald man vom Tische aufgestanden ist, machet man sich, mit bey sich habender Kriegsgeräthschaft, und unter dem Zurufe des ganzen Fleckens, auf den Weg. Die Reise geschieht im Winter; und nichts kann einen Wilden aufhalten. Sträucher, Gräben, hohle Wege, Teiche, und Flüsse, keine Hinderniß hält ihn ab, den geradesten Weg fortzugehen, kein Thier kommt ihm im Laufen bey, kein Frost, dem er nicht Trotz bietet. Die Bäre sind zu dieser Jahreszeit in hohlen Bäumen versteckt; oder finden sie umgehauene, so machen sie sich aus den Wurzeln ein Lager, davon sie den Eingang mit Tannenreisern bedecken. Fehlet ihnen diese Zuflucht, so graben sie ein großes Loch in die Erde, und wenn sie hineingekrochen sind, stopfen sie die Oeffnung sorgfältig zu. Sie

verkriechen sich in ihren Höhlen ganz zu hinterst, so daß man sehr nahe bey ihnen seyn muß, um sie auszuspüren. Wenn sie ein dergleichen Lager einmal erwählet haben, so verlassen sie es den ganzen Winter nicht. Die erste Bewühung also ist, die Oerter auszuspüren, wo sie sich aufhalten. So bald die Jäger davon versichert sind, machen sie nach Beschaffenheit ihrer Anzahl einen Kreis um sie herum, der durch das beständige nähere Anrücken immer enger wird, bis sie sie endlich in ihren Höhlen verstecket finden, und mit weniger Mühe töden. Die Bäre in diesem Lande sind nicht gefährlich, sie müßten denn vom Hunger gedrücket werden, oder eine Wunde empfangen haben. Selten fallen sie an; ja sie fliehen, wenn sie einen Menschen ansichtig werden; und ein einziger Hund machet sie furchtsam, und flüchtig.

So bald der Bär erleget ist, steckt ihm der Jäger seine Pfeife zwischen die Zähne, und bläst den ganzen Rachen, und Schlund, voll Rauch. Er beschwöret den Geist dieses Thieres, er solle sich über seinen Tod nicht entrüsten. „Habe keine übele Meynung von uns, sagt er ihm, daß wir dich getödet haben. Du siehst, daß wir, unsere Weiber, und unsere

sere Kinder Hunger leiden; sie haben dich lieb; sie wollen, du sollst in ihren Leib kommen. Ist es dir nicht rühmlich, von Weibern und Kindern der Krieger verzehret zu werden?„ Weil der Geist nicht antwortet, so schneidt der Wilde, um zu wissen, ob seine Bitte erhöret worden sey, das Stückgen Haut unter der Zunge des Bäres ab, und behält es bis zu Ende der Jagd. Nach der Rückkunft in das Dorf, machet man ein großes Feuer, und die ganze Gesellschaft schmeißt diese Stückgen Haut mit vielen Umständen hinein. Knastern sie darinnen, und kriechen ein, wie es natürlicher Weise nicht anders seyn kann, so urtheilet man, daß die Geister besänftiget sind. Geschähe das Gegentheil, so glaubte man, sie wären misvergnügt; und man befürchtete für das künftige Jahr eine unglückliche Jagd, wenn man nicht sorgete, sie durch Bitten und Geschenke zu versöhnen.

Die gute Aufnahme, die man den Jägern bey ihrer Rückkunft bezeiget, die Lobsprüche, die man ihnen giebt, wenn sie viel Wildpret mitbringen, sollte einen glauben machen, sie kämen siegreich aus einem langwierigen Kriege. Das ganze Dorf erschallet von frohlockenden Gesängen, davon der

Schluß, und die Wiederholung allezeit ist, daß, um Bäre zu tödten, man ein Mann seyn müsse. Auf dieses Frohlocken folget eines derer Gastmahle, wo alles aufgegessen wird; und zum ersten Gerichte setzet man den größten Bär der Jagd auf. Er wird ganz aufgetragen; und man glaubte, die Geister zu beleidigen, wenn man das geringste davon übrig ließe. Alles wird, bis auf die Haut, und die Eingeweide, gefressen. Selbst die Brühe im Kessel, oder vielmehr das zerschmolzene Fett, die Knochen, die Nerven, alles muß verschwinden: daher auch die meisten Gäste krank werden; ja etliche sterben. Unerachtet der Hauptzweck dieser Jagd ist, die Haut des Bäres zu bekommen, so sehen Sie doch, Madame, daß das Fleisch auch sehr beliebt ist. Die Wilden essen davon auf der Jagd, und bringen doch genug nach Hause, um ihre guten Freunde zu bewirthen, und ihre Familie zu sättigen.

Hier zu Lande hält man die Jagd für eine eben so edele Beschäfftigung als den Krieg; und mit einem guten Jäger verwandt zu werden, geht, wegen des daher zu erlangenden Nutzens, noch über die Verheurathung mit einem Soldaten. Um sich in dieser Art

einen

einen Namen zu erwerben, muß man zum wenigsten zwölf Stück roth Wildpret in einem Tage erleget haben. Man hat allezeit viele zu dieser Jagd abgerichtete Hunde bey sich. Sie sind alle von einerley Gattung, haben gerade vor sich stehende Ohren, und ein spitziges Maul, wie die Wölfe. Man rühmet ihre Treue gegen ihre Herren, ungeachtet diese sie schlecht genug füttern, und niemals liebkosen.

Ich habe Ihnen schon von der Jagd des Caribou gesaget. Es giebt aber noch eine andere Art, womit die Wilden sich nicht weniger beschäfftigen. Es ist die Jagd des Orignal, dessen Fleisch von unvergleichlichem Geschmacke, die Haut aber stark, weich, und geschmeidig ist. Sie wird gahr gegerbet, und zu Kollern gebrauchet, welche wegen ihrer Leichtigkeit desto schätzbarer sind. Das Thier hat die Größe eines Pferdes, einen breiten Rücken, einen sehr kleinen Schwanz, erhabene Kniee, die Beine und Füße, wie ein Hirsch. Ein langes Haar bedeckt seinen Hals bis auf das Wiederroß; es leget sich nicht glatt, verliert auch niemals eine Art von Schnellkraft, wodurch es beständig in die Höhe steht. Man brauchet es zu Matrazzen,

und

und zu Sätteln. Der Kopf des Orignal ist länger als zwey Fuß, und die Art, wie es ihn vorwärts trägt, giebt ihm ein übeles Ansehen. Das Maul ist dick, und oben eingedrücket. Seine Nasenlöcher sind so groß, daß man den halben Arm hineinstecken könnte; und sein Geweih ist breiter als bey dem Hirsche, und fast eben so lang. Es ist flach wie bey dem Damhirsche, und wird alle Jahre abgeworfen. Man glaubt, dieses Thier sey das Elendthier, davon ich in meinem Briefe von Norwegen geredet habe; nur ist es etwas stärker. Es liebt die kalten Länder, nähret sich im Sommer mit Grase, und im Winter schälet es die Bäume ab.

Wenn tiefer Schnee fällt, so versammlen sich die Orignale truppweise unter den Bäumen, um sich vor dem übeln Wetter zu schützen, und bleiben daselbst so lange, als sie zu fressen finden. Alsdenn ist es leicht, sie zu fangen, insonderheit wenn die Sonne anfängt, den Schnee zu schmelzen. Die Nachtfröste veranlassen eine Rinde auf dem Schnee, die sie mit den Füßen durchtreten, mit den Beinen hineinfallen, und solche im Herausziehen beschädigen. Bey dieser Gelegenheit bemächtigt man sich ihrer ohne große Mühe:

zu anderer Jahreszeit aber lassen sie nicht leicht an sich kommen; und die geringste Wunde bringt sie in Wuth. Das Thier kehret sich geschwind gegen den Jäger, und tritt ihn nieder. Ein Mittel, dieses zu verhindern, ist, daß man ihm sein Kleid hinwirft, wider welches es allen seinen Zorn ausläßt, unterdessen daß man hinter einen Baum tritt, wo man seine Zeit abpasset, ihm vollends die letzte Hülfe zu geben.

Die mitternächtlichen Nationen in Canada stellen diese Jagd an, ohne sich in Gefahr zu begeben. Sie theilen sich in zwey Banden; die eine begiebt sich auf Kähne, welche auf eine gewisse Weite von einander bleiben, und einen halben Kreis schließen, davon die beyden Enden an das Ufer reichen. Die andere, die am Lande geblieben ist, umgiebt einen großen Platz, der mit dem halben Kreise übereinkommt; man läßt alsdenn die Hunde los, um die Orignale, die in diesem Raume befindlich sind, aufzujagen; und indem man sie beständig vorwärts treibt, nöthiget man sie in den Fluß zu springen, wo man aus allen Kähnen auf sie schießt, und selten kommt eines davon. Eine andere sehr gewöhnliche Weise ist, sie mit Schlingen zu fangen. Man

schließt

schließt einen großen Theil eines Waldes mit Pfählen ein, die mit Reisern umflochten werden, und läßt nur eine sehr kleine Oeffnung, wo man Schlingen hinlegt. Wenn diese Thiere daselbst durch gehen, fangen sie sich, entweder am Halse, oder an dem Geweihe. Sie brauchen viele Gewalt sich loszumachen, und zuweilen nehmen sie die Schlingen mit fort, oder zerreißen sie. Vielmals aber bleiben sie hängen, und lassen dem Jäger Zeit, sie mit Bequemlichkeit zu tödten.

Das Orignal hat noch andere Feinde, ohne die Wilden, die nicht weniger grausam wider ihn zu Felde ziehen. Der schrecklichste unter allen ist der Carcajou, eine Art von Katze, mit einem sehr langen Schwanze. So bald er seinen Raub erreichen kann, springt er auf ihn, hält sich an seinen Hals an, umschlingt ihn mit seinem Schwanze, und schneidt ihm die Halsadern entzwey. Das Orignal hat nicht mehr als ein einziges Mittel, sein Leben zu retten, nämlich, daß es in das Wasser springt; da denn sein Feind, der das Wasser scheuet, es in dem Augenblicke fahren läßt: ist aber das Wasser zu weit abgelegen, so stirbt es, ehe es dahin kommen kann. Man behauptet, das jägerische Thier ließe sich

durch

durch Füchse begleiten, die seine Beute ausspüren müßten. So bald diese das Orignal antreffen, machen ihrer zwey sich ihm zur Seite, und der dritte bleibt hinter ihm: alle drey wissen sich so lange herumzudrehen, und das Thier zu beunruhigen, bis sie es endlich nöthigen, dahin zu gehen, wo sie den Carcajou gelassen haben, mit dem sie sich hernach wegen Theilung des Wildpretes vergleichen.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 3 April, 1749.

Der 104 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich verlasse die Huronen noch nicht: ihre auswärtigen Angelegenheiten, und ihre innerlichen Beschäfftigungen, sind Dinge, Madame, die ich nicht vergessen darf. Im Kriege, suchet von beyden Partheyen diejenige, für die er unglücklich ausschlägt, alle Gelegenheit, um Friedensunterhandlungen zu bewirken. Sollten die Gemüther auch noch so sehr erbittert seyn, so bedienet man

sich

sich der Vermittelung einer neutralen Nation; und so bald alles veranstaltet ist, werden Gesandte abgeschicket, um Vorschläge zu thun, welche der Ueberwinder, wofern er nur einigen Vortheil dabey sieht, gern annimmt. Es ist bey ihnen nicht der Fall, Länder zu erobern, oder ihr Gebiete zu vergrößern. Viele unter ihnen haben so gar, im eigentlichen Verstande, keine eigenthümlichen Länder; und andere sind nicht dawider, wenn man sich auf ihrem Grunde und Boden niederläßt, man muß sie nur nicht beunruhigen wollen. Daher kommt es in den meisten ihrer Verträge blos darauf an, daß man suchet, sich Bundsgenossen wider mächtige Feinde zu machen, oder die Feindseligkeiten gegen einander einzustellen. Denn sonst nehmen die Kriege zwischen den Wilden, wenn sie von Nation zu Nation geführet werden, fast nie ein Ende; und man kann auf keinen dauerhaften Frieden rechnen, so lange eines von beyden Völkern, dem andern Neid zu erwecken, noch vermögend ist. Ehe es zu Unterhandlungen kommt, wendet man alle Sorgfalt an, daß es nicht scheine, als thäte man die ersten Vorschläge; oder wenigstens suchet man den Feind zu überreden, daß Furcht und Nothwendigkeit

keit keinen Antheil daran haben. Auch bey den schlimmsten Umständen einer Nation wird der Abgeordnete von seinem Stolze nichts nachgeben; und öfters ist er geschickt genug, den Ueberwinder zu beweisen, daß dessen eigener Vortheil darunter begriffen ist, wenn er die Feindseligkeiten einstellet. Um die Würde eines Gesandten zu bekleiden, wählet die Rathsversammlung allezeit diejenigen, von derer Gaben und Geschicklichkeit man versichert ist. Wenn sie nun ihre Verhaltungsbefehle, die in der Versammlung der Aeltesten reiflich erwogen werden, erhalten haben, begeben sie sich auf den Weg mit Geschenken, und mit einer gewissen Anzahl junger Leute, die ihr Gefolge ausmachen.

Ehe man noch angelanget ist, schicket das Haupt der Gesandtschaft einen von seinem Gefolge ab, und läßt seine Ankunft melden, damit man Anstalt mache, ihn zu empfangen. Eine halbe Stunde vom Dorfe hält er inne, und schicket wieder ab, um von seiner Anwesenheit Nachricht zu geben. Hierauf werden in dem Flecken Berathschlagungen gehalten, und Abgeordnete gesendet, ihn zu bewillkommen. Der Aelteste von diesen nimmt neben dem Gesandten Platz, zündet seine Pfeife

an, wünschet ihm zu seiner Ankunft Glück, danket ihm, eine so beschwerliche Reise unternommen zu haben, und nach mehrerern dergleichen Gesprächen begiebt er sich mit seinen Leuten weg, der Gesandte aber zieht in den Flecken ohne Gepränge ein. Hier findet er seine Hütte eingerichtet, und den Kessel aufgehangen. Das Gastgebot wird auf öffentliche Kosten gegeben, und niemand rühret etwas an, als die Neuangekommenen. Während ihrem ganzen Aufenthalte werden sie frey gehalten. Anfänglich ruhen sie einige Tage aus, hernach verlangen sie, in der Rathsversammlung vorgelassen zu werden; sie zeigen ihre Halsbänder, und machen ihren Antrag, worüber man mit vieler Ueberlegung berathschlaget. Sind die Vorschläge von solcher Beschaffenheit, daß sie angenommen werden können, so schicket man die Gesandten mit Geschenken, und einer gewierigen Antwort, zurück. Aber wehe ihnen, wenn die Meynung, den Krieg fortzuführen, in dem Rathe die Oberhand behält. Man hat alsdenn weder für ihre Würde, noch für das Völkerrecht, Achtung; ja zuweilen schmeißt man sie auf eben der Fußdecke tod, wo sie geredet haben. Das meistemal, um die Gast-

freyheit

freyheit nicht zu beleidigen, verabschiedet man sie ehrbar; aber etliche Stunden von dem Dorfe ermordet man sie auf öffentlicher Landesstraße. Es ist nicht gebräuchlich, die Gesandten zu verbrennen, oder sie als Sclaven zu halten: unterdessen hat mir der Mißionnair versichert, daß die Irokoer ihre Grausamkeit wider einige Franzosen, die der Statthalter von Canada als Gesandte zu ihnen geschicket hatte, so weit getrieben haben. Wenn ich diesen nämlichen Jesuiten glauben soll, so verstehen sich die Wilden auf die feinste, und ausgekünstelteste Staatskunst. Sie unterhalten bey ihren Feinden, sagte er, Kundschafter; und man behauptet, daß sie aus einer andern Folge von Klugheit, vermöge welcher sie sich vor partheylichen Nachrichten in Acht nehmen, keine dergleichen Nachricht von diesen vertrauten Dienern annehmen, wenn sie nicht mit einigen Geschenken begleitet sind.

Außer den Friedensschlüssen, Bündnissen, und dergleichen, sehen die Wilden die Handlung als eine ihrer vornehmsten Beschäfftigungen an. Es besteht selbige in einem blosen Tausche, der von Nation zu Nation geschieht, und wo man Pelzwerk, Matten, Tabak, Kähne, gegen Kleider, Brandewein,

Hausgeräthe, und was sonst zur Nothdurft des Lebens gehöret, verwechselt. Die Gastereyen, und Tänze, welche angestellet werden, wenn sie zu andern Völkern des Umsatzes wegen kommen, machen aus diesem Handel einen angenehmen Zeitvertreib. Der Anfang geschieht mit Geschenken, die den Oberhäuptern, und der Nation überhaupt, gemachet werden. Man erwiedert selbige mit einem Gegengeschenke; und diese Höflichkeit wird von beyden Theilen als eine Art von Abgabe angesehen, die man von den Waaren einhebt. Hernach handelt man unter sich, oder eine Hütte mit der andern; der Preis aber der Waaren richtet sich lediglich nach der Lust, die man bezeiget, eine Sache einzukaufen.

Wenn man auf das Gebiete einer Nation kommt, wo man nur durchgeht, wird ein Zoll bezahlet, dessen sich niemand weigert. Ein einziger Mann hält dreyßig Kähne an, wenn er saget: „ich versperre den Fluß, weil man nicht den Leib von dem und dem Capitaine bedecket hat;„ oder wegen einer andern Ursache. In solchem Falle läßt sich niemand einfallen, sich zu widersetzen; und mit einem Geschenke kommt man durch: man fordert es auch mit Höflichkeit, welche gewisse Bar-

barn

barn in Frankreich nicht kennen, die ärger sind als die Wilden, und die man Gehülfen, (employés,) nennet.

Beym Handel, ob er gleich hier durch Vertauschung geschieht, bedienet man sich doch gewisser Geltungszeichen, die unsere Münzen vorstellen. Sie dienen zu gleicher Zeit statt der Worte, Schriften, und aller Verträge. Man nennet sie Porcellain; welches aber keine gebrennte Erde ist, wie in Europa; sondern es sind kleine Seemuscheln, die sich durch ihre Figur und Farben unterscheiden. Sie sind gerippt, länglich, ein wenig spitzig, ohne Ohren, und ziemlich dick. Der Fisch, der darinnen steckt, taugt nicht zum Essen; die Muschel aber ist inwendig von einer so schönen Glätte, und von so glänzender Farbe, daß die Kunst nichts ihr ähnliches hervorzubringen vermag. Die Wilden haben nichts kostbareres; es sind ihre Kleinode, ihre Edelsteine, ihr Gold und Silber. Es giebt ihrer zweyerley: einige sind weiß, und dieß sind die gemeinsten: man brauchet sie zu vielerley Putzwerk, womit die Manns- und Weibspersonen sich zu schmücken pflegen. Die andern, die dunkel violetblau aussehen, sind noch beliebter; und je mehr sie

in das Schwarze fallen, desto kostbarer sind sie. Man verarbeitet sie auf zweyerley Art, in Zweigen, und in Halsbändern. Diese sind breite Bänder, worauf die Muscheln reihenweise gesetzet, und mit kleinen, saubern Riemen befestiget sind, davon das Geflochtene ziemlich gut aussieht. Der öffentliche Schatz besteht mehrentheils aus dieser Art von Reichthume. Die Wilden, weil sie nicht schreiben können, geben ihnen allerhand Bedeutungen, um eine besondere Handlung, oder einen Umstand auszudrücken, welche das Halsband, so lange als es dauert, vorstellen soll. Damit alle Unordnung vermieden werde, welche aus ihrer großen Menge entstehen könnte, trägt man Sorge, sie zu verändern, und dergestalt zu versetzen, daß man sie gleich auf den ersten Anblick unterscheiden kann. Ueberdieß pflegen die Aeltesten sie öfters zu untersuchen, und sehen darauf, diejenigen abzusondern, die ihnen besonders übergeben werden: durch dieses Mittel wird alles genau in Obacht genommen, und nichts vergessen. Die Länge dieser Halsbänder, ihre Breite, und die Farbe, sind nach Beschaffenheit der Wichtigkeit der Sachen, der Würde der Personen, und des Ansehens, worinnen eine Nation

steht,

steht, eingerichtet. Sie stellen gleichsam das Siegel eines jeden Vertrages vor. Alle Verabredungen, alle getroffene Verbindlichkeiten, alle gethane Eidschwüre, werden als nicht geschehen angesehen, wenn sie nicht durch ein gegenseitig zugeschicktes Halsband sind bestätiget worden. Fehlet es diesen Völkern an Porcellaine, so ersetzen sie es durch andere Geschenke. Gemeiniglich werden Häute von Hirschen und Rehen dazu genommen, dafür ihnen die Europäer, die mit ihnen handeln, allerhand geringfügige Krämerwaaren vertauschen. Der öffentliche Schatz wird in der Hütte der Oberhäupter verwahret, und geht wechselsweise aus einer in die andere. Hierzu ist keine bestimmte Zeit angesetzet, sondern er bleibt an einem Orte so lange, bis die Misgunst ihn verdränget. Ausser den Zweigen, und Halsbändern von Porcellaine, werden auch Pelzwerk, Getreide, Mehl, geräuchertes Fleisch, und überhaupt alles, was zu den gemeinschaftlichen Kosten des Flecken erforderlich ist, dahin geliefert. Nur Dinge von Wichtigkeit bestätiget man durch Halsbänder: bey weniger wichtigen, bedienet man sich der Zweige von Porcellaine, der Häute, Decken, u. d. g. Wenn eine

Nation eingeladen wird, an einem Kriege Antheil zu nehmen, so schickt man, zugleich mit dem Halsbande, eine mit Blute bestrichene Fahne.

Der meiste Handel bey den Huronen, und Irokoern, geschieht zu Wasser, wegen der großen Anzahl Seen und Flüsse, die das Land bewässern. Auf der einen Seite haben sie den Fluß St. Laurent in der Nähe, und auf der andern den Ohio, der sich in den Mißisipi ergießt. Solchergestalt können sie, wenn sie diese beyden Flüsse herabfahren, überall nach Morgen, und Abend hinkommen. Die Schiffe sind, nach der Verschiedenheit des Landes, verschiedentlich gebauet, auch nicht von einerley Materie. Ich habe Kähne von allerhand Arten von Häuten gesehen. Einige davon sind nur für eine Person gemachet, und haben zwölf bis sechzehn Fuß in der Länge: sie sind flach, und gleichen einem Weberschiffe; inwendig und auswendig sind sie mit Haut überzogen, und haben in der Mitte eine Oeffnung, wo ein Mann mit dem halben Leibe hineinkriecht, daß er sich setzen kann. Er machet diese Oeffnung wie einen Beutel zu, und zieht sie am Leibe zusammen, wie einen Gurt. Da er nun selbst in dergleichen

Haut

Haut gekleidet ist, scheint er mit seinem Kahne aus einem Stücke zu seyn; und kein Tropfen Wasser kann hineindringen. Er regiret den Kahn mit einem doppelten Ruder, das an beyden Enden wie ein Farbenspatel geformet ist: mit diesem rudert er mit solcher Geschwindigkeit, daß man meynen sollte, er führe auf dem Eise. Ein Wurfspieß, der an einen langen Strick gebunden ist, dienet ihm, Fische zu tödten, die er roh ißt. Da er nun von der Gewalt des Wassers nichts zu befürchten hat, unternimmt er ohne Bedenken die längsten Reisen, wenn er nur vermuthen kann, daß es ihm nicht an Nahrung fehlet. Die andern Kähne haben die gewöhnliche Form, sind von verschiedener Größe, und können zehn, bis funfzig und sechzig Personen fassen. Bey stillem Wetter regiret man sie mit Rudern; kann man sich aber des Windes bedienen, so werden an den Mastbaum Segel von Häuten gebunden. Ich habe anderwärts der Kähne, aus Baumrinde gemachet, Erwähnung gethan, welche als Kunststücken der Wilden anzusehen sind. Nichts ist besser gemachet, und vortrefflicher, als diese zerbrechlichen Maschinen, auf welchen dem ungeachtet erstaunende Lasten fortgeschaf-

fet werden, und mit denen man in der größten Geschwindigkeit überall hinfahren kann. Der Boden besteht aus einem oder zwey Stücken, woran man andere mit Wurzeln zusammen näht, die inwendig geleimet werden, so daß diese verschiedenen Stücken ein Ganzes ausmachen. Der Boden hat nicht mehr als zwey Linien in der Dicke; inwendig aber wird er durch Spähne von Cedernholze verstärket, die dem ganzen Körper des Werkes die Befestigung geben. Auf dergleichen Maschinen fahren die Huronen über einen Arm vom Meere, sie schiffen damit auf den gefährlichsten Flüssen, und auf Seen, die vier oder fünfhundert Stunden im Umfange haben. Ich habe verschiedene Reisen auf diese Art gemachet, ohne jemals die geringste Gefahr ausgestanden zu haben. Nicht mehr als einmal ist mir begegnet, daß da ich über den Fluß St. Laurent fuhr, ich mich unversehens mit Eisschollen von ungeheurer Größe umgeben sah. Der Kahn bekam Risse davon; und die Wilden, die mich fuhren, fiengen an zu schreyen: „wir müssen sterben; es ist um uns gethan; wir müssen alle umkommen.„ Jedoch sie wagten das Aeußerste, und sprungen auf eine der schwimmenden

Eis-

Eisschollen. Ich folgte ihnen, und nachdem wir den Kahn an uns gezogen hatten, trugen wir ihn bis an das andere Ende der Eisscholle. Daselbst setzten wir uns wieder hinein, um wieder auf eine neue Eisscholle zu kommen; und auf solche Art, nachdem wir von einer Eisscholle auf die andere geklettert waren, langten wir endlich, durchaus naß, und erstarret, an dem andern Ufer des Flusses an.

Diese kleinen Schiffe haben das Unbequeme, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, wenn man hineintritt, und sich ziemlich gezwungen halten muß, damit sie nicht umschmeißen. Wenn sie übrigens auch nur ein wenig auf Steine oder Sand treffen, kriegen sie Risse, wodurch das Wasser eindringt, und die Waaren verderbt. Es geht kein Tag hin, daß man nicht einige Löcher mit Harze zustopfet, und wenn man an das Land steigt, muß man den Kahn ausladen, und ihn an das Ufer in Sicherheit bringen, daß er von dem Winde nicht zerbrochen werde. Zwey Leute tragen ihn ohne Mühe auf ihren Schultern; die andern nehmen die Ballen; und auf diese Art vermeidet man die schweren Ueberfahrten, die Cascaden, und **Wasserfälle**, worüber man wegen ihrer außerordentlichen Höhe auf

den Flüssen des nördlichen Amerika nicht fortkommen kann. Man muß schon vom weiten seine Maasregeln nehmen, und den Fluß in einer ziemlichen Entfernung von dem Wasserfalle verlassen, um nicht einer unvermeidlichen Gefahr ausgesetzet zu seyn. Wo aber die Wasserfälle weniger Höhe haben, da überläßt man sich dem Strome. Die ganze Geschicklichkeit besteht alsdenn darinnen, daß man ihm recht zu folgen weis, gewisse enge Durchfahrten längst den Felsen wählet, und die abgebrochenen Steine, derer der Fluß voll ist, vermeidet; denn nur einer davon wäre hinlänglich, den Kahn zu zerbrechen, und Schiffbruch zu leiden. Es wird Ihnen, Madame, unbegreiflich vorkommen, wie man sich solchen gefährlichen Durchfahrten auf einer bloßen Baumrinde überlassen könne; allein unsere Wilden sind in dieser Art von Schiffahrt so geübet, daß viele unter ihnen lieber über die Wasserfälle setzen, als den Weg zu Fuße machen wollen. „Für uns Europäer, sagte mir der Mißionnair, hat dieses Fuhrwerk noch weit größere Beschwerlichkeiten. Die Furcht, die man anfänglich empfindet, wegen seiner außerordentlichen Zerbrechlichkeit; die gezwungene Stellung,

darin-

darinnen man sich halten muß, und daß man sich nicht regen darf, welches unvermeidlich ist; die Langsamkeit der Reise, die durch den geringsten Regen, oder durch widrigen Wind veranlasset wird; der wenige Umgang, den man mit den Wilden haben kann, die nichts wissen, und wenn sie beschäfftiget sind, niemals reden; die mit ihrem übeln Geruche einen fast vergiften, und mit Unflate und Ungeziefer anfüllen; der Eigensinn, und die trotzigen Begegnungen, die man auszustehen hat; die Unhöflichkeit, welcher man unter Leuten ausgesetzet ist, die entweder betrunken sind, oder wegen irgend eines unvermutheten Zufalles mürrisch werden; die Begehrlichkeit, welche bey diesen Barbarn gar leicht entsteht, wenn sie jemanden vor sich sehen, der sie in Versuchung bringt: dieses alles, fuhr er fort, erfährt man sehr oft, wenn man in diesen Schiffen mit ihnen reiset.

Wahr ist es, setzte er hinzu, daß es Oerter und Zeiten giebt, wo die Schiffahrt nicht so unangenehm ist; und ich erinnere mich noch mit Vergnügen derjenigen, die ich im vorigen Jahre auf dem See Erie gethan habe. Ich fuhr längst an einem vortreflichen Lande hin, bey heiterem Himmel, und auf einem

Wasser,

Wasser, das so klar war, wie ein Quell. Ueberall fand ich sichere, und angenehm gelagerte Horden, wo ich mich ohne große Kosten mit der Jagd erlustigen, mit Bequemlichkeit gesunde Luft schöpfen, und der Aussicht der schönsten Gegenden genießen konnte. Ich stellete mir die alten Patriarchen vor, welche auch keine bleibende Wohnung hatten, unter Zelten lebten, dabey in gewisser Maaße Herren von allen denen Ländern waren, die sie durchstrichen, den Ertrag davon ruhig nutzeten, und nicht die unvermeidlichen Beschwerlichkeiten empfanden, welche der Besitz eines wirklichen Eigenthums mit sich führet. Wie viele Eichen stelleten mir jene von Mamre vor! Wie viele Brunnen erinnerten mich an den von Jacob! Ein jeder Tag überließ mir die Wahl einer neuen Gegend; ein bequemes und reinliches Haus, in weniger als einer Viertelstunde aufgerichtet, mit allen Nothwendigkeiten versehen, und mit allezeit frischen Blumen auf einem schönen immer grünenden Boden bestreuet: auf allen Seiten einfache und natürliche Schönheiten, welche keine Kunst geschwächet hat, und nachzuahmen nicht vermögend ist. Wurden auch diese Annehmlichkeiten unterbrochen, entweder durch

übele

übele Witterung, oder durch einen unversehenen Zufall, so wurden sie desto lebhafter, wenn sie sich vom neuen zeigten.

Ich begleitete auf dieser Reise zwey französische Officiere, welche der Commendant von Montreal an die Huronen abschickte, um ihnen gewisse Verordnungen bekannt zu machen, die er von dem Generalstatthalter von Canada empfangen hatte. Gleich den andern Tag nach unserer Ankunft, wurden die Häupter dreyer Dörfer zusammen berufen, welche den Antrag gelassen, und ohne darein zu reden, anhöreten; und wie die Officiere ausgeredet hatten, giengen die Huronen weg, um zu berathschlagen: denn ihre Gewohnheit ist, bey einer Sache von Wichtigkeit niemals ihre Antwort gleich zu geben. Zwey Tage hernach versammleten sie sich in grösserer Anzahl: um Ihnen aber von dieser **Berathschlagung** einen Begriff zu machen, so stellen Sie Sich ein dreyßig Wilder fast nackend vor, die Haare auf eben so vielerley Art, und die einen immer lächerlicher als die andern, zurechte gemachet; viele unter ihnen mit einem eingefaßten Hute; alle mit einer Pfeife in dem Maule, und in der Stellung von Leuten, die an nichts denken. Es ist schon viel,

wenn

wenn sie in einer Viertelstunde ein Wort von sich geben.

Hier war die Frage von zweyen Puncten, die dem Statthalter sehr am Herzen lagen. Der erste kam darauf an, den drey Dörfern vorzustellen, daß man ihnen keinen Brandewein mehr verkaufen würde, weil die Commissarien vom Seewesen die Einfuhre schlechterdings verboten hätten. Der zweyte war, sie zu vermögen, daß sie sich wider andere Indianer rüsteten, welche allerhand Raubereyen und Gewaltthätigkeiten im Lande ausübeten. Der Sprecher der Huronen führte das Wort; seine Stellung, seine Stimme, und sein ganzes Thun, ungeachtet er keine Bewegung machte, hatte etwas edeles, und einnehmendes. Er bediente sich keines Einganges, sondern gieng gleich zur Sache. Er redete lange, und gelassen, und hielt bey jedem Artikel inne, um dem Dolmetscher Zeit zu geben, in unserer Sprache zu erklären, was er in der seinigen gesaget hatte. Der Schluß war, daß die Franzosen es halten könnten, wie sie wollten, um den Huronen keinen Brandewein fernerhin zu verkaufen; ja, daß sie würden wohl gethan haben, wenn sie ihnen niemals dergleichen verkaufet hätten:

ten: man kann nichts nachdrücklicher ausdenken, als was er wider die Unordnung anführte, die dieses Getränke unter ihnen angerichtet hätte. Aber, fügte er hinzu, sie wären so sehr daran gewöhnet, daß es nunmehr nicht zu unterlassen stünde; daher wir leicht schließen könnten, daß in Ermangelung der Franzosen, die Engländer sie reichlich damit versorgen würden. Was den zweyten Punct betraf, so erklärete er, daß man sich zu nichts, als nur in einer allgemeinen Versammlung, entschließen könnte, welche ohne Zweifel die Nothwendigkeit dieses Krieges einsehen würde.„

Ich komme aber wieder auf meine Materie, davon mich diese Ausschweifung entfernet hat. Die Wilden haben einige Kenntniß von der Sternkunde, die ihnen dienet, ihre Zeit zu messen, und ihre Reisen anzuordnen. Sie bestimmen ihre Jahreszeiten, und Monate, nach der Aussaat, nach den verschiedenen Veränderungen in der Höhe des Getreides, und nach der Erndenzeit. Sie haben keinen Begriff von einer Eintheilung der Zeit in Wochen, Tage, und Stunden: sie kennen auch nicht leicht mehr als vier gewisse Himmelsgegenden, den Aufgang der Sonne, den

Mittag, den Untergang der Sonne, und Mitternacht: aber in Ermangelung der Uhren helfen sie sich durch eine so genaue Aufmerksamkeit, daß sie, zu allen Stunden des Tages, den Punct, wo die Sonne stehen muß, mit dem Finger anzuzeigen wissen. Die Huronen pflegen kein Feuer mit Kieselsteinen anzuschlagen, sondern sie reiben zwey Hölzer wider einander. So bald sich diese entzündet haben, legen sie sie in klein geriebene Schale von Cedernholze, und blasen sachte hinein, bis sie anfängt zu brennen.

Da diese Völker nicht sehr begierig sind, sich die zum Leben gehörigen Bequemlichkeiten, so lange sie zu Hause sind, zu verschaffen, was soll man von ihren aufgeschlagenen Lagern halten, wenn sie herumschweifen? Der Mißionnair, der sie auf einer Jagd im Winter begleitet hatte, machet folgende Beschreibung davon. „Der Ort, den sie wählen, ist rauh und ungebauet; man muß lange Zeit gehen, ehe man dahin kommt, und alles, was man binnen fünf oder sechs Monaten vonnöthen hat, auf dem Rücken mit sich tragen. Hätte man nicht die Vorsicht, Baumrinden mitzunehmen, so fände man nichts, um sich unter Weges vor Regen und

Schnee

Schnee zu verbergen. So bald man an dem bestimmten Orte angelanget ist, fängt jedermann an zu arbeiten; und ich wurde eben so wenig geschonet, als ein anderer. Man gab mir nicht einmal eine eigene Hütte, sondern ich kehrte in der ersten ein, wo man mich aufnehmen wollte. Diese Hütten sehen ohngefähr aus, wie unsere Eisgruben, rund, und zugespitzt, wie ein Kegel, und erhalten sich anders nicht, als durch Stangen, die in den Schnee gestecket, oben zusammen gebunden, und mit schlecht gefügten Baumrinden bedecket sind: daher auch der Wind überall durchdringt. Ihre ganze Erbauung erfordert kaum eine Stunde Zeit. Die Tannenreiser dienen anstatt der Fußdecken; und man hat keine andere Betten. Der Schnee, der sich außen herum häufet, machet eine Art von Brustwehre, hinter welcher man ganz ruhig schläft, so bald der Rauch nicht zu arg ist: denn ordentlicher Weise nimmt er das oberste der Hütte so ein, daß man nicht aufgerichtet stehen kann, ohne den Kopf in einer Art von Wolke zu haben. Die Wilden, die von Jugend auf gewohnet sind, auf der Erde zu sitzen, oder zu liegen, empfinden davon keine Beschwerlichkeit; für mich aber war diese

Stellung eine Marter. Oftmals kann man, zwey Schritte vor sich, nichts unterscheiden; und weil einem die Augen beständig übergehen, büßet man sie fast ein. Zu gewissen Zeiten ist man gezwungen, um Athem zu holen, sich nieder auf den Bauch zu legen, und den Mund an die Erde zu halten; denn man darf sich nicht einfallen lassen, hinaus zu gehen; die große Kälte würde einem das Gesicht zerschneiden.

Zu diesen Beschwerlichkeiten kam eine andere, die mir noch unerträglicher schien: dieses war die Plage mit den Hunden. Die Wilden haben ihrer eine große Menge, welche ihnen überall folgen, und sehr zugethan sind: sie sind nichts weniger als schmeichelnd, weil sie niemand liebkoset; aber beherzt sind sie, und geschickt zur Jagd. Für ihren Unterhalt wird wenig gesorget; sie leben blos von dem, was sie habhaft werden können. Daher sind sie auch alle sehr mager, und haben so wenig Haare, daß ihnen die Kälte höchst empfindlich wird. Um sich dawider zu schützen, legen sie sich, wenn sie nicht an das Feuer kommen können, auf das erste Bette, das sie finden; und die Nacht wachet man öfters auf, weil man von einem Haufen dieser

ser Thiere fast erdrücket wird. Vergeblich suchet man, sie fortzujagen; sie kommen den Augenblick wieder. Ihre Plage fängt sich mit dem Tage aufs neue an: kein Gerichte kommt zum Vorscheine, davon sie nicht ihren Antheil verlangen. Stellen Sie Sich einen armen Mißionnair vor, der am Feuer liegt, wider den Rauch kämpfet, kaum dieserhalb sein Brevier lesen kann, und dem Gedränge einer Menge Hunde ausgesetzet ist, die vor ihm hin und her laufen, und alle Stücken Fleisch, die sie ansichtig werden, wegschnappen wollen. Bringet man ihm zu essen, so haben sie ihr Maul noch eher in die Schüssel gestecket, als er die Hand reget; und unterdessen daß er sein Gerichte vertheidiget wider die, die ihn von vorne anfallen, kommt ein anderer von hinten, und nimmt ihm die Hälfte weg, oder läßt sie in die Asche fallen.

Der Hunger ist ein anderes, noch gröfseres Uebel, als die vorher erwähnten. Man machet sich Rechnung auf die Jagd, und sie gelingt nicht allezeit. Die Vorräthe werden alle; und unerachtet die Wilden lange fasten können, so reißt der Mangel doch endlich so sehr ein, daß sie dabey unterliegen. Ich wurde bey dieser Winterverrichtung genöthi-

get, die Haut von Aalen, und Elendthieren zu essen, die ich zu Ausbesserung meines Kleides gebrauchet hatte. Nachher mußte ich mich von jungen Zweigen, und von der feinsten Rinde der Bäume, nähren. Meine Gesundheit litte dadurch keinen Anstoß; es waren aber andere, welche sich bey dieser Probe sehr beschweret fanden.

Im Sommer wird man durch die Mücken, und durch eine erstaunende Menge anderer kleinen Fliegen, noch mehr verfolget, als im Winter durch den Rauch. Man muß die eine Plage mit der andern vertreiben, und wider das Stechen dieses Ungeziefers den Rauch zu Hülfe nehmen. Es ist dieses das einzige Mittel, das man brauchen kann: das einzige, welches machet, daß nicht der ganze Leib in Entzündung gesetzet wird. Setzen Sie diesem noch hinzu, die oftmals übertriebenen, und allemal sehr beschwerlichen Märsche, die man in Gesellschaft dieser Barbarn thun muß; bald im Wasser bis an den Gurt, bald im Kothe bis an die Kniee; in den Hölzern, durch Sträuche und Dornen, da man in Gefahr steht, blind dabey zu werden; im Felde, wo man sich im Sommer so wenig vor der brennenden Sonnenhitze, als im Winter vor den schneidenden Winden bergen kann.

Uner-

Unerachtet wir nun zu Anfange unserer Jagd viel auszustehen hatten, so wurden wir doch durch ihren glücklichen Erfolg reichlich belohnet. Wir brachten so viele Häute von wilden Ochsen mit nach Hause, daß unsere Schlitten sie kaum fassen konnten. Diese Thiere sind größer als die Europäischen Ochsen; ihre Hörner stehen niedrig, und sind schwarz und kurz; sie haben zwey Büsche von Haaren, einen auf dem Rüssel, den andern auf dem Kopfe, welcher über die Augen heruntergeht, und ihnen ein fürchterliches Ansehen giebt. Auf dem Rücken haben sie einen Buckel, der hinten an den Keulen anfängt, und zunimmt bis vorne auf die Schultern. Er ist mit langen röthlichen Haaren bewachsen, der übrige Theil des Leibes aber mit einer schwarzen Wolle bedecket, die man sehr hoch schätzet. Ihre Brust ist sehr stark, das Kreuz schmal, der Schwanz kurz, der Kopf dick, und der Hals enge. Wenn sie einen Menschen sehen, ergreifen sie die Flucht; und ein einziger Hund ist vermögend, eine ganze Heerde zu verjagen. Sie haben eine so feine Witterung, daß wenn man ihnen auf einen Flintenschuß weit beykommen will, man allemal gegen den Wind gehen

muß. Ein Ochse, der sich verwundet fühlet, wird wütend, und geht auf den Jäger los. Sein Wildpret ist von gutem Geschmacke, aber so hart, daß man es nicht wohl essen kann. Das von der Kuh ist zärter, und, ausgenommen im Nothfalle, das einzige, welches die Wilden essen. Was die Haut anbelanget, so hat man nicht leicht eine bessere. Sie läßt sich leicht gahr machen, und ob sie schon sehr stark ist, so wird sie doch so weich und geschmeidig, als Gemsenhaut. Die Indianer machen ihre Schilde davon, welche sehr leicht sind, und wo keine Kugel durchgeht.

Beym Anfange der Jagd auf diese Thiere stelleten sich die Wilden in vier Reihen, welche ein großes Viereck ausmachten, und zündeten das vor ihnen befindliche, dazumal dürre, und sehr hohe Gras an. So wie die Flamme sich ausbreitete, giengen sie mehr und mehr vorwärts, und zogen sich zusammen. Die Ochsen, die das Feuer scheu machet, wichen beständig aus, und wurden endlich so in die Enge getrieben, daß auch nicht einer davon kam. Ein Trupp Jäger kehrt niemals heim, ohne drey oder vierhundert erleget zu haben: damit aber die verschiedenen

Haufen

Haufen von Jägern einander nicht in den Weg kommen, und sich hindern, verabreden sie ihren zu nehmenden Stand. Es sind Strafen gesetzet, wer wider diese Anordnung handelt, oder wer sich von seinem Stande entfernet, den Thieren aber dadurch Gelegenheit giebt, zu entkommen. Man zieht die Verbrecher aus; man nimmt ihnen das Gewehr; man wirft ihre Hütten um; und die Häupter sind diesen Gesetzen so wohl unterworfen, als die übrigen. Wer sich einfallen lassen wollte, sie davon zu befreyen, würde Anlaß zu einem Kriege geben, der so bald nicht aufhörete.

Die übrigen **Thiere**, welche die Wilden zu jagen lieben, es sey nun der Häute wegen, um solche theuer zu verkaufen, oder wegen des Wildprets, das ihnen zur Nahrung dienet, werden auf dem Schnee in Fallen, und Schlingen, gefangen. Dergleichen sind Rehe, Luchse, Marde, Eichhörner, Stachelschweine, Hermeline, Hasen, Kaninchen, und alles, was man kurzes Rauchwerk nennet. Die **Rehe**, derer es eine große Menge in Canada giebt, sind von denen in Europa nicht unterschieden; man hat aber bemerket, daß ihr Haar in der Jugend von verschiede-

nen gestreiften Farben ist, welches hernach ausfällt, und durch andres von gewöhnlicher Farbe ersetzet wird. Dieses Thier ist nicht scheu, läßt sich leicht zahm machen, und scheint natürlicher Weise ein Freund vom Menschen zu seyn. Eine zahm gemachte Ricke geht nicht zu Holze, als zur Prunftzeit; und wenn sie den Rehbock verlassen hat, kehrt sie wieder nach Hause zu ihrem Herrn. Wenn die Zeit kommt, daß sie setzen will, begiebt sie sich wieder in das Holz, bleibt mit ihren Jungen etliche Tage daselbst, läßt sie dort, kommt zurück in das Dorf, und besuchet sie wieder zu gesetzter Zeit. Will man ihr folgen, und ihre Jungen holen, so läßt sie sich auch gefallen, sie in der Hütte aufzuziehen. Ich habe mich gewundert, daß unsere Franzosen sie nicht truppweise in ihre Wohnungen nehmen.

Die Luchse sind selbst gewaltige Jäger, die von nichts leben, als von dem Wildprete, das sie erlauern, und welches sie bis auf den Gipfel der höchsten Bäume verfolgen. Ihr eigenes Wildpret ist weiß, und gut zu essen. Ihre Bälge sind eines der schönsten Pelzwerke im Lande. Noch höher schätzet man die Bälge von gewissen schwarzen Füchsen in

den

den nördlichen Gebirgen: weil sie aber schwer zu bekommen sind, gehören sie unter die Seltenheiten. Diese Füchse fangen die Wasservögel auf eine sehr listige Art. Sie gehen ein wenig in das Wasser, ziehen sich wieder zurück, und machen am Ufer tausenderley Sprünge. Die Enten, und andere Wasservögel, denen dieses Spiel gefällt, kommen herbey, und wenn ihr Feind sieht, daß sie nahe genug sind, hält er sich ganz still, um sie nicht zu verscheuchen, wedelt mit dem Schwanze, damit er sie näher anlocket; die Enten aber sind einfältig genug, den Schwanz so gar mit dem Schnabel zu fassen, und folglich in die Falle zu gehen. Der Fuchs springt alsdenn auf seine Beute los, und fehlet sie selten. Man hat Hunde auf dieses Spielwerk abgerichtet, welche die Füchse auf eine gewaltige Art verfolgen.

Diejenigen Wilden, die in den Dörfern bleiben, beschäfftigen sich hauptsächlich mit der Feldarbeit, mit Erbauung und Fortschaffung der Hütten, mit Verfertigung der Kleider, und mit Zubereitung der Lebensmittel. Die Gegenden ihrer Dörfer wissen sie so ziemlich zu wählen; sie bauen sie mehrentheils auf eine kleine Erhöhung, wo sie die Aus-

sicht

ſicht auf das freye Feld, und daneben einen Bach haben, der ihnen ſtatt eines natürlichen Grabens dienet. In der Mitten laſſen ſie einen großen Platz, wo ſie ihre Verſammlungen halten. Die dem Feinde am nächſten gelegenen Wohnungen befeſtigen ſie mit hohen Paliſſaden, die aus drey Reihen Pfählen beſtehen, und mit ſtarken Baumrinden gefüttert, und geflochten ſind. Man bringt dabey kleine Verſchanzungen, oder Arten von Reduten an, die man mit hinlänglichen Steinen verſieht, um das Erſteigen zu verwehren, ingleichen mit Waſſer, um das Feuer zu löſchen. In das Dorf geht man nicht, als durch ein einziges Thor; und zwiſchen den Häuſern und Paliſſaden bleibt ein großer Raum.

Solcher Häuſer oder Hütten ſind nicht leicht mehr als hundert; und eine jede hat drey bis ſieben Feuerſtätte, ſo daß mehr als eine Haushaltung darinnen angerichtet werden kann. Die Hütten ſtehen ſehr nahe beyſammen; daher ſie aller Augenblicke in Brand gerathen können. Die Gaſſen ſind nicht gerade, weil ein jeder bauen kann, wohin er will. Man muß in dieſen Hütten weder Kunſt, noch Bequemlichkeit, noch Pracht ſuchen:

chen: sie sind das wahrhafte Ebenbild der Armuth der Menschen im ersten Zeitalter. Große Pfähle, mit Rinde überzogen, sind die vornehmsten Baumaterialien. Diese Baumrinden werden lange vorher zubereitet. Man schälet sie ab, wenn die Bäume grün sind; und nachdem die äußere rauhe Fläche abgenommen ist, presset man sie zusammen, daß sie keinen falschen Bug bekommen, und läßt sie trocken werden. Gleicherweise richtet man die Stangen, und das übrige benöthigte Bauholz zu; und wenn die Zeit gekommen ist, es aufzurichten, ladet man die jungen Leute des Dorfes dazu ein: man muntert sie durch Gastgebote auf, und in weniger als zweyen Tagen ist das Gebäude, nicht so wohl wegen angewendeten Fleißes, als wegen Menge der Arbeiter, fertig. Die Eigenthümer sorgen hernach für die inwendig anzubringenden Bequemlichkeiten.

Der mittelste Platz ist allezeit für den Herd bestimmt: und auf beyden Seiten, längst dem Feuer, ist eine Erhöhung gemachet, welche theils zum Bette dienet, wenn man sich schlafen legen, theils zu Stühlen, wenn man sich setzen will. Sie ist hoch genug, um die Feuchtigkeit abzuhalten, und

doch

doch nicht zu hoch, daß man vom Rauche geplaget würde, der nicht auszustehen ist, wenn man gerade, oder ein wenig erhaben steht. Sie breiten auf diese Erhöhungen Matten von Schilfe, legen Pelze darüber, schlafen darauf, und decken sich mit der Decke, die ihnen den Tag über zum Kleide gedienet hat. Lange Zeit ist ihnen der Gebrauch der Kopfküssen unbekannt gewesen: seitdem sie aber mit den Europäern umgehen, machen sie solche aus einem Stücke Holz, und aus einer zusammengerollten Matte, oder von Leder, das mit Reh- oder Orignalhaaren ausgestopfet ist. Die Baumrinden, die oben über der Erhöhung zu sehen sind, und den Himmel des Bettes vorstellen, dienen zugleich zu einem Schranke, und Speisebehältnisse. Sie setzen auch das Haushaltungsgeräthe, zur öffentlichen Schaue, dahin. In den Zwischenraum, von einer Erhöhung zu der andern, stehen große Kisten, worinnen sie Indianisches Korn, wenn es rein gemachet ist, aufbehalten. Die Unreinlichkeit der Hütten, und der Gestank, der daher entsteht, wäre für alle andere Menschen, als für Wilde, eine wahre Marter. Stellen Sie Sich vor, Madame, wie weit beydes geht, unter Leu-

ten,

ten, die ihre Kleider nicht eher ausziehen, als bis sie stückweise vom Leibe fallen, und die sie niemals reinigen. Sie baden sich zwar im Sommer alle Tage; aber gleich hernach bestreichen sie sich mit Oele oder Fette, das einen starken Geruch giebt. Im Winter bleiben sie in ihrem Schmuze; zu keiner Zeit aber kann man in ihre Hütten treten, ohne vor Gestanke zu ersticken.

An jedem Ende der Hütte ist eine Thüre, aber man sieht selten ein Schloß daran. Vor diesem verschloß man nichts bey den Wilden: wenn sie zu Felde giengen, begnügten sie sich, ihre Thüren mit einem Querholze zu vermachen, daß die Hunde im Dorfe nicht hinein kommen konnten. Sie lebten ohne allen Argwohn unter einander; die Vorsichtigsten trugen ihre Sachen zu ihren Bekannten, oder vergruben sie in Löcher, die sie mit ihren Matten zudeckten. Jetzt haben einige Kuffer; und die Nachbarschaft der Europäer lernet ihnen, daß das, was sie auch am allersorgfältigsten verschlossen haben, nicht allemal in Sicherheit ist.

Da diese Völker ihre Felder nicht düngen, sie auch nicht ruhen lassen, so werden sie gar bald ausgezehret: dieß versetzet sie in

die

die Nothwendigkeit, neue Felder in andern Gegenden zu suchen, und ihre **Wohnungen zu verlegen.** Eine andere Ursache, die sie dazu nöthiget, ist der Mangel an **Brennholze**, welches, vorräthig anzuschaffen, die Weiber zu besorgen haben. Je länger eine Dorfschaft an einem Orte bleibt, je entlegener wird das Holz, und nach einer gewissen Reihe von Jahren sind die Weiber nicht mehr im Stande, es herbey zu schaffen. Man muß also einen neuen Platz suchen, und diese Besorgniß betrifft eigentlich die Männer. Sie begeben sich in die Wälder, hauen die Bäume zum Brennholze um, machen den Boden zu Felde, und ersparen sich die Mühe des weiten Fortschaffens, da sie es auf solche Art vor der Thüre ihrer Hütten haben.

Unerachtet die Europäer ihnen den Gebrauch des **Eisens** gelehret haben, um die Bäume zu fällen, zu spalten, und zu sägen, so bleiben doch die meisten bey ihrer alten Gewohnheit, und schneiden den Baum rings herum in der Rinde an, schälen selbige ab, lassen den Baum dürr werden, untergraben ihn, legen kleine Brände an die Wurzeln, und erhalten solche in beständigen Feuer. Sie bedienen sich auch **steinerner Aexte,**

von

von sehr harten Kieselsteinen gemachet, welche viele Zubereitung erfordern, ehe sie können gebrauchet werden. Sie schleifen, oder reiben diese Steine auf einem andern harten Steine, und geben ihnen durch Zeit und Arbeit die Form einer ordentlichen Art. Das Leben eines Mannes ist kaum hinlänglich, eine solche Art zu Stande zu bringen, daher sie auch, sollte sie so gar noch roh und unvollkommen seyn, eines der kostbarsten Erbstücke für eine ganze Familie abgiebt. Wenn der Stein geschliffen ist, verursachet es neue Schwierigkeiten, den Stiel daran zu machen. Sie nehmen einen jungen Baum, hauen alle Zweige ab, machen einen Einschnitt, als ob sie ihn pfropfen wollten, und zwingen einen Theil des Steines in den Spalt: nach einiger Zeit schließt sich dieser wieder zusammen, und hält den Stein so fest, daß er nicht herausfallen kann. Sie behauen hernach den Baum, und geben ihm die Länge, wie sie den Stiel haben wollen.

Die Huronischen, so wie die Irokoischen **Weiber** haben sich die **Bestellung** der **Felder** vorbehalten. Das Getreide, welches sie aussäen, ist der **Mais**, sonst Indianisches Korn, oder Türkischer Weizen genennet.

nennet. Es machet das hauptsächlichste Nahrungsmittel aller ruhig wohnenden Nationen in Amerika aus, von einem Ende des Landes bis zum andern. So bald der Schnee geschmolzen ist, fangen sie ihre Ackerarbeit an. Die erste Zurichtung, die sie den Feldern geben, besteht darinnen, daß sie die Stengel vom Mais ausziehen, und verbrennen; hernach lockern sie die Erde auf, und machen selbige zur Saat geschickt. Sie bedienen sich weder des Pfluges, noch anderer Ackerwerkzeuge, als welche sie nicht kennen, und nicht nöthig haben. Sie brauchen nichts als ein krummgebogenes Stück Holz, womit sie die Erde aufgraben, und locker machen. Diese bringen sie in kleine runde Haufen, von drey Fuß im Durchschnitte, und in jeden machen sie neun oder zehn Löcher, wo sie etliche Körner Mais hinein werfen, und das Loch wieder zufüllen. Zu Bestreitung der Hauptarbeit kommen sie alle zusammen, und gehen von einem Acker auf den andern, um einander zu helfen. Ihre Felder sind weder durch Hecken, noch Graben abgesondert, sondern alles scheint ein einziges Stück zu seyn. Dennoch haben sie niemals Streitigkeiten, und sie kennen ihre Gränzen vollkommen. Die

Be-

Besitzerinn eines Feldes, worauf man arbeitet, giebt jedweder an Körnern so viel, als nöthig ist, um das anvertrauete Stück zu besäen. Neben den Türkischen Weizen stecken sie Bohnen, welche durch die Weizenstengel aufrecht erhalten werden. Unser Mißionnair behauptet, daß die Wilden diese Hülsenfrucht, die sie sehr lieben, und die in der That von der unsrigen nicht unterschieden ist, von uns bekommen haben. Er wundert sich aber, daß sie unsere Erbsen wenig brauchen, da sie, seinem Vorgeben nach, einen weit höhern Grad von Güte in Canada erlangen, als in Europa. Für die Kürbisse, und Wassermelonen, wählet man einen schwarzen, und leichten Boden; die Kerne aber läßt man in den Hütten keimen.

Diese nämlichen Weiber tragen auch Sorge, die Felder rein zu halten, und das Unkraut bis zur Erndezeit auszurotten. Diese Arbeit wird ebenfalls gemeinschaftlich unternommen; und damit die Austheilung gleich ausfalle, tragen sie ein Bündel kleine, gemalte Stecken mit sich, womit sie jedes Tagewerk abstecken. Wenn die Erndezeit herangekommen ist, sammlen sie den Mais ein, und mit seinen Blättern flechten sie die Kolben, so

wie wir die Zwiebeln: sie hängen sie hernach, über dem Eingange ihrer Hütten, auf große Stangen. Endlich wird alles mit einem Feste und Gastgebote, welches bey Nachtzeit angestellet wird, beschlossen. Dieses ist die einzige Gelegenheit, wo die Männer, die sich weder um die Acker- noch Erndearbeit bekümmern, von den Weibern gerufen werden, um an ihren Bemühungen Theil zu nehmen.

Das Obst, und die Hülsenfrüchte, den Winter über zu verwahren, errichtet man Arten von unterirrdischen Kammern, woraus man die benöthigten Vorräthe täglich langet. Dieß sind große Löcher, vier oder fünf Fuß tief, inwendig mit Baumrinde gefüttert, und oben mit Erde bedecket. Die Vorräthe erhalten sich darinnen vollkommen, und der Frost kann ihnen nicht schaden, weil der darauf liegende Schnee sie schützet. In Ansehung des Kornes, so läßt man solches auf Bretern, die um den Feuerherd geleget werden, trocknen, kernet es hernachmals aus, und thut es in die Kästen, davon ich gesagt habe. Die Wilden richten sich so ein, daß sie das ganze Jahr hindurch, und noch weiter, Vorräthe haben. Um dem Korne das Ekele und Unschmackhafte zu benehmen, wis-

sen

sen sie es auf vielerley Art zuzubereiten. Wenn es noch weich ist, rösten sie es in seiner Hülse; da es denn von Geschmacke am besten ist. Unter andern haben sie eine eigene Gattung, die man hier geblühetes Korn nennet, weil es aufspringt, so bald als es an das Feuer kommt, und wie eine Blume verwelket. Sie bewirthen damit Leute, denen sie vorzüglich Ehre erweisen wollen.

Ich habe Ihnen gesaget, Madame, daß, was diese Völker Sagamiteh nennen, nichts anders ist, als ein von diesem Korne gemachter Brey. Alle Morgen verfertigen die Weiber dieses Essen für die ganze Familie; und man theilet es, in so viel kleinen Schüsseln von Baumrinde, aus, als Personen sind, jedes aber ißt, wenn es ihm beliebt. Der Hunger ist die einzige Uhr, welche ihre Mahlzeiten, bey Tage und bey Nachte, anordnet. Ausser diesen kleinen Schüsseln, wird noch eine große für diejenigen angerichtet, die zum Besuche kommen, sie mögen Fremde, oder aus dem Dorfe seyn. Wer kommt, ist wohl aufgenommen: so bald jemand zur Thüre hereingetreten ist, giebt man ihm, ohne ihm ein Wort zu sagen, von diesem Breye; und er ißt ohne Um-

stände, ehe er noch saget, warum er gekommen ist.

Der Sagamiteh ist ein sehr leichtes Essen, und die Wilden gestehen selbst, daß sie davon nicht satt werden würden, wenn sie nicht Fleisch, oder Fische, darunter thäten, die ihm Kraft und Geschmack geben. Mit ein wenig Vorsicht, und Haushaltung, könnten sie sich diese Zuthat das ganze Jahr hindurch verschaffen: allein, sie wissen nicht, was Ersparung und Eintheilung ist. Ihrer eingeführten Gewohnheit nach muß alles aufgegessen werden, gleichsam als ob es ihnen niemals fehlen könnte; und wenn sie Mangel leiden, hungern sie, ohne sich zu beklagen. Es ist bey ihnen ein Gesetz der Höflichkeit, und des Wohlstandes, daß wenn eine gute Fischerey, oder Jagd, gehalten worden ist, solche mit dem ganzen Dorfe getheilet wird, und man sich durch Freygebigkeiten erschöpfet: das Gegentheil würde verunehren. Wenn, nach geschehener Austheilung, von den Vorräthen noch etwas übrig bleibt, stellet man eines von den Festen an, wobey alles aufgegessen wird; und den folgenden Tag leidet man Hunger. Zur Jagdzeit spüret man dieses am meisten; daher auch

alle

alle Jahre verschiedene Leute darüber sterben. Wenn eine Hütte verhungerter Leute zu einer andern kommt, wo die Vorräthe noch nicht aufgegessen sind, so wartet diese nicht, bis erstere sie fordern; sondern sie giebt das Wenige, das sie hat, hin, ohne sich zu bekümmern, ob sie selbst den andern Tag vor Hunger sterben muß. Zu verwundern hat man sich, Madame, über die Einfalt dieses rohen Volkes, welches sich nicht entblödet, die kluge, vorsichtige, und vernünftige Antwort, welche die Ameise der Heuschrecke in der Fabel gab, und die wir witzige, gesittete, und menschliche Völker unsern Kindern zuerst auswendig lernen lassen, als barbarisch anzusehen.

Da unsere Wilden durch dergleichen Verschwendung oftmals in den äußersten Mangel versetzet werden, sehen sie sich genöthiget, alles ohne Unterschied zu essen; und sie finden auch alles gut. So wie sie, beym Ueberflusse, dem Fleischwerke nicht Zeit lassen, weich zu werden, sondern es so zu sagen noch lebendig in den Kessel werfen, so machen sie sich auch kein Bedenken, es stinkend und halb verfaulet aufzutragen. Die Frösche kochen sie ganz, und schlucken sie ohne

Umstände hinter. Das Gescheide von Rehen trocknen sie, ohne es ausgeleeret zu haben, und finden es eben so schmackhaft, als wir das Eingeweide der Schnepfen. Sie trinken das zerlassene Fett von Bären, Seewölfen, Aalen u. d. g. und das Inselt unserer Lichte ist für sie ein großer Schmaus. Sie haben eine Art von Mais, den sie in den Sümpfen verfaulen lassen, und außerordentlich gern essen. Wenn sie ihn aus dem Kothe heraus nehmen, so lecken sie mit Vergnügen das stinkende und garstige Wasser, das davon abläuft. Alle Arten von wilden und herben Obste essen sie: sie lassen ihm nicht Zeit, reif zu werden, aus Furcht, andere möchten kommen, und es holen. Um das Obst besser abzunehmen, hauen sie den Baum vom Stocke ab: einige nennen dieses das Ebenbild des Despotismus.

Was einem Europäer, der sich bey diesen Barbarn befindet, am beschwerlichsten fällt, ist die Nothwendigkeit, darinnen er sich befindt, mit ihnen zu essen; denn in der That ist nichts ekelhafter. Wenn sie ihre Kessel angefüllet haben, lassen sie das Fleisch aufs höchste drey Viertelstunden kochen, nehmen es vom Feuer, tragen es in baumrindenen

Näpfen

Näpfen auf, und theilen es unter alle, die in der Hütte sind; ein jedes beißt alsdenn in das Fleisch, wie in ein Stück Brod. Der Missionnair erzählte mir bey dieser Gelegenheit, daß als die Huronen seinen Ekel gespüret, sie ihn gefraget hätten, warum er nicht äße. „Du mußt dich überwinden, hätten sie zu ihm gesagt: ist dieses so schwer, für einen Menschen, der vollkommen zu bethen weis? Wir andern, wir zwingen uns ja zu glauben, was du uns sagest, und was wir doch nicht sehen. Hierauf durfte ich mich weiter nicht besinnen, fuhr der Mißionnair fort; ich mußte mich nach ihrer Gewohnheit richten, um ihr Zutrauen zu erhalten.„

Unter den Landeserzeugungen, welche die hiesigen Weiber erbauen, weis man nichts vom Hanfe und Flachse. Der Boden bringt von sich selbst allerhand **Flachsartige Pflanzen**, die sie ohne Mühe zurichten. Sie ziehen von der Rinde eines gewissen weichen Holzes eine Art von **Garne**, woraus sie Säcke zu ihren Vorräthen, Tragbänder, und allerhand andere Kleinigkeiten machen: sie mengen darunter die Haare von Elendthieren, wilden Ochsen, und andern Thieren, und färben sie mit dem Safte gewisser Pflanzen

in verschiedenen Farben. In Ermangelung des Garns nehmen sie getrocknete Gedärme, oder die Sennen von Thieren, oder sehr dünne Riemen, oder aber kleine Wurzeln, welches alles sie mit eben so viel Geschicklichkeit, als Sauberkeit, zu bearbeiten wissen.

Der Weinstock ist in Canada nicht unbekannt: er wächst in den Hölzern; und in gewissen Provinzen sieht man fast eben so viel Weinstöcke, als Bäume, bis an derer Gipfel sie hinauf laufen. Ihr Stamm ist sehr stark, und sie tragen viele Trauben: doch sind die Beeren nicht leicht größer, als Erbsen, weil die Reben weder beschnitten, noch in Acht genommen werden. Wenn sie reif sind, werden sie eine Kost der Bäre, welche sie von den höchsten Bäumen herunter holen: doch bekommen sie nur das, was die Vögel übrig gelassen haben, die in kurzer Zeit die Weinlese des ganzen Waldes halten.

Wenn die Wilden nicht so geschickt sind, wie wir, Wein zu machen, so wissen sie ein vortrefliches Getränke aus dem Ahorne zu ziehen; und einen Zucker zuzubereiten, der fast eben so gut ist, als der unsrige. Wenn der Saft in den Baum tritt, machen sie in den Stamm einen Schnitt, und vermittelst

eines

eines Stückes Holzes, das sie hineinstecken, läuft ein Wasser herab, wie in einer Rinne, das sie in einem untergesetzten Gefäße auffangen. Soll dieses Wasser in Menge herausbringen, so muß vieler Schnee gefallen seyn; es muß die vorhergehende Nacht gefroren haben; der Himmel muß heiter, und die Luft nicht allzu kalt seyn. So wie der Saft des Baums anfängt dick zu werden, so läuft auch weniger von diesem Wasser heraus; und zu Ende einer gewissen Zeit höret es gar auf. Das Ahornwasser ist sehr kühlend, und läßt einen ziemlich angenehmen Zuckergeschmack im Munde. Es ist auch sehr gut für die Brust; und man mag so viel davon trinken, als man will, so schadet es niemals. Läßt man es zwey oder dreymal an dem Feuer aufwallen, so wird es zu einem Syrop, der sehr gut schmeckt; und will man Zucker daraus machen, so darf man ihn nur sieden lassen, bis er sich ganz und gar gesetzet hat. Er läutert sich alsdenn selbst, ohne daß man sonst etwas dazu thun dürfe. Nur muß man sich in Acht nehmen, daß man den Zucker nicht gar zu lange kochen läßt, und daß man ihn behörig abschaumet. Läßt man ihn in seinem Syrop zu hart werden, so wird er

zäh,

zäh, und kriegt einen Honiggeschmack. Der Maßholder- Eschen- und Nußbaum haben auch ein Wasser, woraus die Wilden Zucker machen; es giebt aber nicht so viel, und er ist nicht so gut.

Ein sonderbares Gewächs in Canada ist das, was man **Flohkraut** nennet, und welches der Name noch nicht völlig ausdrücket, um alle seine Wirkungen anzuzeigen. Diese lassen sich mehr oder weniger spüren, nachdem das Temperament desjenigen ist, der sich ihm nähert. Einige, sagt man, wenn sie es nur ansehen, werden von einem heftigen Fieber befallen, das mit einem sehr beschwerlichen Ausschlage, und außerordentlichen Jucken über den ganzen Leib, verknüpfet ist. Bey andern wirket es nur alsdenn erst, wenn sie es anrühren, und der angesteckte Theil wird mit einer Art von Aussatze ganz bedecket. Man kennet kein anderes Mittel dawider, als die Geduld: nach einiger Zeit verliert es sich von sich selbst.

Der **Ginseng**, die so berühmte, so bewundernswürdige Pflanze, davon ich Ihnen bereits in einem meiner Briefe gesaget habe, findt sich in verschiedenen Gegenden von Canada: sie hat eben die Tugenden, und thut

eben

eben die Wunder, wie in China. Die Amerikaner schreiben ihr die Kraft zu, die Weiber fruchtbar zu machen; so wie die Chineser glauben, daß sie den Männern Stärke gebe: daher sie auch zu Peking mehr gesuchet wird, als zu Quebec.

Ich bin u. s. w.

Quebec, den 8 April, 1749.

Der 105 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Ich bin bisher bemühet gewesen, Madame, Ihnen mehr die Wilden, als das Land, das sie bewohnen, kennen zu lernen. Ich muß doch aber auch ein Wort von diesem sagen; und ich fange von dem Dorfe Loretto an. Es ist eine Wallfahrt, drey Stunden von Quebec, wo die Christlichen Huronen eine Kapelle, nach dem Muster derjenigen, deren Namen sie führet, erbauet haben. Man sieht hier ein eben dergleichen Bild; und so viel es möglich gewesen ist, hat man auch die nämlichen Maase beybehalten. Der Zulauf der Gläubigen ist sehr groß; und man erzähl-

let

let fast eben so viel Wunder von dieser, als von jener in Italien. Sie steht an einem wilden und verlassenen Orte, wo der Einwohner Andacht den Eifer der ehemaligen Thebanischen Einsiedler vorstellet. Diese Einwohner haben die Einfalt und Aufrichtigkeit des ersten Weltalters, einen festen Glauben, und eine unglaubliche Unschuld in ihren Sitten. Sie singen die Kirchengebete, und übrigen Gesänge, in ihrer Sprache, in zwey Chören: die Mannspersonen auf der einen, die Weiber auf der andern Seite; und nichts kommt der Inbrunst, und Bescheidenheit bey, die sie in ihrer ganzen Religionsübung äußern. Wahr ist es, die dabey beobachtete Vorsicht, zu verhindern, daß keine Unordnung einreiße, ist fast nicht weiter zu treiben. Alle berauschende Getränke sind durch öffentlich abgelegte Gelübde untersaget, und ihre Uebertretung ist der öffentlichen Penitenz ausgesetzet. Die Wiederbegehung dieses Fehlers machet, daß der Schuldige verbannet wird, von einem Orte, der blos die Zuflucht der Unschuld, und Frömmigkeit, seyn soll. Friede, und untergeordneter Gehorsam, herrschen hier zugleich; und das ganze Dorf scheint eine einzige Familie auszumachen, die

nur

nur nach der Vorschrift des Evangelii lebet. Das Christenthum hat den Stolz, und den Geist der Unabhängigkeit, der dieser Nation eigen ist, unterdrücket, und machet aus ihnen Leute, die sich allen von den Mißionnairen vorgeschriebenen Uebungen unterwerfen.

Da ich mich in Gesellschaft eines Mannes von dieser Kleidung befand, so urtheilen Sie selbst, Madame, ob ich von den guten Leuten wohl aufgenommen wurde. Ihre Krieger empfiengen mich nach Kriegsgebrauche, der ganze Haufe aber machte ein Freudengeschrey: hierauf fieng sich ein allgemeines Gastgebot an, dazu ich die Kosten gab, und dafür mir alle Ehre erwiesen wurde. Die Männer aßen auf der einen Seite, und die Weiber auf der andern. Diese bezeigten ihre Erkenntlichkeit durch Stillschweigen und Bescheidenheit, die Männer aber durch Gesänge und Tänze. Sie saßen auf der Erde wie die Affen, und von Zeit zu Zeit stund einer unter ihnen auf, trat mit langsamen Schritten in die Mitte der Gesellschaft, drehte den Kopf von einer Seite zu der andern, murmelte ein Lied, und sprach die Worte halb gebrochen aus. Bald war es ein Kriegslied, bald ein Trauergesang: denn da diese Leute

keinen

keinen Wein trinken, sind ihnen die Trinklieder unbekannt; ihre Liebe aber zu besingen haben sie sich noch nicht einfallen lassen. Wenn der eine aufgehöret hat, tritt ein anderer an seine Stelle; und dieß dauert so lange, bis die Gesellschaft sich bey ihnen bedanket: ohne ein wenig Höflichkeit, würde selbiges eher geschehen. Die Rede ist bey dergleichen Gelegenheiten das Beste: es wird in wenigen Worten die Ursache des Festes erkläret; und die Lobsprüche dessen, der es giebt, werden nicht vergessen.

Die Mißionnaire hatten anfänglich viele Mühe, diesem Volke die Lehren des Evangelii begreiflich zu machen. Die Schwierigkeit bestund nicht darinnen, daß sie solche nicht angehöret hätten; allein man darf nicht glauben, daß ein Wilder überzeuget sey, wenn er das, was man ihm vorträget, zu billigen scheint. Alle, durchgehends, scheuen nichts so sehr, als Streit; und, es geschehe nun aus Gefälligkeit, oder aus eigennützigen Absichten, oder aus Schläfrigkeit und Faulheit, alle geben Zeichen einer völligen Ueberzeugung bey Dingen, die sie entweder nicht begriffen, oder wobey sie nicht die geringste Aufmerksamkeit gehabt haben. Man hat ihrer viele

gesehen,

gesehen, die unsere Kirchen ganze Jahre lang mit so einem Eifer, einer Bescheidenheit, und äußerlichen Ehrfurcht besuchet haben, welche ein aufrichtiges Verlangen nach der Erkenntniß und Annehmung der Wahrheit anzuzeigen schienen, und die hernach beym Herausgehen ganz kaltsinnig zu dem Mißionnaire gesaget haben: „Du hattest niemanden, der mit dir bethete; ich habe Mitleiden mit deiner Einsamkeit gehabt, und habe dir wollen Gesellschaft leisten: jetzt, da dir andere diesen Dienst leisten, so laß dir gefallen, daß ich dich verlasse.„ Verschiedene haben die Verstellung, oder Gefälligkeit, so weit getrieben, daß sie verlanget haben, getaufet zu werden, und haben eine Zeitlang alle Pflichten des Christenthums mit vieler Erbauung erfüllet, haben aber hernach erkläret, daß sie es blos gethan hätten, um den Pater los zu werden, der in sie gedrungen hätte, die Religion zu ändern.

Auf einer andern Seite ist es nicht allezeit ein Beweis, als wären diese Barbarn von denen ihnen vorgetragenen Wahrheiten nicht überzeuget, wenn sie sich entziehen, solche auszuüben. Man hat ihrer gesehen, denen nicht der geringste Zweifel, auch über die

unbegreiflichsten Puncte unsers Glaubens, übrig blieb, ja, die es öffentlich bekenneten, und die sich dennoch nicht bekehren wollten. Einer unter ihnen lag auf dem Sterbebette, und es fiel etwas Feuer auf das Kleid, das ihm statt der Decke dienete. Als er nun sah, daß man sich bemühete, es zu löschen, sagte er: „es verlohnet sich nicht der Mühe; ich weis, daß ich in alle Ewigkeit brennen muß; ob ich nun ein wenig eher, oder später anfange, ist wohl solches der Mühe werth, die ihr euch gebet?„

Es war aber nicht so leicht, daß man zum Zwecke kam, ihnen unsere Lehren beyzubringen, und ihre Vorurtheile auszurotten. Die Huronen machten anfänglich Einwürfe, derer Beantwortung den Mißionnairen schwer wurde. Einer unter ihnen sagte zu einem Jesuiten: „ich gebe zu, daß das, was Du uns lehrest, gut und wahr ist: es ist aber nur gut für euch anderen, die ihr mit uns nichts ähnliches habt. Eure Lebensart, eure Sprache, eure Kleidung, ist von der unsrigen unterschieden; warum sollte sich euer Gebeth nicht ebenfalls unterscheiden? Es befremdet euch nicht, daß wir nach unsrer Landesart gekleidet gehen, daß wir von unserm

ferm Landesertrage leben, daß wir die Sprache reden, die uns natürlich ist; ebenermaßen billigen wir, daß ihr in diesen Puncten euere Gebräuche behaltet: wir verlangen auch nicht, daß ihr euern Gottesdienst ändert, um den unsrigen anzunehmen. Wenn der große Geist gewollt hätte, daß wir, und ihr, nach dem Tode in einerley Paradise wohnen sollten, warum hätte er uns hier auf der Erde nicht unter eben demselben Clima gebohren werden, und leben lassen? Er will, daß wir sollen glücklich seyn nach unserer Art, so wie ihr, nach der eurigen; und er würde uns nicht in so entfernte Oerter gesetzet haben, wenn sein Vorsatz gewesen wäre, uns zu vereinigen. Keiner von uns hat sich noch einfallen lassen, über das Meer zu gehen, und euch in unser Vaterland zu ziehen; warum machet ihr euch denn so viel Wege, uns in euern Himmel zu bringen? Seht, ob wir eben dergleichen Eifer bezeigen, euch in unsern Himmel zu führen. Der große Raum Wassers, der uns von Natur scheidet, scheint anzuzeigen, daß nicht alle Menschen geschaffen sind, einerley Aufenthalt auf der Welt zu haben; und nichts beweiset, daß sie bestimmet sind, in der andern beysammen zu leben.„ So fest

sie nun auf dieser Meynung beharreten, so schwer war es, sie davon loszubringen; und ihre Bekehrung war mehr das Werk der göttlichen Gnade, als der Ueberredung.

Die Huronen sind unter allen Völkern von Canada diejenigen, die den meisten Verstand haben, mit welchen man aber auch am meisten auf seiner Hut seyn muß. Insonderheit treiben sie die Verstellung auf den äußersten Grad: diese ihre Gemüthsbeschaffenheit hatte eben so viel beygetragen, sich furchtbar zu machen, als ihr Fleiß, ihre Scharfsinnigkeit in Erwählung allerhand Mittel, ihre Beredsamkeit, und ihre Tapferkeit; mit einem Worte, es ist diejenige Nation auf dem festen Lande, bey welcher man die meisten Fehler, und die meisten Tugenden gespüret hat. Ihr eigentlicher Name ist Yendats: der Name Huronen kommt von den Franzosen her, welche, da sie diese Barbarn mit sehr kurzen Haaren, auf eine lächerliche Art hinaufgesteckt, zum erstenmale sahen, zu schreyen anfiengen: was sind dieß für Schweinsköpfe! (quelles hures,) und gewöhnten sich an, sie Huronen zu nennen. Sie haben lange Zeit in dem Rufe gestanden, sie gaben verwegene, und geschickte Spitzbuben

buben ab; und noch heutiges Tages, selbst unter denen, wo man die meiste Treue und Uneigennützigkeit antrifft, muß man essende Waare, als einen allzu verführerischen Gegenstand für allezeit hungerige Wilde, ausnehmen, die gewohnt sind, alles was zur Lebensnothdurft gehöret, als gemeinen Rechtens anzusehen.

Zu denen Hindernissen, welche aus dem Character, und den Vorurtheilen dieser Völker, ihrer Bekehrung wegen, entstunden, kamen noch andere, von Seiten der Gaukelspieler, die nicht weniger schwer zu heben waren. Diese Marktschreyer, aus Furcht ihr Ansehen, das ihnen die Ausübung ihrer Kunst zuwege brachte, zu verlieren, so bald die Mißionnaire sich einiges Zutrauen im Lande erwerben würden, nahmen sich vor, sie verhaßt zu machen, und hatten um so weniger Mühe darinnen fortzukommen, da viele Wilde sich bereits in den Kopf gesetzet hatten, daß die Religion der Franzosen nicht für sie gemachet wäre. Die Gaukeler stellten ihnen die Gebethe der Mißionnaire als böse Zauberspräche vor, so daß diese sich verstecken mußten, wenn sie ihr Brevier hersagen, oder ihre andern Andachtsübungen verrichten wollten.

ten. Alles was die Huronen in ihren Händen sahen, und davon sie den Gebrauch nicht wußten, war ihrer Meynung nach ein Zauberstück, das ihnen Unglück zuziehen würde. Man sah sich genöthiget, eine Penduluhr, und eine Wetterfahne wegzuthun, weil das eine, sagten sie, ihren Tod befördern, das andere aber übele Witterung bringen würde. Zu diesen Schwierigkeiten kam noch, daß man ihnen scharfe Gesetze, und genaue Verbindlichkeiten auferlegen mußte, als Leuten, die ihren Ruhm und ihre Glückseligkeit suchen, sich in nichts zu zwingen, und in allem ihrer Neigung zu folgen. Wenn man ihnen den Vorzug des Gottes der Christen, vor denen Geistern die sie anbeteten, vorstellete, antworteten sie: „eine jede Nation hat ihre Götter; unser Unglück ist, daß die unsrigen nicht so viel Gewalt haben, als die eurigen; wir dürfen sie aber deswegen nicht verlassen.„

Die Standhaftigkeit und der Muth der Mißionnaire, der leichte Vortrag, dessen sie sich bedienten, um ihren Zuhörern verständlich zu werden, die natürliche Auslegung, die sie allem demjenigen gaben, was einige Schwierigkeit verursachen konnte, und die unveränderte Geduld, mit welcher sie die

schimpf-

schimpflichsten Behandlungen ertrugen, vertilgeten mit der Zeit die widrigen Meynungen, die man wider sie hegete; und sie brachten es nicht allein dahin, daß sie die erste Hitze eines Volks besänftigten, welches die Gaukler unabläßig aufwiegelten, und erbitterten, sondern es gelung ihnen auch, sich ihrer Gemüther völlig zu bemächtigen.

Nichts hat vielleicht mehr zu Beförderung der Christlichen Religion in Canada beygetragen, als die Errichtung einer Jesuiterschule in Quebec. Renatus von Rohault, des Marquis von Gamasche ältester Sohn, hatte von seiner Familie die Genehmhaltung erhalten, in diese Gesellschaft zu treten, und seine Verwandten, die ihn zärtlich liebeten, und wußten, wie eifrig er wünschte, ein dergleichen Collegium in diesem Theile von Amerika gestiftet zu sehen, machten ihm das Vergnügen, und boten zehn tausend Thaler dazu an, welche auch angenommen wurden. Die Wilden, denen man begreiflich gemacht hatte, wie nützlich eine dergleichen Stiftung für sie werden könnte, kamen haufenweise, von allen Orten, in die Gegend der Hauptstadt. Weil man Sorge trug, sie allezeit gut zu bewirthen, wenn sie in das Col-

legium kamen, so vertraueten sie endlich ihre Kinder Leuten, die sich gern gefallen ließen, sie zu erziehen, und zu bekösstigen. Durch dieses Mittel gewonn man sie mehr und mehr; dergestalt daß, bey ihrer zunehmenden Liebe zu der französischen Nation, sie weniger Abneigung für die Wahrheiten des Christenthums bekamen.

Was das Zutrauen der Huronen zu den Mißionnairen noch größer machte, war eine ansteckende Krankheit, die sich von einem Dorfe in alle andere verbreitete, und der Nation ein allgemeines Sterben drohete. Es war eine Art von rother Ruhr, welche die damit Befallenen in wenigen Tagen in das Grab brachte. Die Franzosen waren so wenig davon befreyet, als die Wilden; sie wurden aber alle wieder gesund; und dieses brachte zwey gute Wirkungen hervor. Die eine war, daß alle diejenigen, welche die ihnen zugestoßenen Zufälle als Zauberkünste der Mißionnaire angesehen hatten, von ihrem Irrthume zurück kamen, als sie selbige ebenfalls mit der Krankheit befallen sahen: die andere, daß die Wilden lerneten, sich in ihren Krankheiten besser in Acht nehmen, und eine eben so gute Diät beobachteten, wie die Franzosen.

Nicht

Nicht allein in Canada geschah es, daß man für ihre Bekehrung sorgete; man sah auch in Paris, und im ganzen Königreiche, eine fromme Beeiferung, zu so einem verdienstlichen Werke etwas beyzutragen. Ganze Ordensgesellschaften stelleten öffentliche Gebethe an; und alles was vornehm am Hofe war, gieng in diese Absichten ein. Auf die gethanenen Vorschläge, zu Quebec Ursuliner- und Hospitalier-Klöster zu errichten, bemüheten sich eine große Anzahl Nonnen von beyden Orden um den Vorzug. Die Herzoginn von Aiguillon wollte die Stifterinn des Armenhauses seyn, und bat sich in den Klöstern zu Dieppe verschiedene Ordensschwestern aus, welche sich auch fertig hielten, mit den ersten Schiffen abzureisen. Eine junge Wittwe vom Stande, Madame de la Peltrie, nahm selbst die Mühe über sich, die Ursulinerinnen anzuführen, und widmete ihr Vermögen, und ihre Person, dem guten Werke, das ihr der Himmel eingegeben hatte. Von Alanson, wo sie wohnete, begab sie sich nach Paris, um die Stiftungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, hernach gieng sie nach Tours, um Klosterjungfern zu holen, und endlich nach Dieppe, wo sie sich mit den

Hospitalerinnen einschiffete. Man unterließ nichts, um den Wilden begreiflich zu machen, wie sehr man für ihr Wohl sorgte, da selbst Weiber, die in Ueberflusse und zärtlich erzogen wären, ihre angenehme und ruhige Lebensart verließen, sich der Gefahr des Meeres aussetzten, und kämen, ihre Kinder zu lehren, und ihre Kranken zu warten. Der Tag dieser Ankunft war ein Fest für die ganze Stadt Quebec: alle Geschäffte wurden unterbrochen; und die Kaufmannsladen geschlossen. Der Statthalter empfing diese Christlichen Heldinnen am Ufer, an der Spitze seiner im Gewehre stehenden Truppen, und unter Losbrennung des Geschützes. Mitten unter dem Zurufe des Volkes, führte er sie in die Cathedralkirche, wo zur Dankbarkeit das Lied, Herr Gott dich loben wir, angestimmet wurde. Diese guten Ordensjungfern, in der ersten Entzückung, küßten vor Freude die Erde, nach welcher sie so lange geseufzet hatten, und die sie sich vorgenommen hatten mit ihrem Schweiße, ja, wenn es nöthig wäre, mit ihrem Blute zu benetzen. Die mit den Wilden vermengten Franzosen, die Ungläubigen selbst, die sich zu den Christen geschlagen hatten, höreten nicht auf, Freudengeschreye zu er-

erheben, und ihren, so wohl als denen Jesuiten, die sie gebracht hatten, tausend Segen zu wünschen.

Niemand in Frankreich unterstützte den Eifer der Missionnaire mehr, als der Comthur von Sillery. Er nahm sich vor, eine blos aus Christen bestehende wilde Völkerschaft zu errichten, die so wohl vor den Anfallen der Irokoer, durch eine schleunige aus Quebec zu erhaltende Hülfe, als vor dem Hunger, durch einen sorgfältig anzustellenden Ackerbau, gesichert würde. Zu dem Ende schickte er Arbeiter nach Canada, die einen vortheilhaften Platz an dem nördlichen Ufer des Flusses St. Laurent wähleten: dieser Ort hat auch seitdem beständig den Namen von Sillery behalten. Die Besitznehmung, deren Absicht man den Huronen zu erklären nicht für nöthig gefunden hatte, machte ihnen Lust, selbige zu nutzen. Sie verlangten sie daher von den Missionnairen, diese aber stelleten sich, als wüßten sie des Hrn. von Sillery Absicht nicht, und gaben vor, sie müßten erst seine Genehmhaltung erwarten. Sie wußten zwar wohl, daß dieses sein Wille war; allein die Erfahrung hatte dergleichen Ausflucht nöthig gemachet. Die

Wilden

Wilden bilden sich ein, daß alles, was man ihnen leicht bewilliget, entweder aus Schuldigkeit geschehen müsse, oder man habe andere eigennützige Absichten dabey. Die Bewilligung des Comthurs von Sillery kam endlich an; und zwölf Huronische Familien, die sich zur Christlichen Religion bekenneten, nahmen von diesem Bezirke Besitz, und wohneten daselbst. Sie blieben nicht lange alleine: in wenigen Jahren wurde diese Wohnung eine große Völkerschaft, die sich nach und nach an alle Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft gewöhneten. Die Nachbarschaft von Quebec trug nicht wenig bey, diese neuen Einwohner zu bilden, und eine Art von Polizey, so wie sie sich für sie schickte, bey ihnen einzuführen.

Nach unserer Abreise von dem Dorfe Loretto, nahmen wir den Weg nach einer kleinen Stadt, die drey Flüsse, (les trois Rivières,) genennet, welche ohngefähr fünf und zwanzig Stunden von Quebec liegt. Nichts ist anmuthiger, als ihre Lage. Sie ist auf eine sandige Anhöhe gebauet, die nicht unfruchtbar ist, als an dem Orte, wo die Stadt steht. Uebrigens ist sie auf allen Seiten mit dem, was einen Aufenthalt angenehm, und

eine

eine Stadt reich machen kann, versorget. Der Fluß St. Laurent fließt unten an dem Fusse des Berges: oben darüber, sieht man nichts als angebauete, fruchtbare Felder, und besser hinauf, die schönsten Wälder. Die drey Flüsse, welche etliche Schritte davon sich in den großen Fluß ergießen, geben der Stadt ihren Namen. Ihren Ursprung hat sie dem weitläufigen Handel zu danken, den die Wilden verschiedener Nationen, im Anfange der Colonie, an diesem Orte trieben. Die Franzosen baueten eine kleine Festung dahin, die ihren eigenen Statthalter bekam; und dieser Posten wurde nach der Zeit als der wichtigste von ganz Neufrankreich angesehen. Heut zu Tage zählet man daselbst nicht über sieben oder achthundert Personen, worunter Recollitenmönche, Hospitalierschwestern, ein Regimentsstab, und eine Gerichtsbank, dessen Vorsitzer den Titel als Generallieutenant führt, befindlich sind. In der Nachbarschaft der Stadt giebt es reiche Kupferwerke; auch liegt nicht weit davon der See St. Pierre, welcher sieben Stunden lang ist, und die besten Fische im ganzen Lande hervorbringt.

Unterdessen daß wir uns in Troisrivieres aufhielten, brachten die Abgeordneten

eines benachbarten, und von den Huronen bewohnten Dorfes sehr schöne Häute, die sie gegen verschiedene Fässer Brandewein vertauschten. „Wenn Sie ihnen nach ihrem Dorfe folgen sollten, sagte der Mißionnair zu mir, würden Sie sehen, mit was für Ausgelassenheit diese Völker sich der Freude, die dieses Getränke bey ihnen hervorbringt, überlassen. Täglich wird jedem so viel gegeben, bis er sich berauschet, und in weniger als zwey Tagen ist alles getrunken. So bald die Sonne untergegangen ist, fängt man an; und die ganze Nacht über erschallet die umliegende Gegend mit entsetzlichem Geheule. Man sollte glauben, es wäre ein Trupp Teufel aus der Hölle entwischet, oder die Einwohner des Dorfes kriegten einander bey den Köpfen, und wollten sich erwürgen.„

Auf dem See von St. Pierre setzten wir uns zu Schiffe, und fuhren nach den Inseln von Richelieu, die an dem westlichen Ende des Sees gelegen sind. Dieses Land ist während dem Kriege, den die Irokoer bey ihren häufigen Einfällen darinnen geführet haben, lange Zeit ein Schauplatz der blutigsten Auftritte gewesen. Diese Inseln dieneten ihnen theils zu einem Hinterhalte, theils zu einem

Zu-

Zufluchtsorte. Sie haben daselbst Grausamkeiten ausgeübet, derer Erzählung Entsetzen verursachet. Ich will Sie, Madame, daher lieber von zweyen Canadischen Frauenzimmern unterhalten, von welchen man Heldenthaten erzählet, die auf die Nachkommenschaft zu kommen verdienet haben. Ich gebe sie Ihnen nach dem Zeugnisse des Mißionnairs, und will mich seiner eigenen Worte bedienen.

„Um sich vor der Wuth der Irokoer zu schützen, hatte man in jedem Kirchspiele Arten von Schanzen angeleget, wohin die Einwohner sich bey dem ersten entstandenen Lärmen retten konnten. Tag und Nacht unterhielt man daselbst eine oder zwey Schildwachen, mit etlichen Canonen, welche die andern benachrichtigen, und im Nothfalle Verstärkung fordern mußten. Diese Schanzen waren nichts, als große mit Palissaden eingeschlossene Plätze, mit einigen Reduten versehen. Die Kirche, und das Haus des Herrn des Ortes, stunden darinnen; und es blieb noch Raum genug, die Weiber, Kinder, und das Vieh, im Falle der Noth dahin zu schaffen. Einige Irokoer wußten, daß Madame von Vercheres, Eigenthümerinn des Kirchspieles

spieles gleiches Namens, nahe bey den Inseln von Richelieu, ganz alleine war, und sie nahmen sich vor, die Palissaden des Ortes zu übersteigen. Etliche Flintenschüsse, die man beym ersten Lärmen zu rechter Zeit abfeuerte, zerstreueten sie zwar, sie kamen aber bald wieder, und wurden ebenfalls zurück getrieben. Was diese Leute am meisten in Verwunderung setzte, war, daß sie jedesmal niemanden als eine Frau sahen, und diese war überall. Es war selbige Madame von Vercheres, welche eine so entschlossene Standhaftigkeit blicken ließ, daß man hätte meynen sollen, sie hätte eine zahlreiche Besatzung bey sich. Sie wehrete sich zwey Tage lang, mit einer Tapferkeit, und Gegenwart des Geistes, die einem alten Officiere Ehre gemachet haben würde; ja sie zwang endlich den Feind sich fortzumachen, um so viel mehr, da er zu befürchten hatte, er möchte durch den kleinen Beystand, der ihr glücklicher Weise zu Hülfe kam, abgeschnitten werden.„

„Etliche Jahre hernach, fuhr der Missionnair fort, ließ sich eine andere Parthey dieser Nation, aber viel stärker als die erste, vor eben diesem Platze sehen, zu einer Zeit, da die Einwohner auf dem Felde beschäfftiget waren.

waren. Die Irokoer, die diese Einwohner hin und her zerstreuet, und ohne Vertheidigung fanden, huben einen nach dem andern auf, und marschirten nach dem Schlosse. Die Tochter des Eigenthumsherrn, von sechzehn Jahren, war haußen, ohngefähr zweyhundert Schritte davon. Auf das erste Geschrey, das sie hörete, lief sie zurück, um hinein zu kommen; die Wilden verfolgten sie; und einer von ihnen, in dem Augenblicke, da sie den Fuß in die Thüre setzte, ergriff sie: da er sie aber nur bey dem Halstuche gefaßt hatte, riß sie es ab, kam davon, und schloß die Thüre hinter sich zu. In der Schanze war niemand, als ein Soldat, und ein Haufen Weiber, die bey dem Anblicke ihrer Männer, die man gebunden und als Kriegsgefangene führte, ein erbärmliches Geschrey anfiengen. Das junge Frauenzimmer verlor weder die Gegenwart des Geistes, noch den Muth. Sie fieng an, ihre Haube abzunehmen, band ihre Haare zusammen, nahm einen Hut, und ein Mannskleid, und schloß alle übrige Weiber ein, derer Geheul und Schreyen des Feindes Grimm noch mehr aufgemuntert haben würde. Hierauf feuerte sie eine Canone los, that einige Flintenschüsse,

und indem sie sich, mit ihrem Soldaten, bald auf der einen, bald auf der andern Redute sehen ließ, auch ihre Kleidung zuweilen veränderte, überdieß allemal zu rechter Zeit Feuer gab, bildeten sich die Irokoer ein, es wären viele Leute in der Schanze; und als ein durch den Canonenschuß benachrichtigter Hülfstrupp anmarschirte, den Platz zu entsetzen, war der Feind schon entwichen.

Das Schloß von Vercheres ist, seinen Einkünften nach, nicht sonderlich wichtig, sagte mir bey dieser Gelegenheit der Mißionnair; und überhaupt sind die Besitzer der Kirchspiele in Canada nicht reich. Da dieses Land anfänglich, bey der ersten Niederlassung der Franzosen, nichts als ein großer Wald war, fanden sich diejenigen, denen man Güther anwies, nicht im Stande, sie durch eigene Kräfte anzubauen. Es waren Officiere, Edelleute, Gesellschaften, die nicht Vermögen genug hatten, eine Anzahl benöthigter Arbeitsleute dahin zu setzen. Man mußte sich also mit Einwohnern begnügen, die lange Zeit arbeiteten, ehe sie ihren Unterhalt verdienen, und selbst Vorschüsse thun konnten. Diese machten sich unter solchen Umständen gegen ihre Herren zu nur geringen Erbzinsen anheischig.

heischig. Daher ein Guth, von zwey Stunden in der Breite, und von unbestimmter Länge, in diesem so wenig bevölkerten Lande von keinem erheblichen Ertrag ist, wenn man auch die Lehngebühren, und Kaufschillinge, die wenig sagen wollen, ingleichen die Mühlen in der ganzen Meierey zusammen rechnet. Es ist dieses ohnfehlbar eine von denen Ursachen, die den Hof bewogen haben, den in Canada wohnenden **Edelleuten** zu gestatten, daß sie so wohl zur See, als zu Lande, **Handlung** treiben dürfen, ohne daß es ihrem Adelstande Abbruch thut. Die Lebensart, welche der gröβte Theil dieser Herren auf ihren Güthern führen, erwecket ziemlich natürlich das Andenken der alten Patriarchen, die sich nicht entblödeten, die Feldarbeit mit ihrem Gesinde zu theilen. Keiner von ihnen hat das Recht, einen Pfarrer einzusetzen; es gebühret solches allein dem Bischofe, theils weil er am ersten im Stande ist, die Fähigkeit der Candidaten zu beurtheilen, theils weil des Pfarrers Besoldung von dem Zehnten gegeben wird, der dem Bischofe zugehöret.

Einige Familien der Wilden haben sich auf dem Grunde und Boden der Gerichtsher-

ren der Kirchspiele niedergelassen; sie machen aber den geringsten Theil der Einwohner aus, welche fast alle Canadische Franzosen sind. Der Zustand dieser letztern würde glücklich seyn, wenn sie solchen zu nutzen wüßten. Sie haben keine Steuern und Gaben; und Brod, Fleisch, und Fische sind in wohlfeilem Preise. Das Erdreich ist vortreflich, und ich weis kein gesünderes Clima. Man höret von keiner besondern Krankheit; die Felder und Hölzer sind mit den heilsamsten Kräutern angefüllet, und die Bäume geben einen Balsam von sich, der ungemeine Wirkungen thut. Diese Vorzüge sollten wenigstens diejenigen zurück halten, welche die Vorsehung daselbst hat lassen geboren werden. Allein, der Leichtsinn, die Abneigung für anhaltende Arbeit, und der Geist der Unabhängigkeit, sind Ursache, daß zu allen Zeiten eine Menge junger Leute sich weggewendet, und die Bevölkerung der Colonie verhindert hat. Wahr ist es, der Wein, die Zeuge, und alles was man aus Frankreich muß kommen lassen, ist sehr theuer: dabey denn die Edelleute und Officiere, die nichts als ihre Besoldungen haben, am meisten zu beklagen sind. Die Weiber bringen ihren Männern

zum

zum Heirathsgute gemeiniglich nichts mit, als viel Verstand, Freundschaft, Annehmlichkeit, und eine große Fruchtbarkeit. Es giebt auch hier mehr adeliche Personen, als in unsern übrigen Colonien: der König unterhält viele Truppen, daher viele abgedankte Officiere sich hier niedergelassen haben: dieses aber hat das Land mit Edelleuten besetzet, die nichts weniger als bey Vermögen sind. Sie würden noch übeler daran seyn, wenn sie keine Handlung treiben dürften, und die Jagd und Fischerey nicht jedermann offen stünde. Ich kenne keine uneigennützigere Leute, als die **Creolen**. Sie geben ihr Geld eben so leicht weg, als sie sich Mühe geben, es zu erwerben. Sie lieben, freye Luft zu schöpfen, und gewöhnen sich bey Zeiten an eine herumschweifende Lebensart. Das Beyspiel, und der Umgang mit den natürlichen Einwohnern, derer einzige Glückseligkeit in der Freyheit, und Unabhängigkeit besteht, sind hinlänglich genug, ihnen diesen Character zu geben. Sie haben vielen Verstand, insonderheit die Weibespersonen, welche standhaft, beherzt, reich an Erfindungen, und fähig sind, die wichtigsten Angelegenheiten zu führen. Zu dieser **Schilderung** unserer **Canadier** setze

ich noch hinzu, die vortheilhafte Meynung, die sie von sich selbst haben: sie flößt ihnen ein Zutrauen ein, vermöge welches sie die schwersten Dinge unternehmen, und ausführen. Sie sehen mehrentheils gut von Gesichte, sind von ansehnlicher Gestalt, und verhältnißmäßig gebauet. Die Dauerhaftigkeit ihrer Gesundheit kommt mit diesen Vortheilen nicht allezeit überein; sie werden zeitlich alt, und abgenutzet. Man schreibt die Ursache davon den Aeltern zu, welche auf ihre Kinder nicht genug Achtung geben; daher diese ihre Gesundheit schon in jüngern Jahren verderben, so daß der Schade hernach unersetzlich ist. Ihre Behendigkeit, und geschicktes Wesen, hat seines gleichen nicht: die geschicktesten Wilden führen ihre Boote an den gefährlichsten und reißendesten Oertern nicht besser; sie schießen auch nicht schärfer. Niemand kann ihnen eine große Fähigkeit zu den mechanischen Künsten streitig machen; sie brauchen fast keine Unterweisung, um darinnen vollkommen zu werden; und man findet ihrer, die sich in allen Handwerken hervorthun, ohne jemals die Lehrjahre ausgestanden zu haben. Sie äußern, so wie die Wilden, eine gewisse Hitze, die sie

zu jählingen Unternehmungen, und zum Scharmuziren geschickter machet, als zu regelmäßigen und anhaltenden Feldzügen. So wie selbige, beschuldiget man sie auch einer allzu wenigen Neigung für ihre Aeltern, da diese hingegen eine übel angebrachte Zärtlichkeit für sie haben. Bey aller Bemühung, welche der Hof angewendet hat, diese **Colonie** volkreicher, ihre Handlung aber blühender zu machen, so hat er doch den Verlust noch nicht ersetzen können, den ihr die Engländer verursachet, und sie mehr als einmal auf das Aeußerste gebracht, ja zuweilen schon Stücken Landes weggenommen haben. Der Himmel verhüte, daß sie sich nicht ehestens des ganzen Landes bemächtigen!

Unerachtet, überhaupt zu reden, alle **Amerikanische Colonien** nur von dem Abschaume, und von den Hefen anderer Nationen entstanden sind, so muß man doch denen von **Canada** die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der Ursprung fast aller noch heut zu Tage bestehenden **Familien** ziemlich rein ist, und keinen entehrenden Fleck an sich hat. Die ersten Einwohner waren entweder Arbeitsleute, die sich allezeit nützlich zu beschäfftigen suchten, oder Personen, die

sich blos in der Absicht hieher begaben, um ruhiger zu leben, und ihre Religion ungestörter auszuüben, als es dazumal in vielen Provinzen von Frankreich nicht geschehen konnte, wo die Gegenparthey mächtig war. Man hat zwar zuweilen Leute hier gesehen, welche durch die übele Beschaffenheit ihrer Umstände genöthiget worden sind, sich zu entfernen, oder andere, welche man aus dem Königreiche, und aus ihren Familien, hat fortgeschaffet wissen wollen; allein, da sie nur in kleinen Haufen angekommen sind, man auch die Behutsamkeit gebraucht hat, sie nicht beysammen zu lassen, so ist zu glauben, daß sie durch die guten Beyspiele, die sie vor Augen gehabt haben, werden seyn gebessert worden.

Gegenwärtiger Brief, Madame, ist der letzte, den ich Ihnen aus Quebec schreibe. Ich gedenke in vierzehn Tagen von hier abzureisen, und mich nach der Hauptstadt von Neu-England zu begeben. Der dasige Aufenthalt wird mir um so viel angenehmer seyn, da ich hoffe, Personen von meiner Bekanntschaft zu finden.

Ich bin, u. s. w.

Quebec, den 15 April, 1749.

Der

Der 106 Brief.

Die Engländischen Colonien.

Man redet von den Colonien der Engländer in dem Nördlichen Amerika, als von der vornehmsten Quelle ihres Reichthums: doch die Wichtigkeit dieser Besitzungen, und der aus diesem Theile der Brittischen Domainen zu ziehende Vortheil, ist nicht das einzige, Madame, was die Geschichte davon merkwürdig machet; die Beschaffenheit ihrer Regirungsforme, ihre Naturerzeugungen, Gesetze und Gebräuche, ihr Handel, sind unserer Aufmerksamkeit nicht weniger würdig.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhundertes entschloß sich der, durch das Beyspiel und den glücklichen Erfolg der Spanier, aufgemunterte Ritter Raleigh, einige Entdeckungen vorzunehmen. Er vermochte verschiedene reiche Privatpersonen in London, daß sie in seine Absichten eingiengen, und erhielt von der Königinn Elisabeth Freyheitsbriefe, vermöge welcher aller Vortheil dieser Unternehmung seiner Gesellschaft gänzlich überlas-

sen wurde. Er reisete nach dem nördlichen Theile von Amerika, und errichtete daselbst einen Wohnplatz, welcher der erste ist, den die Engländische Nation in diesem Theile der neuen Welt gehabt hat. Bey seiner Rückkunft erzählte er, daß das Land, wo er ausgestiegen war, eine große Menge vortreflicher Früchte, Bäume von aller Gattung, und Vieh im Ueberflusse, hervorbrächte. Kein Gold hätte er nicht gefunden; allein der Boden wäre so fruchtbar, das Clima so gelinde, die Einwohner so willig, daß der Anschein den glücklichsten Erfolg verspräche. Das Volk in London, und überhaupt die ganze Nation, wurde durch diese Beschreibung aufgemuntert: die Königinn selbst war so vergnügt darüber, daß sie das Unternehmen durch merkliche Proben ihres Schützes unterstützte. Ihre Nachfolger haben nicht weniger Eifer bezeiget, und unvermerkt hat sich dieses Land mit neuen Unterthanen bevölkert, und der Herrschaft der Großbritannischen Krone unterworfen.

Der sehr weitläuftige Umfang, den diese Pflanzörter einnehmen, wird in verschiedene große Provinzen eingetheilet. Von der Hudsonsbay, von Terre-neuve, und von Acadien

dien habe ich bereits geredet. **Neu-England**, eine der reichsten Provinzen, welche die Engländer in Amerika besitzen, hat ihre erste Einrichtung dem Verfolgungsgeiste etlicher Großbritannischen Prelaten wider die Non-Conformisten zu danken. Der ehrgeizige Bischof von London, und hernachmaliger Erzbischof von Canterbury, **Laud**, in welchen Carl I vieles Zutrauen setzte, verleitete diesen Monarchen zu allerhand heftigen Handlungen, die seine Regirung verhaßt machten. Dieser Mann, der kaum einer Schule vorzustehen fähig war, wurde ernennet, ein Königreich zu beherrschen. Die geistliche Gerichtsbarkeit, die man auch die hohe Commission nennete, war unter seiner Verwaltung eine protestantische Inquisition geworden. Die **Non-Conformisten**, als sie sahen, daß sie in dem alten England ihre Gewissensfreyheit nicht mehr haben konnten, entschlossen sich selbige in Neu-England zu suchen; und es giengen ihrer eine Anzahl von hundert und zwanzig Personen zu Schiffe. Kaum waren sie in Amerika angekommen, so verfertigten sie eine **Urkunde**, darinnen sie sich als Unterthanen der Krone England erkenneten, und sich öffentlich anheischig machten, alle Gesetze,

die

die sie zum Besten der Colonie einmüthig machen würden, zu beobachten. Die Häupter der Familien unterzeichneten diese Verschreibung, und erwähleten zu gleicher Zeit einen aus ihrem Mittel, der dieses Jahr ihr Statthalter seyn sollte. Sie lasen hernach einen schicklichen Ort aus, um eine Stadt zu bauen, und gaben ihr den Namen Neu-Plymouth, zum Andenken des Ortes, wo sie in Europa abgereiset waren.

Solchergestalt hatte dieser Leute frommer Eifer, der in Großbritannien lauter Zerrüttung anrichtete, in Amerika eine völlig entgegengesetzte Wirkung: er war die Ursache eines neuen Lebens, und neuer Kräfte, wodurch alle Beschwerlichkeiten dieses wilden Landes überwunden wurden. Weit entfernet, daß die neuen Colonisten sich durch die unvermeidlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens hätten abschrecken lassen, so wurden sie vielmehr durch die Freude belebet, dem geistlichen Gerichtszwange entkommen zu seyn, und sie bewältigten einen unfruchtbaren Boden, so daß er ihnen anfänglich einen leidlichen Unterhalt, nach und nach aber alle nothwendige Lebensmittel verschaffete.

Auf

Auf diese erste Colonie folgten sieben andere, die aus gleichen Ursachen genöthiget wurden, Großbritannien zu verlassen. Einige unter ihnen ließen sich in der Massachusetenbay, und an der Küste von Connecticut nieder, welche Namen sie auch beybehalten haben. Sie erbaueten daselbst die Städte, Charles-town, Watertown, Dorchester, Boston, Hereford, Windsor, Westerfield u. a. m. Die andern hießen Newhaven, Newhampshire, Main, Rhode-Island, und Providence. Ihre vornehmsten Städte sind, Saybrook, Guilford, Milford, Stamford, Brainford, u. a. m. Von diesen verschiedenen Pflanzstädten hatte eine jede ihre besondern Gesetze, und eigene obrigkeitlichen Personen, welche unter den Colonisten gewählet wurden. Unerachtet sie nun viele von einander unterschiedene Statthalterschaften ausmachten, so waren sie doch in Sachen, die das allgemeine Beste betrafen, durch ein errichtetes Bündniß zusammen vereiniget.

Dieses, Madame, war die erste Einrichtung von Neu-England, welche hernachmals vielerley Veränderungen erlitten hat. Heutiges Tages ernennet Se. Großbritannische Majestät einen Statthalter, der über die

Miliz

Miliz gesetzet ist, und welcher die von der Generalversammlung der Colonie vorgeschlagenen Gesetze verwerfen kann. Er bestätiget auch die Wahl der Magistratspersonen; und ohne seine Genehmhaltung kann keine außerordentliche Versammlung zusammen berufen werden: doch ist selbige einmal beysammen, so hat sie das Recht, den Statthalter, und welchen Officier sie will, vor sich zu laden, und Rechenschaft von seiner Aufführung zu fordern. Diese **Versammlung** besteht aus einer gewissen Anzahl Deputirter, die in einem jeden Kreise gewählet werden. Sie allein, mit Zuziehung des Statthalters, hat die Macht, Auflagen zu machen, Gesetze, und Bewilligungen zu ertheilen. Bey ihr beruhet das Recht, unumschränkt zu entscheiden, die Klagen des Volks anzuhören, und die behörigen Mittel dießfalls vorzukehren. Die **Gesetze**, welche sie giebt, die aber der Statthalter genehmigen muß, werden noch überdieß von dem Könige bestätiget; sollte er sie nun in einer Zeit von dreyen Jahren verwerfen, so haben sie keine Kraft und Wirkung.

Neu-England sah sich in weniger als einem halben Jahrhunderte in den **blühendesten Umständen**. Es enthielt mehr als

dreyßig

dreyßig tausend Menschen, und hatte mehr als funfzig wohlgebauete Städte, und Dörfer, ein befestigtes Schloß, allerhand Schanzen, Gefängnisse, Kirchen, hohe Landstraßen u. d. g. Die Sauberkeit der Häuser, die Schönheit der Gassen, die Bequemlichkeit der Vorrathshäuser, die Häven, ihre Dämme, die Anzahl derer den Einwohnern zustehenden Schiffe, nebst ihren Reichthümern, waren schon dahin gediehen, daß sie der Nation, woher sie entsprossen war, selbst Eifersucht erweckte. Unter denen verschiedenen gemachten Anstalten befindet sich eine, welche Sie gewiß bewundern werden. Es ist selbige eine Gesellschaft von Mißionnairen, die zu Bekehrung der Heyden errichtet worden ist, dergleichen wir in der catholischen Religion auch haben. Ein Priester, Namens Elliot, welchen die Engländer der Indianer Apostel nennen, so wie wir von dem heil. Xaver zu sagen pflegen, unternahm, den Wilden dieses Landes das Evangelium zu predigen. Er erlernte ihre Sprache, übersetzte in selbige verschiedene geistliche Bücher, und unter andern die ganze Bibel. Das Parlement in England, um seine Bemühungen zu unterstützen, errichtete eine Gesellschaft, die

aus

aus einem Presidenten, einem Schatzmeister, und vier Beysitzern bestund, und bevollmächtigte sie, die Almosen derer, die zu diesem guten Werke etwas beytragen wollten, einzunehmen. Die Gesellschaft sammlete eine Beysteuer, zu Folge der ihr ertheilten Erlaubniß, und sah sich gar bald im Stande, liegende Gründe zu erkaufen. Gegenwärtig genießt sie eines jährlichen Einkommens von mehr als zwanzig tausend Livres, wovon sie funfzehn oder sechzehn Mißionnaire unterhält.

Ich darf einen merkwürdigen Umstand nicht vergessen, Madame, der die ersten Engländer, die sich in Amerika niedergelassen haben, betrifft. Ungeachtet sie sich des Vortheils ihrer Menge hätten bedienen können, wenn sie das natürliche Recht, vermöge welches das Land den Wilden gehörete, nicht hätten in Betrachtung ziehen wollen; so haben sie doch lieber den benöthigten Boden gekaufet, als die ersten Regeln der natürlichen Billigkeit verletzet, wie es die Spanier auf der Insel St. Domingo, und in Mexico gemachet haben, welche diese Länder durch Grausamkeit und Blutvergießen eroberten. Allein, wenn das Verfahren der neuangekommenen Engländer gegen die Eingebohrnen

nen des Landes zu loben ist, so kann ich ihre strafbare Aufführung wider ihre eigenen Landesleute nicht billigen. Dieses aus Flüchtlingen bestehende Volk, das der Verfolgungsgeist der Prelaten aus England vertrieben hatte, sah sich nicht so bald in dem ruhigen Besitze seiner neuen Pflanzörter, als es sich der Heftigkeit eines falschen Eifers überließ, und die Wuth derer, die die Urheber seiner Verbannung gewesen waren, nachahmete. Es verjagte die Quaker, die Wiedertäufer, und andere mit seiner Meynung streitenden Secterer, auf eine unbarmherzige Weise, und fieng an zu verfolgen, so bald es selbst nicht mehr verfolget wurde.

Es ließ **Verordnungen**, die **Religion** betreffend, ergehen, welche mit größerer Schärfe vollstrecket wurden, als diejenigen, die sie aus ihrem Lande zu gehen genöthiget hatten. Weder jugendliche Jahre, noch ein schwaches Alter, weder die Ehre des Geschlechts, noch geistliche Würden, weder Geburt, noch Reichthum, haben bey diesen Unsinnigen etwas vermocht. Der blinde Eifer dieser Anglicaner hat sich so gar bis auf Beschuldigungen von **Hexerey** erstrecket; und man würde sich schwerlich einbilden können,

wie weit ihre Ausschweifungen gegangen sind, wenn sie nicht durch gerichtliche Acten der Colonie, die man hier öffentlich verkaufet, bestätiget wären. Hier ist, Madame, was ich vor etlichen Tagen in einer gewissen Schrift las, welche folgenden Titel führet: Proceß der nahmhaften Susanne Martin, aus der Stadt Salem, wegen beschuldigter, und überwiesener Hexerey. Ich will nichts, als die Frag-Artikel davon anführen, wo die gesunde Vernunft mehr auf der Seite der Beklagten, als des Richters ist.

„Richter. Seyd ihr eine Hexe? Beklagte. Nein. R. So erkläret mir doch, woher die Klagen des Volkes kommen? B. Dieß weis ich nicht. R. Aber was meynet ihr, woher sie kommen? B. Ich will mein Urtheil darüber nicht fällen. R. Glaubt ihr nicht, daß diejenigen, welche sich beklagen, behext sind? B. Nein, ich glaube es nicht. R. So saget mir doch, was ihr davon haltet? B. Nein, ich habe meine Gedanken, so lange ich sie bey mir behalte, für mich; wenn ich sie aber sage, so sind sie andern Leuten. Ihr Gebieter — — R. Was verstehet ihr durch ihren Gebieter? B. Wenn jemand mit der Hölle zu thun hat: Sie werden mich schon

ver-

verstehen. R. Ganz wohl; aber was habt ihr für einen Theil an dem, was man davon saget? B. Ich habe gar keinen Theil daran. R. Und dennoch beschuldiget man euch, ihr sollet erschienen seyn; und dieses Verbrechens wegen sind andere schon verurtheilet worden. B. Ich kann nicht verhindern, was man saget, und was man thut. R. Der Gebieter, davon ihr redet, ist vermuthlich der eurige; wie könntet ihr sonst erschienen seyn? B. Davon weis ich nichts: derjenige, der ehedem unter der Gestalt des Samuel erschienen ist, kann wohl eine andere Gestalt angenommen haben.„

Glauben Sie wohl, Madame, daß dieses die Sprache einer Frau sey, die verdienet hat, wegen Hexerey bestrafet zu werden? Nichts destoweniger wurde sie verurtheilet, zu sterben. Den Tag vor ihrer Hinrichtung übergab sie den Richtern ein Schreiben, welches, man kein Bedenken getragen hat, den Acten des Processes beyzufügen, unerachtet es selbige mit Schande überhäufet. Es ist kurz, und so sonderbar, daß Sie vielleicht nicht böse seyn werden, es hier zu finden.

„Ihre demüthige und unglückliche Supplicantinn, die sich keines Verbrechens schul-

dig weis, die aber die niederträchtigen Ränke ihrer Ankläger sieht, kann nicht anders als vortheilhaft von denjenigen urtheilen, die sich in eben dem Falle befinden, worüber sie Ursache zu seufzen hat. Der Himmel kennet meine Unschuld; und sie wird an jenem grossen Tage vor Engeln und Menschen offenbar werden. Ich verlange nicht das Leben; nur wünsche ich, und Gott kennet meine Absichten, daß man der Vergießung unschuldigen Blutes ein Ende machen möge; welches aber nicht aufhören wird, wofern die Sachen nicht anders eingerichtet werden. Ich bin zwar überzeuget, daß Sie Sich alle Mühe geben, die Wahrheit zu entdecken, unterdessen versichert mich das Zeugniß meines eigenen Gewissens, daß sie in dem unglückseligsten aller Irrthümer stecken. Ich bitte daher, einige derer Unglücklichen und Betrübten, die sich aus Schwäche des Geistes als schuldig erkennet haben, genauer zu prüfen. Sie werden sehen, daß selbige Sie betrügen, so wie sie sich selbst betrügen: wenigstens bin ich versichert, daß man solches in jener Welt, wo Sie mich jetzt hinschicken, erfahren wird: ich zweifle auch nicht, daß eine große Veränderung in Ihren Meynungen, später oder

früher,

früher, erfolgen werde. Man beschuldiget mich, und andere, wir hätten mit dem Geiste des Verderbens ein Bündniß gemachet: wie können wir aber ein Verbrechen eingestehen, dessen wir uns nicht schuldig bewußt sind? Ich weis, daß man mich ungerechter Weise anklaget; und ich schlüße, daß man den andern eben dergleichen Unrecht thut. Ich wiederhole es: Gott, der das Innerste des Herzens erforschet, und vor dessen Richterstuhl ich jetzt erscheinen werde, Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts verstehe von allem, was Hexerey betrifft. Wie könnte ich vor Ihm selbst die Unwahrheit sagen, und meine Seele seiner ewigen Strafe vorsetzlich aussetzen?„

Ein so nachdrückliches, und rührendes Schreiben fand bey den Richtern keinen Eindruck. Diese Frau nahm von ihrem Manne, Kindern, und Freunden, mit standhafter Mine Abschied, und ließ sich zu ihrer Hinrichtung mit einer Größe des Geistes führen, die bey den Zuschauern eben so viel Bewunderung, als zärtliches Mitleiden verursachete. Ungeachtet die Furcht verschiedene von den Angeklagten dahin gebracht hatte, sich als schuldig zu bekennen, so war doch nicht ein einziges, das es beym Sterben nicht widerrufte,

rufte, und den Himmel anflehete, sein Blut auf die Ankläger und Richter kommen zu lassen.

Dem unerachtet waren beyde auf den Untergang dieser Unschuldigen ergrimmet. Man ließ, ohne Barmherzigkeit, Kinder von eilf Jahren sterben: ohne Scham zog man Mägdgen, und Weiber aus, um Merkmale von Hexerey an ihnen zu entdecken. Flecke vom Scorbut, denen alte Leute unterworfen sind, wurden als Zeichen angesehen, die der Teufel in ihre Haut gedrücket hätte. Es gab keine Gespenstergeschichte, und keine Erzählung von Erscheinungen, die bey dem Volke nicht Glauben fand. In Ermangelung der Zeugen, nahm man die Tortur vor; und diese unglückseligen Schlachtopfer wurden durch die Heftigkeit der Marter gezwungen, die Verbrechen, die ihre Henker ihnen vorzusagen beliebten, zu bekennen. Einige Weiber gestunden, sie wären vom Teufel schwanger, und tausend andere dergleichen lächerliche Abscheulichkeiten. Alle Gefängnisse waren angefüllet; und kein Tag vergieng, der nicht durch eine neue Hinrichtung bezeichnet wurde. Dem ungeachtet ließ die Wuth der Angeber nicht nach: die Anzahl der Hexenmeister nahm

täglich

täglich zu; und das sonderbarste dabey war, daß diejenigen Richter, welche den Anklägern nicht willfahren wollten, selbst angeklaget wurden, und die Colonie verlassen mußten, um sich der Wuth des Pöbels zu entziehen. Endlich war es Zeit, daß die Sachen eine andere Gestalt gewonnen: die Stimme der Vernunft machte den Wahnwitz schweigen: die Angeber wurden schüchtern; man entließ hundert und funfzig Gefangene; zweyhundert, die man vernommen hatte, wurden unschuldig erkläret; und man ordnete einen allgemeinen Fasttag an, nebst öffentlichen Gebethen, um Gott wegen so vieler Greuel, und Thorheiten, um Verzeihung zu bitten. Von diesem Tage an, sind die Einwohner vernünftiger geworden, haben dem Verfolgungsgeiste entsaget, und unterscheiden sich nicht mehr von andern Völkern.

Keine Engländische Errichtung in Amerika ist mit Neu-England zu vergleichen, es sey in Ansehung der Anzahl der Einwohner, oder der Menge der Handelsstädte, oder der vielen Manufacturen. Die volkreichsten, und blühendesten Provinzen in Großbritannien haben vor diesen fast keinen Vorzug. Boston, als die Hauptstadt, hat eine sehr angenehme Lage

auf einer Halbinsel, am Ende eines sehr schönen Havens, der mehr als fünf hundert Schiffe fasset. Die Maste auf denen zur Handelszeit darinnen liegenden Schiffen stellen eine Art von Walde vor, wie in Amsterdam und London. Der Haven zu Boston wird durch eine große Menge Inseln, und Felsen, die ein wenig über das Wasser ragen, vor der Gewalt der Wellen geschützet. Man kann in selbigen nicht anders als durch einen einzigen Weg einlaufen, welcher dennoch enge ist, und durch das Geschütz einer regulairen, sehr wohl angelegten, und mit mehr als zweyhundert Canonen besetzten Festung vertheidiget wird. Es sind diese so wohl geordnet, daß man ein Schiff von vorne und hinten beschießen kann, ehe es im Stande ist, seine Lage zu geben. Bey Kriegszeiten sind jedesmal fünfhundert Mann von dem ordentlichen Militairdienste befreyet, um bereit zu seyn, in der Festung zu dienen: überdieß steht zwey Stunden von der Stadt ein hoher Wachthurm, dessen gegebene Zeichen man in der Festung sehen kann; diese aber giebt sie sogleich längst der Küste weiter. Im Falle der Noth, giebt Boston auch dergleichen Zeichen, um in den benachbarten Wohnplätzen Lärmen zu machen.

Solcher-

Solchergestalt ist kein Fall möglich, es müßte denn bey einem sehr dicken Nebel seyn, daß etliche feindliche Schiffe sich zwischen den Inseln hinschleichen könnten, wo die Stadt nicht fünf oder sechs Stunden Zeit hätte, sich zu ihrem Empfange vorzubereiten. Nähme man auch an, sie kämen ungehindert unter dem Geschütze des Schlosses vorbey, so würden sie gegen Norden und Westen von der Stadt zwey Batterien antreffen, welche die ganze Bay bestreichen, und die stärkste Flotte aufhalten können.

An dem Ende dieser Bay sieht man einen **Damm**, von ohngefähr zweyhundert Schritten in der Länge, worauf eine Reihe Vorrathshäuser stehen, die bis an die Hauptgasse reichen. Solchergestalt können die größten Schiffe, ohne Beyhülfe der Schaluppen und Lichters, ihre Waaren daselbst ausladen. Das andere Ende der Hauptgasse stößt an das **Stadthaus**, ein großes und schönes Gebäude, worinnen die Kaufmannsbörse, die Rathsversammlung, die Generalversammlung, und alle Gerichtshöfe, anzutreffen sind. Ueberhaupt aber machet diese in einen halben Mond um den Haven gebauete Hauptstadt eine so vortrefliche **Ansicht**, daß ich mich

nicht ermüden kann, sie zu bewundern. Man zählet beynahe viertausend Häuser darinnen, und zehn Kirchen, derer Namen die verschiedenen Secten anzeigen, daraus die Colonie bestund; dergleichen sind, die Englische, die Französische, der Wiedertäufer, der Quaker Kirche, u. s. f. Um die Börse herum sieht man eine Menge **Buchladen**, die mit allen Sorten von Büchern reichlich versehen sind. Es giebt auch fünf oder sechs **Buchdruckereyen**, derer Pressen beständig beschäfftiget sind; und alle Wochen werden zweyerley **Zeitungen** ausgegeben. Die Stadt alleine faßt mehr als zwanzigtausend **Einwohner** in sich. Um sich eine Vorstellung von ihrem Reichthume zu machen, muß man bemerken, daß vergangenes Jahr fünf oder sechs hundert **Schiffe** aus ihrem Haven aus, und eine eben so große Anzahl darinnen einliefen, ohne die unzähliche Menge Fahrzeuge, für die Küsten, und Fischerey, zu rechnen. Boston treibt ohne Zweifel den **stärksten Handel** unter allen Städten des Engländischen Amerika. Außer denen Erzeugungen, die sie aus dem Lande nimmt, sind ihre Einwohner auf gewisse Art die **Mäkler** von ganz West-Indien, ja so gar von einem Theile von Euro-

pa:

pa: in dieser Betrachtung kann man sie die Holländer der neuen Welt nennen.

Das wunderliche Gemenge von Nationen und Secten, welches diese Stadt bevölkert, verhindert nicht, daß die Gesellschaft nicht eben so angenehm seyn sollte, als in den besten Städten von Großbritannien. Die meisten von den Kaufleuten reisen nach Europa, und bringen die Moden und Gebräuche mit. Ein Engländer, der von London nach Boston kommt, wird nicht gewahr, daß er seinen Wohnplatz verändert hat: er findt hier eben die Luft, den nämlichen Umgang, einerley Kleidung, gleiche Reinlichkeit im Hausgeräthe, einen ähnlichen Geschmack im Essen, und Trinken, u. s. f.

Außer der Hauptstadt, zählet man noch zwölf oder funfzehn andere, eben so ansehnliche Städte, die in dieser Bay gelegen sind. Ich habe vorher Rhode-Island, oder die Insel Rhode, genennet, welche von einer besondern Secte, sagt man, bewohnet wird, deren Nachkommenschaft aus Mangel von Geistlichen, und Unterrichte, eben so verwildert ist, als die Wilden selbst; unterdessen hat sie wissen ihre Freyheit zu behaupten, die in einer eigenen Beherrschung, oder wenigstens,

in

in einer selbst gewählten Rathsversammlung, besteht, und weder von der Krone, noch ihren Bedienten, abhängig ist. Sie giebt sich eigene Gesetze, mit der einzigen Einschränkung, daß selbige den Engländischen nicht zuwider seyn dürfen. Diese Vorrechte hatten eine so große Menge Einwohner dahin gezogen, daß ein Theil davon genöthiget wurde, sich auf das feste Land zurück zu begeben: diese Leute erbaueten daselbst zwey Städte, Providence, und Warwick, die, wie man versichert, aller Freyheiten der Insel genießen. Man giebt sie nicht allein als groß und reich an, sondern auch als glücklich unter ihrer Regirungsforme, unerachtet sie aus Sectirern bestehen, die ohne Prediger und Obrigkeit leben. Die Freyheit, ihren Willen in allem zu haben, wird bey ihnen zu keiner Gelegenheit, daß Laster und Verbrechen überhand nähmen; und man schreibet dieses ihrer besondern Hochachtung für die heilige Schrift zu, welche sie fleißig lesen, und erklären. Ihre Liebe zum Nächsten erweiset sich gegen Fremde hauptsächlich sehr thätig: ein Reisender, der in die eine oder andere dieser Städte kommt, kann in dem ersten Hause mit eben der Freyheit, als in einem Wirthshause, einkehren,

kehren, und versichert seyn, daß er wohl aufgenommen wird.

Die Waaren, welche Neu-England vornehmlich liefert, sind Maste, und Segelstangen für die königlichen Schiffe, Pech, Theer, Breter, Bauholz; alle Lebensmittel, als Ochsen, Schweine, Butter, Käse, Pferde, Rindvieh, Indianisches Korn, Aepfel, Cyder, Hülsenfrüchte, Flachs und Hanf. Die Schiffe, die daselbst gebauet werden, haben ihrer Güte wegen einen besondern Vorzug, so daß die Schiffe der andern Colonien ihnen nicht beykommen. Alle Obstbäume, die man in den Engländischen Gärten findt, kommen in hiesigem Boden sehr gut fort. Es ist nichts seltenes, Leute zu sehen, die jährlich hundert Fässer Cyder von denen Aepfeln machen, die sie in ihren Gärten erbauen. Das Obst, das nicht in dem Lande selbst gegessen wird, führt man nach den Antillischen Inseln, welches einen ansehnlichen Verkehr ausmachet. Alle Sorten von Hülsenfrüchten wachsen in hiesiger Gegend, so wie die mehresten Getreidearten, die wir in Europa bauen. Schwerlich fände man anderwärts eine größere Mannigfaltigkeit, und Menge, von Vögeln. In denen um die

Colonie

Colonie herumliegenden Wäldern nähren sich Bäre, Wölfe, Füchse, und andere Thiere, davon das Pelzwerk ebenfalls einen ansehnlichen Handel ausmachet. An der Küste ist eine Fischerey, davon alle Jahre mehr als dreyßigtausend Centner des besten Stockfisches nach Spanien, Italien, und dem mittelländischen Meere, verführet werden; und ohngefähr die andere Hälfte an Ausschusse bleibt zur Beköstigung der Sclaven. Die Flüsse sind mit Fischen überhäufet; und die Erde giebt sehr reichhaltige Eisenbergwerke, worinnen das Eisen von vortreflicher Güte ist.

Die Einwohner von Neu-England unterhalten eine ordentlich eingerichtete Handlung mit allen andern Brittischen Colonien, so wie mit Irland, und Großbritannien. Sie handeln ebenfalls unmittelbar mit Spanien, Portugal, Italien, und den Inseln von Madera: zu Besetzung ihrer Schiffe brauchen sie fünf bis sechstausend Mann. Ihr Umschlag auf den Antillischen Inseln besteht hauptsächlich in Zucker und Baumwolle. Für das Pelzwerk, Bauholz, die rohen Häute, und den Fischthran, die sie nach England schicken, tauschen sie ein, Weine, seidene Stoffe, Leinwand,

wand, Spitzen, Papier, Wirthschaftsgeräthe, Hüte, Strümpfe, Schuhe, und Indianische Waaren. Man rechnet diesen Umsatz auf zehn Millionen. Sie treiben auch auf den französischen Inseln einen Schleichhandel mit Holze, Pferden, und Lebensmitteln, dafür sie Geld, Rum, und Zucker erhalten. Der Schade, der den Engländischen Antillen durch diesen Handel zugezogen wird, hat das Parlement in England genöthiget, ihm Einhalt zu thun, und auf die in fremden Colonien erzeugten Waaren große Abgaben zu legen. So ausgebreitet aber der hiesige Handel ist, so ist er dennoch nicht hinlänglich, den Einwohnern alle Stoffe, und andere Bequemlichkeiten, die sie aus Europa nöthig haben, zu liefern. Sie verfertigen daher solche selbst, und machen so viel Tücher, Leinwand, und Hüte, als sie zu ihrer Bekleidung nöthig haben. Diese Tücher sind zwar grob, sie sind aber dauerhaft. Keines Geldes, in ausgemünztem Gold und Silber, bedienet man sich hier; alle Zahlung geschieht in Papiere; und man hat Zettel, die nur drey Livres gelten.

Sie haben gesehen, Madame, daß die erste Einrichtung der Engländer in diesem

Lande

Lande mit einer Art von Unabhängigkeit geschehen wär, ohne alle andere Verbindlichkeit gegen die Krone, als daß man sich ihr nur in gewisser Maaße unterwurf, und die Könige von England als Souveraine erkennete. Unterdessen wurden zwey, vom Hofe nach und nach ertheilte Verordnungen mit Ehrfurcht aufgenommen, weil man sie als vortheilhaft ansah; und diese sind der Grund einer Verfassung, die, wie ich Ihnen bereits gesaget habe, regelmäßiger geworden ist. Alle oberste Bedienten werden von der Krone ernennet; die Rathsglieder aber wählet man jährlich in einer allgemeinen Versammlung der vornehmsten Einwohner. Diese wird alle Jahre, zu Ende des Maymonats, zu Boston gehalten. Die Beysitzer leisten erstlich den Eid der Treue denen nach itziger Einrichtung bestimmten Thronfolgern von England; und die Neigung der Colonie für das hannoverische Haus ist so groß, daß man sich rühmet, keinen einzigen Jacobiten unter sich zu haben. Ein jeder, der ein Einkommen von vier Pfund Sterling an liegenden Gründen hat, oder der ein Grundstück von zwölfhundert Franken besitzt, wird als ein freyer Bürger angesehen,

der

der berechtiget ist, die Glieder der Generalversammlung mit zu wählen.

Vor einigen Jahren ließ die Colonie eine Sammlung von Gesetzen drucken, daraus ich nur einige Züge anführen will, um Ihnen die Denkungsart dieser sonderbaren Leute einigermaßen kennen zu lernen. Ueberführter Ehebruch wird bey dem Manne, und der Frau, am Leben gestrafet. Der Vater ist verbunden, sein uneheliches Kind zu erhalten; ist die That aber noch zweifelhaft, so wird er losgesprochen. Man wird nicht als ein Glied von einer Kirche angesehen, wenn man nicht das heilige Abendmahl daselbst empfangen hat. Am Leben werden gestrafet, Gotteslästerer, Zauberer, Götzendiener, diejenigen, welche die Bilder anbeten, die Kinder, die ihre Aeltern verfluchen, oder schlagen, und falsche Zeugen, die eines andern Leben in Gefahr setzen. Unter der Bedrohung einer Geldbuße ist verboten, mit Würfeln, mit Karten, oder um Geld zu spielen: gleiche Strafe wird denjenigen auferleget, welche am Sonntage arbeiten, den Wilden Pulver, Bley, oder Brandewein verkaufen, wer seine Frau schläget, oder sich von ihr schlagen lässet. Verbannet wird, wer das vierte Gebot, die Kin-

derkaufe, und die Gewalt der Obrigkeit läugner, u. d. m. Die nämliche Strafe, für Catholische Priester, Jesuiten, und Quaker; und im Wiederbetretungsfalle, Lebensstrafe. Ein Quaker, ehe er verwiesen wird, wird gestäupet, und auf der linken Schulter mit dem Buchstaben O gebrandmarket. Trunkenbolde, und Verläumder, werden gepeitschet. Staupenschlag, oder Geldstrafe, nach Belieben des Richters, wer getanzet hat; und bloße Geldbuße, wer geflucht, oder gelästert hat. Einem jeden, der keinen Beruf, oder keine Arbeit hat, wird auferleget, zu spinnen.

Ohne mir die Mühe zu geben, alle Pflanzörter der Engländer, in diesem Theile von Amerika durchzureisen, ja, ohne aus Boston zu kommen, wird mir es leicht seyn, Madame, alles, was die Colonien betrifft, zu erfahren. Ich finde hier unterrichtete Leute, die mir von allem Nachricht geben können.

Mit Neu-England gränzet **Neu-York.** Ehedem besaßen es die Holländer, unter dem Namen Neu-Niederland. Sie hatten es von dem Engländischen Schiffer Hudson, dessen ich Erwähnung gethan habe, und der es entdecket hatte, gekaufet. Der König, Jacob I, war mit diesem Kaufe nicht zufrieden; und

im Jahre 1664 nahmen es die Engländer, ohne großen Widerstand, weg. Carl II überließ es dem Herzog von York, der einen Theil davon an den Lord, Johann Berkley, und an Georgen Carteret, abtrat: dieses veranlassete, daß die Provinz in Neu-York, und Neu-Jersey, wo Carteret her war, getheilet wurde. Die meisten Holländer, die sich daselbst niedergelassen hatten, blieben nach der Eroberung in ihren Wohnungen, und erhielten die Freyheit, nach ihren Gesetzen, und nach ihrer Religion zu leben. Der Herzog von York ernennete Statthalter, die in seinem Namen regiren sollten; und Carteret wählete die seinigen; es entstund aber gar bald Uneinigkeit unter ihnen. In der folgenden Zeit sind diese beyden Länder mit der Krone vereiniget worden; und seitdem machen beyde Provinzen nur eine, deren Angelegenheiten ein Statthalter, eine Raths- und eine Generalversammlung entscheiden.

Der Handel von Neu-York ist eben so, wie der von Neu-England, erstrecket sich auch auf eben dieselben Länder: er besteht in Pelzwerke, Biberhäuten, Bauholze, Getreide, Mehl, eingesalzenem Fleische, und in allerhand Arten von Fischen. Man hat ein sehr

reiches Kupferbergwerk entdecket, davon das Kupfer fast alle nach England geführet wird. Die zu dem Handel dieser Colonie nach England bestimmten Schiffe thun die Reise zweymal im Jahre, und enden sie jedesmal in vier Monaten. Das hiesige Geld besteht in Papiere, wie in den meisten Engländischen Colonien von Amerika.

Diese Colonien haben sich einfallen lassen, ihr Land in Grafschaften einzutheilen, sie mögen bevölkert seyn, oder nicht: daher ist kein einziger Reisender, bis auf die von ihrer eigenen Nation, der über diese Eitelkeit nicht lachet. Neu-York zählet ihrer neune; selbige aber anzuführen würde nicht weniger lächerlich seyn. Es ist genug, Madame, wenn Sie wissen, daß es zwey vorzügliche Städte giebt, davon die eine den Namen der Provinz führet: so lange selbige von den Holländern besessen wurde, hieß sie Neu-Amsterdam. Sie liegt zur Handlung überaus vortheilhaft, auf einer Insel, Manahattan genennet, welche vier Meilen in der Länge, und fast eben so viel in der Breite hat, an der Mündung des Hudson, eines der größten Flüsse in Amerika. Die Stadt besteht aus funfzehnhundert Häusern, darun-

ter keines ist, das nicht hundert Pfund Sterling werth wäre: man spüret daher auch nirgends einigen Schein von Armuth. Sie ist sehr wohl, und sehr bequem gebauet, und von der Seeseite machet sie einen vortreflichen Anblick. Sie hat vier Kirchen; eine für die Engländer, und die drey übrigen für die Holländer, Franzosen, und Lutheraner: denn hier, wie in Neu-England, werden alle Christliche Religionen geduldet. Die **Einwohner** machen ein vermischtes Volk; der gröste Theil aber stammet von den ersten Holländern her. Da ihnen die Englische Sprache natürlich geworden ist, besuchen sie nicht leicht eine andere Kirche als die von dieser Nation, besonders diejenigen, welche in der Stadt Aemter zu erhalten suchen. Die Quaker haben einen Ort, wo sie sich versammlen, die Wiedertäufer einen andern, und die Juden, derer Anzahl sehr groß ist, haben eine Synagoge.

Die andern **öffentlichen Gebäude** sind, das Rathhaus, ein Zuchthaus, und die Börse. Im ersteren ist der Saal zu den Generalversammlungen, ein anderer, zu den Rathsversammlungen, und ein dritter, zu der **Bibliothek**, die tausend oder zwölfhundert

Bände stark ist. Diese ist ein Vermächtniß eines Geistlichen, zum Gebrauche der Geistlichkeit, und der Einwohner der Provinz. Die meisten Bücher handeln von theologischen Materien, und man bemühet sich sehr, ihre Anzahl zu vermehren. Auf der Börse ist ein großer Saal, wo öffentliche Concerte, Bälle, und andere dergleichen Ergötzlichkeiten angestellet werden. Die Hauptvertheidigung kommt auf das Schloß St. George an, das mit zweyen Batterien versehen ist, welche das Meer bestreichen. Es ist in gutem Stande, und mit zweyen Compagnien regulirter Truppen besetzet.

Die Stadt ist in sieben Quartiere eingetheilet, und wird von einem Bürgermeister, einem Beysitzer, sieben Schöppen, und eben so viel Gehülfen, oder Rathsherren, regiret. Der Statthalter ernennet alle Jahre den Bürgermeister; die übrigen Mitglieder werden von der Bürgerschaft gewählet. Diese Rathsversammlung hat die Macht, Gesetze zu geben, wie es ihr gefällig ist; sie behalten aber ihre Gültigkeit nur ein Jahr; sie müßten denn von dem Ober-Commendanten, oder von der Generalversammlung der Colonie, bestätiget worden seyn. Dieser

Com-

Commendant, der von dem Könige von England eingesetzt wird, hat eine sehr ausgebreitete Gewalt, und seine Besoldung steigt bis auf funfzigtausend Franken. Die Rathsversammlung, wenn sie vollständig ist, besteht aus zwölf von dem Hofe gewählten Gliedern: sie leisten eben den Eid, wie diejenigen, die den geheimen Rath des Königes in England ausmachen. Laut ihrer Bestallung, muß sie der Statthalter zu Rathe ziehen, und er kann ohne ihre Genehmhaltung keine besiegelte Urkunde ausfertigen. Sie haben eben die gesetzgebende Gewalt, wie die Pairs in England. Der Statthalter berufet sie zusammen, und findet sich bey den Versammlungen allezeit ein, welche aber auch ohne seine Einwilligung gehalten werden können. Sie nehmen ihren Platz darinnen nach der Zeit ihrer Aufnahme, und der älteste stellt den Präsidenten vor. Sie gehen mit vielen Umständen zu Werke, und richten sich in vielen Stücken nach dem Beyspiele der Engländischen Herren des Oberhauses. Ueberhaupt ist der Unterschied dieser Regirungsforme, und jener in Großbritannien, nicht groß: aber die unter den Magistratspersonen sich ereignenden Partheyen machen vielmal große Unordnung in der Provinz.

An eben diesem Flusse Hudson, hundert und funfzig Meilen von Neu-York, liegt die Stadt **Albanien**, die nicht so wohl wegen der Anzahl der Häuser und Einwohner, als wegen ihrer starken **Handlung** mit den Franzosen und Irokoern wichtig ist. Letztere bringen Pelzwerk dahin, und tauschen dafür ein, Tücher, Flinten, Aexte, Messer, Kessel, Pulver, Bley, Kleider, Hemden, u. d. g. Bey dieser Gelegenheit pfleget der Commendant der Provinz gemeiniglich seine Unterredungen mit den Wilden anzustellen.

Man rechnet die Anzahl aller **Einwohner** dieser Colonie, die doch viel größer ist, als die von Neu-England, nicht über hundert tausend Seelen. Verschiedene Ursachen haben ihre Vermehrung verhindert. Die öftern Einfälle der Franzosen, und Indianer, haben viele Familien genöthiget, das Land zu verlassen. Die in England gemachte Verordnung, alle Uebelthäter dahin abzuführen, hat viele ehrliche Leute abgehalten, sich daselbst niederzulassen. Die übertriebene Frömmigkeit, und auch die Tyranney etlicher Statthalter, sind der Bevölkerung nicht weniger nachtheilig gewesen. Die Englische Sprache wird hier am meisten geredet; sie ist aber

durch

durch Vermischung mit der Holländischen so verdorben worden, daß man in etlichen Grafschaften Mühe hat, Leute zu finden, die das Englische gut genug sprechen, um in den Gerichtshöfen die Stelle als Geschworne zu verrichten.

Die Einwohner unterscheiden sich durch ihre Sitten nicht weniger, als durch ihre Sprache. Diejenigen, die ursprünglich aus England herstammen, folgen noch den dasigen Gewohnheiten. Die Holländer behalten eine Menge Gebräuche, die ihre Vorfahren nach Amerika gebracht haben. Die Kaufleute von Neu-York sind berühmt wegen ihrer Treue und Rechtschaffenheit, ihr Versprechen zu halten. Man bemerket hier weniger Ungleichheit darinnen, als in Boston: wer ehrlich und fleißig ist, kann versichert seyn, daß er geehret wird, und sein Auskommen findet. Man hat viele Leute herkommen gesehen, die aus der äußersten Armuth in weniger Zeit zu ansehnlichen Vermögen gelanget sind.

Diese Stadt ist eine von denjenigen, wo man die meiste Gesellschaft findt. Man kommt die Woche etlichemale zusammen; man giebt Concerte; doch kennet man die unanständige Spielsucht nicht, die unter den Weibern gewisser

wisser Länder von Europa nur allzu gewöhnlich ist. Die Weiber von Neu-York unterscheiden sich durch Reinlichkeit, Wirthschaft, und gute Ordnung in ihren Familien. Es ist dieses eine Wirkung der holländischen Erziehung, die sie gehabt haben. Zu wünschen wäre, daß sie sich ein wenig mehr zu unterrichten liebten, denn die meisten können kaum lesen. Sie sind aber bescheiden, mäßig, gutthätig, und mitleidig: es ist dieses mehr werth, als ein ausgeschmückter und aufgeklärter Verstand.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 17 May, 1749.

Der 107 Brief.

Fortsetzung der Engländischen Colonien.

Pensylvanien ist eine der blühendesten Colonien, welche die Engländer in Amerika besitzen. Sie hat ihren Namen von Wilhelm Pen bekommen, der sich durch seinen Eifer für die Secte der Quaker, zu deren Oberhaupte er sich erklärete, eben so berühmt ge-

gemachet hat, als durch die Errichtung dieses Pflanzortes. In Betrachtung der von seinem Vater geleisteten Dienste, und durch das Zutrauen, das er selbst sich bey Hofe erwurb, erhielt er diese Provinz erblich. Der König von England überließ ihm ein Stück Landes von sechzig Stunden in der Länge, und von vierzigen in der Breite, eigenthümlich, mit der Bedingung, daß er es von Sr. Majestät, und von dem Schlosse zu Windsor, in Lehn nehmen, und jährlich zwey Biberhäute abgeben sollte. Pen erbauete hier die Stadt Philadelphia, ein aus zwey griechischen Wörtern zusammengesetzter Name, welcher brüderliche Liebe bedeutet. Sie ist an der Mündung zweyer Flüsse, auf einer Erdzunge, deren Breite, von einem Flusse zum andern, eilf Stunden beträgt, in ein längliches Viereck gebauet. Nach des Erbauers Anlage, soll dieses Viereck, in seiner Länge, in acht gerade und gleichlaufende Gassen getheilet, diese aber wieder in sechzehn andere, eben so gerade, breite, und regelmäßig gebauete Gassen zerschnitten werden, die behörigen Plätze zu öffentlichen Gebäuden, und Märkten ungerechnet. Die zwey vornehmsten Gassen haben wenigstens hundert Fuß

in

in der Breite, und es ist fast kein Haus, das nicht einen Lust- und Obstgarten hat. Die Magazine sind zahlreich, groß, und bequem; die Zimmerplätze, zu Erbauung der Schiffe, sind sehr wohl gelegen; die Dämme schön, und geraumig: der größte hat zweyhundert Fuß in der Breite; und Schiffe von fünfhundert Tonnen können daselbst anlanden. In der Stadt giebt es eine Menge reicher Kaufleute; und dieses wird Sie nicht befremden, Madame, wenn Sie den erstaunenden Handel, und den großen Gewinn betrachten, den diese Stadt mit den Engländischen, Französischen, Spanischen, und Holländischen Colonien, mit den Azorischen und Canarischen Inseln, nebst Madera, und mit England, Holland, Spanien, und Portugal unterhält. Unerachtet sie noch nicht völlig ausgebauet ist, so kommt doch das, was fertig ist, mit dem vorgeschriebenen Plane genau überein; und sie nimmt alle Tage an Menge, und Schönheit der Gebäude zu. Man zählet daselbst zwölf Kirchen, und jede Nation hat die ihrige. In Ansehung der Schwedischen trägt man sich mit einem besondern Umstande. Als die Beytragsunterzeichnungen wegen ihrer Erbauung eröffnet wurden, unterschrieb

terschrieb Hr. Radmann, als oberster Pfarrer, eine ansehnliche Summe, die er aber zur Verfallzeit zu bezahlen nicht im Stande war. Um sein Versprechen zu erfüllen, machte er sich gegen den Unternehmer anheischig, um ein gewisses Tagelohn so viel Mörtel zu tragen, bis die von ihm unterschriebene Summe vollständig wäre.

Philadelphia hat schon jetzt beynahe zwey tausend Häuser, und ohngefähr vierzehn oder funfzehntausend Einwohner. Die Sicherheit des Havens, und das gute Wasser, haben vieles beygetragen, diese Stadt volkreich, und ihren Handel ansehnlich zu machen. Alle diese vereinigten Vortheile haben ihr einen großen Ruf zuwege gebracht, und es ist zu vermuthen, daß ihr Ansehen noch mehr zunehmen, und sie dereinst die reichsten Städte übertreffen werde. Was die Provinz anbelanget, deren Hauptstadt sie ist, so kommt keine in dem ganzen Englischen Amerika ihr bey. Seit etlichen Jahren hat man mehr Leute nach Pensylvanien abgeschickt, als in alle andere brittische Colonien. Der Stifter hatte seine Errichtung kaum zu Stande gebracht, als eine Menge Quaker über das Meer giengen, und ihre Zuflucht daselbst

suchten.

suchten. Weil sie sich in England geweigert hatten, den Zehnten, nebst andern Abgaben, an die Geistlichen zu bezahlen, fürchteten sie sich, sie möchten von ihnen verfolget werden, und gewonnen eine solche Neigung zu dem Oberhaupte ihrer Kirche, daß sie kein Bedenken trugen, ihm in die neue Welt zu folgen. Pen, auf seiner Seite, unterließ nichts, um sie noch mehr aufzumuntern: er gab alle Kosten zu ihrer Reise her, und versorgte sie mit den benöthigten Lebensmitteln. Was seinen Ruhm aber vollkommen machte, war die berufene **Urkunde**, die sie zu freyen Leuten erklärete, und die in der Folge unendlich viele Menschen aus allen Ländern, und von allerley Glauben herbey gelocket hat: Engländer, Deutsche, Holländer, Franzosen, Schweden, Spanier, Dänen, Quaker, Anglicaner, Catholiken, Lutheraner, Calviniſten, Juden, Herrnhuter, Dunkards, Wiedertäufer, u. s. f. Die Verschiedenheit der Völker, der Religionen, und der Sprachen ist eben so bewundernswürdig, als die Einigkeit, worinnen alle diese Leute zusammen leben. Jedes hat seine Kirchen, und Bethäuser; und man findet nicht, daß die Quaker, die doch alle Gewalt in Händen haben, nicht allein, weil sie

die

die zahlreichsten, sondern auch weil sie die Stifter, und ersten Mitglieder dieser Colonie sind, ihr Ansehen misbrauchten, und die andern Religionen verfolgten. Wer ein höchstes Wesen bekennet, und nichts wider die Gesetze, und den Staat unternimmt, wird in Pensylvanien wohl aufgenommen. Diejenigen, die an Christum glauben, sie mögen sich nennen, wie sie wollen, werden bey Besetzung der Aemter, und Bedienungen nicht ausgeschlossen.

Unter den verschiedenen in diesem Lande eingeführten Secten werden Sie, Madame, die von den Dunkards, oder Dumplars, bemerken. Ein andächtiger Deutscher hatte sich, ohngefähr zwanzig Stunden von Philadelphia, einen angenehmen, einsamen Ort erwählet, wo er sich seinen Betrachtungen überließ. Die Neugierde trieb viele von seinen Landesleuten, ihn zu besuchen. Diese wurden durch seine Andacht erbauet, schlugen sich zu ihm, und baueten eine Stadt, die sie Euphrat nenneten. Dieß ist der Ursprung dieser Secte. Die Stadt hat die Figur eines Dreyecks, und liegt in einem unvergleichlichen Thale, zwischen zwey anmuthigen Hügeln. Alleen, von Birn- und Maulbeerbäumen

men umgeben sie, und in der Mitten liegt ein sehr weitläufiger Obstgarten, dessen Früchte der ganzen Gemeine gehören. Diese Secti-rer haben viele Aehnlichkeit mit unsern Mönchen; sie sind aber keuscher, uneigennütziger, mäßiger, und frömmer. Die Taufe geben sie erst den Erwachsenen; sie glauben einen freyen Willen, das Paradies, und die Hölle. Die Lehre von der Erbsünde, in Betrachtung ihrer Wirkung auf Adams Nachkommen, scheint ihnen unbillig. Sie sind Feinde von aller Gewaltthätigkeit, und lassen sich lieber betrügen, schmähen, und übel behandeln, als daß sie jemanden vor Gerichte forderten. „Sie sind sanftmüthig, sagte mir ein Deutscher, der von Pensylvanien geschrieben, und unter ihnen gelebet hat, dienstfertig, und leutselig gegen Fremde; sie beobachten die Pflichten der Gastfreyheit, machen sich zum Gesetze, alles zu geben, wenn man sie besuchet, und nichts dafür zu nehmen. Kurz, es ist ein Volk von Brüdern, bey welchen man eine vollkommene Gleichheit, Eintracht, und Neigung, das allgemeine Beste zu befördern, nicht ohne Rührung, vereiniget sieht.„

Von Seiten Wilhelm Pens war es Klugheit, und feine Politik, daß er, zu Vergrösse-

rung

rung seiner Colonie, Leute von allen Nationen dahin zog, und ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes verstattete. Damit er auch mit den Wilden, seinen Nachbarn, in keinen Krieg verwickelt wurde, kaufte er ihnen das Land, wo er sich niederlassen wollte, ab, und machte mit den Eingebohrnen des Landes Verträge, die auf beyden Seiten genau in Acht genommen wurden. Die Abneigung, welche die Quaker, ihren Lehrsätzen gemäß, vor allen Arten von Uneinigkeit haben, besonders aber Krieg zu erregen, machet, daß beständig Friede bey ihnen herrschet, welchen die Wilden auch niemals zu brechen gesuchet haben. Diese sahen ein, daß der Engländer eine große Anzahl war, und getraueten sich nicht, ihre eingegangenen Verbindungen zu brechen, insonderheit da sie die Franzosen nicht nahe genug hatten, die sie hätten aufmuntern und unterstützen können. Solchergestalt, da Pen von Seiten dieser Barbarn nichts zu befürchten hatte, machte er für sein neues Volk Verordnungen, davon folgende drey Ihnen merkwürdig scheinen werden.

„1. Keine Abgaben, unter was für Namen, und Vorwande es auch immer sey, können

auferleget werden, als durch ein ausdrückliches Gesetz des Parlementes der Provinz. Wer Abgaben einhebt, die nicht auf diese Art bestätiget sind, oder wer schwach genug ist, dergleichen zu erlegen, soll als ein Verräther des Vaterlandes angesehen werden, als ein öffentlicher Feind, der auch als ein solcher bestrafet werden soll.„

„2. Alle Kinder, über zwölf Jahre alt, sollen ohne Ausnahme ein Handwerk, oder anderes Gewerbe erlernen, damit niemand unter dem Volke müßig sey, sondern der Arme Mittel finde, sich zu erhalten; der Reiche aber, im Falle sein Vermögen verunglücket, nicht in der Dürftigkeit verderbe.„

„3. Um Processe zu vermeiden, sollen die Gerichtshöfe jeder Grafschaft drey Personen wählen, Friedemacher genennet, derer Amt ist, die Partheyen, wenn Streit entsteht, auszusöhnen.„

Vermöge einer andern Verordnung, sollte die gesetzgebende Gewalt bey dem Statthalter, und bey der Versammlung des Volkes beruhen: eine sehr billige Einrichtung für eine Gesellschaft von Leuten, welche aus Liebe zum Frieden, zur Freyheit, und zu ihrer Religion, das Vaterland verlassen hatten.

Diese,

Diese, und eine Menge anderer Statuten, wurden in zwey allgemeinen Versammlungen, welche Pen während seiner Anwesenheit in der Colonie hielt, bestätiget. Er blieb zwey Jahre lang daselbst, um seiner Errichtung eine dauerhafte Form zu geben: wie er aber wieder nach England kam, wo er vermöge seiner freyen Denkungsart seine Ausdrücke nicht genug gemäßiget hatte, machte er sich verdächtig. Man beschuldigte ihn, er sey von der Parthey Jacob II; und man nahm ihm die Verwaltung seines Landes. Der Hof ergriff diese Gelegenheit, um die Verfassung darinnen zu ändern. Nach einigen Jahren brachten es andere Umstände dahin, daß er bey dem Könige Wilhelm ein besseres Zutrauen erwurb; allein, bey Wiedereinräumung seines vorigen Eigenthumes wurde ihm nicht verstattet, die ehemalige Verfassung wieder einzuführen. Heutiges Tages ist diese Provinz auf eben den Fuß gesetzet, wie die übrigen Engländischen Colonien des festen Landes von Amerika.

Pen hatte die letzte Zeit seines Lebens vielerley Verdruß: er war durch seine Agenten betrogen worden, und anstatt sein Vermögen durch die Besitzungen in Pensylva-

nien vergrössert zu sehen, hatte er sich in Schulden gestecket. Der Verlust eines Processes brachte ihn um seine Freyheit; und weil er nicht bezahlen konnte, starb er 1718, in einem hohen Alter, im Gefängnisse. Auf solche Art endigte dieser große Mann, der einer weitläuftigen Landschaft seinen Namen gegeben, solche durch Klugheit bevölkert, und durch Tugend und Großmuth frey, und glücklich gemachet hatte, sein Leben. Wenige Gesetzgeber haben grössern Ruhm erworben. Und in der That, was ist vortreflicher, als eine Republik, welche ihrem Ursprunge nach aus einer geringen Anzahl Vertriebener, und Nothleidender, bestund, in einem halben Jahrhunderte aber eine volkreiche, und blühende Nation geworden war; welche eine abscheuliche Wüsteney in ein wohl angebauetes Land verwandelt, und mit einer Menge reicher, bevölkerter, und im Ueberflusse lebender Städte besetzet hatte; welche, mitten unter wilden und ungesitteten Menschen, sich lediglich durch Mäßigung, und durch Beobachtung der Gerechtigkeit zu erhalten gewußt hatte? Penn hinterließ einen Sohn von sehr zarten Jahren, der erst im Jahre 1732 die große Erbschaft seines Vaters in Besitz nahm.

Es

Es beträgt vielleicht noch nicht den zwanzigsten Theil, das, was in diesem weitläuftigen Lande bewohnet ist: doch, überhaupt genommen, ist es mehr angebauet, als keine von den übrigen Engländischen Colonien in Amerika. Pen hatte sich, bey Vertheilung der Länder, vier schöne Güter in jeder Grafschaft vorbehalten. Der untere Theil der Provinz ist zum Feldbaue am schicklichsten, und zur Handlung am gelegensten: der obere Theil hingegen ist so schlecht bevölkert, daß es nicht der Mühe werth gewesen ist, den meisten dasigen Dörfern Namen zu geben. Die vornehmsten Städte, nach der Hauptstadt, sind Bristol, und Newcastle. Die übrigen muß man als bloße Wohnungen ansehen. In der ganzen Colonie rechnet man nicht weniger als achtzigtausend Engländer, und funfzehntausend andere Europäer. So lange die Quaker daselbst geherrschet haben, hat dieser kleine Staat, mitten unter den herumgelegenen Wilden, sich ohne Miliz erhalten. Ueberzeuget, daß man eher alles leiden, als sich wehren soll, haben sie lange Zeit, einen Beytrag zu Anwerbung der Soldaten, und zu Erbauung der Schanzen, verweigert. Allein, die bischöflichen Engländer, und die Pres-

byterianer, die sich daselbst niedergelassen haben, als welche sich herumschlagen konnten, ohne die Grundsätze ihrer Religion zu beleidigen, zeigten den Quakern, wie nöthig es sey, eine Anzahl Truppen allezeit bereit zu haben, derer man sich im Nothfalle, entweder wider die Seeräuber, oder wider andere feindliche Nationen, bedienen könne. Jetzt lassen die Quaker, nach vielen gemachten Einwendungen, denjenigen ihrer Landesleute, die nicht denken wie sie, die Freyheit, sich in dem Gebrauche der Waffen zu üben. Nur erst spät, und nachdem sie der größten Gefahr ausgesetzet gewesen sind, haben sie endlich in diejenigen Maasregeln gewilliget, welche die Klugheit zu nehmen erfordert.

Eben diese Quaker machten sich ein Gewissen, Sclaven zu halten, und hielten diesen Gebrauch der christlichen Moral zuwider. Heutiges Tages machen sie es, wie die andern; und es sind ihrer nur wenige, welche die alte Meynung beybehalten. Viele schenken ihren Schwarzen, wenn sie ihnen etliche Jahre treu gedienet haben, die Freyheit. Als die Holländer diese zum erstenmale nach Pensylvanien brachten, glaubten die Wilden, es wären böse Geister. Blos der Anblick eines

schwar-

schwarzen Menschen hätte hundert Indianer in die Flucht gejaget. Jetzt sind sie ihre Farbe gewohnt, und viele der Schwarzen halten sich bey ihnen auf.

In der Unterredung, die ich mit meinem Deutschen von den Sitten der Pensylvanier hatte, erzählte er mir verschiedene Züge, die ich nach ihm hier wiederholen will. Folgende Begebenheit wird Ihnen einen Begriff von der Freyheit und Ruhe, worinnen jeder Einwohner dieser Provinz lebet, machen können. „Eine Frau, die nicht mehr allzu jung war, wurde krank, und spürete, daß es mit ihr zum Ende gieng. Der Gedanke, ihre Kinder noch ganz klein, und unerzogen zu sehen, störete sie in diesen letzten Augenblicken. Sie ließ ihren Mann kommen, und vertraute ihm die Furcht, darinnen sie war, daß eine andere Frau, welche er nehmen würde, sie übel halten möchte. Sie bat ihn daher inständig, sich mit der jungen, dicken Rosine, ihrer treuen Magd, zu verheurathen, weil selbige ihre Kinder allemal mit vieler Sorgfalt gewartet hätte. Der Mann hielt diese Zumuthung anfänglich für eine Zerrüttung des Verstandes; allein die Frau verlangte von ihm, er sollte ihr eidlich versichern, die

Magd zu heurathen, und aus Gefälligkeit leistete er ihr den Eid. Da sie aber dem Versprechen ihres Mannes dennoch nicht genug trauete, rufte sie ihn, und die Rosine, an ihr Bette, und kündigte dieser an, wie sie sie wollte mit ihrem Manne, der bald ein Wittwer werden würde, verheurathen, ermahnete sie, ihn treulich zu lieben, und empfohl ihre Kinder, und Haushaltung, ihrer möglichsten Sorgfalt. Rosine, unter vielen Thränen, versprach alles was man wollte: die Sterbende selbst gab sie beyde zusammen, nahm den Eid von ihnen ab, und zwang sie, die Verehlichung so gewiß zu machen, daß sie nicht konnte gebrochen werden. Unterdessen aber wurde die Kranke wieder gesund: der Mann hingegen hatte an seiner neuen Frau so viel Geschmack gefunden, daß er der Alten ankündigte, jene nicht zu verlassen, sondern, weil er zu der Heurath gezwungen worden wäre, sie Zeit seines Lebens zu behalten. Anstatt daß die Alte böse darüber geworden wäre, umarmte sie ganz entzückt ihren Mann, und bezeigte ihm ihre völlige Zufriedenheit. Niemals hat die geringste Widerwärtigkeit den Frieden, und die Eintracht dieses doppelten Ehestandes gestöret. Die junge Frau

hat

hat etliche Kinder gehabt, welche die Alte gepflegt und gewartet hat, so wie ebenfalls die Mutter in den Wochen. Diese, ihrerseits, hat niemals ermangelt, die Achtung und Ehrfurcht für die Alte zu beobachten, welche sie ihr, als ihrer Wohlthäterinn, schuldig war. Die Tage dieser zweyfachen Ehe sind ohne Unruhe verflossen, und haben niemanden Aergerniß gegeben.„

„Die Pensylvanier, fährt unser Deutscher fort, haben die Freyheit, daß sie sich dürfen von ihren Priestern trauen lassen, oder die Heurath vor einem Richter schließen, den sie wählen können, wie sie wollen. Wenn die Aeltern die Heurath nicht genehmigen, so ist kein anderes Mittel die Verweigerung zu vereiteln, als daß beyde flüchtig werden: um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß der junge Mensch seiner Geliebten auf den Rücken hucken, und beyde müssen sich in dieser Gestalt vor dem Richter zeigen. Das Mägdgen bekennet, daß sie ihren Liebhaber entführet habe, und bittet den Richter, sie zu verheurathen: dieses erfolget sogleich auf der Stelle. Wenn die Ceremonie vorbey ist, treten die jungen Leute in ihre ehelichen Rechte, und die Aeltern können keine

Hinderniſſe machen, noch weniger die Trennung der Ehe fordern.„

„Hier iſt noch eine andere Geſchichte, fuhr unſer Deutſcher fort, davon ich Zeuge geweſen bin, und die Ihnen die Art und Weiſe begreiflich machen wird, wie peinliche Verbrechen in Penſylvanien abgethan werden. Ein Mägdgen, welche die Frucht ihrer Unkeuſchheit bey ſich trug, klagte einen jungen Menſchen an, er habe ſie genothzüchtiget, und verlangte, man ſollte ihn anhalten, ſie zu heurathen. Beyde Perſonen werden gegen einander vernommen: die Klägerinn beharret bey ihrem Vorgeben, und beſtätiget es mit Auflegung der Hand auf die Bibel. Der Beklagte, auf Anrathen ſeines Advocaten, antwortet nichts auf alles was man ihm ſaget, ſieht ſeine Richter an, und unter großer Aufmerkſamkeit, wenn er ſie reden ſieht, behält er jedesmal das Maul offen. Er wird verurtheilet, ſo lange im Gefängniſſe zu bleiben, bis der Klägerinn Genüge geleiſtet ſey. Der Gerichtsdiener tritt zu ihm, und ſchreyt ihm das Urthel dreymal in das Ohr. Hierauf bittet der junge Menſch die Richter um Verzeihung, daß er auf ihre Fragen nicht geantwortet habe, und entſchuldiget ſich, wie er

um

um sein Gehör gekommen sey, bey Gelegenheit, daß seine Anklägerinn ein so entsetzliches Geschrey in den Augenblicken der Nothzucht gemachet hätte. Das Mägdgen, das gegenwärtig war, antwortet sogleich mit Heftigkeit: wie kannst du, Erzlügner, so etwas vorgeben? Ich habe kein Wort gesaget, ich habe nicht geschrien, ich habe mich die ganze Zeit über nicht einmal beklaget. Die Antwort verursachte bey den Anwesenden ein Gelächter, und der junge Mensch wurde frey gesprochen. „

„Das Recht wider die Missethäter ist allhier sehr streng; (es ist beständig unser Deutscher, welcher redet.) Einen ordentlich bestellten Scharfrichter hat man nicht, wie in Europa. Der erste, der da kommt, verrichtet, vermittelst eines ausgemachten Stücke Geldes, den Dienst. Als man einsmals einen Missethäter zu Philadelphia aufhieng, marterte ihn der auf das Handwerk nicht recht abgerichtete Scharfrichter, so lange, daß die Anwesenden ihm darüber Verweise gaben. Meine Herren, antwortete er, wenn ihr besser henken könnet, als ich, so kommt her, und nehmet meine Stelle. „

In diesem Pflanzorte, so wie in den vorigen, besteht die gewöhnliche Münze blos in Papiere, welches die ordentliche Form vom Gelde hat. Jedes Stück ist aus zweyen runden, über einander geleimten Blättgen, zusammen gesetzet, wo auf jeder Seite des Königes Stempel befindlich ist. Dieser Stücken hat man von allen Preisen, und kaufet, und verkaufet damit, und bewerkstelliget den ganzen innerlichen Handel. Weil aber das Papier schmuzig wird, und sich abnutzet, so trägt man die abgebrauchten Stücken in eine dazu errichtete Einnahmestube, und bekommt andere dafür. Man bewundert die Treue, und Ehrlichkeit, welche bey diesem so schlüpfrigen Finanzgewerbe beobachtet wird: und man meynet die Ursache in den Grundsätzen der Quaker zu finden, welche zuerst die Einrichtung, Behandlung, Austheilung, und Verfertigung der Münzen, nicht allein in Pensylvanien, wo sie die ersten Bewohner waren, sondern in allen andern Provinzen, wo sie sich nachher niedergelassen haben, zu besorgen hatten. Sie wissen, Madame, wie sehr diese Sectirer, wenn man einige ihrer wunderlichen Religionsgebräuche ausnimmt, wegen der Genauigkeit, womit sie die natürlichen

lichen Gesetze beobachten, zu schätzen sind. Sie treiben solche bis zum Aberglauben; und es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß alle in England erfundene Martern, welche sie zwingen sollten, die nach den Gesetzen vorgeschriebene Eide zu leisten, sie dazu nicht haben vermögen können, dergestalt, daß das Parlement endlich mußte geschehen lassen, daß das von einem Quaker gegebene Wort eben so gültig seyn sollte, als ein feyerlicher Eid. In den Pflanzörtern genießt diese Secte gleicher Vorrechte; und ihr Beyspiel von Rechtschaffenheit und Billigkeit, hat sich auch auf die übrigen Einwohner verbreitet. Da nie gehöret worden ist, als hätten die Münzbedienten das öffentliche Zutrauen gemißbrauchet, so hielten sie für eine der größten Beschimpfungen, wenn man das geringste Mißtrauen in ihre Ehrlichkeit setzen wollte.

Ich werde Ihnen, Madame, von den Indianern dieses Landes nichts sagen: sie gleichen denen übrigen, derer Sitten und Gebräuche ich bereits beschrieben habe. Sie sind natürlicher Weise höhnisch, wie jene; und die Quaker dienen ihnen oft zur Gelegenheit ihrer Spöttereyen. Ein alter Wilder fragte einsmals einen Engländer, ob er wüß-

te,

te, wer der älteste von dieser Secte sey? Der verwunderte Engländer nennete ihm zwey oder drey, der Wilde aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit einem schalkhaften Lächeln sagte er zu ihm: „du hast es nicht getroffen; Mardachai war der erste Quaker in der Welt, denn er wollte seinen Hut vor dem Haman nicht abnehmen.„ Dieser Zug beweiset, daß nicht alle Indianer so gar unwissend sind: aus folgenden aber kann man sehen, wie weit die Eifersucht ihrer Weiber geht. Eine von ihnen bildete sich ein, ihr Mann habe sie nicht mehr lieb, weil sie ihn mit einer andern im Bette angetroffen hatte; sie nahm daher Gift, und sturb, damit der Mann genöthiget wurde, ihren Aeltern Geschenke zu machen, um sie zu trösten.

Unter den Producten, und Merkwürdigkeiten dieses Landes, die ohngefähr eben so sind, wie in den andern Colonien, führet man einen Baum an, Sumach genennet, dessen Saft, und so gar sein Schatten, die schädlichsten Wirkungen hervorbringen. Man behauptet, daß derjenige, der diesen Baum anrühret, geschwollene Hände bekomme, daß er in den Augenliedern ein Jucken, und in den Augen eine Röthe mit Entzündung verspüre.

Man

Man erzählet auch von einer wilden Katze, die von den Franzosen das Teufelskind genennet wird, welche, wenn sie auf der Jagd verfolget wird, ihren Urin auf mehr als zwölf Schritte auf diejenigen, die hinter ihr sind, spritzet. Er ist so beißend, daß wenn etwas davon in die Augen kommt, man Gefahr läuft, das Gesicht zu verlieren, und so stinkend, daß man in der Nähe von dem Thiere nicht Athem holen kann. Die Hunde, die man bey dieser Jagd brauchet, suchen sich zu helfen, daß sie die Nase beständig auf der Erde reiben, um sich vor dem Ersticken zu verwahren, oder sie müssen ihre Beute fahren lassen.

Von der Klapperschlange, und der Macht, die ihr einige zuschreiben, daß sie Menschen, Bäume, und Thiere bezaubern könne, erzählet man abentheuerliche Dinge. Wenn man den guten Pensylvaniern glaubt, so geht kein Jahr vorbey, wo man nicht Beyspiele von ihrer Zauberkraft sieht. Einer erzählet, daß ein Bauer, der mit seiner Gabel an einen Heuhaufen gekommen war, von einer Klapperschlange angehalten worden sey; er wäre unbeweglich stehen geblieben, und würde von dem Platze nicht weg gekommen

seyn,

seyn, wenn seine Frau das Thier nicht getödet, und die Bezauberung gehoben hätte. Ein anderer führet eine glaubwürdige Person an, welche gesaget hat, daß sie beym Spatzirengehen eines dieser Thiere an dem Fusse eines Kirschbaumes ausgestreckt gefunden habe. Sie hätte einen Stock genommen, und es verwundet; worauf die ergrimmte Schlange in den Baum gebissen habe, der wenige Tage darauf eingegangen wäre. Ein dritter führet an, daß eine Bauersfrau, die alleine in ihrem Hause war, und eine Amsel fütterte, vor der offen stehenden Thüre ein Geräusch gehöret habe. Als sie nachsah, was es war, habe sie mit Erstaunen gesehen, daß ihr Vogel sich gewaltig quälete, und erbärmlich schrie. Er hätte sich an die Zweige einer Hecke geklammert, um der heftig anziehenden Kraft einer abscheulichen Schlange zu widerstehen, die ihn gehalten und gezwungen hätte, sich in ihren Rachen zu werfen. Die Frau hätte der Schlange einen derben Schlag mit der Peitsche auf den Kopf gegeben, und die Amsel wäre von der Bezauberung befreyet worden.

Der wenige Glauben, den ich allen diesen Fabeln beyzumessen schien, hielt meinen Deutschen nicht ab, eine andere Geschichte vor-

vorzubringen, die er, mit seinen Augen gesehen zu haben, versicherte. „Eine Klapperschlange wurde ein Eichhorn auf einem Baume gewahr, legte sich an den Fuß des Baumes, und sah es starr an: seit diesem Augenblicke konnte sich das Eichhorn nicht mehr retten; es machte ein klägliches Geschrey, sprang unter beständigen Winseln auf einen tiefern Ast, und vermittelst eines andern Sprunges auf einen noch tiefern, bis auf die nächsten Zweige bey der Erde. Die unter dem Baume beständig ausgestreckte Schlange ließ nicht nach, ihre Beute anzusehen, und war so erpicht darauf, daß der größte Lärmen sie nicht wegbringen konnte. Das Eichhorn kam endlich bis an die Spitze der letzten Zweige, stürzte sich mit einem schmerzhaften Laute auf die Schlange, und diese, mit aufgesperrtem Rachen, verschlung es.„

Die **Klapperschlangen**, von denen man so viele Mährgen erzählet, sind gemeiniglich nicht gröſſer, und länger, als unsere größten Schlangen in Frankreich. Ihre Gestalt ist sonderbar genug: auf einem flachen, sehr breiten Halse haben sie einen kleinen Kopf. Ihre Farben sind lebhaft, ohne zu glänzen: das Gelbe machet unter aller-

hand hübschen Schattirungen die Hauptfarbe aus. Was aber an diesem Thiere am merkwürdigsten ist, ist der Schwanz: er ist ein wenig breit gedrücket, und geschupet, wie ein Panzer. Er wächst alle Jahre um eine Reihe solcher Schupen, so daß man das Alter der Schlange an ihrem Schwanze, wie die Pferde an ihren Zähnen, erkennen kann. Er endiget sich in viele kleine, harte Körper, davon zwey und zwey beysammen liegen, und in einer zarten, durchsichtigen, und trockenen Haut eingeschlossen sind, welche, wenn das Thier sich beweget, und die kleinen Körper an einander treffen, ein Geräusch machen, ohngefähr wie eine Klapper, mithin vor der Gefahr warnen. Ihr Gift ist unter dem Zahnfleische der obersten Kinnlade, in kleinen, so zarten und feinen Häuten verborgen, daß bey der geringsten Bewegung, die sie machet, um zu beißen, diese bersten, und ihren Gift in die Wunde lassen. Der Gift ist so wirksam, daß er so gleich die ganze Masse des Blutes anstecket, und, wenn man nicht augenblicklich Hülfsmittel anwendet, den Tod verursachet. Der sicherste Gegengift ist die Wurzel eines Krautes, welches man dieser Eigenschaft wegen Klapperschlangenkraut nennet. Es

wächst

wächst an allen Oertern, wo dieses gefährliche Thier sich aufhält. Man darf die Wurzel nur stoßen, oder kauen, und auf die Wunde legen. Das Kraut selbst sieht schön aus, und ist leicht zu erkennen: sein Stängel, der ganz rund, und ein wenig stärker als eine Feder ist, schießt drey oder vier Fuß in die Höhe, und hat oben eine gelbe Blume, von der Gestalt und Größe der einfachen Gänseblumen. Uebrigens geschieht es selten, daß die Klapperschlange, wenn man ihr kein Leid thut, jemanden anfällt. „Ich habe eine zu meinen Füssen gesehen, sagte der Deutsche, und sie furchte sich gewiß mehr, als ich; denn ich wurde sie nicht eher gewahr, als bis sie davon eilete. Diejenigen aber, welche unglücklicher Weise auf sie treten, werden gleich von ihr gestochen; und wenn sie Zeit genug hat, sich zusammen zu nehmen, so krümmet sie sich in einen Kreis, den Kopf in der Mitten, und schießt mit großer Gewalt auf ihren Feind los.„ Die Wilden verfolgen sie dem ungeachtet, und essen ihr Fleisch, das sie sehr gut finden. Ich habe von Engländern selbst, die es gekostet hatten, gehöret, daß es nicht unangenehm

genehm schmeckt: wenigstens ist gewiß, daß es keinen Schaden thut.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 20 May, 1749.

Der 108 Brief.

Fortsetzung der Engländischen Colonien.

Ich gehe weiter, Madame, zu den übrigen Großbritannischen Besitzungen des nördlichen Amerika. **Virginien** empfieng seinen Namen von der Königinn Elisabeth; es sey nun, weil diese Fürstinn in dem jungfräulichen Stande, und unverheurathet lebte; oder vielmehr, weil das Land, und seine Einwohner, noch die alte Unschuld, Ehrlichkeit, und das einfache Wesen der ersten Welt beybehalten zu haben schienen. Der Ritter **Raleigh** war der Stifter dieser Colonie, und Johann **Smith** einer der vornehmsten **Wiederhersteller**. Ich habe nur erst itzt in einer, zufalliger Weise mir in die Hände gekommenen Nachricht eine sonderbare Begebenheit

benheit gelesen, welche letzterem mit der Tochter eines der vornehmsten Wilden des Landes begegnet ist. Vielleicht ist Ihnen lieb, diese Geschichte von ihm selbst erzählen zu hören; und ich will in seinem Vortrage nichts ändern.

„Der Oberste einer Amerikanischen Nation, Namens Powhatan, machte mich in Virginien zum Gefangenen. Er erwies mir außerordentliche Merkmale von Gütigkeit. Sein Sohn Nautaken, und seine Tochter Pocahontas, bezeigten mir insonderheit vieles Mitleiden. Unerachtet ich der erste Christ war, den diese Familie jemals gesehen hatte, oder wenigstens, der in ihre Gewalt gekommen war, so kann ich ihr doch zum Ruhme nachsagen, daß sie, unangesehen des Hasses, und der Drohung der ganzen Nation, mich mit allem Nothdürftigen reichlich versorgte. Ich wurde sechs Wochen lang gemästet, und die ganze Dorfschaft erwartete, mich zu verzehren. Als man aber Anstalt machte, mir den Kopf abzuschlagen, kam Pocahontas, und legte den ihrigen auf den Block, wodurch der Nachrichter sogleich zurück gehalten wurde. Sie erhielt von ihrem Vater, daß man mich nach einer Engländischen Wohnung in Sicherheit brachte,

und ich fand daselbst nicht mehr als acht und dreyßig meiner Landesleute, die durch Krankheiten ganz entkräftet, die einzigen Beschützer des so weitläuftigen Landes Virginien waren.„

„In so schwachen Umständen befand sich diese neu angehende Colonie; und meine Ankunft würde ihren Untergang nicht haben verhindern können, wenn die liebenswürdige Pocahontas ihrer ersten Großmuth nicht noch diese beygefüget hätte, daß sie uns Lebensmittel schickte. Ihr alleine hatten wir unser ganzes Wohl zu danken. In einem jugendlichen Alter, und unerachtet des immer fortwährenden Krieges mit den Indianern, beeiferte sie sich, zu uns zu kommen, legte oftmals unsere Streitigkeiten bey, und ermangelte nie, uns mit allem Nothwendigen zu versorgen. Wenn die Wilden uns zu überfallen suchten, so ließ sie sich weder den undurchdringlichen Wald, noch die finstere Nacht, noch die Beschwerlichkeit des Weges abhalten, mit weinenden Augen zu uns zu kommen, und mir Nachricht zu geben: wir wurden dadurch von der Wuth der Wilden befreyet, sie aber selbst setzte sich der größten Lebensgefahr aus, wofern der geringste Verdacht auf sie gekommen wäre. In der folgenden

genden Zeit, während eines Friedens von zwey oder drey Jahren, kam diese großmüthige Freundinn, in Gesellschaft einiger ihrer Gefährtinnen, und besuchte uns in unserer Wohnung mit eben der Freyheit, als wenn es bey ihrem Vater wäre. Durch ihre kluge Vermittelung erhielt sie die Eintracht, und bewahrete die Colonie vor Hunger, und einer gänzlichen Verwüstung.„

„Nach meiner Abreise hatten die Engländer neue Verdrüßlichkeiten auszustehen; und während eines langen und beschwerlichen Krieges mit dem Powhatan, höreten sie von seiner Tochter nicht weiter reden. Sie suchten, sie auf alle nur ersinnliche Art auszuforschen; und als sie endlich erfuhren, wo sie war, fanden sie Mittel, sie zu entführen, in der Absicht, wegen ihrer Befreyung einen dauerhaften Frieden bey dem Vater auszuwirken. Der stolze Indianer wurde durch diese Begegnung so heftig aufgebracht, daß, unerachtet der für sein Blut hegenden Zärtlichkeit, er unter keiner andern Bedingung versöhnet werden konnte, als daß seine Tochter einen Engländischen Edelmann heurathen sollte. Dieses Zeichen von Hochachtung, das er als aufrichtig ansah, brachte ihn dahin, daß er sich in ein Friedensbündniß einließ.„

„Pocahontas, welche Madame Rolfe geworden war, empfieng unter diesem Namen die Taufe, und that in Gesellschaft ihres Mannes eine Reise nach London. Sie ist die erste Indianerinn von der Colonie, die das Christenthum angenommen hat; die erste, welche Englisch gelernet hat; die erste, welche ein rechtmäßiges Kind mit einem Englischen Unterthan gezeuget hat; und die erste, welche in die Hauptstadt dieses Königreiches gekommen ist. Bey ihrer Ankunft, fährt Smith fort, gieng ich zu ihr. Weil sie seit meiner damaligen Abreise nichts von mir gehöret hatte, glaubte sie, ich wäre gestorben. Es ist so gar wahrscheinlich, daß man sich dieser List bedienet hatte, um sie zu überreden, einen andern zu heurathen. Als man ihr meinen Besuch ansagte, wollte sie sich nicht sehen lassen, und ihre Empfindlichkeit, sich durch eine Unwahrheit betrogen zu sehen, gieng so weit, daß es mich vieles Bitten kostete, um die Erlaubniß zu erhalten, mit ihr zu reden. Nachdem sie sich endlich entschloß, mich zu sehen, machte sie mir bittere Vorwürfe, daß ich sie vergessen, und, wie sie glaubte, ihre Wohlthaten auf so eine Art belohnet hätte.„

„Pocahontas empfieng von der Königinn Elisabeth viele Ehrenbezeigungen. Sie erschien

schien oft bey Hofe, es wurden ihr öffentlich alle mögliche Vorzüge erwiesen, und in Privatgesellschaften begegnete man ihr mit der größten Ehrfurcht. Sie erwurb sich solche Hochachtung, daß man in Erwegung zog, ob man dem Herrn Rolfe nicht einen Proceß machen sollte, daß er ihre Gefangenschaft gemißbrauchet, und sie zu der Heurath gezwungen habe.„

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß wenn diese zärtliche, und großmüthige Wohlthäterinn der Engländer wieder nach Virginien gekommen wäre, sie ihren Vater würde dahin gebracht haben, daß er ihre den Engländern schuldige Erkenntlichkeit an den Tag geleget hätte; weil sie aber bey ihrer Abreise, und Einschiffung zu Gravesand, krank wurde, sturb sie daselbst in den erbaulichsten Gesinnungen der christlichen Religion. Sie hinterließ nur einen einzigen Sohn, dessen Nachkommenschaft noch jetzt einen vorzüglichen Rang in der Colonie behauptet.„

„Madame Rolfe brachte in ihrem Gefolge einen angesehenen Wilden mit nach London. Pouhatan hatte ihm aufgetragen, die Einwohner von England zu zählen. Da diese Indianer keine Schrift kennen, bediente

er sich eines langen Stabes, auf welchen er so viel Striche machen wollte, als er Engländer sehen würde. Weil ihm aber die Rechnung gar bald verdrießlich fiel, wurf er seinen Stab mit Unwillen von sich; und bey seiner Rückkunft, als er von seinem Auftrage Rechenschaft ablegen sollte, antwortete er nichts, als daß er auf die Sterne am Himmel, auf die Blätter auf den Bäumen, und auf den Sand am Ufer wies.„

Der Tod der Pocahontas, und ihres Vaters, stürzten Virginien in neue Unruhen. Der Sohn, andere sagen, der Bruder des Ponhatan, erklärete sich als einen Feind der Engländer. Diese fanden Mittel, ihn zu überfallen; und sein Tod stellete die öffentliche Ruhe wieder her.

Die Bay von Cheseapeak, an welcher diese Colonie liegt, erstrecket sich auf sechzig Stunden in das Land. Man sagt, daß wenn auch alle Schiffe aus Europa sich versammleten, sie dennoch darinnen vor Anker liegen könnten. Zu der Zeit, da man den Plan von Williamsburg, der Hauptstadt von Virginien, machte, ordnete man die Gassen dergestalt, daß durch die erbaueten Häuser der Anfangsbuchstabe des Namens des

Kö-

Königes Wilhelm III, unter welches Regierung die Stadt angefangen worden ist, vorgestellet wurde. Da dieser Buchstabe ein W ist, so sehen Sie selbst, Madame, daß nach dieser Anordnung Williamsburg niemals eine schöne Stadt werden kann. Unterdessen sieht man daselbst verschiedene **Gebäude**, die von den Einwohnern als die **prächtigsten** in Amerika angesehen werden: dergleichen sind ins besondere, die Schule, das Rathhaus, das Gefängniß, des Statthalters Haus, die Kirche, und das Zeughaus. Da es nicht an Platze fehlet, sich auszubreiten, man aber öfters den heftigsten Sturmwinden ausgesetzt ist, so vermeidet man, viele Stockwerke über einander zu bauen. Die erste Sorgfalt ist, große Zimmer anzulegen, wo man im Sommer kühle Luft haben kann. Die Küchen, Speise- und Bedientenkammern sind von dem Hauptgebäude abgesondert. Die **Tabaks-Magazine**, welche bey einem jeden Hause befindlich sind, weil dieser Handel den ganzen Reichthum der Colonie ausmachet, sind von Holze gebauet, und mit einer großen Menge Oeffnungen versehen, wo die Luft durchstreichen, und es doch nicht hinein regnen kann.

Der große Vertrieb dieser Waare hat die Virginier veranlasset, daß sie ihren Feldbau blos auf diese Pflanze einschränken. Sie haben die Zubereitung davon zu einer so großen Vollkommenheit gebracht, daß der Tabak, den sie verkaufen, als der beste in der Welt gehalten wird. Dieser einzige Zweig der Handlung bereichert die Englische Nation alle Jahre um zehn Millionen. Man rechnet, daß Virginien jedes Jahr mehr als hundert tausend Fässer von dieser Waare nach Europa versendet. England behält die Hälfte davon zu seinem Gebrauche; und auch diese Hälfte bringt an Zolle, bey dem Eingange in das Königreich, eine zweyte Summe von ohngefähr zehn Millionen in den öffentlichen Schatz. Die Franzosen haben diesen Vortheil mit den Engländern noch nicht theilen, und eine so nöthig gewordene Pflanze selbst einsammlen lernen wollen, unerachtet sie einen so großen Aufwand davon machen. Sie haben mehr, als alle andere Nationen von Europa, beygetragen, Virginien in den blühenden Zustand zu versetzen, worinnen es sich jetzt befindet.

Die Statthalter dieser Provinz haben die Einwohner zu verschiedenen malen aufmuntern wollen, Leinwand, und wollene Zeuge

zu verfertigen, Seidenwürmer aufzuziehen, Salz zu machen, u. s. w. bey aller angewendeten Mühe aber haben sie diese Manufacturen dennoch auf keinen dauerhaften Fuß bringen können. Wahr ist es, daß der Anbau des Tabakes die Bequemlichkeit hat, daß man bey einem auch nur mäßigen Boden dessen Pflanzung unternehmen kann, und die dabey erforderliche Wartung wenige Hände brauchet. Die Virginier ziehen die Zeuge zu ihrer Bekleidung, die Geräthschaft zur Haushaltung, und Feldarbeit, ihre eisernen und blechernen Waaren, Sättel, Zügel, u. d. g. aus England. Ungeachtet sie mitten in Wäldern wohnen, so richten sie ihre einzige Aufmerksamkeit doch dergestalt auf den Anbau der Pflanzungen, daß sie auch Stühle, Tische, Schränke, hölzernen Hausrath aller Gattung, und was gedrechselt wird, müssen kommen lassen. Mit einem Worte, es ist keine Fabrik in Großbritannien, die ihnen nicht Waaren schicket. Sie selbst haben zwar das, was zu den nöthigsten Bedürfnissen erforderlich ist; ja sie haben einen großen Ueberfluß an Dingen, die zum Vergnügen der Tafel beytragen; aber die andern Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, die Bequemlichkeiten,

die

die Erfordernisse zum Wohlleben, fehlen ihnen ganz und gar. Die Kaufleute sind diejenigen, die am besten leben: jedoch verursachet der Mangel an Städten, und öffentlichen Marktplätzen, große Beschwerlichkeiten im Handel und Wandel. Sie können nicht anders als auf Credit verkaufen; denn weil man sie nur mit Tabake bezahlet, so müssen sie warten, bis die Ernde kommt. Die Entlegenheit der Wohnungen machet auch die Eintreibung der Schulden beschwerlich. Alle diese Umstände hemmen den inländischen Verkehr, und haben einen Einfluß auf den auswärtigen Handel. Ein Schiff muß ordentlich drey oder vier Monate, und oft länger, im Lande verweilen, bis es seine Ladung zusammen bringt, da es, wenn man den Tabak in gewissen dazu ausersehenen Häven in Magazine brächte, kaum vierzehn Tage warten dürfte. Ein so langer Aufenthalt verdoppelt den Preis der Fracht. Hiernächst sind sehr wenige Besitzer der Pflanzungen im Stande, eine ganze Schiffsladung zu liefern; ja, gemeiniglich wollen sie lieber auf verschiedene Schiffe laden, nicht allein um die Gefahr zu vertheilen, sondern auch, damit sie auf den Schiffen, wo sie geladen haben, sich,

ihrer

ihrer Gewohnheit nach, in Puntsch volltrinken können.

Die **Regirungsform** dieser Provinz ist für die Einwohner nicht so vortheilhaftig, als in denen mehr nördlichen Colonien. Der **Commendant** hat hier alle Gewalt; folglich kann seine Verwaltung willkührlich seyn, und sie ist es auch zuweilen in der That. Er hat das Recht, die Gesetze der Generalversammlung zu genehmigen, oder zu verwerfen; diese Art von Parlemente zu verlängern, oder aufzuheben; den Staatsrath zusammen zu berufen, und darinnen den ersten Platz zu nehmen; Commissarien, und Gerichtspersonen, zu Handhabung der Gerechtigkeit, zu wählen; Kriegsbediente, und Officiere, unter dem Range der Generallieutenante, als welchen Titel er selbst führet, zu ernennen; die Truppen zur gemeinen Vertheidigung zu brauchen; und endlich versieht er auch die Stelle eines Vice-Admirals.

Vor diesem war **James-Town** seine Residenz, und die Hauptstadt in Virginien; allein das dasige schlechte Wasser, und der fast gänzliche Verfall dieses Ortes, der heutiges Tages nur aus sehr wenigen Häusern besteht, haben ihn genöthiget, seinen Aufenthalt

nach

nach Williamsburg zu verlegen. Die Neigung der Coloniſten, welche, wie ich ſchon erwähnet habe, lieber in ihren Pflanzungen bleiben, läſſet vermuthen, daß man ſie ſchwerlich wird näher zuſammen bringen können. Man hat ſich in England Mühe gegeben, ſie dahin zu bringen, daß ſie Städte aufbauten; da aber die dießfalls ergangenen Verordnungen ohne Wirkung geblieben ſind, hat man ausgedacht, an allen Flüſſen, wo die Schiffe hin handeln, Schanzen zu errichten, und die Schiffe zu zwingen, unter den Canonen dieſer feſten Plätze anzulanden, ihre Waaren auszuſchiffen, und wieder andere daſelbſt einzunehmen. Der Befehl dazu iſt auch gegeben worden; aber man hat ihn, wegen Ermangelung an Gelde, nicht befolget. Wenn dieſer Vorſchlag ausgeführet worden wäre, ſo iſt gewiß, daß die Einwohner ſich nach und nach würden zuſammen gezogen, und endlich Städte gebauet haben.

Die Anzahl derer Perſonen, welche dieſe Colonie ausmachen, rechnet man, wenigſtens, auf hundert und vierzigtauſend Seelen. Man bringt jährlich mehr als dreytauſend Schwarze dahin, welche ſich eher vermehren, als abnehmen: denn die Arbeit iſt

hier

hier erträglicher, ihre Befestigung besser, und die Luft gesünder, als in den andern Theilen von Amerika. Vermöge eines der ersten Gesetze im Lande, unterscheidet man die Dienstleute in solche, die ewig dienen müssen, und in andere, die nur auf eine gewisse Zeit in Diensten bleiben. Die Schwarzen, und ihre Nachkommen, gehören zu der ersten Classe, aus Ursache, sagen die Engländer, daß, weil die Väter und Mütter zur Sclaverey erkauft sind, es scheine, als habe die Natur die Kinder zu gleichem Schicksale verurtheilet. Die andern dienen nur gewisse Jahre, so wie sie mit ihren Herren darüber einig geworden sind. Die Knechte, und Sclaven beyderley Geschlechtes, müssen einerley Arbeit thun: sie bauen das Land, säen Getreide, und pflanzen Tabak. Ihr Unterschied besteht blos in der Kleidung, und Kost: beyder Arbeit aber ist nicht sauerer, als die von ihren Herren, welche sich, gleich ihnen, mit der härtesten Ackerarbeit beschäfftigen. Der Sclavendienst in Virginien ist nicht mühsamer, als die Landwirthschaft der Bauern in Europa.

Die Gerichtshöfe müssen die Klagen aller Dienstleute, sie seyn Freye, oder Sclaven, annehmen, ohne etwas dafür zu

verlangen; und findt man, daß der Dienstherr Unrecht hat, so muß er die Unkosten bezahlen. Alle Richter sind bemächtiget, Beschwerden anzuhören, und sie sollen ihnen abzuhelfen suchen, bis zur nächsten Versammlung des Provinzialgerichtes, wo dergleichen Sachen ohne weiteres Appelliren entschieden werden. Die Dienstherren sind den Verweisen dieses Gerichts unterworfen, wenn sie ihren Knechten keine gesunden Speisen, keine tüchtigen Kleider, oder keine bequeme Wohnung geben. Sie sind verbunden, auf die erste Anklage des Bedienten zu erscheinen, und müssen seiner Dienste, bis zum Austrage der Sache, entbähren. Sind sie grausam genug, ihn zu mißhandeln, wenn er krank oder unvermögend ist, so lassen ihn die Geistlichen des Kirchspiels in ein anderes Haus bringen, wo er auf Unkosten seines Herrn so lange ernähret wird, bis seine Dienstzeit geendiget ist. Jeder Bediente, der frey ist, erhält am Ende seiner Dienstzeit funfzehn Scheffel Korn, und zwey Kleider, an Zahlungsstatt. Alsdenn genießt er aller Vorrechte in der Provinz, und kann ein gewisses Stück Land nehmen, und solches anbauen.

Die

Die ersten Einwohner von Virginien kamen ohne Weiber in das Land; und weil sie sich nicht getraueten, Indianerinnen zu heurathen, aus Furcht, ihr Leben in Gefahr zu setzen, hofften sie, der Ueberfluß, darinnen sie zu leben anfiengen, würde einige unbemittelte Engländerinnen vermögen, die Annehmlichkeiten ihres Zustandes mit ihnen zu theilen. Doch wollten sie keine Frau ohne beygebrachtes Zeugniß, wegen ihrer Aufführung, annehmen: diejenigen, welche Tugenden hatten, brauchten keine andere Mitgabe; man kaufte sie denen, welche sie mitgebracht hatten, ab; und diese Art von Handel veranlassete bey den Kaufleuten eben so große Begierde, als die geschwinde Versorgung bey den jungen Mägdgen Lust erweckte. Da nun vollends kein Zweifel mehr wegen des guten Clima, und der Fruchtbarkeit des Bodens übrig blieb, so giengen angesehene Personen mit ihren Familien dahin ab, um entweder ihre Glücksumstände zu verbessern, oder ihre Religion, und Freyheit in Sicherheit zu setzen.

Funfzehn Jahre nach der Widerrufung des Edictes von Nantes suchten Französische Flüchtlinge ihre Zuflucht daselbst. Der König von England, Wilhelm III, schickte

ihrer sieben oder achthundert dahin, und räumte ihnen eine sehr fruchtbare Gegend ein. Sie erbaueten eine französische Stadt, welche durch die Ankunft einer Menge anderer Geflüchteten sehr zunahm. Das Ansehen, darinnen sich diese Stadt seitdem zu erhalten gewußt hat, machet, daß man sie heutiges Tages als eine der glücklichsten Wohnungen in der ganzen Colonie ansieht.

Ein jedes Kirchspiel in Virginien hat seine Kirche; und die ordentlichen Einkünfte der Pfarrer bestehen in Tabak. Sie sind auf hundert und sechzig Centner dieser Waare gesetzet; ohne die zufälligen Einnahmen zu rechnen, als Trauungen, Beerdigungen, und besonders Leichenpredigten, die allezeit zu den Leichenceremonien gehören. Für eine dergleichen Rede ist dem Pfarrer vierhundert Pfunde Tabak, für eine Trauung funfzig, u. s. w. ausgemachet. Die Geistlichen besitzen ihre Pfarren nicht auf Lebenszeit, wie die unsrigen; sie können ihnen ohne weitere Umstände genommen werden. Man wählet sie von einem Jahre zum andern, oder auf gewisse Jahre, nachdem sie mit den Oberen des Kirchspiels einig geworden sind.

Die

Die Virginier erlegen eine **Kopfsteuer**, und nur die weissen Weiber sind davon ausgenommen. Sie besteht in einer gewissen Anzahl Tabak, die alle Jahre zur Erndezeit abgetragen wird. Jeder Hausvater ist bey Strafe verbunden, ein richtiges Verzeichniß derer Personen, die in seinem Hause sind, einzuliefern: und diese Kopfsteuer wird zu Bezahlung verschiedener öffentlicher Unkosten angewendet.

Der Colonie ihre **Truppen** schränken sich auf eine gewisse Anzahl Einwohner ein, unter dem Namen einer **Militz** zu Fusse, und zu Pferde, die nach Classen aufgeschrieben ist. Jede Provinz muß die ihrige alle Jahre einmal zusammen berufen, daß sie gemustert, und drey oder viermal, Compagnienweise, in den Handgriffen geübet werden könne. Eine stärkere Kriegsmacht hat man nicht nöthig in einem Lande, wo die Einwohner einer stillen Ruhe genießen, und keine Ueberfälle, weder von Seiten der Indianer, noch der Fremden, zu befürchten haben. Daher sieht man auch bey ihnen keinerley Art von Festung; und sechs kleine Canonen, in der Hauptstadt, dienen nur zu besondern Feyerlichkeiten.

Man hat bemerket, daß diese Provinz fast unter eben der Himmelsbreite liegt, als das gelobte Land, und daß beyde Länder viel Aehnliches haben. Beyde liegen an einem großen Meerbusen, der zur Handlung sehr schicklich ist, und beyder Erdreich ist von ganz besonderer Fruchtbarkeit. Allein, die Virginier nutzen diesen letzten Vortheil schlecht: sie nehmen, wie ich schon gesagt habe, alles was zu ihrer Bekleidung nöthig ist, aus England, unterdessen daß kein Land in der Welt ist, wo der Flachs, der Hanf, und die Wolle von besserer Gattung seyn. Der Maulbeerbaum wächst hier wild; und die Seidenwürmer kommen besser fort, als anderwärts; allein, dieses zieht man in keine Betrachtung. Kurz, alles was einen Gegenstand der Handlung ausmachet, den Tabak ausgenommen, wird in dieser Colonie vernachläßiget. Man behauptet auch, der Wein würde hier vortreflich gerathen; denn es giebt Trauben von einer erstaunenden Größe. Um aber nur von außerordentlichen Landeserzeugungen zu reden, so versichert man, daß in der Gegend von James-Town ein besonderer Apfel wächst, der, wenn man ihn gekochet ißt, die wunderlichsten Wirkungen hervorbringt.

bringt. Folgendes hat mir eine glaubwürdige Person davon erzählet.

„Etliche Engländer, die von diesen Aepfeln gegessen hatten, wurden etliche Tage lang ganz schwach am Verstande. Der eine brachte seine Zeit zu, Federn in die Luft zu blasen; der andere, Strohhalmen in die Höhe zu werfen; ein dritter, drückte sich in eine Ecke, und machte Gebärden, wie ein Affe; ein vierter ließ nicht nach, alle Leute, die ihm begegneten, zu umarmen, und lachete ihnen, unter tausend närrischen Stellungen, in das Gesicht. Man wurde genöthiget, diese Leute binnen eilf Tagen, als so lange ihr Wahnwitz währete, einzusperren; und diese Zeit über war ihr Vergnügen, sich in ihrem Unflate herum zu wälzen. Der Gebrauch ihrer Vernunft stellte sich endlich wieder ein, und sie erinnerten sich nicht dessen, was vorgegangen war.„

Eben diese Person hat mir von einer noch außerordentlichern Blume gesagt, die er selbst gesehen zu haben versichert, und von welcher er mir folgende Beschreibung gemachet hat. „Sie war so groß, wie eine Tulpe, und gleichte ihr vom Stiele. Sie sah fleischfarbig aus, und war an dem einem Ende

mit einer feinen Wolle bedeckt, an dem andern aber ganz glatt. Ihre Figur stellte die natürlichen Theile eines Mannes und einer Frau, vereiniget, vor. Als ich diese Seltenheit entdecket hatte, fuhr er fort, bat ich einen meiner Freunde mit mir zu kommen, und sie zu besehen; sagte ihm aber weiter nichts, als daß ich ihm etwas zeigen wollte, dergleichen er vielleicht niemals noch gesehen hätte. Ich brach die Blume ab, und gab sie ihm. Er war aber ein ernsthafter Mann, der über dieses Spiel der Natur gleichsam beschämt zu seyn schien. Er wurf die Blume mit einer Art von Unwillen von sich; und ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß er sie wieder genommen, und besser betrachtet hätte.„

Unter den außerordentlichen Landeserzeugungen von Virginien findt sich eine, von der ich niemals vorher habe reden gehöret. Es ist ein sehr seltenes Thier, Opossum genennt, ohngefähr von der Größe einer Katze. Ausser seinem Bauche, welcher so wie bey andern Thieren beschaffen ist, hat es unter selbigem noch einen zweyten, der bey den Hinterfüssen offen ist. In dieser Art von Sacke sind eine gewisse Anzahl Zitzen zu sehen, woraus die Jungen entstehen, wenn die Mutter empfan-

empfangen hat: die Jungen bleiben daran befestiget, wie eine Frucht an ihrem Stiele, bis sie Stärke genug haben, zu laufen. Alsdenn lösen sie sich ab, und kommen aus dem falschen Bauche heraus, oder kriechen wieder hinein, wenn sie von einiger Gefahr bedrohet werden.

Ich will noch unter die seltenen Producte dieses Landes den wunderbaren **Baum** setzen, aus dessen Frucht ein **Wachs** von sehr schöner grüner Farbe hervorkommt. Es ist hart, und spröde; wenn es aber mit gutem Talge vermenget wird, kann man die schönsten Wachslichter daraus verfertigen. Es verunreiniget weder die Finger, noch schmelzt bey großer Hitze. Die Frucht wird in Wasser gekochet, so lange bis sich der in der Mitten befindliche Kern von dem Wachse, das ihn umgiebt, ablöset.

Unerachtet die eingebohrnen Indianer dieser Provinz den übrigen Wilden des nördlichen Amerika, überhaupt genommen, ziemlich gleichen, so spüret man dennoch in den **Sitten** und **Gebräuchen** dieses Volks einigen Unterschied. Hier erscheinen die **Oberhäupter** der Nation, beyderley Geschlechtes, niemals ohne eine Art von Krone, fünf

oder sechs Zolle breit, die oben offen, und von Muscheln zusammen gesetzet ist, welche wegen ihrer künstlichen Versetzung, und schönen Farben, allerhand Figuren vorstellen. Die **Weiber**, sehr unterschieden von denen in andern Ländern, haben kleine, runde, und so derbe Brüste, daß sie niemals, auch nicht im Alter, herunterhängen. Uebrigens sind sie voller Verstand, beständig lustig, und ihr Lächeln ist mit so vieler Annehmlichkeit verknüpfet, daß man sie nicht genug bewundern kann.

Die **Oberhäupter** sind hier wie kleine **Monarchen**, die über verschiedene Flecken zu befehlen haben, wohin sie Arten von **Unterkönigen** oder Befehlshabern setzen, die ihnen Tribut bezahlen, und in den Krieg folgen müssen. Sie lesen junge Leute dazu aus, von schöner Gestalt, die sich bereits auf der Jagd, oder in den Waffen hervorgethan haben, um sich ihrer dadurch mehr und mehr zu versichern. Diejenigen, die diesen Vorzug ausschlagen, sind entehret, und dürfen sich in ihrem Vaterlande nicht weiter sehen lassen. Was die andern anbelanget, so thut man sie erstlich an einen abgesonderten Ort, wo sie eingeschlossen werden, und mit niemanden

den umgehen dürfen, und giebt ihnen zu ihrer Bekösti-gung nichts als einen abgekochten Trank, von Wurzeln, welcher die Eigenschaft hat, daß er den Kopf einnimmt. Dieser Trank, zusammen genommen mit der Einsamkeit, darinnen man sie aufbehält, bringt sie zu einer Art von Wahnwitze, der etliche Tage dauert. Das Gefängniß, worinnen sie verwahret werden, ist mit starken Palissaden umgeben. Es hat die Gestalt eines Zuckerhutes, mit Löchern durchbohret, damit die Luft durchstreichen kann; und man nähme es für einen Vogelbauer. Wenn man sie genug hat trinken lassen, verringert man die Portion, um sie nach und nach wieder zu Verstande zu bringen; ehe sie aber völlig hergestellet sind, führet man sie durch alle Dörfer. Geschieht es alsdenn, daß sie sich im geringsten der vorigen Dinge erinnern, schließt man sie vom neuen ein, und geht alsdenn so hart mit ihnen um, daß der Tod mehrentheils daraus erfolget. Ich weis nicht, ob ihre Vergessenheit verstellt, oder wahrhaft ist; so viel aber ist gewiß, daß sie thun, als ob sie nichts wüßten. Der Zweck einer so grausamen Prüfung soll seyn, daß die Jugend sich von denen übeln Eindrücken, die sie in der

Kind-

Kindheit empfängt, befreye, und daß die Vorurtheile der Erziehung und Gewohnheit künftig keinen Einfluß auf ihre Beurtheilung der Dinge im menschlichen Leben habe.

Vormals machte die Provinz Maryland einen Theil von Virginien aus, wovon sie nur durch einen Fluß abgesondert ist; und im gemeinen Leben wird sie noch öfters unter diesen Namen begriffen. Allein eigentlich machen diese zwey Landschaften verschiedene Colonien aus, derer jede ihren eigenen Statthalter hat. Maryland wurde auf Bitte des Lords Baltimore von Virginien abgesondert. Dieser Herr, der catholisch war, hatte England verlassen, und, um seine Religion freyer auszuüben, sich nach Terre-neuve begeben. In Hoffnung, ein angenehmeres Leben in Virginien zu führen, bat er sich von Carl I dasjenige Stück Landes aus, welches an den obern Theil des Meerbusens von Cheseapeak stößet, wo die Engländer noch nichts besaßen. Dieser Fürst überließ ihm das Eigenthum davon, und gab dem Lande den Namen der Königinn, Marie Henriette von Frankreich, seiner Gemahlinn, die er zärtlich liebte. Die Errichtung dieser Colonie kostete dem Lord Baltimore unermeßliche Sum-

Summen. Der Anfang dazu wurde mit zweyhundert Catholiken gemacht, davon die meisten aus den besten Häusern in England waren. Weil sie alle ausgesuchte Leute ausmachten, und eine Unterordnung bey ihnen eingeführet war, so ließen sich die natürlichen Einwohner des Landes willig finden, ihnen einen Theil ihrer Besitzungen einzuräumen. Die Indianischen Weiber lehreten den Engländerinnen, Brod aus Indianischen Korne zu backen; ihre Männer giengen mit den Engländern auf die Jagd; und alle zusammen lebten in der größten Einigkeit. In weniger Zeit wurde diese Colonie volkreich, und sah sich in blühendem Zustande. Lord Baltimore, unerachtet er ein Catholik war, beeiferte sich, alle Leute, die die christliche Religion bekenneten, sie mochten seyn von welcher Secte sie wollten, aufzunehmen; und diese niemals gestörte Gewissensfreyheit zog eine Menge Anglicaner, Presbyterianer, und Quaker in das Land, und kein Volk hat jemals in größerm Ueberflusse, und in vollkommnerer Sicherheit gelebet. Der Stifter richtete die Regirungsform nach dem Muster der Engländischen ein. Nachdem aber Wilhelm III auf den Thron gekommen war, wurde der

Fa-

Familie dieses Lords die Verwaltung der Provinz, und das Vorrecht in ihrem Eigenthume zu befehlen, genommen. Die Religion, dazu sie sich bekennete, schloß sie, vermöge einer Parlementsacte von England, welche die Catholiken als unfähig zu erben erkläret, davon aus. In der Verlegenheit, worinnen diese Familie sich durch besagtes Gesetz befand, hat sie lieber zu der protestantischen Religion übergehen wollen, als eine der schönsten Besitzungen entbähren, die ein Unterthan des Königes von England jemals haben kann. Diese nachher herrschend gewordene Religion hat nicht allein die Catholiken von dem Antheile, den sie an der Regirung hatten, ausgeschlossen, sondern sie auch um ihre andern Freyheitsrechte gebracht. Es wurden so gar die peinlichen Gesetze, die man in England wider die Catholiken gemacht hatte, eingeführet; und noch gegenwärtig arbeitet man, neue zu erdenken. Man würde darinnen ohnfehlbar so weit als möglich gehen, wenn die Regirung in England nicht Einsicht und Mäßigung genug hätte, um diesem zu weit getriebenen Eifer Einhalt zu thun.

Maryland, in seinem Clima, Erdreich, Hervorbringungen, und Handel, ist von Virginien nicht unterschieden. Die Lebensart der Einwohner ist auch einerley. Beyde sind auf dem Lande, mitten unter ihren Pflanzungen, zerstreuet, und bezeigen wenige Lust, sich in Städte zu begeben. Daher kommt es, daß wenige Leute in beyden Provinzen sich der Handlung, noch weniger aber der Manufacturen, einzig und alleine widmen. Der Tabak ist ihr ganzer Reichthum: er machet ihre Vorräthe, ihre Manufacturarbeit, ihr Geld, aus. Es fehlet ihnen zwar an Englischen und Spanischen Geldsorten nicht, allein sie brauchen sie nur zu der täglichen Ausgabe; in allem übrigen ist der Tabak für sie das Unterpfand des allgemeinen Handels.

Die Spanier waren die ersten Völker unsers festen Landes, die nach Georgien, und Carolina reiseten. Beyde Länder machten einen Theil aus von dem, was man Florida nennete. Die Franzosen folgten auf die Spanier, und die Engländer auf die Franzosen. Von uns war der Admiral von Coligny der erste, welcher den Einfall hatte, einen Pflanzort daselbst zu errichten, weil er Willens war, sich mit seiner Parthey dahin

zu

zu begeben. Er rüstete zwey Schiffe aus, welche die dasige Küste untersuchen sollten: diesen folgten etliche andere, welche Leute genug an das Land setzten, um eine Schanze zu bauen, welcher man den Namen Carl, dem ganzen Lande aber den von Carolina gab, zu Ehren, sagen einige, des Königes Carl IX, der dazumal auf dem französischen Throne saß. Nach dem Tode des Admirals, der unglücklicher Weise bey der verabscheuungswürdigen Pariser Bluthochzeit umkam, gieng das Vorhaben dieser zu errichtenden Colonie mit ihm verloren. Dieses Land wurde hernach beynahe hundert Jahre von allen Europäischen Nationen verlassen, und fieng nicht eher an, wieder bevölkert zu werden, als bis der König von England, Carl II, das Eigenthum davon an acht Herren seines Hofes mit der völligen Freyheit überließ, es nach einem Gesetzbuche, und Grundverfassung zu beherrschen, welche von dem berühmten Locke, von dem uns noch andere schätzbare Werke übrig sind, aufgesetzet, und in Ordnung gebracht wurden.

Laut diesem Plane, waren die Eigenthümer anstatt des Königes; sie verordneten Gesetze nach ihrem Gefallen, ernennten Beamte,

theil-

theilten Würden, und Stellen aus. Jeder von ihnen handelte nach seiner Reihe für die andern. Sie theilten den Adel in drey Classen ein, in Barone, Grafen, und Herzoge, welche, mit den Abgeordneten der Städte, ein so genenntes Parlement vorstelleten. Allein, Carolina hat das Schicksal der meisten Englischen Colonien erfahren, das heißt, nach verschiedenen erlittenen Veränderungen, steht es gegenwärtig völlig unter der unmittelbaren Herrschaft des Königes von England.

Die Stifter legten ihre erste Errichtung zwischen zwey schiffbaren Flüssen an, und erbaueten eine Stadt, die sie, nach dem Namen ihres Königes, Charles-Town nenneten. Der Haven daselbst würde vortrefflich seyn, wenn nicht eine Sandbank die über zweyhundert Tonnen ladenden Schiffe einzulaufen verhinderte. Der Ort ist so wohl durch die Kunst, als von der Natur, regelmäßig befestiget. Die Gassen sind sehr gut durchschnitten, die Häuser geraumig, und wohl gebauet. Man rechnet ihrer fast auf achthundert, davon der größte Theil sehr reich ist. Weil auch die Einwohner Pracht und Aufwand lieben, so trägt alles bey, diese Stadt belebt und sehr manierlich zu machen.

Die hauptsächlichsten Landeserzeugungen bestehen in Reiß, Meth, Theer, Pech, und Harz, womit die Engländer einen ansehnlichen Handel treiben. Dieses machet einen Gegenstand von mehr als drey Millionen für sie aus, womit sie England bereichern. Das Harz wird gesammlet, indem man in den Stamm der Bäume Einschnitte machet, die bis unten an die Wurzel gehen, wo man Gefäße hinsetzet, die es auffangen: man muß aber vorher die Schale auf der Sonnenseite abgemachet haben, damit der Saft durch die Sonnenhitze in Bewegung gebracht werde, und häufiger herausdringe. Man läßt ihn hernach in großen Kesseln sieden, wo er sich in Harz verwandelt. Der Theer, und das Pech, werden auf die gewöhnliche Art zubereitet.

Die Vermehrung des Rindviehes in Carolina ist eine Sache, die man nicht genug bewundern kann. Mancher Einwohner, der vor funfzig Jahren etwa nur drey oder vier Kühe hatte, hat ihrer jetzt mehr als tausend. Den Tag über läßt man sie in den Hölzern weyden, und alle Abende treibt man sie zusammen, damit die Kälber, die man beständig eingeschlossen hält, saugen können. Nachher

her melket man sie, und des andern Tages schickt man sie wieder in das Holz.

Man hat mir von dem nördlichen Theile dieser Colonie als eine besondere Gewohnheit erzählet, daß die Verheurathungen vor den Friedensrichtern geschehen; die Priester haben nichts damit zu thun. Es sind auch Civilbediente, welche die Beerdigungen verrichten.

Die am meisten gegen Mittag gelegene, und allerneueste Colonie der Engländer in Amerika, die unter unsern Augen entstanden ist, heißt Georgien; und viele von ihren Stiftern leben noch. Sie hat mit den übrigen Englischen Colonien nichts ähnliches: sie ist gewissen Commissarien, welche in London wohnen, und die Einwohner in einer Art von Sclaverey halten, einzig anvertrauet: das Volk hat daselbst keine Freyheit. Diese Commissarien ernennen Richter, welche über die Polizey in der Provinz gesetzet sind; sie schicken ihnen Verhaltungsbefehle, und diese dienen zur Regel. Die ganze Gerichtsverwaltung in Georgien besteht aus einer Canzeley, worinnen etliche wenige Magistratspersonen sitzen, die über das Leben und Vermögen der Einwohner nach Willkühr gebie-

ten; und ihrer Gewalt sind keine Schranken gesetzet.

Diese Art der Regirung ist der Bevölkerung der Colonie gänzlich zuwider, und sie geht täglich mehr ein. Sie wurde von reichen Leuten errichtet, in der Absicht, den Armen in England einen Unterhalt zu verschaffen, und sie der Nation so gar nützlich zu machen. Die Gutthätigkeit eines Privatmannes gab zu diesem Unternehmen Anlaß: er vermachte ein ansehnliches Capital zu Befreyung unvermögender Schuldner, die von ihren Gläubigern gefangen gehalten wurden. Dieses Geld vermehrete sich durch andere Schenkungen; und ein Theil davon wurde, mit Bewilligung des Landesherrn, zu Errichtung einer Colonie angewendet, welche den Namen des Königes George annahm, der damals auf dem Engländischen Throne saß. Man sammlete eine Art von Beysteuer durch ganz Großbritannien; die Collecte fiel ansehnlich aus; und von dem ersten Jahre an, schifften sich mehr als sechshundert Personen für diese Provinz ein. Sie erbaueten eine Stadt, der sie den Namen des Flusses Savannah gaben, woran sie lag. Protestanten, die aus dem Gebiete des Bischofs

schofs von Salzburg vertrieben worden waren, begaben sich auch an diesen neuen Pflanzort. Andere unglückliche Flüchtlinge folgeten diesem Beyspiele; und man kann daher sagen, daß dieses Land blos aus dem Ausschusse anderer Nationen bestehe: darf man sich also wundern, daß es nichts als einen Trupp Sclaven darstellet. Hiernächst ist der Boden nur mittelmäßig; doch liefert er Reiß, Pech, Theer, Lein, grünes Wachs, Flachs, und gemeines Wachs. Die Maulbeerbäume sind auch sehr häufig, und in England schmeichelt man sich, Seidenwürmer hier zu erziehen. Zwey oder drey Piemonteser sind hingeschicket worden, um den Georgiern zu weisen, wie sie mit diesem nützlichen Wurme umgehen sollen. Sie sind auch wirklich schon so weit gekommen, daß sie vollkommen gute Seide erbauet haben, aber in so weniger Menge, daß der Ertrag nicht verdienet bemerkt zu werden. Es ist auch die Colonie den Engländern nicht so wohl wegen dieser Waare vortheilhaft, als vielmehr weil sie solche als eine Vormauer ansehen, die ihre Besitzungen auf dem festen Lande in Amerika, von der Mittagsseite, gegen die Unternehmungen der Franzosen und Spanier, schützet.

„Unerachtet es schwer fällt, sagte mir letzthin einer dieser Politiker, die Gränzen unserer Besitzungen in diesem Theile der neuen Welt richtig zu bestimmen, so kann man doch ausrechnen, daß von dem Cap Canso in Neu-Schottland, bis zu den äußersten Gränzen von Georgien, dieser weitläuftige Strich Landes beynahe fünf hundert Stunden in der Länge beträgt. Was für Vortheile zeigen diese unermeßlichen Ländereyen nicht, da sie längst dem Meere, und unter so verschiedenen Himmelsstrichen gelegen sind? Wir sehen sie daher auch, nach unsern Wollen-Manufacturen, als die Quelle alles fremden Geldes an, das England nach seiner Insel zieht. Nicht allein die Küsten, fuhr er fort, sind bevölkert und bewohnet, sondern auch das ganze Innere des Landes, auf mehr als vierzig Stunden vom Meere. Man trifft nichts als Städte, Flecken, Dörfer, und Landhäuser an. Alles ist urbar gemacht, angebauet, fruchtbar. Der Zusammenfluß so verschiedener Nationen, woraus unsere Colonien bestehen, machet keine Hinderung, daß sie nicht alle einerley bürgerlichen Gesetzen unterworfen wären; in Ansehung der Religion aber, werden alle bekannten Secten durchgängig gedul-

geduldet: niemand ist ausgenommen, als die Römisch-Catholischen, welche anderwärts auch keinen Gottesdienst, als den ihrigen, verstatten wollen. Diese zahlreichen Völker sind ihrem Fürsten nicht anders unterthan, als in so fern seine Gesetze ihnen nicht mißfallen. Ein Statthalter wird hier blos angesehen, als ein Mitbürger, der die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und das öffentliche Wohl, zu besorgen hat. Zu seiner, und der übrigen richterlichen Personen Erhaltung legen wir uns unter einander selbst an, ohne einige Art von Abgaben, Salzsteuern, oder Tribut, zu heben. Um uns in dem Genusse dieser Freyheiten zu erhalten, leiden wir weder Festungen, noch Besatzungstruppen, aus Furcht, der Vorwand uns zu beschützen, möchte ein Fallstrick für unsere Freyheit werden. Man kann alle unsere Provinzen als eine Art von Republik ansehen, welche eines Theils den politischen Gesetzen von Großbritannien folget, alle diejenigen aber ändert, oder verwirft, die ihren Freyheiten zuwider sind. Unsere Städte, Flecken, und Dörfer, sind unsere Festungen; und die Einwohner die Beschützer. Wir leben unter uns in einer solchen Eintracht, daß man uns als Kinder einer Familie anse-

hen kann: die Großen und Reichen unterscheiden sich von den Armen nicht durch Stolz und Ueppigkeit: der Unterschied der Nationen, und der Religion, störet weder den Frieden unserer Einwohner, noch die Ruhe der Regirung. Unsere jungen Leute verheurathen sich, so bald sie mannbar sind; denn es fällt ihnen nicht schwer, etwas zu erwerben, davon sie leben können. Das Land ist groß und fruchtbar genug, den neuen Familien Land zu verschaffen. Dieses ist es, sagte der politische Engländer, was ich von unsern Colonien denke: ich zweifle, ob die ihrigen, (er redete von Canada,) auf eben dem Fuße stehen, und Ihnen solche Vortheile verschaffen.„

Ich antwortete, daß sie allerdings nicht so blühend wären; daß aber unsere Weise, sie zu verwalten, keiner andern etwas nachgäbe, und vielleicht vor der Englischen noch etwas zum voraus hätte. Unser Hof hat die Besorgniß davon einem Handlungscollegio übergeben, dessen einziger Zweck ist, die Pflichten dieser Errichtung zu erfüllen. Es besteht aus verschiedenen Personen vom ersten Range, und aus zwölf Abgeordneten unserer besten Handelsstädte, die unter den reichsten und geschicktesten Kaufleuten gewählet

let sind, und denen man hinlängliche Besoldungen giebt, um in Paris mit Anstand zu leben. Diese Versammlung wird alle Wochen gehalten: die Abgeordneten tragen darinnen das Nöthige vor, um theils die Mißbräuche abzustellen, theils neue Mittel vorzuschlagen, wodurch unsere Colonien mehr und mehr in gute Umstände versetzet werden können. Die Verwaltung der Colonien ist einem Statthalter, einem Intendanten, und einer königlichen Rathsversammlung anvertrauet. Des erstern Gewalt wird von Seiten des Hofes, durch die Macht des Intendanten eingeschränket, welcher alles, was die Gerechtsame des Königes, und die Einhebung der Abgaben betrifft, zu besorgen hat: von Seiten des Volkes, muß die Rathsversammlung darauf sehen, daß es weder von dem ersten, noch dem andern, nicht unterdrücket, oder bestohlen werde: alle viere aber werden von dem Ministerio in Schranken gehalten, dessen wachsames Auge sich nicht einschläfern läßt. Die Beamten in den Seehäven sind unter der härtesten Strafe verbunden, alle Schiffscapitaine, die aus den Colonien kommen, zu befragen, wie sie daselbst aufgenommen worden sind, was für Recht man ihnen

hat wiederfahren lassen, und was für Abgaben sie bezahlet haben. Sie müssen sich auch bey den Matrosen, und Passagieren eben darnach erkundigen; sie schreiben die Aussage nieder, und schicken solche dem Admiralitätsgerichte. Man höret die Klagen an, man verurtheilet aber niemanden auf eine bloße Anklage. Nur wenn die That genug bewiesen ist, und die Beschwerden hinlänglich dargethan sind, so entsetzet man einen solchen seines Amtes, oder bestrafet ihn.

Um die Colonien nicht zu beschweren, und zu verhindern, daß der Statthalter kein heimliches Verständniß habe, oder partheyisch sey, so wird er vom Hofe besoldet: er hat auch keine Nebenzugänge, ja es ist ihm ausdrücklich untersagt, keinerley Art von Handel zu treiben, Pflanzungen zu haben, oder sonst einen Antheil an den Ländereyen oder Waaren, in dem ganzen Bezirke seiner Statthalterschaft, zu besitzen. Der König bezahlt auch alle Kriegs- und Civilbediente, sorget für den Unterhalt der Truppen, läßt die Festungen bauen, und ausbessern. Die Einwohner sind keinen Auflagen unterworfen; und wenn man ja bey außerordentlichen Fällen dergleichen einhebt, so sind sie sehr mäßig, und die Abgaben

gaben von Waaren sehr gering. In allen unsern Errichtungen haben wir Gerichtspersonen von der Admiralität eingesetzt, welche die wegen der Handlung entsponnenen Processe entscheiden. Ehe sie ihr Amt antreten, werden sie über alles, was die Handlungsgesetze betrifft, geprüfet.

Unbeschadet dieser Maaßregeln, unterläßt man nichts, um das Land mehr und mehr zu bevölkern. Man nöthiget alle Schiffe, die aus Frankreich nach Amerika abgehen, verschiedene Bedienten mit einzuschiffen, die sich auf eine gewisse Zeit zu dienen anheischig machen müssen. Man liest dazu gesunde und starke Leute aus, von achtzehn bis vierzig Jahren. Wahr ist es, daß die Einwohner lieber Schwarze nehmen, weil sie folgsamer, und zur Arbeit abgehärteter sind, sich leichter ernähren lassen, und sie ihnen überdieß als eigen gehören. Da aber diese Menge Sclaven der Sicherheit der Colonie in der Folge schädlich werden könnte, so erfordert man von den Eigenthümern, daß sie allemal eine gewisse Anzahl weisse Bedienten, in Verhältniß zu den schwarzen haben müssen. Es ist ein eigener Commissarius bestellt, der ihr Lohn bestimmet, und auf die Beobachtung dieser Anordnungen sehen muß.

Wir

Wir sehen in Frankreich einen Menschen, der nach Amerika geht, um sich daselbst niederzulassen, als ein verlornes Kind an, als jemanden, der sein Leben waget, der eine Art von Verbannung ausstehet, und für das Beste des Vaterlandes arbeitet: man hat daher auch viele Nachsicht für ihn. Wenn die Sturmwinde, die Erdbeben, die schlimme Witterung ihm Schaden thun, so hält man seine Gläubiger ab, ihn zu verfolgen; man befreyet ihn von Abgaben; ja man schießt ihm Geld vor, um seinen Verlust zu ersetzen. Den Armen, und denen, die Lust zu arbeiten haben, leihet man Geld: man strecket ihnen das benöthigte Werkzeug vor; und nach und nach tragen sie ihre Schulden ab.

Ich rechnete, Madame, daß die Nachbarschaft von Louisiana mir das Vergnügen verschaffen würde, mich bald mit Leuten von meiner Nation zusammen zu finden; allein die Abfahrt eines Engländischen Schiffes, das seinen Weg nach Jamaica, und nach andern Englischen Colonien der Antillischen Inseln zu nehmen Vorhabens ist, wird mich noch auf einige Zeit dieser Hoffnung berauben. Herr Shirley, ein Schottländischer Edelmann, mit dem ich während meines Aufenthaltes

hältes zu Boston Bekanntschaft gemachet habe, schlägt mir vor, ihn auf dieser Reise zu begleiten, und verspricht mir, daß das nämliche Schiff mich nach Neu-Orleans zurück bringen soll. Er ist ein besonders guter Freund von dem Capitaine, der es führet; und dieser erwartet blos unsere Bequemlichkeit, um unter Segel zu gehen.

Ich bin, u. s. w.

Boston, den 25 May, 1749.

Der 109 Brief.

Florida.

Nach einer Schiffahrt von zweyen Tagen, sahen wir uns wegen widrigen Windes genöthiget, an den Küsten von Florida anzuhalten. Diese weitläufige Halbinsel hat ihren Namen von den Spaniern bekommen, die sie entdecket und an einem Palm-Sonntage, den man im gemeinen Leben grüne Ostern nennet, daselbst gelandet haben. Unter diesem Namen war nicht allein das eigentlich so genennte Florida, sondern ganz Louisiana, und auch die Englischen Colonien des nördlichen

chen Amerika, begriffen. Nunmehr ist es in engere Gränzen eingeschlossen, und besteht heut zu Tage in dem einzigen Striche Landes, welches die Spanier besitzen; das sie aber wahrscheinlicher Weise nicht lange behalten dürften. Es ist den Engländern gar zu vortheilhaft gelegen, um nicht unter einem leichten Vorwande zu suchen, sich dessen zu bemeistern: vielleicht werden auch die Spanier selbst genöthiget, es ihnen bey einem Friedensschlusse zu überlassen.

Dem sey aber wie ihm wolle, diese Landschaft ist zu allen Zeiten eine Quelle von tausend romanenhaften Erfindungen gewesen. Auf ihre Rechnung hat man abentheuerliche Geschichte ausgestreuet, worunter diese, von einem vorgegebenen Brunnen von Jouvence, dessen Wasser die ältesten, und unvermögendesten Leute wieder jung machen soll, merkwürdig ist. Die Spanier waren dazumal sehr leichtgläubig, so daß man sich nicht wundern darf, daß sie für diese lächerliche Meynung völlig eingenommen wurden: die große Neigung für das Abentheuerliche, die man ihnen Schuld giebt, äußerte sich hier besonders; und es ist kaum zu glauben, wie weit ihre Vorurtheile giengen. Einige sind

auch

auch niemals davon zurück zu bringen gewesen, und, unerachtet verschiedene Herumläufer ihrer Nation über dieser Untersuchung vermuthlich das Leben eingebüßet haben, weil man niemals weiter von ihnen hat reden gehöret, so bildete man sich doch ein, die einzige Ursache, warum sie nicht wieder kämen, wäre, daß sie gefunden hätten, was sie suchten, und sie wären von diesem Orte der Wollust, wo sie alle zeitliche Güter im Ueberflusse, und einen beständigen Frühling hätten, nicht wegzubringen. Niemand war von diesen süssen Träumen mehr bezaubert, als der berühmte Ponce von Leon, der unter den Herumläufern seiner Zeit einen vorzüglichen Rang behauptet hat. Er unternahm eine eigene Schiffahrt, um diese eingebildete Merkwürdigkeit zu entdecken, und war der erste Europäer, der nach Florida kam; er suchte überall, und kostete alle Wasser, die er antraf.

Eine andere Ausschweifung seiner Einbildung gab Anlaß, daß er hoffete, eine dritte Welt zu entdecken; und weil seine nach dem Laufe der Natur übrigen Lebenstage ihm zu einem so großen Unternehmen zu wenig schienen, wollte er die bereits verstrichenen zu erneuern anfangen, und sich einer muntern Jugend

gend für immer versichern. Wie feucht ist nicht der Ruhm oftmals gegründet! Die Entdeckung von Floridá, die einem bloßen Zufalle zuzuschreiben ist, hat dem ungeachtet einen Schwärmer verewiget, der bey Verfolgung seiner närrischen Vorstellungen Glück gehabt hat. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, mußte er die Spöttereyen aller Leute, die ihn sahen, erdulden, da er gealterter wieder kam, als er weggereiset war: er tröstete sich aber, denn der König hatte ihn wohl aufgenommen. Dieser Monarch ertheilte ihm die Erlaubniß, Colonien in das Land, dessen Entdeckung man ihm zu danken hatte, zu führen; allein der Anschlag wurde nicht ausgeführet. Diesem berühmten Herumschweifer hat man bey alle dem keine derer Grausamkeiten vorzuwerfen, die die meisten Entdeckungen seiner übrigen Landesleute bezeichnet haben.

Sein Nachfolger, **Vasques**, hingegen hat bey den Indianern dieser Gegenden ein trauriges Andenken seiner unerhörten, und entsetzlichen **Grausamkeiten** hinterlassen, die auch diese Völker noch nicht vergessen haben. Wegen der Arbeiter, die er zu seinen Bergwerken nöthig hatte, machte er den Anschlag,

schlag, sich selbige entweder durch Gewalt, oder durch List, oder durch Verrätherey zu verschaffen. In dieser Absicht rüstete er zwey Schiffe aus, und segelte von Mexico nach Florida. An dem Orte, wo er anlandete, hatte man noch nie ein Schiff gesehen. Diese neue Erscheinung zog viele Wilden an das Ufer; und einige, die verwegener waren, kamen so gar in die Schiffe. Vasques empfieng sie freundlich, gab ihnen Wein, und bewirthete sie wohl. Die Indianer waren über diese Aufnahme so vergnügt, daß sie ihrerseits die Spanier auch baten, in ihre Hütten zu kommen, und boten ihnen alles was sie in dem Lande rares hatten, an. Der treulose Vasques ließ seine beyden Schiffe mit allen Arten von Vorräthen beladen; und um den Wilden noch mehr Zutrauen einzuflößen, bat er sie, solche auf seinen Schiffen verzehren zu helfen. Sie kamen in grösserer Anzahl, als zuerst. Man setzte ihnen ein prächtiges Mahl vor, und gab ihnen reichlich zu trinken. Hierauf spannete man die Segel auf, unter dem Vorwande, sie zu belustigen, und machte die Schiffe fertig, abzufahren. Die Floridier ließen nicht nach, übermäßig zu trinken, und verloren zu gleicher Zeit Verstand, und Frey-

heit. Als sie weder Kräfte, Gefühl, noch Kenntniß mehr hatten, legten die Spanier sie alle zusammen in Ketten, und schmissen sie zu unterst in das Schiff. Sie hoben alsdenn die Anker, und zum Vollgewichte ihrer Treulosigkeit, und Unmenschlichkeit, löseten sie ihre Canonen auf die Weiber und Kinder, die ihrer Männer und Väter Rückkunft an dem Ufer erwarteten. In was für Entsetzen und Verwunderung geriethen die Gefangenen nicht, als sie ausgeschlafen hatten, und ihren ersten Blick auf die schweren Ketten wurfen, mit welchen sie gefesselt waren! Ein durchdringendes Geschrey von Schmerz und Wuth war der erste Ausdruck ihrer Verzweiflung. Viele wollten nichts zu sich nehmen, und verhungerten. Andere sturben vor Kummer; die meisten Ueberlebenden aber, mußten wenige Tage hernach auf einem dieser Schiffe, welches strandete, ertrinken. Diejenigen, welche die Spanier noch retten konnten, wurden in die Bergwerke geschleppet, und zur härtesten Dienstbarkeit verurtheilet. Der unmenschliche Vasques genoß die Früchte seiner Grausamkeit nicht lange: das Gold, das er in Florida zu finden vermeynte, bewog ihn, dahin zurück zu kehren: die Wilden erkennten

kennten ihn, fielen auf seine Leute, zerrissen zweyhundert Soldaten, und zerstreueten die übrigen: das Meer verschlung einen Theil seiner Flotte; er selbst aber entkam, und kehrte in sein Vaterland, wo er von seinen Landesleuten verabscheuet, und von seinem Gewissen genaget, armselig leben, und endlich im äußersten Elende sterben mußte.

Der berühmte Fernandes de Soto that einige Jahre lang verschiedene Reisen nach Florida. Bey seiner Ankunft auf den Küsten, ließ er einen Theil seiner Leute, zwey Stunden von einem Dorfe, an das Land steigen, wo ein Cacique, oder kleiner König des Landes, zu befehlen hatte. Seine Leute trafen unter Weges Indianer an, welche, da sie sich verfolget sahen, in ein Holz flüchteten. Einer von ihnen blieb zurück, und gieng den Christen entgegen; hier ergriff ein Spanier seine Lanze, und wollte ihn erstechen; dieser Mensch aber machte das Zeichen des Kreuzes, und schrie in Castilianischer Sprache: „ich bin ein Christ, und ein Spanier, verschonet mich, und rufet meine zerstreueten Freunde; ich bin ihnen mein Leben schuldig, sie aber haben friedfertige Gesinnungen.„ Man nahm, und führte ihn zu dem General, der

seine Geschichte, und wie er sich alleine von seiner Nation unter den Floridiern befände, wissen wollte. „Ich bin, antwortete er, aus einer guten Familie von Sevilien, und hoffete unter Dom Vasques mein Glück zu machen, bin aber mit einem andern Spanier, der in Stücken gehauen wurde, weil er sich wehrete, den Indianern in die Hände gerathen. Man brachte mich zu dem Cacique, der sogleich Befehl gab, mich über einem kleinen Feuer aufzuhängen, und lebendig zu braten; auf Bitten aber seiner Tochter schenkte man mir das Leben; und ich kriegte die Besorgniß, die todten Körper neben dem Tempel zu bewachen, damit sie nicht von den Wölfen, die öfters da herumschweiften, weggetragen würden. Es fehlte nicht viel, daß ich nicht ein zweytesmal zum Tode verdammet wurde, nachdem eines dieser Thiere den Körper des Kindes des Cacique fortgeschleppet hatte: jedoch auf Anhalten meiner Wohlthäterinn, die mich oft die Nacht besuchte, und gesehen hatte, wie beherzt ich den Anfällen des Wolfes entgegen gegangen war, wurde ich abermals begnadiget. In der That, fand man hernach den Wolf mit dem Pfeile, womit ich ihn verwundet hatte, und das Kind unbeschädigt neben ihm.„ „Ei-

„Einige Zeit darauf starb der Cacique: ich aber verlor mein Amt und meine Gunst; und man war Willens, mich dem Teufel zu opfern. Doch diejenige, welche mir das Leben schon gerettet hatte, gab mir von der bevorstehenden Gefahr Nachricht, wies mir, wie, und wo, ich entfliehen konnte, und begleitete mich so gar einen Theil des Weges. Ich gerieth in die Hände eines der Oberhäupter der Indianer, dem ich alle Treue versprach; er aber versicherte mir, er wolle aus Erkenntlichkeit es dahin vermitteln, daß ich wieder zu meinen Landesleuten käme. Er erlaubte mir, mich zu denen ersten Christen, die auf der Küste landen würden, zu begeben: da ich aber bereits zwölf Jahre bey den Floridiern zugebracht hatte, machte ich mir weiter keine Hoffnung. Man hat mir übrigens allezeit mit vieler Gutheit begegnet; und itzt, bey Ihrer Ankunft, hat man mich voraus geschickt, und die Vornehmsten des Dorfes mir zu Begleitern mitgegeben, um Ihnen die friedlichen Gesinnungen der Nation zu versichern.„

Soto nahm diejenigen, welche mit dem Spanier gekommen waren, sehr wohl auf. Er ließ dem Cacique versichern, wie er das, was

man an einem seiner Landesleute gethan hätte, niemals vergessen würde, und nachdem er von ihnen erfahren hatte, daß dreyßig Stunden weiter in das Land viel reichere Gegenden wären, als an den Küsten, schickte er sie wieder zurück. Man erwähnte unter andern ein Land, wo eine vortrefliche Prinzeßinn regirete, welche sich die Hochachtung der Fremden eben so gern zu erwerben bemühen würde, als sie Sorge trüge, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern. Mehr brauchte es nicht, die Einbildungskraft eines Spaniers anzufeuern. Soto eilete, seine Reise nach dieser glückseligen Landschaft anzutreten. Den andern Tag nach seiner Ankunft schickte er zu der Prinzeßinn, und ließ sie begrüßen; sie aber sendete sechse ihrer vornehmsten Unterthanen, als Abgeordnete, zu ihm ab. Der Statthalter empfieng sie unter einem Thronhimmel, auf einem vergoldten Armstuhle, welchen man allezeit zu dergleichen Gelegenheiten, dem prahlenden und romanenhaften Character der Spanier gemäß, unter dem Gepäcke bey sich führte.

So bald die Abgesandten sich dem Generale genähert hatten, verbückten sie sich vor der Sonne, und vor dem Monde, und dem

Soto

Soto machten sie einen tiefen Reverenz. Sie fragten ihn, ob er Krieges, oder Friedens wegen zu ihnen käme? Er antwortete, er wollte nichts als Frieden, hätte aber Lebensmittel nöthig. „So seyn Sie denn willkommen, sagte man ihm; wir haben ebenfalls friedfertige Gedanken. Unsere Vorräthe sind zwar selten geworden, denn die Pest hat große Verwüstungen unter uns angerichtet; doch wir wollen Ihr Verlangen unserer Landesfürstinn vortragen, die sich ein Vergnügen machen wird, Ihnen behülflich zu seyn.„

Sie nahmen hierauf von dem Generale Abschied, und kehrten in ihre Boote zurück. Nach etlichen Stunden sah man zwey andere Barken auf dem Flusse ankommen, wo auf der einen die vorigen Gesandten, auf der andern, kostbar verzierten, die Prinzeßinn selbst, auf zwey Küssen sitzend, in Begleitung von sechs Frauenzimmern befindlich waren. So bald die Prinzeßinn sich an das Land begeben hatte, kam Soto ihr entgegen, sie zu empfangen, und nachdem sie sich gesetzet hatten, sagte sie: „ich bedauere sehr, so wohl wegen Ihrer selbst, als wegen Ihrer Leute, daß unsere Vorräthe so selten geworden sind: unterdessen habe ich zwey Magazine für die Armen;

eines davon will ich Ihnen überlassen; allein das andere bitte ich mir zur Nothdurft für mein Volk aus. Ich habe zweytausend Scheffel Mehl in einer meiner benachbarten Städte, worüber Sie gebieten können; und finden Sie es nöthig, so will ich mein eigenes Haus, und meine Residenz verlassen, damit ihre Spanier wohnen können.„

Der General, gerühret von der Großmuth, und den Reizen der Prinzeßinn, versicherte ihr, daß er weit entfernt wäre, sie aus ihrer Residenz zu vertreiben; daß nur ein Theil der Stadt für ihn, und seine Leute hinlänglich sey, er aber eine ewige Erkenntlichkeit für die Gütigkeit, die sie ihm bezeigte, haben würde; er hoffe auch, ihr solche darzuthun, indem er seine Anstalten dergestalt machen wolle, daß weder sie, noch ihre Unterthanen, sich über ihn, und seine Leute zu beschweren Ursache haben sollten. Die Königinn nahm hierauf die Perlen, welche sie um den Hals hatte, ab, und gab sie durch die Hände des Dolmetschers dem Spanischen Generale, mit Bitte, nicht übel zu nehmen, daß sie solche ihm nicht selbst überreichte, die Ursache aber, die sie davon abhielte, wäre die Furcht, daß dergleichen Handlung als ein

Fehler

Fehler wider die Schamhaftigkeit ihres Geschlechts angesehen werden möchte. Soto stund auf, nahm das Halsband, küssete es, und zog zu gleicher Zeit einen sehr schönen Rubin von seinem Finger, den er der Prinzeßinn anbot, und den sie nahm. Nach diesen beyderseitigen Geschenken begab sie sich weg, und hinterließ den Spaniern die vortheilhaftesten Begriffe von ihrer Person. Wenige Zeit darauf, als sie an dem andern Ufer wieder ausgestiegen war, schickte sie Boote und Flöße für die Armee, womit sie über den Fluß setzten, und in der Stadt ihre Quartiere nahmen.

Als Soto nach genauer Untersuchung fand, daß kein Gold im Lande anzutreffen war, entschloß er sich, weiter zu gehen. Die Prinzeßinn, die ihn so großmüthig aufgenommen hatte, schickte ihm noch etliche Wilde, die ihm den Weg zeigen mußten. Die Spanier stelleten binnen vier Jahren verschiedene Reisen nach Florida an; endlich aber sturb ihr General an dem Flusse Mißißippi, nachdem er niemals die Absicht ausgeführet hatte, sich an irgend einem Orte niederzulassen. Moscoso, sein Nachfolger, führte den traurigen Rest seiner Armee nach Mexiko zurück; und

von der Zeit an ist kein einziger Spanier in Florida, das Land aber ohngefähr in eben den Umständen geblieben, wie vorher, ehe Ponce de Leon die erste Entdeckung davon gemachet hat.

Auch zwanzig Jahr nachher stund Florida noch in dieser Verfassung, als der Admiral von Coligny sich vornahm, eine Colonie von Leuten seiner Religion daselbst zu errichten. Carl IX überließ ihm die Freyheit, sich aller der Gewalt, die ihm seine Würde gab, zu bedienen; und die Franzosen hätten Vortheil davon haben können, wenn sie, anstatt Goldminen zu entdecken, welche niemals vorhanden gewesen sind, mehr begierig gewesen wären, die natürlichen Reichthümer einer fruchtbaren Landschaft zu befolgen, die wegen der Menge wilder Thiere, und des kostbaren Pelzwerks, einen ansehnlichen Zweig der Handlung abgegeben hätten.

Außer der Begierde Gold zu finden, welches allezeit der erste Bewegungsgrund der Herumläufer in der neuen Welt gewesen ist, scheint es, daß noch andere Absichten beygetragen haben, warum sich der Französische Hof entschloß, eine Colonie nach Florida zu schicken. Die Protestanten hatten

sich

sich in dem Königreiche auserordentlich vermehret; und man hatte Ursache, sich für Leuten zu hüten, die vermöge ihrer Religion natürlicher Weise zur Unabhängigkeit geneigt zu seyn schienen. Man glaubte also, es wäre gut, innerliche Feinde zu entfernen; und man sah gern, daß sie selbst geneigt waren, aus dem Lande zu gehen.

Der Capitain **Ribaut**, ein Mann von Erfahrung, und ein eifriger Hugenotte, wurde zum **Anführer** dieser Wanderung gewählet. Er reisete von Dieppe mit zwey Schiffen ab; und bey seiner Ankunft in Florida, errichtete er auf einem Sandhügel eine kleine steinerne Seule, worauf er das französische Wappen setzen ließ. Auf diese Art nahm er, im Namen des Königes, Besitz von dem Lande, gieng weiter, gab allen Flüssen, die er antraf, die Benennung unsrer größten Flüsse, und steckte, auf einer Insel, eine kleine Schanze ab, wo er gar bald seinen Leuten Wohnung verschaffte. Er hätte den Platz dazu nicht besser wählen können: die Felder dieser Gegend sind schön, und anmuthig, der Boden fruchtbar, und mit verschiedenen fischreichen Flüssen durchschnitten, und die Hölzer voller Wildpret. Die Lorber- und Mastixbäume

bäume geben den angenehmsten Geruch, und die Wilden dieser Gegend sind die geselligsten von Amerika. Dieses alles kommt auch überhaupt demjenigen Lande zu, welches seitdem das Französische Florida geheißen hat. Man hatte lange Zeit geglaubet, wie Sie bereits gesehen haben, daß Gold- Silber- Kupferbergwerke, Perlen, und Edelsteine daselbst zu finden wären; aber je mehr man die Sachen in der Nähe hat kennen gelernet, je deutlicher hat man eingesehen, daß zwar wirklich an einigen Oertern Kupfer, und in zwey oder drey Flüssen elende Perlen anzutreffen sind; aber das wenige Gold und Silber, das man in den Händen der Wilden gesehen hatte, kam von den Spaniern her, derer ein großer Theil bey der Einfahrt des Canals von Bahama, und längst den Küsten von Florida, Schiffbruch erlitten hatten. Ihre Schiffe, jedesmal mit den Schätzen aus Amerika beladen, waren öfters auf denen Sandbänken, womit die ganze dasige Gegend besäet ist, gescheitert, und die aufmerksamen Einwohner hatten ihr Unglück genutzet. Man hat daher auch bemerket, daß die dem Meere am nähesten gelegenen Einwohner mit dieser Beute weit besser versehen waren, als die andern.

Ribaut,

Ribaut, der von seiner Niederlassung sehr zufrieden war, kam nach Frankreich zurück, um neue Verstärkung zu holen; als diese aber unglücklicher Weise fehl schlug, sah sich seine kleine Colonie gar bald in dem äußersten Elende. Was bey dieser Gelegenheit vorgegangen ist, Madame, wird Ihnen so ausserordentlich scheinen, daß Sie es in Zweifel ziehen könnten, wenn die Gewißheit der Geschichte nicht alle Schwierigkeit wegen ihrer Wahrscheinlichkeit aufhübe. Folgendergestalt haben alle diejenigen, welche Zeugen gewesen sind, die Sache erzählet; und nach ihnen haben die Geschichtschreiber diese sonderbare, und schreckliche Begebenheit wiederholet. Ich werde mich daher ihrer eigenen Ausdrücke bedienen.

„Der Vornehmste dieses kleinen Truppes stellte den übrigen lebhaft vor, was sie alles zu befürchten hätten; und man beschloß einmüthig, ohne einen einzigen Tag Zeit zu verlieren, ein Schiff zu bauen, worauf sie unverzüglich nach Europa zurück kehren wollten. Allein, wie einen Anschlag ohne Zimmerleute, ohne Segel- und Tauwerk ausführen? Die Noth, wenn sie auf das äußerste gekommen ist, hebt alle Schwierigkeiten auf.

Ein

Ein jeder legte Hand an das Werk: Leute, die in ihrem Leben weder Axt, noch Werkzeug angegriffen hatten, wurden Zimmerleute, und Schmiede. Das Moos, und eine Art von Werge, das in diesem Theile von Florida auf den Bäumen wächst, dienete, das Schiff zu kalfetriren. Jeder gab seine Hemden, und Betttücher her, um Segel zu machen. Aus dem Baste der Bäume drehete man Stricke und Taue; und in weniger Zeit war das Schiff fertig, und wurde in das Wasser gelassen. Die nämliche Zuversicht, die den Bau ohne Materialien, und Handwerksleute, bewerkstelliget hatte, trotzte auch aller zu besorgenden Gefahr der Schiffahrt bey sehr wenigen Vorräthen, und ohne Matrosen.„

„Unsere Wagehälse waren noch nicht weit auf dem Meere gekommen, als sie wegen anhaltender Windstille liegen bleiben, und die wenigen mitgenommenen Lebensmittel aufzehren mußten. Die Portionen verringerten sich gar bald täglich auf zwölf oder funfzehn Körner Indianisches Kornes: und auch diese sehr mäßige Eintheilung dauerte nicht lange. Man nahm also seine Zuflucht zu den Schuhen; und alles, was auf dem Schiffe von Leder war, wurde verzehret. Das süsse

Wasser

Wasser fehlte endlich auch, und einige, welche Seewasser getrunken hatten, sturben. Auf einer andern Seite fieng das Schiff an, leck zu werden; und die vom Hunger ganz ausgezehrte Schiffsbesatzung sah sich nicht im Stande, das Wasser herauszupumpen. Jeder Umstand bot einen Gegenstand von Verzweifelung dar. In dieser erbärmlichen Verfassung fieng man an vorzuschlagen, daß ein einziger, der sein Leben aufopfern wollte, alle übrige retten könnte. Dieser grausame Vorschlag, anstatt mit Abscheu verworfen zu werden, wurde gebilliget; und als man sich wegen der Wahl des Schlachtopfers, dem Looſe überlassen wollte, erklärte sich ein Soldat, Namens Lachau, daß er sterben wollte, um seiner Camaraden Leben zu verlängern. Man nahm ihn bey dem Worte, und erwürgte ihn auf der Stelle, ohne daß er den geringsten Widerstand that. Nicht ein Tropfen von seinem Blute gieng verlohren: alle trunken es mit gleicher Begierde, und nachdem man den Körper in Stücken zerlegt hatte, wollte ein jeder seinen Antheil haben. Diesem Anfange würde ohnfehlbar ein weit blutigeres Niedermetzeln gefolget seyn, wo es bey der Eintheilung der Schlachtopfer vermuthlich

nicht

nicht geblieben wäre, wenn man nicht wenige Zeit darauf Land entdecket, und ein Schiff, welches sich näherte, zu Gesichte bekommen hätte. „

Man erfuhr, daß der innerliche Krieg in Frankreich, der wieder heftiger ausgebrochen war, als jemals, den Admiral von **Coligny** abgehalten hatte, sich mit Florida zu beschäfftigen; daß er aber nach zu Stande gebrachten Frieden alle seine Sorgfalt zu Erhaltung dieser Colonie anwendete. Der Capitain **Ribaut** that auch wirklich eine **zweyte Reise**, mit viel mehr Leuten, als das erstemal dahin; allein, sie dienten den **Spaniern** zu bloßen Schlachtopfern, die sie ihrem Hasse, und Ehrgeitze aufopferten. Sie sahen sich als die **alleinigen** Beherrscher des Landes an, und konnten nicht leiden, daß Franzosen, noch weniger aber **Protestanten**, sich daselbst niederlassen wollten. Unterdessen, da beyde Nationen dazumal in Friede mit einander lebten, fand Ribaut kein Bedenken, sich dem Spanischen Commendanten anzuvertrauen, der ihm auf seine Ehre versichert hatte, ihm nicht die geringste Unruhe zu machen; weil letzterer aber sich ohne Zweifel auf die abscheuliche Meynung gründete, daß man

Ketzern

Ketzern keine Treue halten dürfe, ließ er sie alle umbringen. Einige hieng man auf, mit der Ueberschrift, daß man ihnen nicht als Franzosen, sondern als Calviniſten, und Feinden des Glaubens auf diese Art begegnete. Der Capitain Ribaut, der unter den Hingerichteten nicht begriffen war, verlangte den Commendanten zu sprechen, um die Ursache einer Aufführung zu erfahren, welche der gegebenen Versicherung so sehr zuwider lief; man antwortete ihm aber, der Commendant wäre nicht zu sprechen. Einen Augenblick hernach, kam ein gemeiner Soldat, und sagte zu dem französischen Generale: „haben Sie nicht allemal verlanget, daß diejenigen, welche unter ihrem Befehle stehen, Ihnen in allem Gehorsam leisten sollen? Freylich, antwortete Ribaut, der nicht wußte, worauf die Frage abzielte. Wohlan, versetzte der Soldat, lassen Sie Sich nicht befremden, daß ich den Befehl meines Commendanten vollstrecke:„ und als er diese Worte gesagt hatte, stach er ihm einen Dolch in das Herz: man schnitt ihm hernach den Bart ab, den der Spanier als ein Siegeszeichen nach Sevilien schickte.

Auf die Nachricht dieser Mordthat, athmete Frankreich nichts als Rache. Ein Edelmann aus Gascogne, mit Namen, Gourgues, widmete sich der Ehre seines Vaterlandes; und in dieser Absicht verkaufte er sein ganzes Vermögen, nutzete die Börse seiner Freunde, wählete Leute von gutem Willen, und an der Spitze einer kleinen Flotte reisete er ab, um sich mit den Floridiern wider die Spanier zu verbinden. Sein Anschlag glückete. Gourgues fand Mittel, sich der Festung, worinnen alle seine Feinde waren, zu bemächtigen, und nach geschehener Plünderung ließ er die Gefangenen an eben den Ort hinführen, wo die Franzosen waren ermordet worden. Er wurf ihnen ihre Grausamkeit, ihre Untreue, ihren Meineyd, vor, übergab sie dem Nachrichter, und ließ sie in seiner Gegenwart aufknüpfen, mit dieser mitten auf dem Platze errichteten Aufschrift: „Dieses thue ich an ihnen, nicht als an Spaniern, sondern als an Verräthern, Dieben, und Mördern.„ Nach geschehener Verrichtung, die allerdings bey etwas mehr Mäßigung ruhmvoller gewesen wäre, kehrte Gourgues wieder nach Frankreich zurück, wo er mit dem

Nach-

Nachruhme eines der bravesten Officiere seines Jahrhundertes starb.

Die Sitten und Gebräuche der Floridier kommen mit der übrigen Wilden in Amerika ihren ziemlich überein. Jedoch gehen sie mit den Gefangenen nicht so grausam um, wie die Canadier, und treiben die Unmenschlichkeit nicht so weit, daß sie sich ein Vergnügen machten, einen unglücklichen Gefangenen leiden zu sehen, oder als eine Kunst ansahen, ihn recht zu martern. Sie begnügen sich, die gefangenen Weiber, und Kinder, zu Sclaven zu machen; die Männer aber opfern sie der Sonne, und halten es für eine Religionspflicht, das Fleisch dieser Schlachtopfer zu essen. Ihre Oberhäupter sind auf dem Marsche, und in der Schlacht allezeit an der Spitze ihrer Truppen. Auch ist der Gebrauch, daß sie die Haut von dem Kopfe ihrer erlegten Feinde abziehen. Bey denen Feyerlichkeiten, die auf ihre Siege folgen, putzen sich die alten Weiber mit diesen Schopfen, welche ihnen denn das Ansehen wahrer Furien geben.

In einem Kriege, den ein Cacique von Florida wider ein anderes Oberhaupt führete, hatte er etliche Franzosen gebeten,

ihm in Ueberwindung seines Feindes zu helfen. Nach ihrer Rückkunft fragte er einen, mit Namen Levasseur, ob er etliche Schopfe abgezogen hätte? „Nein, antwortete Levasseur, es ist dieses bey den Franzosen nicht üblich.„ Hierauf nahm ein Indianer einen Pfeil, und schoß damit einen seiner Camaraden, der nicht weit davon saß. Dieser fiel zur Erden, ohne sich zu rühren. Seine Brüder, Schwestern, und Aeltern setzten sich auf ihn, und weineten; das Oberhaupt aber, nebst den meisten von seinem Gefolge, trunken unterdessen eine Art von Tisane, ohne ein Wort mit einander zu reden; ja sie thaten, als wenn sie das Vorgegangene nicht bemerkten. Levasseur, voller Verwunderung, trat zu dem Oberhaupte, und fragte, was dieß zu bedeuten hätte. Anstatt der Antwort wiederholte dieser mit einem kläglichen Tone: Timagoa, Timagoa; es war dieß der Name des feindlichen Oberhauptes. Der Franzose machte sich an einen andern Wilden, um besser unterrichtet zu werden; dieser letzte aber, der ihm die nämliche Antwort gab, bat ihn, nicht weiter zu fragen. Unterdessen brachte man den Verwundeten anderswohin, und Levasseur, der gern wissen wollte, was man mit

ihm

ihm machen würde, fand ihn von einem Haufen Wilder, beyderley Geschlechts, umgeben, die ihn beweineten. Junge Mägdgen wärmten eine Art von Moose, und rieben des Kranken Leib. Endlich, nach einiger Zeit, schien er sich wieder zu erholen; und in der That hatte man ihm keinen so großen Schaden gethan. Das Oberhaupt sagte hierauf zum Levasseur, daß, wenn eine Parthey aus dem Kriege zurück käme, ohne Haarschopfe mitgebracht zu haben, das Liebste unter den Kindern des Cacique auf diese Art verwundet werden müßte, um das Andenken der von dem Feinde empfangenen Beleidigungen besser einzuprägen, und zur Rache desto mehr aufgemuntert zu werden.

Ehe ein Oberhaupt der Floridier zu Felde geht, stellt er alle seine Leute in Schlachtordnung, und verrichtet eine Ceremonie, deren er sich nach der Religion dieses Volks nicht entbrechen kann. Er fängt an, sich auf die Erde zu setzen, und seine Soldaten lagern sich in eben der Stellung um ihn herum. Alsdenn fordert er Wasser, das man ihm in einem Gefäße bringt: kaum hat er es in die Hand genommen, so scheint er in Verzuckungen zu gerathen, wie ein Besessener. Die

Augen verdrehet er im Kopfe auf eine abscheuliche Art, und kehret sie beständig gegen die Sonne. Wenn er ruhiger geworden ist, gießt er ein wenig Wasser auf die Köpfe derer, die um ihn herum sitzen; hierauf, gleichsam als ob er auf einmal wieder in eine neue Raserey verfiele, schüttet er das übrige des Wassers in ein Feuer, das zu diesem Ende angezündet wird, und schreyt aus allen Kräften: He Timagoa. Die ganze Armee wiederholet das Geschrey; und auf dieses Zeichen steht jedermann auf, und augenblicklich tritt man den Marsch an. Als ich mich nach der Auslegung dieser Ceremonie erkundigte, sagte man mir, daß während der Entzückung das Oberhaupt die Sonne um die Erhaltung des Sieges beständig anflehete, und die Inbrunst seines Gebethes wäre Ursache, daß man ihn in diesem Zustande sähe; indem er Wasser auf den Kopf seiner Soldaten gösse, thäte er Wünsche, daß sie mit den Haarschöpfen ihrer Feinde wieder zurück kommen möchten; und indem er das übrige Wasser in das Feuer schüttete, bezeugte er sein Verlangen, auch den letzten Tropfen ihres Blutes zu vergießen.

Die Sonne scheint die einzige Gottheit der Floridier zu seyn; wenigstens sind

ihr

ihr alle Tempel gewidmet: der Dienst aber, den man ihr leistet, ändert sich nach den verschiedenen Gegenden. Die **Vielweiberey** ist niemanden erlaubet, als den Oberhäuptern der Nation. Sie geben auch nur einer ihrer Weiber den Namen der Ehefrau: die andern sind wahre Sclavinnen, und ihre Kinder haben kein Recht zu erben. Den **Oberhäuptern** erweiset man bey ihrem Leben große Ehre; noch größere aber, nach dem Tode. Der Ort ihres **Begräbnisses** ist mit eingepflanzten Pfeilen umgeben, und der Becher, woraus sie getrunken haben, wird auf das Grab gesetzet. Das ganze Dorf weinet, und fastet drey Tage lang: die Hütte des Verstorbenen wird mit allem, was zu seinem Gebrauche diente, verbrennet, gleichsam als ob niemand nach ihm würdig wäre, solche zu besitzen. Hernach schneiden sich die Weiber die Haare ab, streuen sie auf das Grab, gehen wechselsweise täglich dreymal dahin, weinen, und fahren sechs Monate lang damit fort. Die Oberhäupter der benachbarten Flecken kommen auch in Ceremonie hin, und erweisen ihrem Bundsgenossen die letzte Ehre.

Fast die einzige **Erziehung**, welche man hier den Kindern giebt, besteht, ohne An-

sehen des Geschlechts, in der Uebung im Laufen. Es sind Preise für diejenigen ausgesetzt, die sich darinnen hervor thun: daher auch alle Indianer, Manns- und Weibspersonen, von einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit sind. Man sieht sie schon eher auf dem Gipfel der höchsten Bäume, als man sie hinanklettern sieht. Sie schwimmen auch mit ungemeiner Behendigkeit; und selbst die Weiber, mit ihren Kindern, die sie in den Armen haben, setzen über die größten Flüsse mit unglaublicher Hurtigkeit.

An Pflanzörtern haben die Spanier, benebst S. Augustino, welches seinen Ursprung ihnen zu danken hat, keine wichtigern in Florida gehabt, als S. Marco, S. Josepho, und Pansacola. Die drey letzten liegen auf der mittäglichen Seite, nach dem Golfo von Mexico zu. Diese Küste ist der Sitz der Austern, so wie die Sandbank von Terreneuve, der Sitz von Stockfischen ist. Es giebt kleine Austern daselbst von vortreflichem Geschmacke; und andere, viel größere, aber weniger gutschmeckend, sind so häufig, daß sie Klippen, dem Wasser gleich, vorstellen, die man anfänglich für Felsen hält.

Die

Die Schanze S. Marco ist viereckig, von Steinen gebauet, und ziemlich regelmäßig befestiget. In civil- und militair-Sachen steht sie unter S. Augustino, in geistlichen aber unter Havana. Sie liegt auf einer kleinen Höhe, und ist mit Morästen umgeben. Die benachbarten Wälder und Wiesen sind voller Ochsen, und Pferde, welche die Spanier daselbst haben sich vermehren lassen. Man sieht wenige Wilde in dem ganzen Lande; ehedem aber ist es von den Apalachen bewohnet worden. Diese sonst so zahlreiche Nation besteht heutiges Tages aus wenigen Menschen. Die Spanier haben ihnen ihre Religion mitgebracht, sie aber ihrer Freyheit beraubet: sie haben sie zu Christen, und zu Sclaven gemacht; wenn es anders möglich ist, daß man ein Volk zu wahren Christen machen kann, dem man das Christenthum vorher gehäßig gemachet hat.

Die Lage von S. Josepho, seine Ufer, sein Erdreich, und alles was da herum liegt, nichts machet die Ursache begreiflich, welche die Spanier bewogen hat, sich in dieser Bay niederzulassen. Man hätte nie vermuthen sollen, Menschen daselbst zu finden, noch weniger Europäer. Eine flache, allen Winden

ausgesetzte Küste, ein dürrer, sandiger Erdboden, ein verstecktes Land, das keine Art von Handlung treiben, ja nicht einmal zu einer Niederlage dienen kann, einen solchen Ort haben sie erwählet, aus Mißgunst wider die Französischen Errichtungen in Louisiana. Die Schanze ist blos von Erde erbauet, aber mit Palissaden, und gutem Geschütze versehen. Die Besatzung ist zahlreich, der Generalstab vollständig, und fast alle Officiere haben ihre Familie bey sich. Die Häuser sind reinlich, bequem, und wohl meubliret; aber auf den Gassen wadet man im Sande bis an die Kniee. Die Damen gehn nicht aus, als in die Kirche; und dieß geschieht allezeit mit einem Aufzuge und Stolze, der ihrer Nation eigen ist.

Die Stadt S. Augustino ist der Hauptort aller Spanischen Errichtungen in dieser Provinz. Vor diesem besaßen sie eine kleine Festung, welche die Franzosen unter dem Namen Carolina erbauet hatten, und wenige Jahre hernach verloren. Heut zu Tage heißt sie S. Matthäo: es ist eben der Ort, wo die Franzosen, wie ich gesagt habe, von den Spaniern auf eine so grausame Weise ermordet wurden. Letztere haben sie

lassen

lassen von den Engländern wegnehmen, die vermuthlich bald ganz Florida bekommen werden.

Zwischen dieser Halbinsel, und den Lucayischen Inseln, ist der Canal von Bahama, über welchen wir giengen, um nach Jamaica zu kommen. Mit besagten Inseln, welche Christoph Columbus im Namen des Königes von Spanien in Besitz nahm, fieng sich die Entdeckung der neuen Welt an. Er gab ihnen den Namen der Indianer, die sie bewohnten, und welche die Spanier, ihrer Gewohnheit nach, entweder umgebracht, oder in ihre Pflanzörter zu dem Bergwerksbaue weggeführet hatten. Es ist nicht möglich, die Anzahl der Lucayischen Inseln zu bestimmen. Es sind ihrer vielleicht mehr als fünfhundert; aber die meisten so klein, daß es eher Klippen, als Inseln sind. Einige davon sind dennoch groß genug, um der Reisenden Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Besonders unterscheiden sich, Lucayeneque, als die größte; Bahama, welche der Meerenge ihren Namen giebt; Bimini, wo Ponce von Leon die berühmte Quelle, welche ihm die Kräfte, und die Annehmlichkeit einer muntern Jugend wieder geben sollte, lange Zeit gesu-

chet hat; Guanahani, die erste, wo Christoph Columbus angelandet ist, und wo die erste Zusammenkunft der alten und neuen Welt, (vergeben Sie mir, Madame, diesen Ausdruck,) vorgegangen ist; eine Zusammenkunft, von außerordentlicher Beschaffenheit, und welche große Veränderungen in beyden Welten hervorgebracht hat. Columbus, durch Pflanzung eines Kreuzes auf dem Ufer, nahm von der Insel, im Namen Sr. Catholischen Majestät, und im Angesichte der armen Einwohner, Besitz, welche nicht glaubten, daß diese heilige Ceremonie sie künftig einmal um ihre Freyheit bringen würde. Die Inseln der Märtyrer sind nichts als eine Menge Felsen, die ihren Namen von dem Anblicke haben, den sie geben: bey der ersten Ansicht nähme man sie für so viele aufgespießte Männer. Sie sind wegen der vielen Schiffbrüche berühmt geworden, die mehr als zu sehr die traurige Bedeutung ihres Namens anzeigen. Die Sandbänke, und Klippen, womit alle diese Inseln umgeben sind, machen die Anfahrt beschwerlich. Einige von ihnen sind wüste; andere werden von den natürlichen Landeseingebohrnen bewohnet; und etliche gehören den Engländern.

Unter die letztern rechnet man diejenige, die anfänglich die Insel Sayle hieß, und welche heutiges Tages, Providence, genennet wird. Verschiedene Herumläufer aus England, und aus den Englischen Colonien, begaben sich dahin, um in mehrerer Freyheit, als unter einer ordentlichen Regirung, zu leben. Man schickte ihnen einen Commendanten, der aber übel empfangen wurde: dieses lüderliche Gesindel bemächtigte sich seiner, schickte ihn nach Jamaica, und ließ sich nicht stören, die Insel ohne alle Gesetze, als was ihr Eigennutz, und Vergnügen erforderten, zu bewohnen. Niemand getrauete sich, über eine so verderbte Colonie die Aufsicht zu haben, bis endlich ein Officier, Namens Klark, sich in Ansehen zu setzen wußte. Sein Nachfolger in dieser Statthalterschaft war ein ehrgeitziger, eigennütziger, böser Mann, der die rechtschaffenen Leute verfolgte, die Böswichter aber begünstigte, und aus der Insel einen Aufenthalt von Seeräubern, und Spitzbuben machte. Die Verjagung des Tyrannen brachte die Einwohner wieder in Ruhe, und die Colonie in Aufnahme. Man rechnet daselbst tausend oder zwölfhundert Engländer, und dreyhundert Schwarze. Die

Stadt

Stadt Nassau ist der Hauptort. Als eine besondere Merkwürdigkeit hat man uns angezeiget, daß die meisten Fische hier giftig sind. Wenn man sie ohne Unterschied ißt, so fühlet man in den Gelenken aller Glieder Schmerzen, die etliche Tage anhalten. Hat man einmal die Wirkung dieser schädlichen Fische erfahren, so spüret man eben dergleichen Schmerzen, wenn man auch von den guten ißt.

Der Handel dieser Insel besteht in nichts, als in etlichen Orangen, welche nach dem nordlichen Amerika geschickt werden. Ihren größten Gewinnst hat sie in Kriegszeiten von denen Prisen, die man dahin bringt; zu aller Zeit aber, durch den Schiffbruch, welcher sich in diesem Labyrinthe von Inseln, Felsen, und Klippen, sehr häufig ereignet. Dieß ist der einzige Vortheil, den die Engländer daher ziehen, anstatt daß sie eben so guten Zucker hier erbauen könnten, als in nur einer der übrigen Colonien. Nichts beweiset mehr, wie sehr der Unternehmungsgeist, der ihre ersten Errichtungen belebete, abgenommen hat.

Nachdem wir über den Canal von Bahama gefahren waren, kriegten wir das Cap

von

von Sed, auf der nördlichen Seite der Insel Cuba, zu sehen; und des andern Tages, mit der Sonne Aufgange, waren wir Havana gegen über. Bey der Einfahrt in den Haven sieht man zur Linken, auf einem Felsen, an dessen Fusse man vorbey fahren muß, eine Schanze, welche drey Batterien, mit Canonen, über einander hat: sie wird die Mohrenschanze genennet. Zur Rechten liegt eine Reihe Bastionen, die gut gebauet, und wohl unterhalten zu seyn scheinen. Die Einfahrt ist an diesem Orte nur fünf oder sechshundert Schritte breit; und wird mit einer großen Kette versperret, welche ein Schiff lange genug aufhalten kann, daß es die Canonen in Grund schießen, ehe es selbige zersprenget. Die Fahrt erweitert sich hernach bis an die Stadt; diese aber liegt an der Spitze einer Halbinsel, und ist auf der Landseite mit einer Mauer voller Bastionen verwahret. Die Lage der Stadt ist angenehm, und entwickelt sich gut, so bald man vor der Mohrenschanze vorbey ist: die Gassen sind wohl durchschnitten, der Damm ist breit, und gut unterhalten, die Häuser ziemlich hübsch, so wie die Kirchen, derer es eine große Anzahl giebt. Mit einem Worte, eine Stadt von zwanzigtausend

tausend Einwohnern hätte nicht mehr Ansehen; und es fehlet doch viel, daß Havana nur die Hälfte, so wohl an Spaniern, als Portugiesen, Schwarzen, und Mülatern aufzuweisen habe. Der Statthalter der Insel hat hier seine Residenz; und die Besatzung, so wohl in der Stadt, als in den Festungswerken besteht allezeit beynahe aus tausend Mann. Die besondere Schönheit der Weiber, und der lebhafte Geist der Mannspersonen würden den dasigen Aufenthalt angenehm machen, wenn die Lebensmittel nicht so ausserordentlich theuer wären. Zwey Piasters sind zur Ausgabe für jeden Tag kaum hinlänglich, insonderheit wenn die Gallionen daselbst vor Anker liegen. Kein Korn hat lange Zeit wachsen wollen, ungeachtet das Clima nicht rauh ist; daher das Brod, weil es über das Meer mußte gebracht werden, sehr theuer war. Man hat diesem Mangel durch eine nahrhafte Wurzel, welche weder Blätter, noch Saamen hat, suchen abzuhelfen; um solche nun zu erzeugen, brauchet es nichts mehr, als etliche Stücken davon in die Erde zu stecken, ohngefähr so wie man die Patatoes, oder unsere Erdbirnen, pflanzet.

Den andern Tag nach unserer Ankunft in Havana, hatten wir das Vergnügen, bey der Einschiffung der Kisten mit Piastres Zuschauer abzugeben. Man schickte für mehr als dreyßig Millionen ab, für Rechnung, so wohl des Königs von Spanien, als verschiedener Privatpersonen. Die Treue und Redlichkeit, welche bey diesem Handel beobachtet wird, verdienet angemerket zu werden. Wenn die Kaufleute wegen des Preises einig geworden sind, liefern sie einander wechselsweise die Ballen mit Waaren, und die Kisten mit Gelde, ohne hinein zu sehen, oder zu rechnen, und verlassen sich lediglich auf die Lieferzettel. Man öffnet hernach die Ballen, und Kisten, in Gegenwart dazu bestimmter Notarien; und findet sich ein Irrthum, so sind die Compagnien von Lima, und Sevilien, den Interessenten gut dafür.

Die Insel Cuba wurde gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von Christoph Columbus entdecket; zu Anfange des sechzehnten aber unternahm Diego Velasquez, sie zu erobern. Einer der Häupter des Landes, der diesen Anschlag erfahren hatte, versammlete die tapfersten seiner Unterthanen, und seiner Bundsgenossen, stellete ihnen vor,

was sie von der Verfolgung der Spanier zu befürchten hätten, und munterte sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit auf. Allein, er versicherte ihnen zugleich, daß alle ihre Bemühungen umsonst seyn würden, wenn sie nicht vorher die Gunst des Gottes ihrer Feinde zu erwerben suchten, der ein mächtiger Herr wäre, und für welchen diese grausamen Tyrannen alles zu unternehmen im Stande wären. „Hier seht ihr ihn, fuhr er fort, und wies ihnen in einem kleinen Korbe etwas Gold: dieß ist der Gott, dessen wegen sie sich so viele Mühe geben, und den sie zu suchen nicht müde werden. Sie kommen blos in der Hoffnung, ihn hier zu finden. Um seinen Schutz zu erhalten, wollen wir ihm zu Ehren ein Fest anstellen.„ Sie fiengen auch sogleich an, alle um den Korb herum zu singen, und zu tanzen.

Nach geendigter Ceremonie fuhr er in seiner Rede fort, und zeigte den Indianern, daß er keine Sicherheit für sie sähe, so lange der Gott der Spanier in ihrer Gegend wäre. „Ihr möchtet ihn verstecken, wie ihr wolltet, setzte er hinzu, und wenn ihr ihn auch verschlucktet, so würden sie euch den Leib aufschneiden, und aus dem Innersten der Einge-

weide

weide heraus holen. Ich weis nicht mehr als einen Ort, wo ihr ihn hinthun könnet, um ihn loszuwerden: dieß ist der Abgrund des Meeres. Wenn er nicht mehr wird bey uns seyn, so bin ich versichert, man wird uns in Ruhe lassen.„ Dieses Mittel schien ihnen untrüglich; und alles Gold, das sie hatten, wurde in das Meer geworfen. Sie waren aber äußerst verwundert, als sie die Spanier dem ungeachtet ankommen sahen. Sie widersetzten sich anfänglich ihrer Landung; aber auf die erste Abfeuerung des Gewehres, flohen sie nach dem Holze, wohin Velasquez sie zu verfolgen nicht für dienlich fand. Jedoch, nachdem er etliche Tage ausgeruhet hatte, wollte er sich einen Feind vom Halse schaffen, der ihm aus diesen Schlupfwinkeln beschwerlich seyn konnte, und ließ ihren Anführer so sorgfältig aufsuchen, daß er ihn gefangen bekam: um auch den übrigen, die seiner Person noch ergeben blieben, Schrecken einzujagen, mußte er seinen Widerstand durch das Feuer entgelten. Als der unglückliche Indianer an den Pfahl gebunden war, wollte ihn ein Franciscaner-Mönch bekehren, und redete ihm viel vom Paradise und der Hölle vor. „Sind in dem glückseligen Orte, wovon Ihr mich

unterhaltet, auch Spanier, fragte der Delinquent? Allerdings, antwortete der Mißionnair, sind ihrer darinnen; es sind aber lauter Fromme. Der Beste taugt nichts, erwiederte der Cacique; und ich verlange nicht an einen Ort zu kommen, wo ich auch nur einen einzigen anträfe. Ihr könntet ihrer aber vielleicht noch mehr in der Hölle finden, fuhr der Franciscaner fort. Desto besser, antwortete der Indianer; ich hätte wenigstens den Trost, sie gemartert zu sehen; und wenn es nöthig ist, will ich selbst den Henker abgeben, um sie noch mehr zu peinigen.„ Sie sehen, Madame, wie gehäßig sich die Spanier bey diesen Völkern gemachet hatten.

Die Insel Cuba, deren Eroberung ihnen weiter nichts als Grausamkeit gekostet hat, beträgt ohngefähr zweyhundert und vierzig Stunden in der Länge, von Morgen gegen Abend; und vierzig in seiner größten Breite, von Mittage gegen Mitternacht. Die Spanier haben sich ihrer so vollkommen bemächtiget, daß kein einziger der alten Einwohner mehr übrig ist. Das Feld ist nicht sonderlich fruchtbar; aber desto mehr Weyde findet man; und die Wälder sind voller Wildpret. Die Insel hat einen Ueberfluß an

Papa-

Papageyen, Rephünern, und Turteltauben: besonders aber ist sie wegen des vortreflichen Spanischen Tabaks berühmt, der in Europa unter dem Namen, Havana, bekannt ist. Sie ist in sieben Districte eingetheilet, und steht in civil-Sachen, unter dem Gerichtshofe von S. Domingo; in geistlichen aber, unter ihrem eigenen Bischofe. Uebrigens giebt es noch etliche andere Städte, Häven, und Flecken, die nichts merkwürdiges haben: wir hielten uns auch nicht lange auf, sondern wünschten, so bald als möglich nach Jamaica zu kommen. In der That langten wir auch im Mittel des Monats Juny daselbst an; und seitdem ist meine erste Sorgfalt gewesen, Ihnen diesen, und den folgenden Brief zu schreiben, welche beyde Sie zu einer Zeit erhalten werden.

Ich bin, u. s. w.

In Jamaica, den 24. Juny, 1749.

Der 110 Brief.

Jamaica.

Wundern Sie Sich nicht, Madame, wenn ich seit dem achten Tage meiner An-

kunft in Jamaica, von den Umständen dieser Insel eben so unterrichtet zu seyn scheine, als wenn ich mich lange Zeit daselbst aufgehalten hätte. Es ist dieses eine Folge von dem Umgange mit dem Herrn Shirley, einem Schottländer, mit welchem ich meine Reise unternommen habe. Er hat hier einen Oheim, dessen einziger Erbe er ist, und er kommt alle Jahre her, einen Theil der Erbschaft zum voraus einzusammlen. Er hat auch noch einen andern, in Barbados wohnhaft, wo er sich selbst verschiedene Jahre aufgehalten hat. Die vielen Reisen, die er von einer Insel zu der andern zu thun genöthiget gewesen ist, haben ihn in Stand gesetzet, die Antillischen Inseln vielleicht eben so gut, als sein Vaterland kennen zu lernen.

Den Namen der Antillischen Inseln giebt man heutiges Tages derjenigen Menge Inseln, welche unter sich eine Art von Zirkel um den Meerbusen von Mexico ausmachen. Vorher führten sie den Namen ihrer alten Einwohner, der Caraiben, welche man für die Grausamsten unter allen Wilden in Amerika hält. Diese Inseln, die von Engländern, Franzosen, und Spaniern bewohnet sind, werden in die großen und kleinen ein-

eingetheilet. Unter die erstern gehöret Jamaica, von James, welches im Englischen Jacob heißt, weil Christoph Columbus ihnen bey ihrer Entdeckung den Namen San Jago, St. Jacob, gegeben hat. Ihre Länge ist ohngefähr funfzig, die Breite aber fünf und zwanzig Stunden; und eine Kette von Bergen theilet das Land von einem Ende bis zu dem andern. Verschiedene schöne Flüsse nehmen daselbst ihren Ursprung, fließen von beyden Seiten nach dem Meere zu, machen unter Weges artige Canäle, welche die Thäler bewässern, und liefern den Einwohnern süsses und frisches Wasser, nebst Fischen von allen Arten. Keiner dieser Flüsse ist schiffbar, könnte es auch ohne ungeheuere Kosten nicht werden. Doch sind einige breit genug, den Zucker, von den Pflanzörtern bis an das Meer, auf Barken fortzuschaffen. Zwey darunter stürzen sich mit größter Gewalt von einem Berge in einen Abgrund, laufen eine halbe Stunde weit unter der Erde weg, und kommen mit eben so vielem Geräusche wieder hervor. Die Schwarzen, wenn sie daselbst fischen wollen, verstopfen die eine Seite, gehen in die Höhle hinein, und fangen viele Fische.

Die Berge, so wie der gröſte Theil der Insel, sind mit immer grünenden Holze bedeckt, und stellen einen beständigen Frühling vor. Die dasigen über einander haufenweise liegenden Felsen sind eine Wirkung der öftern Erdbeben, denen das Land ausgesetzt ist. Eine Menge kleine Bäche kommen da heraus, die zwischen den grünen Büschen in die Tiefen wie Cascaden fallen, und den schönsten Anblick von der Welt veranlassen. Die Thäler, wegen ihres Ueberflusses und Veränderung an Blumen und Früchten, machen eine nicht weniger angenehme Aussicht. Das Erdreich, das durch das beständige Abspülen von den Bergen gedünget wird, ist ungemein fruchtbar. Die Weyden und Triften, welche Savanen genennet werden, sind fett, und von einem vortreflichen Grün: mit einem Worte, wenn diese Insel nicht so starken Gewittern, Stürmen, und Erdbeben unterworfen, wenn die Luft nicht so warm, feucht, und ungesund wäre, so würde man dieses Land zum Vergnügen eben so sehr suchen, als es Leute aus allen Theilen der Welt wegen groſen Gewinnstes an sich zieht. In den Flüssen halten sich Crocodille auf, und die Viehweyden und Moräste sind mit gefähr-

fährlichem Ungeziefer angefüllet. Die Hitze würde unerträglich fallen, wenn nicht ein beständiger kühler Wind blies, der sich früh gegen neun Uhr erhebt, und bis um fünf Uhr des Nachmittages anhält. Bey seinem Entstehen sieht man, wie das Meer unvermerkt in leichten Wellen beweget wird; bald darauf aber spüret man ihn an dem Ufer, wo er bis gegen Mittage gradweise zunimmt. Zwey und drey Stunden dauert er hernach mit gleicher Stärke; nach diesem fängt er an abzunehmen, und verlieret seine Heftigkeit unvermerkt; bis er endlich gegen fünf Uhr gänzlich nachläßt. Das gemeine Volk nennet ihn den Arzt; und in der That kommt ihm dieser Name zu; denn ohne diesen heilsamen Wind würde die warme und feuchte Luft Krankheiten verursachen, welche diese gesegnete Insel in eine Einöde verwandelte.

Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts haben die Spanier Pflanzörter in Jamaica gehabt, und zu dieser Zeit drey Städte, Sevilla, Mellila, und Oristan daselbst erbauet. Einer von den Söhnen des Christoph Columbus legte eine vierte an, unter dem Namen von San Jago de la Vega. Da ihre Lage angenehmer und gesünder war,

als der drey andern, wurden selbige von ihren Einwohnern, die ihrer zuerst getroffenen Wahl entsagten, verlassen, und la Vega sah sich in weniger Zeit so volkreich, daß sie siebenzehnhundert Häuser, zwey Kirchen, verschiedene Kapellen, ja eine Abtey von Mönchen zählte. Dom Diego Colombo, der erste Statthalter der Insel, besaß den größten Theil davon; und er nahm den Titel eines Marquis de la Vega an, der auch auf seine Nachkommen fortgepflanzet worden ist: dieser ihre Grausamkeiten, und Erpressungen haben die Aufnahme der Colonie hernach verhindert. Sie folgten dem Beyspiele ihrer Vorgänger, welche das Land durch unerhörte Gewaltthätigkeiten bezwungen hatten. In wenigen Jahren brachten sie mehr als sechzig tausend der alten Einwohner um das Leben, und rotteten sie aus, so daß kaum etliche wenige übrig blieben, die sich in die Hölzer, und Höhlen versteckt hatten: ihre Tyrannen suchten sie aber auch da auf, und tödeten sie wie das Wild. Vor diesem abscheulichen Blutbade war Jamaica eine der volkreichsten der Antillischen Inseln; durch dieses Niedermetzeln aber wurde alles, ja der Name der Insel selbst, vertilget, und es blieb

niemand

niemand übrig, der das Andenken eines zahlreichen und blühenden Volkes hätte aufbehalten können.

Man muß sich über diese Barbarey um so viel mehr entsetzen, da sie sonst zu keinem Endzwecke diente, als daß die Spanier wollten Herren, und Besitzer von einem Lande seyn, welches anzubauen sie sich nicht weiter Mühe gaben. Sie überließen die Besorgniß davon ihren Sclaven, und ergaben sich allen Arten lüderlicher Ausschweifungen; sie vernachläßigten die Pflanzungen, nebst den Handel, und begnügten sich blos ihren Unterhalt zu haben, das übrige aber an die vorbeyfahrenden Schiffe zu verkaufen. Solchergestalt hatten die ersten Besitzer von Jamaica sich durch ihre Unmenschlichkeit des Namens als Menschen unwürdig, durch ihr Unthätigkeit aber für die Gesellschaft unnütze gemachet. Außer dieser Faulheit, die sie abhielt, von einem so schönen Lande Vortheil zu ziehen, brachte sie ein noch weit stärkerer Bewegungsgrund dazu, daß sie in ihrem Müßiggange beharreten. Sie sahen, daß so bald sie etwas an Vermögen erwurben, man es ihnen mit Gewalt nahm, und sie nichts behielten,

ten, als was die Statthalter für gut fanden, ihnen zu lassen.

Eine solche Verwaltung konnte nicht fehlen, die Colonie zu schwächen: daher die Spanier auch nicht über funfzehnhundert Personen, nebst eben so viel Sclaven, ausmachten, als Jamaica von den Engländern erobert wurde. Sie nahmen den Entschluß, sich auf die Insel Cuba zu flüchten, und ließen nur ihre Schwarzen in den Gebirgen, um den Feind zu beunruhigen: der Vicekönig von Mexico aber ließ ihnen befehlen, nach Jamaica zurück zu kehren, und verbot dem Statthalter von Havana, sie aufzunehmen; jedoch versprach er, ihnen aus allen seinen Kräften zu helfen, und ihr Schicksal zu ändern. Sie unterwurfen sich dieser strengen Verordnung, und nachdem sie sich auf die Insel wieder hatten bringen lassen, vertheilten sie sich in verschiedene Truppe, und zerstreueten sich in die Hölzer, um der Nachforschung ihrer Ueberwinder zu entgehen. Allein ihre Bemühungen, sich in ihren alten Besitzungen zu behaupten waren vergeblich; und endlich mußten sie aller Hoffnung entsagen, und sich einschiffen, um niemals wieder zu kom-

kommen. Die Sclaven fuhren noch einige Zeit fort, sich in den Gebirgen zu halten; der größte Theil aber mußte der Gewalt der Engländer nachgeben, und zuletzt dienten sie selbst wider die Spanier. Es blieben nicht über dreyßig oder vierzig, die hartnäckig genug waren, ein herumirrendes Leben in den Gebirgen zu erwählen. Als dieser Trupp durch die Entweichung etlicher anderer, die sich zu ihnen gesellten, gröſſer geworden war, hatten sie die Verwegenheit, in die Thäler herunter zu kommen, und Raubereyen zu begehen. Von dieser Räuberbande ist noch heutiges Tages eine große Anzahl vorhanden; und um sie abzuhalten, ist noch kein anderes Mittel ausfündig zu machen gewesen, als Wachhäuser unten an den Bergen anzulegen. Man hat die schärfsten Verordnungen wider sie ergehen lassen; man hat die größten Belohnungen denjenigen, die sie tödten würden, versprochen; man hat die auserlesenste Mannschaft, um sie zu vertilgen, ausgeschicket; aber die wider sie ausgeschickten Truppen haben mehr Verlust erlitten, als die Rebellen selbst. Die Einwohner der Insel sind daher in beständiger Unruhe, und fürchten sich, sie möch-

ten unversehens überfallen, tod gemachet, und ihre Pflanzörter verwüstet werden.

Nachdem die Engländer sich der Insel bemächtiget hatten, brachten sie ihre Errichtungen mit eben so glücklichem Erfolge, als Fleiße, in Aufnehmen, und ließen nicht nach, Leute und Lebensmittel aus England zu holen, die denn zu Vergrösserung der Colonie ungemein viel beytrugen. Die vortheilhafte Beschreibung, die man in England von der Insel machte, lockte eine Menge Leute, welche bey den innerlichen Kriegen viel gelitten hatten, an, Ruhe und Sicherheit daselbst zu suchen, die sie in dem Schooße ihres Vaterlandes nicht hatten genießen können. Cromwel unterstützte dieses Vornehmen, und war froh, Leute loszuwerden, die seine ungerechte Regirung nicht billigten. Der Oberste Dudley, ein eifriger Anhänger des Hofes, hatte die Aufsicht dazumal über Jamaica; und erhielt sich in diesem Platze, unerachtet der Protector ihn nicht gern sah. Ihm haben die Engländer ihre glücklichen Umstände in diesem Lande vornehmlich zu danken.

Im Jahre 1663, das ist, acht Jahre nach geschehener Eroberung, zählte man schon fast acht tausend Einwohner: was aber diese neue

Errich-

Errichtung am meisten beförderte, und auf einmal zu einem hohen Grade des Reichthums brachte, waren die berümten Seeräuber, die sich unter dem Namen der Freybeuter, (flibustiers,) bekannt gemacht haben, und welche ihre Zuflucht hier fanden. Diese Leute, die als Verzweifelte fochten, und ihr Geld auf die ausschweifendeste Art durchbrachten, wurden in Jamaica allezeit wohl aufgenommen. Sie brachten die erstaunenden Summen Geldes, die sie auf ihren Streifereyen, und bey Plünderung der Spanischen Pflanzörter geraubet hatten, dahin, und verthaten sie in Weine, Spielen, und Weibern. Eine ihrer Ergötzlichkeiten war, ein Faß Wein zu kaufen, dasselbe mitten auf der Gasse anzuzapfen, und die Vorbeygehenden zu zwingen, davon zu trinken: ein anderesmal machten sie sich ein Vergnügen, den Leuten nachzulaufen, sie zu bespritzen, und mit einem Regen von Weine zu bedecken, daß die Kleider davon triefeten. Es gab ihrer etliche, die in einer Nacht zwey, und dreytausend Piasters verthaten. Da man von diesen Bösewichtern in Europa viel gesprochen hat, wird Ihnen, Madame, vielleicht nicht zuwider seyn, sie näher zu kennen. Folgendes ist fast wörtlich,

was der Herr Shirley mir von ihrem Ursprunge, ihren Sitten, Gesetzen, ihrer Lebensart, und von denjenigen, die sich unter ihnen am meisten hervorgethan haben, erzählet hat.

„Diese Menschen, die das Spanische Amerika während der Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes mit Blute überschmemmet haben, waren größtentheils beherzte Straßenräuber, Franzosen, und Engländer, die wegen großer Verbrechen aus ihrem Lande hatten entweichen müssen. Nachdem sie sich vereiniget, und die nördliche Küste der Insel S. Domingo von den Spaniern fast gänzlich verlassen gefunden hatten, ergriffen sie diese Gelegenheit, sich dahin zu flüchten. Sie lebten mitten unter dem Rindviehe und Schweinen, davon die Felder und Wälder voll waren, sehr reichlich. Man gab ihnen anfänglich den Namen der Boucanierer, weil sie zusammenkamen, um zu boucaniren, das heißt, das Fleisch derer Thiere, die sie getödet hatten, nach Art der Wilden, zu räuchern. Sie wurden aber diese Lebensart bald satt, und erwählten lieber, Seeräuber abzugeben. Alles was sie wegnehmen konnten, ohne Ansehen, wem es gehörte, war für sie ein guter Fang. Sie bemächtigten sich

der

der kleinen Insel Tortuga; und in eben diesem Jahre fiengen sie an berühmt zu werden, unter dem Namen der Freebooters, (Freybeuter,) einem Englischen Worte, welches Kaper, Corsare, und überhaupt einen jeden bedeutet, der zu Felde geht, um zu plündern. Aus diesem Worte haben die Franzosen hernach Flibûstiers gemachet.„

„Nichts war schwächer als der Anfang dieser fürchterlichen Miliz. Ihre ersten Herumschweifer hatten weder Schiffe, noch Geschütz, noch Steuermänner; allein ihre Herzhaftigkeit, und ihr guter Kopf fanden Mittel, sich zu helfen. Um sich genauer zu verbinden, errichteten sie unter sich kleine Gesellschaften, und nenneten sich, Brûder von der Kûste. Jede Gesellschaft kaufte sich ein Boot, welches fünf und zwanzig, oder dreyßig Mann tragen konnte. Unter dieser Ausrûstung trachteten sie anfänglich nur etliche Fischerbarken zu überfallen. War der Erfolg ihrer Kühnheit glücklich, so kehrten sie nach Tortuga zurück, vergrößerten ihren Trupp, und schickten sich zu wichtigern Unternehmungen an.„

„Das sonderbareste war die Einrichtung, die sie unter sich gemacht hatten, die Beute

zu theilen: nichts aber war zu gleicher Zeit geschickter, den Muth, den sie bey allen ihren Unternehmungen blicken ließen, zu vermehren. Die vorgeschriebene Ordnung bey dergleichen Austheilungen war folgende: „derjenige, der eine Spanische Fahne von einer Festung wegnehmen, und die Englische Flagge dafür aufstecken wird, empfängt, außer seinem Antheile, funfzig Piasters. Derjenige, der einen Gefangenen bringen wird, zu der Zeit, wenn man Kundschaft von dem Feinde einzuziehen nöthig hat, bekommt, außer seinem gewöhnlichen Antheile, hundert Piasters. Die Grenadiere, für jede Grenade, die sie in die Festung werfen werden, erhalten fünf Piasters.„ Ehe sie auf ihre Kapereyen ausliefen, wählten sie unter sich einen Anführer, der aber keine andere Gewalt hatte, als in dem Treffen zu commandiren, mit dem Vorzuge, einen doppelten Antheil von der Beute zu nehmen. Der Wundarzt wurde auf allgemeine Kosten bezahlet; und die Belohnungen der Verwundeten wurden von dem Ganzen zuvor weggenommen. Man richtete selbige nach Beschaffenheit der Wunde ein; das heißt, man gab, zum Beyspiele, sechshundert Thaler, oder sechs Sclaven, demjenigen,

nigen, der ein Bein oder ein Auge verloren, und doppelt so viel dem, der beydes eingebüßet hatte. Dieses nenneten sie unter sich, dem Camaraden ein gutes Loos zutheilen. Diese treulich beobachteten Gesetze trugen viel bey, diesen Wagehälsen eine fast romanenhafte Kühnheit einzuflößen, wodurch sie Dinge unternahmen, derer Ausführung über menschliche Kräfte zu gehen schienen.„

„Ungeachtet die Freybeuter anfänglich auf alles losgiengen, was ihnen in den Weg kam, so waren doch die Spanier der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Raubereyen. Sie gründeten das Recht ihres Hasses wider diese Nation auf die verweigerte Freyheit, auf ihren Inseln zu fischen, und zu jagen, welche, wie sie sagten, natürlichen Rechtes wäre; und da sie nach diesem angenommenen Grundsatze sich weiter kein Gewissen machten, giengen sie niemals zu Schiffe, ohne vorher öffentliche Gebethe angestellet zu haben, worinnen sie den Himmel um einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung anfleheten, so wie sie auch nicht ermangelten, ihm nach erhaltenen Siege, feyerliche Dankgebethe zu bringen. Viele bildeten sich ein, sie waren von Gott berufen, die Spanier, wegen ihrer an den Einwohnern

der neuen Welt ausgeübten, unerhörten Grausamkeiten, zu bestrafen. Man hat einige dieser Herumschweifer gesehen, die ohne Absicht auf Lüderlichkeit oder Eigennutz, blos aus Erbitterung, Krieg wider sie geführet haben. So sehr waren die Spanier durch ihre verübten Grausamkeiten in der ganzen Welt gehäßig geworden. Ein Edelmann aus Languedoc, Namens Montbars, hatte von der zartesten Jugend an einen solchen Abscheu wider sie bekommen, daß er zuweilen schien in Raserey darüber zu gerathen. Man erzählet, daß da er noch auf der Schule war, und in einem Schauspiele die Rolle eines Franzosen, der mit einem Spanier Streit bekam, zu spielen hatte, er bey Aufführung des Stückes sich dergestalt entrüstete, daß er den, welcher den Spanier vorstellte, ohne geschwind herbey gekommene Hülfe, umgebracht hätte. Da er nichts als Gelegenheit suchte, seinen Haß wider diese Nation auszulassen, so gieng er zu Schiffe, die Spanier auf eben den Küsten zu verfolgen, welche sie so oft mit dem Blute der Indianer besudelt hatten, und es ist unglaublich, was für Schaden er ihnen zugefüget hat. Er hat auch den Zunamen des Vertilgers, davon getragen; doch sagt man,

er

er habe niemals einen unbewafneten Menschen getödet, und man könne ihm Raubereyen und Schandthaten, wodurch die Freybeuter sich sonst so verabscheuungswürdig gemachet haben, nicht Schuld geben.„

„Tag und Nacht waren diese Herumstreicher allem Ungemache der Witterung ausgesetzet; und vermöge der bey ihnen eingeführten Unabhängigkeit konnten sie keinen Zwang leiden, daher der eine sang, wenn der andere schlief. Die Furcht des Mangels an Lebensmitteln, war niemals eine Ursache, ihre Vorräthe zu sparen; und sie sahen sich oft aufs äußerste gebracht. Kam es dazu, sich Unterhalt zu verschaffen, so benahm ihnen der Hunger die Vorstellung der Gefahr. Der Anblick eines grössern und bequemern Schiffes machte sie bis zur Entzückung begierig; sie griffen es ohne weiteres Nachdenken an, und ihre Gewohnheit war, sich gleich an das feindliche Schiff anzulegen. Vielmals wäre eine einzige Salve hinlänglich gewesen, sie in Grund zu schießen; aber ihre kleinen Schiffe ließen sich leicht regiren, und zeigten sich nie anders, als mit dem Vordertheile; dieses aber war mit Mannschaft besetzet, welche in die feindlichen Schießlöcher feuerte, und die

Constabler in Unordnung brachte. Wenn sie einmal ihre Haken angeworfen hatten, so konnte nichts, als ein außerordentliches Glück, auch das größte feindliche Schiff retten. Die Spanier, welche sie als Teufel ansahen, und auch so nenneten, zitterten, wenn sie sie in der Nähe sahen; sie ergaben sich, und baten um ihr Leben. War nun die Beute wichtig, so erhielten sie es; wurde ihre Begehrlichkeit aber nicht gestillet, so stürzten sie die Ueberwundenen aus Widerwillen in das Meer. Sie führten das eroberte Schiff nach Tortuga, oder in einen der Häven von Jamaica. Ehe sie theilten, hub jeder die Hand in die Höhe, und betheuerte, daß er alles Erbeutete zur allgemeinen Masse gebracht habe. Wurde nun jemand eines falschen Eidschwures überführet, so ermangelte man nicht, ihn bey der ersten Gelegenheit auf einer wüsten Insel abzusetzen, und seinem unglücklichen Schicksale zu überlassen.„

„Nach geschehener Austheilung der Beute dachte man an nichts, als sich lustig zu machen; und die Ergötzlichkeiten hörten nicht auf, als mit dem Ueberflusse. Alsdenn gieng man wieder zur See, und ließ es sich zu gleichem Endzwecke wieder sauer werden, das heißt,

heißt, man suchte etwas zu erbeuten, um sich aufs neue lustig zu machen. Obgleich die Religion nicht dasjenige war, was ihnen am meisten am Herzen lag, so schienen sie doch bey Gelegenheit einen Ruf dazu zu fühlen; denn sie ließen sich, zum Beyspiele, niemals in ein Treffen ein, ohne sich vorher umarmet, und einander die kräftigsten Versicherungen ihrer Versöhnlichkeit gegeben zu haben. Sie gaben sich so gar derbe Stöße auf die Brust, als wenn sie dadurch einen Schmerz erwecken wollten, den sie innerlich nicht fühlten. Waren sie der Gefahr entgangen, so verfielen sie wieder in das vorige üppige Leben, in Schandthaten und Raubereyen. Kurz, mit Ausnahme einer gewissen unter ihnen herrschenden Neigung zur Ehrlichkeit, und ohne daß man ihnen vorwerfen kann, Menschenfleisch gegessen zu haben, so sind wenige Barbarn böser, und viele Wilde es nicht so sehr gewesen.„

„Die Küsten, welche diese Corsaren am meisten heimsuchten, waren der Spanier Besitzungen in dem Mexicanischen Meerbusen. Auch griffen sie selten die Schiffe an, welche von Europa nach Amerika kamen, weil selbige Waaren geladen hatten, die ihnen nur

hinderlich gewesen wären; auf dem Rückwege aber suchten sie selbige auf, wenn sie versichert waren, Gold, Silber, Edelsteine, und alle kostbare Erzeugungen der neuen Welt darauf zu finden. Sie verfolgten gemeiniglich die Gallionen bis an den Ausgang des Canals von Bahama, und wurde alsdenn eines von den Schiffen der Flotte durch Sturm, oder andere Zufälle zurück gehalten, so war dieß ein Fang, der ihnen nicht leicht entgieng. Einer ihrer Schiffscapitaine, Namens Peter le Grand, von Dieppe gebürtig, entführte einen Viceadmiral der Gallionen, und brachte ihn nach Frankreich. Der Corsare hatte nicht mehr als acht und zwanzig Mann bey sich, und vier kleine Kanonen. Er legte sich an den Bord des Spanischen Schiffes, und schoß das seinige in Grund: diese Verwegenheit schreckte die Feinde dergestalt, daß niemand da war, der sich ihm widersetzte, als er in das Zimmer des Viceadmirals drang, der eben saß, und spielte: er setzte ihm das Pistol auf die Brust, und zwang ihn, sich auf Gnade zu ergeben. Ein Holländer, den man den Brasilianer nennete, hatte ebenfalls wider die Spanier einen unversöhnlichen Haß, dem er sich mit der grausamsten Wuth über-

überließ. Diejenigen, die in seine Hände fielen, wurden lebendig verbrennet, oder mußten unter unsäglichen Schmerzen sterben, indem er sie durch angezündete, und unter die Arme gesteckte Dachte, nach und nach verzehren ließ. Unter dergleichen Grausamkeiten schweifte er viele Jahre mit beständigem Glücke herum: ja seine eigenen Camaraden fürchteten sich, über welche er eine solche Gewalt gewonnen hatte, daß sie niemals den geringsten Aufstand gewaget haben.„

„Die Spanier waren dieser Raubereyen halber außer sich, und glaubten sich zu helfen, wenn sie die Anzahl ihrer Kauffahrteyschiffe verringerten. Sie bildeten sich ein, die wenigere Gelegenheit, Beute zu machen, würde die Seeräuber von ihrer Lebensart abbringen. Allein, sie betrogen sich: denn, da letztere keinen reichen Fang mehr auf der See thun konnten, entschlossen sie sich, die Küsten zu plündern; und sie thaten es mit gutem Erfolge. Derjenige, der das erste Beyspiel gab, hieß der Schotte. Er bemächtigte sich der Stadt Campeche, plünderte sie aus, ließ sich zu ihrer Loskaufung erstaunende Summen bezahlen, und verließ sie. Zu eben der Zeit nahm Mansfeld die Insel St. Catha-

rine weg, und trug ein unermeßliches Geld davon. Doch derjenige, der den größten Schaden that, war Johann Davis, von Jamaica. Nachdem er eine spanische Stadt geplündert, und ihre vornehmsten Einwohner getödet, oder zu Gefangenen gemacht hatte, kam er mit einer Beute von funzigtausend Piasters zurück. Der Ruf von seiner Tapferkeit verbreitete sich über alle dortige Küsten, und man redete von nichts, als von seiner Kühnheit. Sein Trupp wuchs so ansehnlich, daß er im Stande war, eine Flotte von sieben Schiffen auszurüsten, darüber er Befehlshaber wurde, und S. Augustino, in Florida, angriff. Dieser Haven hatte zweyhundert Mann Besatzung. Er stieg daselbst an das Land, bemächtigte sich ihrer mit dem Degen in der Faust, machte alles nieder, und nachdem er den Ort geplündert hatte, zog er sich ohne den geringsten Verlust zurück.„

„Ein noch viel außerordentlicherer Mensch, als alle vorige, ist der berühmte Morgan gewesen, aus dem Fürstenthume Wales, in England, von niedriger und unbekannter Herkunft. Ohne Kenntnisse, ohne Vermögen, von seiner Tapferkeit allein unterstützet, gelangete er aus dem Stande eines Corsaren,

zu

zu der Würde eines Unterstatthalters von Jamaica. Bey ausgeführten unglaublichen Thaten, bemächtigte er sich mit weniger Mannschaft verschiedener Städte, erlegte viele Tausende seiner Feinde, verbreitete das Schrecken seines Namens bis in die entferntesten Gegenden, und machte, daß die Vicekönige, selbst an der Spitze ihrer Armeen, zitterten. Gleich bey seiner Ankunft in Jamaica gab er in der schändlichen Handthierung, die das Armuth ihn zu ergreifen genöthiget hatte, Proben seiner guten Haushaltung und Aufführung. Er sah mit größtem Widerwillen die ausschweifende Lebensart seiner Camaraden, als welche bey ihren sehr einträglichen Kapereyen, wegen närrischer Verschwendung, in dem äussersten Elende waren. Seine Ersparung setzte ihn in den Stand, ein Schiff auszurüsten; und seine Unternehmungen machten ihn so vortheilhaft bekannt, daß Mansfeld, ein alter Corsare, der eine zahlreiche Flotte errichtet hatte, ihn zu seinem Viceadmirale erwählete. Als er an der Insel S. Catharina angelandet war, griff er das Schloß mit solcher Gewalt an, daß der Gouverneur, nebst der Besatzung, sich ergeben mußten. In weniger als zweyen Monaten hatte er mehr als

zwölf

zwölf Schiffe, und sieben oder achthundert Mann, unter seinem Commando. Er that eine Landung auf der Insel Cuba, hieb die Spanier nieder, bemächtigte sich Puerto del Principe, trug eine unermeßliche Beute davon, besudelte aber alle seine Thaten durch Barbarey, und Gewaltthätigkeiten.„

„In dem nächsten Feldzuge belagerte er Porto-Bello. Als man ihm die Schwierigkeit eines dergleichen Unternehmens, mit so wenigen Leuten, vorstellete, antwortete er: wenn unsere Mannschaft gering ist, ist unser Muth desto grösser; und je weniger unserer sind, desto ansehnlicher fallen die Theile der Beute aus. Die Hoffnung sich zu bereichern, vernichtete die Furcht vor der Gefahr. Die Geschichte hat kein Beyspiel einer kühnern Unternehmung aufzuweisen. Bey der ersten Annäherung forderte man den Gouverneur auf; und nach erfolgter abschläglichen Antwort, ließ Morgan Sturm laufen, und eroberte das Schloß. Hierauf ließ er alle Spanier an einen Ort zusammenbringen, steckte ein Pulvermagazin an, und sie mußten alle auf diese Art umkommen. Ohne Zeit zu verlieren, marschirte er nach der Stadt, wo er alles in gröster Unordnung und Verwirrung an-

antraf: er zwang die Nonnen und Mönche, die Sturmleitern bis an den Wall eines andern befestigten Werkes zu tragen, dessen er sich noch nicht bemächtiget hatte. Diese schrien dem Gouverneur zu, er solle der Gewalt nachgeben; allein, unerachtet des Respects, den man für dergleichen Art Leute in Spanien hat, bekamen sie keine andere Antwort, als eine ganze Lage Canonenschüsse, die den meisten dieser Unglücklichen das Leben kostete. Wie unsere Corsaren sich des Platzes bemeistert hatten, überließen sie sich ihren gewöhnlichen Gewaltthätigkeiten; da war nichts als Mord und Schändung; und endlich kehrten sie, mit etlichen Millionen beladen, nach Jamaica zurück. Vier oder fünfhundert Mann, derer einzige Waffen der Degen und das Pistol waren, griffen an, und überstiegen eine sehr feste, sehr volkreiche, mit einer starken Besatzung versehene Stadt, und der es an keiner Art von Kriegsgeräthschaft fehlte. Dergleichen Züge von unglaublichen Unternehmungen findet man auf jeder Seite der Geschichte dieser Wagehälse. Bey ihrer Ankunft auf der Insel wurden sie von den Angesehensten mit Freundschaftsbezeugungen überhäufet, unterdessen daß die übrigen Einwohner

wohner sich unter tausend Anlockungen bemüheten, sie um ihre Schätze zu bringen.„

„Allein, neue Kapereyen brachten neuen Reichthum. Der Gouverneur von Jamaica gab Morgan ein Schiff von zwey und dreyßig Kanonen, mit welchem dieser verschiedene spanische Städte angriff, einnahm, und plünderte, worunter hauptsächlich Panama war, die mit Feuer und Schwerd verheeret wurde. Die Häuser, davon die meisten von Cedernholze waren, wurden angesteckt, und diese blühende Stadt, die wegen ihrer Pracht, Reichthum, und Menge an Gebäuden, alle andere in Indien übertraf, wurde in einem Tage in Asche verwandelt. An allen Oertern, wo diese Räuber hinkamen, fand man Spuren ihrer Wildheit und Barbarey. Um die Ueberwundenen zu zwingen, daß sie ihre Schätze entdeckten, band man ihnen die Daumen und Zehen zusammen, und hieng sie damit an starke in die Erde gegrabene Pfähle auf: die Schwere des an diesen schwachen und zarten Gliedern frey hängenden Körpers machte, daß sie die entsetzlichste Marter auszustehen hatten. Hernach setzte man ihnen ungeheuere Gewichte auf die Brust, und zündete unter ihnen Palmenblätter an, daß sie

von

von dem Rauche erſticken mußten. Einige hieng man an den allerempfindlichſten Theilen des Leibes auf, und ließ ſie in dieſer erſchrecklichen Stellung, bis ſie, durch ihre eigene Schwere abgeriſſen, auf die Erde fielen, und unter den heftigſten Schmerzen ſtarben. Man will behaupten, Morgan hätte an dieſen Grauſamkeiten keinen Theil gehabt, er hätte ſich nur bey denen Heldenthaten, welche dieſe unbändige Miliz verewiget haben, hervorgethan. Bey den allergefährlichſten Gelegenheiten ließ er ſeinen Leuten einen Eid ablegen, daß ſie nicht um Gnade bitten, ſondern den Tod, aller Art von Vergleiche, vorziehen wollten. Kaum hatte er einen neuen Anſchlag, den er im Sinne führte, kund gemacht, ſo kamen die Leute haufenweiſe, und wollten ihm folgen, in Hoffnung, Theil an der Beute, der einzigen Triebfeder ihrer Seefahrten, zu haben. Morgan brachte, von Panama nach Jamaica, hundert und fünf und ſiebenzig Maulthiere, mit Gold, Silber, und andern Reichthümern beladen, zurück.„

„Unterdeſſen wurden viele Vorſtellungen von dem Spaniſchen Hofe dem Engliſchen gethan, worinnen man ſich über den Statthalter dieſer Inſel beſchwerete, daß er die Seeräuber

räuber begünstigte. Diese Klagen fanden Gehör, der Gouverneur wurde zurück berufen, Morgan aber konnte sich nicht anders, als durch Geld aus dem Handel ziehen. Weil er über diesen Vorfall verdrüßlich wurde, wendete er das, was ihm an Vermögen noch übrig blieb, an, einen Pflanzort zu kaufen, den er anbauete, und wo er lebete. Seit der Zeit hatte seine Lebensart nichts mehr von der Rauhigkeit der Corsaren; und er erfüllete alle gesellschaftliche Pflichten mit dem genauesten Anstande. Seine gute Aufführung erwurb ihm die Hochachtung und Freundschaft der Vornehmsten von der Insel, und man gab ihm eine Stelle in der Rathsversammlung. Der König von England machte ihn hernach zum Ritter; endlich wurde er Unterstatthalter von Jamaica, und verwaltete diese Stelle zum Vergnügen aller Einwohner. Er empfieng Befehl, sich den Capereyen der Freybeuter mit aller Macht zu widersetzen: von dem Augenblicke an, sah man den berühmtesten Seeräuber, dessen in der Geschichte jemals Erwähnung geschehen ist, auf seine Mitbrüder losgehen, sie ohne Gnade verfolgen, und es dahin bringen, daß sie vertilget wurden. Seine Verdienste, und sein Reich-

thum

thum erweckten ihm Feinde, welche an dem Hofe in England seine alten Vergehungen wieder hervor suchten. Man stellte ihn, wegen seiner Capereyen aufs neue zur Rede. Er mochte anführen, wie er wollte, daß er sie mit Genehmhaltung des Statthalters, und Rathes unternommen hätte, so wurde er nicht weniger, auf Befehl des Ministers, nach England gebracht. Man beschuldigte ihn keines Verbrechens, dennoch aber wurde er in das Gefängniß gesetzet, und fand daselbst kein Gehör, sich zu rechtfertigen. Diese Begegnung, und der daher entstandene Verdruß, thaten seiner Gesundheit Schaden, und er verfiel in eine Art von Entkräftung, darüber er sturb. Dieses ist das Ende des berühmten Morgan, das Schrecken der Spanier; ein Mann, welcher Dinge ausgeführet hat, die über alles gehen, wodurch jemals eine Nation sich in der Tapferkeit hervorgethan hat. Allein, weil seine Thaten allezeit mit dem unauslöschlichen Schandflecke der Seeräuberey bezeichnet waren, so wird er nie anders als ein Vertilger des menschlichen Geschlechts, als ein Bösewicht angesehen werden, der sich durch Gewaltthätigkeiten, Raubereyen, und durch sein großes Glück unterschieden hat. Er genoß

dem ungeachtet Schutz; davon ich Ihnen die Ursache gesagt habe: der Corsaren Macht und Tapferkeit dienten, dem Ansehen der Spanier das Gleichgewicht zu halten, in Ländern, wo letztere reicher und mächtiger waren, als die Engländer.„

„Eine noch letzte Ursache des anfänglichen Zunehmens der Insel unter der Englischen Regirung, fuhr Herr Shirley fort, war die Entlaufung der Sclaven, welche sich zu unsern Truppen gesellten, und wider ihre vorigen Herren fochten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier an ihnen ausübeten, hatten sie wider diese ihre Tyrannen dergestalt aufgebracht, daß sie zu ihrem Verderben alles mögliche beytrugen, und sich als ihre ärgsten Feinde erklärten. Unter andern war einer, dessen Haß sich am deutlichsten ausnahm, und der mit eigener Hand mehr als zehn Spanier erlegte. Die Ursache seiner Wuth war Eifersucht, und Rache. Er war mit einer jungen Schwarzen verheurathet, die er außerordentlich liebte, von ihr sehr geliebet wurde, und verschiedene Kinder von ihr hatte. Nichts kam beyder Glücke bey, wenn man anders im Sclavenstande glücklich seyn kann, als ihr Herr diese zärtliche Gattinn den Armen ihres

Mannes

Mannes auf die grausamste Art entriß, und sie so gar in dessen Gegenwart zwang, seinen Willen zu thun. Der Mann gieng vor alle Gerichtshöfe, um sich Recht zu verschaffen; seine Bemühungen aber dienten zu nichts, als sich die härtesten Züchtigungen zuzuziehen: er erlitt sie mit Geduld, war aber fest entschlossen, sich zeitlich oder spät zu rächen. Er fand Mittel, mit seiner unglücklichen Frau zu sprechen; und in dieser Unterredung bezeugte er ihr, wie sehr er bedauerte, sie zu verlieren; setzte aber hinzu, daß ihre beyderseitige genossene Zufriedenheit sich auf immer endigen würde, weil sie, unerachtet ihrer Unschuld, einen Schimpf erlitten hätte, der niemals zu tilgen wäre, und sie ihre erste Tugend nicht wieder bekommen könnte. Allein, fuhr er fort, wenn ich eine verunehrte Frau nicht wieder zu mir nehmen kann, so werde ich auch nicht einwilligen, sie in den Armen eines andern zu sehen. Bey diesen Worten umarmte er sie, und stieß ihr einen Dolch in das Herz. Auf diese Art, fuhr er fort, bedient sich dein unglücklicher Mann seines Rechts, das er über dich hat. Er zerfloß dabey in Thränen, und ließ sie nicht aus seinen Armen, bis sie den letzten Seufzer von sich gab. Gleich dar-

auf nahm er die Flucht, und rettete sich in das Lager der Engländer. Er diente uns, sagte Herr Shirley, in allen Schlachten wider die Spanier, und besonders in derjenigen, die uns den Besitz der Insel versichert hat. Der Anblick seines ehemaligen Herrn verdoppelte seinen Grimm, und er lief wie ein Wüthender auf ihn zu: als er sich ihm in dem Gemenge genähert hatte, wurf er ihm seine Grausamkeit vor, und mit eben dem Dolche, womit er seine Frau umgebracht hatte, versetzte er ihm einen so heftigen Stich, daß er zu seinen Füssen tod hinfiel. Er opferte seiner Rache noch mehrere Spanier auf, und focht so beherzt, daß der General ihm die Freyheit, und zugleich das Eigenthum eines Stückes Landes schenkte, wo er ruhig, aber in einer Betrübniß lebte, die er niemals hat überwinden können.„

Man kann zu den günstigen Vorfällen, welche die Bevölkerung dieser Insel befördert haben, noch rechnen, daß die Engländer sich ihrer Ansprüche auf Surinam begaben, und es den Holländern überließen. Sie hatten eine Colonie daselbst, welche sie, zufolge dieser Abtretung, nach Jamaica brachten. Sie bestund aus tausend, oder zwölfhundert

Per-

Personen, die alle arm, krank, und ohne Hülfe waren. Man wies ihnen hier einen gewissen Strich Landes an, wo sie sich durch ihren Fleiß in die besten Umstände versetzt haben. Die wichtigsten Ländereyen auf der Insel sind heutiges Tages in den Händen ihrer Nachkommen, so wie die angesehensten und einträglichsten Aemter.

Viele **Einwohner von Barbados** wurden durch die Annehmlichkeit dieses Landes angelocket, und kamen die Anzahl der Jamaiker zu vermehren. Sie unterrichteten sie in der Art und Weise, den Zucker anzubauen, und zu machen. Diese Kenntniß war den Eiländern um so viel vortheilhafter, da der **Cacao**, die einzige Pflanze, welche die Spanier mit Sorgfalt gezogen hatten, zu der Zeit der Engländer anfieng in Verfall zu gerathen, ohnfehlbar, weil man nicht damit umzugehen wußte. Und in der That, der Cacao, den letztere daselbst gepflanzet haben, ist niemals dem von ihren Vorgängern, den man dazumal als einen der vorzüglichsten Artikel ihrer Handlung ansah, gleich gekommen. Der Gewinn, den diese Landeserzeugung versprach, ist eine der Ursachen, warum die Engländer sich, nach Eroberung dieser Insel, so häufig

dahin begeben haben. Von diesem Zweige der Handlung ist heutiges Tages kaum noch etwas übrig; bey seiner Ermangelung aber hat man sich auf den Anbau des Zuckers, und Indigo geleget, welcher einträglicher ist.

Ein anderer Product der Insel ist der Piment, oder der Jamaikanische Pfeffer. Der Baum, worauf er wächst, hat mehr als dreyssig Fuß Höhe; er ist von schönem Wuchse, von mittelmäßiger Stärke, und mit einer grauen, glatten Rinde umgeben. Von allen Seiten treibt er eine Menge Zweige, mit breiten Blättern von schöner grünen Farbe, die den Lorberblättern gleichen. Die Blumen stehen büschelweise an den Spitzen der Zweige, und nach den Blumen kommen Körner, die ein wenig größer sind als die Wacholderbeeren. Anfänglich sind sie klein und grünlich, wenn sie aber reif werden, sehen sie schwarz, und glänzend aus. Man nimmt sie ab von dem Baume, wenn sie noch grün sind, und legt sie in die Sonne, bis sie braun werden, und alsdenn kann man sie brauchen. Dem Geruche und Geschmacke nach, haben sie etwas von der Würznelke, vom Wacholder, Zimmet, und Pfeffer: man nennet sie daher auch im Englischen, All-Spice, (allerley Gewürze,) weil

weil sie von allen ein wenig haben. Man hält sie für die beste, gelindeste, und am wenigsten schädliche Würze. Diejenigen, welche damit handeln, gehen mit ihren Sclaven in die Hölzer, und schlagen so viel Pimentbäume um, als zu finden sind, damit sie die Frucht leichter abnehmen können. Solchergestalt bekommt man den Pfeffer von Jamaica in Europa nicht zweymal von eben demselben Baume. Die Engländer brauchen ihn sehr zu ihren Brühen, und behaupten, er stärke den Magen, befördere die Verdauung, heitere den Geist auf, und vermehre die Bewegung des Blutes.

Außer dem Piment, findt man auch hier den **wilden Zimmerbaum**, dessen Rinde in den Apotheken gebraucht wird: den **Monconilier**, dessen Frucht einem kleinen Apfel gleichet, und ein sehr feiner Gift ist: den **Krautbaum**, dessen Holz so hart ist, daß es die eisernen Werkzeuge stumpf machet: den **Seifenbaum**, davon man die Blumen brauchen kann, wie ordentliche Seife; das **Brasilienholz**, den **Gayac**, den **Caßien-** und **Tamarindenbaum**, u. a. m. Es giebt Jahre, wo man aus Jamaica mehr als zwanzigtausend Fässer Zucker ausführet, davon

jedes mehr als sechzehn Centner wiegt; vier tausend Fässer **Rum**, der einzige, dessen man sich in England bedienet, und der für den besten aller Antillischen Inseln gehalten wird.

Der **Rum** ist eine Art von Brandwein, der von dem Schaume des Zuckers, und von dem Marke, das unten in den Kesseln bleibt, worinnen der Zucker gesotten worden ist, gemachet wird. Er wird hier in so großer Vollkommenheit abgezogen, daß ohne ein wenig Schärfe, oder einen brandigen Geschmack, den man ihm nicht völlig benehmen kann, er unsern abgezogenen Wassern in Frankreich nichts nachgeben würde. Der Vertrieb davon, in den Engländischen Colonien von Nord-Amerika, ist erstaunend.

Der **Zucker**, der auf hiesiger Insel gemachet wird, ist weisser, und hat einen schönern Glanz, als der von Barbados. Dieser Vorzug hat einen Einfluß auf die Eigenschaft des Rum, und des Syrop, welche davon abgezogen werden. Der **Caffe** ist nicht sonderlich, unerachtet viele Leute glauben, daß wenn er zwey oder drey Jahre aufbehalten werde, er eben so gut sey, als der von Mocca. Die **Baumwolle**, und der **Ingwer**, machen noch einen andern Theil der Ausführung

von

von Jamaica aus. Der Ingwer wird auf zweyerley Art versendet, eingemacht, oder roh, wie er aus der Erde kommt. Sie wissen, daß dieses Gewürze nichts anders als die Wurzel einer niedrigen Pflanze ist, die das besondere hat, daß wenn sie auch ausgerissen wird, doch noch fortwächst, man müßte sie denn durch die Schwarzen abschaben lassen. Diejenigen, welche zu dieser Arbeit nicht genug schwarze Sclaven haben, sehen sich genöthiget, sie in siedendem Wasser zu brühen; doch ist diese Art von Zubereitung nicht so gut, als die erste.

Man zieht auch aus Jamaica viele so wohl rohe, als gegerbte Häute, und ihre Zurichtung übertrifft die Englische. In einer Zeit von sechs Wochen kann man sie brauchen. In den Wäldern trifft man unzählige Heerden von Pferden, Eseln, und von Rothwildprete an, die sich, so zu sagen, der Flinte des Jägers darbieten. Es wird auch Tabak gepflanzet; er ist aber nur von mittelmäßiger Güte, und wird von den Schwarzen gebraucht. Die Wälder liefern gute Hölzer zum Färben, und für die Kunsttischer. Die Flüsse, und Küsten sind mit Fischen überhäuft: die Schildkröte, wegen ihres wohl-

schmeckenden, und vortreflichen Fleisches, hat den Vorzug vor allen andern Fischen, die man daselbst fängt. Es werden ihrer sehr viele zum Geschenke nach England geschickt. Drey große Hälter zum Meersalze, setzen die Einwohner in den Stand, jährlich bis hunderttausend Scheffel Salz zu machen: ja man könnte dessen eine so große Menge haben, daß alle benachbarte Inseln damit versehen würden.

Einer der wichtigsten Artikel der Handlung auf dieser Insel ist das Campeschenholz, das aus Mexico, und von Terra firma kommt. Der Schleichhandel, der mit diesem Holze getrieben wird, hat viele Verdrüßlichkeiten zwischen den Höfen von Madrid, und London veranlasset, welche endlich in einen offenbaren Krieg ausgebrochen sind. Sonst fälleten die Engländer dieses Holz in der Bay von Campesche, woher es auch den Namen bekommen hat; allein, die Spanier haben sie da weggetrieben, sich daselbst fest gesetzet, und Schanzen angeleget. Dieß hat die Engländer bewogen, das Holz mit Gewalt zu holen. Wenn ihre Schiffe anlanden, so thun sie einen Kanonenschuß, um ihre Ankunft zu melden; alsdenn erscheinen die Holzschläger,

schläger, die ihre Scheite gegen abgezogene Wasser, Maderawein, Leinwand, Hüte, Schuhe, u. s. w. vertauschen. Zuweilen machen sich die Matrosen heimlich auf, und holen selbst das Holz in kleinen Booten, und fahren den einen Fluß, der sich in die Bay von Honduras ergießt, wo gegenwärtig der Mittelpunct der Handlung ist, auf dreyßig Meilen aufwärts. Die Spanischen Küstenbewahrer kommen öfters, und stören ihren Handel; sie sind aber nicht allezeit die stärksten, und er wird, unerachtet aller damit verbundenen Schwierigkeiten, nicht unterbleiben, so lange die dazu bestellten Beamten sich bestechen lassen, auch die Küste nur mit lüderlichen Gesindel bewohnet ist. Die Schiffe von Neu-England sind es, die den Handel mit diesem Campeschenholze treiben, und es nach Jamaica führen, wo sie Zucker, Indigo, Piment, Rum, und andere Waaren vertauschen.

Diese Insel treibt noch einen andern Schleichhandel, der nicht wenigere Streitigkeiten zwischen beyden Höfen verursachet hat. Er besteht in folgenden, und kommt eigentlich darauf an. Ein mit Schwarzen, oder andern Waaren beladenes Schiff läuft in einem Haven, vier Meilen von Portobello, ein,

ein, und schicket jemanden ab, der Spanisch reden kann, um von seiner Ankunft Nachricht zu geben. Sogleich bestimmen die Kaufleute den Ort, und Tag, da man eine Schaluppe absenden soll, und sie selbst ermangeln nicht, sich daselbst einzufinden. Wenn sie um den Preis einig geworden sind, es sey nun wegen der Schwarzen, oder wegen anderer Waaren, so kehren sie nach der Stadt zurück, Geld zu holen, kommen wieder und bezahlen, und nehmen ihren Einkauf mit. Zuweilen bleibt ein Schiff fünf oder sechs Wochen auf der Küste; und im Falle es seine Ladung nicht alle los werden kann, nähert es sich der Gegend von Panama, oder Carthagena, wo es gar bald den Ueberrest seiner Waaren zu verthun Gelegenheit findet. Unter den Kaufleuten kommen ihrer sehr weit her, die, wie Bauern verkleidet, auf Mauleseln reiten, und ihr Geld in Krügen versteckt haben, die mit Mehle angefüllet sind, als wollten sie solches in die nächsten Städte zum Verkaufe bringen. Bey aller dieser Verstellung müssen sie, aus Furcht erkennet zu werden, lauter Beywege nehmen. Wenn sie ihre erhandelten Waaren bezahlt haben, vertheilen sie sie in kleine Packe, beladen damit die eingekauften Schwarzen, versorgen

sorgen sich mit Lebensmitteln, und begeben sich nach ihren Wohnungen zurück; vermeiden aber die hohen Landstraßen sorgfältig, aus Furcht, einem der Zollbeamten zu begegnen.

Dieser Handel in Friedenszeiten, benebst der gemachten Beute während eines Krieges, trägt Jamaica unermeßliche Summen ein. Daher man sich auch daselbst sehr geschwind bereichern kann, obgleich die **Einwohner** in einer Ueppigkeit zu leben gewohnt sind, die überall sonst einen gänzlichen Verfall nach sich ziehen würde. Kleider, Meublen, Tafel, Bedienung, alles zeiget großen **Reichthum**, und eine außerordentliche **Verschwendung** an: auch bleibt das Geld nicht lange im Lande; denn alle diese Schätze, mit den Landes-Producten zusammen genommen, sind kaum hinlänglich, die Kosten dessen, was aus Europa, und Nord-Amerika gezogen wird, zu bestreiten. Die **Waaren**, welche der Colonie zugeführet werden, sind Leinwand, Spitzen, Tuch, seidene Stoffe, Nesseltücher, Wein, allerhand kleine Waaren, und überhaupt alles, was in die Handlung, so wohl zur Ueppigkeit, als Wirthschaft, einschlägt. Es sind Jahre, wo diese Insel mehr als viermal hun-

dert-

derttausend Piastres nach England schickt. Ueberdieß ist ihre Lage den Engländern ungemein schätzbar; die Gallionen, und die Silberflotte, welche sich in Havana versammlen, müssen da vorbey fahren, und ihre Häven dienen denen Capern, die in Kriegszeiten auf der Höhe der Mexicanischen Küsten wider die Spanier kreuzen, zu einer bequemen Zuflucht.

Jamaica ist in neunzehn Bezirke, oder Kirchspiele eingetheilet, welche auf der Küste um die Insel herumliegen. Als sich die Engländer der Insel bemächtiget hatten, baueten sie Port-royal, und machten es zur Hauptstadt. Sie lag an der Spitze einer langen Erdzunge, und machte nach der Seeseite einen der besten Häven von Amerika aus. Tausend große Schiffe konnten bequem darinnen liegen, und das Wasser war, so gar an den Dämmen, so tief, daß man ohne Kosten und Mühe ein- und ausladen konnte. Diese vortheilhafte Lage, nebst der Menge Caper, die von allen Seiten dahin kamen, brachten die Stadt in weniger Zeit in großes Aufnehmen, obgleich der da herumgelegene Boden dürre und sandig war, keine der benöthigten Lebensmittel hervorbrachte, und nicht einmal süsses Wasser hatte. Port-royal enthielt zweytau-

send

send sehr wohlgebauete Häuser, die man eben so theuer vermiethete, wie in London. Man sah eine so große Menge Menschen daselbst, daß man geglaubet hätte, es wäre eine Messe, unerachtet dreyßig Jahre vorher, nicht eine Hütte da gestanden hatte. Mit einem Worte, wenige Städte in der Welt kamen dieser bey, so wohl in der Handlung, als im Ueberflusse, in Ueppigkeit, und in verderbten Sitten. Sie erhielt sich in diesem Wohlstande bis auf das Jahr 1692, da ein **Erdbeben** sie völlig über den Haufen warf, und kein Haus stehen ließ. Eine so traurige **Begebenheit** verdienet etwas umständlicher angeführet zu werden; und hier ist eine von denen Nachrichten, die dazumal gedruckt wurden, und die ich fast wörtlich abschreibe, um ihrer schrecklichen Schilderung nichts zu benehmen. Der Verfasser ist selbst bey dieser fürchterlichen Geschichte ein Augenzeuge gewesen.

„Den 7 Juny, Mittags zwischen eilf und zwölf Uhr, spürten wir, daß das Haus, worinnen ich dazumal war, erschütterte, und sahen, daß sich der Fußboden in dem Zimmer in die Höhe gab. In eben dem Augenblicke höreten wir ein erbärmliches Geschrey; und als wir

hinaus

hinaus liefen, wurden wir von dem Anblicke eines Haufens Volkes gerühret, das die Hände aufhub, und den Himmel um Hülfe anflehete. Wir giengen in der Gasse fort, wo auf beyden Seiten Häuser einfielen, andere aber in die Erde versunken. Das Erdreich bewegte sich unter unsern Füssen, wie Meereswellen, und hub diejenigen in die Höhe, die darauf stunden, kurz hernach aber öffnete es sich in tiefe Klüfte. Nicht lange darauf kam eine solche Fluth Wasser, daß eine Menge von den Unglücklichen hier und da hingerissen wurden, ob sie gleich die Balken der eingestürzten Häuser vergebens anfasseten, um sich zu erhalten. Andere sahen sich in die Erde vergraben, wo nichts hervorragete, als ihre Arme. Glücklicher Weise hatte ich mich, mit funfzehn oder sechzehn Personen, an einen Ort gestellet, der unerschüttert blieb. So bald dieser heftige Stoß vorbey war, suchte jedermann zu wissen, ob von seinem Hause und Familie noch etwas vorhanden wäre. Ich bemühete mich, über die Trümmern der eingefallenen Häuser, davon ein Theil auf dem Wasser schwomm, nach Hause zu kommen; meine Mühe aber war vergebens. Endlich nahm ich einen Kahn, und wagte, selbst auf dem Meere, durch

Rudern

Rudern meiner Wohnung näher zu kommen, begegnete anbey vielen Männern und Weibern, die auf Baumaterialien herumschwommen. Ich hatte in meinen Kahn so viel Leute aufgenommen, als darinnen stehen konnten, und ruderte bis an den Ort, wo ich mein Haus zu finden glaubte; ich sah aber nichts als Ruinen, und konnte von dem Schicksale meiner Familie keine Nachricht erlangen. Ich gieng von Schiffe zu Schiffe mich darnach zu erkundigen, bis ich endlich meine Frau, mit zweyen von meinen Schwarzen fand. Sie erzählte, daß, wie sie aus dem Hause gegangen wäre, und allen ihren Leuten befohlen hätte, ihr zu folgen, sie in eine Oeffnung gefallen sey; doch habe das in dem Augenblicke hervorquellende Wasser sie wieder gehoben: sie wäre hernach einige Zeit der Gefahr der Wellen ausgesetzt gewesen, hätte aber endlich einen Balken gefunden, an welchen sie sich, bis zu der Ankunft einer Schaluppe, gehalten hätte, die sie, und die zwey beständig um ihr gebliebenen Schwarzen, aufgenommen hätte.„

„Während dieser Erzählung sahen wir, daß alle Dämme auf einmal versanken, und viele Kaufleute, mit ihren Familien, und Gütern verschlungen wurden. Dieses Quartier

der Stadt wurde gänzlich überschwemmet: und in dem von der Kirche, wo mein Haus war, stieg das Wasser bis an die Dächer der noch stehenden Gebäude. Die Erde öffnete sich an verschiedenen Oertern, verschlang eine große Menge Einwohner, und spie sie in einer andern Gegend wieder aus. Mehr als tausend Morgen Landes versanken, und auf der ganzen Halbinsel blieb nicht ein Haus stehen. Die beyden großen Berge an der Einfahrt, waren in den Thal, der sie scheidete, gefallen, und ihre Vereinigung hatte den Lauf des Flusses unterbrochen, so daß er einen ganzen Tag trocken blieb. Man hatte bey dieser Gelegenheit eine erstaunende Menge Fische bekommen, die den Unglücklichen wenigstens zu einiger Hülfe gereichten. Ein anderer Berg hatte sich getrennet, war auf die benachbarten Pflanzörter gefallen, und hatte eine große Menge Colonisten getödet. Es sind Pflanzungen, die sich eine halbe Viertelstunde von ihrer ersten Lage entfernet befinden. Das Wasser in allen Brunnen, war bis oben herauf gestiegen: verschiedene Schiffe wurden in Stücken zerschlagen; andere giengen unter. Durch die wundersame Bewegung des Wassers, und dem Versinken des Dammes, war

eine

eine Fregatte auf den Gipfel einiger eingefallener Häuser geworfen worden, wo sie wegen der Ungleichheit der Dächer war liegen geblieben, und viele Leute gerettet hatte.„

„Binnen dieser Zeit ermahnte der Priester das Volk, zu bethen; und man bemerkte, daß verschiedene Juden, nach dem Beyspiele der Christen, nicht nur auf die Kniee fielen, sondern in der Bestürzung auch den Namen Christi laut anruften. Ein klägliches Getöse, das sich in den Gebirgen hören ließ, jagte den entlaufenen Schwarzen solche Furcht ein, daß sie wieder zu ihren Herren kehrten, und um Gnade baten. Allein, unterdessen daß etliche Leute Merkmale einer Bekehrung blicken ließen, plünderten andere die noch übrig gebliebenen Häuser, unerachtet solche bis an das erste Stockwerk unter Wasser stunden. Wahr ist es, ein zweytes Erdbeben brachte sie alle um. An verschiedenen Oertern entstunden ungeheure Oeffnungen, davon der größte Theil sich sogleich wieder schloß. In einige sah man eine große Menge Menschen fallen, die niemals wieder zum Vorscheine gekommen sind; aus andern drang das Wasser stromweise, und wurf die verschlungenen Körper aus. Hier wurden Leute von den Spalten in der Erde

mitten am Leibe gehalten, und zerquetschet; dort sah man von ihnen nichts als den Kopf. Unterdessen daß die Natur in dieser entsetzlichen Bewegung war, liefen die Einwohner, erblaßt und zitternd, wie Schatten in der Irre herum, und meynten, die ganze Welt sey ihrem Untergange nahe. Niemand hatte Ruhe und Gegenwart des Geistes genug, um die Anzahl der Stöße zu zählen, so wie die Peruvianer diese Gewohnheit, aus einer vielfältigen Erfahrung gelernet haben: aber so viel ist gewiß, daß sie auf der ganzen Insel länger als einen Monat dauerten. Eine große Menge Pflanzörter, Einwohner, Bäume, Güter, und Häuser, wurden zusammen in einen Abgrund gestürzet. Man glaubt für gewiß, daß alle Berge sich ein wenig gesetzet, und nicht mehr ihr voriges schönes Ansehen behalten haben. Die vielfältigen Bewegungen haben einen großen Theil der Bäume ausgerissen, welche man hernach zu Millionen auf dem Meere herumschwimmen gesehen hat, es sey nun, daß sie der Wind dahin geführet habe, oder durch die Erderschütterung dahin geworfen worden seyn. „

„Die Anzahl der bey dieser traurigen Begebenheit verunglückten Menschen rechnet man

auf

auf sechstausend. Nach dem großen Stoße entschlossen sich die meisten von denen, die der Verwüstung der Stadt entkommen waren, auf die in dem Haven befindlichen Schiffe zu flüchten, verließen auch diese Sicherheitsörter nicht eher, als bis die Erdschütterungen gänzlich nachgelassen hatten.„

Auf diese Weise fand eine der schönsten Städte von Amerika, und eine der reichsten in der Welt, ihren Untergang. Zehn Jahre, nachdem sie wieder aufgebauet worden war, wurde sie zum zweytenmale durch einen Zufall heimgesuchet, der sie in Asche verwandelte. Auch unerachtet dieses Unglücks erbaueten sie die Einwohner, wegen der Bequemlichkeit des Havens, vom neuen: allein, ein entsetzlicher Sturmwind verwüstete sie zum drittenmale. Von selbiger Zeit an hielt man diese Stadt für einen zu Unglücke versehenen Ort, und die Regirung verbot, weder die Stadt wieder zu bauen, noch in Zukunft einen Markt daselbst zu halten. Die Einwohner wendeten sich also nach der andern Seite der Bay, und erbaueten eine neue Stadt, Kingston genennet. Dieser Ort ist ansehnlich geworden, und man zählet darinnen eilf oder zwölf hundert wohlgebauete, obschon sehr niedrige Häuser. Sie

sind mit Bogengängen verzieret, und haben, für ein heißes Clima, alle erforderliche Bequemlichkeiten.

Ob wohl **Port-royal** in seinem ersten Stande nicht mehr befindlich ist, so stellet es doch noch eine kleine, ziemlich hübsche Stadt vor, die durch das Schloß, **Carl**, vertheidiget wird, dessen Werke man rühmet, und mit sechzig Kanonen besetzet sind. Man findt hier eine sehr schöne Kirche, ein Hospital für abgedankte Matrosen, ein Zeughaus, und Vorrathshäuser. Der Haven bleibt immerfort einer der schönsten und sichersten in der Welt, wo tausend Schiffe, wie ich gesagt habe, vor aller Gefahr gesichert, Anker werfen können. Es ist wahr, man kann nicht anders als bey Tage hineinfahren, und nur bey Nacht herauskommen, weil die Winde von der Landseite sich erst nach Sonnen Untergange erheben, da hingegen, so lange die Sonne über dem Horizonte ist, beständig Westwinde wehen, die das Meer gegen die Küsten treiben.

San Jago de la Vega, auch **Spanishtown** genennet, ist noch heutiges Tages die Hauptstadt der Insel, so wie sie es zu der Spanier Zeiten gewesen ist, unerachtet sie an Größe und Gebiete Kingston nicht beykommt.

kommt. Sie wird von einer Menge reicher Leute bewohnet, die großen Aufwand machen. Sie ist auch der Aufenthalt des Statthalters, und der meisten Officiere *). Sie hat eine Schaubühne, eine Gesellschaft von Schauspielern, und so gar verschiedene Verfasser dramatischer Stücken, welche, wie man sagt, ziemlich gut seyn sollen. Die Generalversammlung, und die obern Gerichtshöfe halten hier ihre Sitzungen. Die Einwohner thun sich in der Pracht der Kleider, und im guten Essen und Trinken hervor. Man sieht auch eine große Anzahl Kutschen, Bediente, und alles, was zum Glanze und zur Annehmlichkeit der Stadt beytragen kann. Gesellschaften, und Bälle sind hier so häufig, wie in London; und man lebt eben so artig, als ob man in der Nähe des Englandischen Hofes wäre. Der Palast des Statthalters stößt an den großen Markt, und besteht in etlichen schönen Gebäuden, welche zum Theil mit zwey Stockwerken versehen sind. Er hat einen sehr schönen Garten; ob gleich in einem Lande, wo beständiger Frühling ist, man sich wenig mit dergleichen

*) Dieses alles hat sich seit 1755 verändert, da Kingston zur Hauptstadt gemacht, und der Sitz des Statthalters dahin verleget worden ist.

chen Ergötzungen zu thun machet. Uebrigens sind die schönsten Häuser in Spanishtown, wegen der Furcht vor den heftigen Sturmwinden, niedrig, und nur ein Stockwerk hoch: sie sind aber mit den kostbarsten Hölzern ausgetäfelt. Vor jedem Hause liegt eine Freytreppe von etlichen Stuffen, mit einem Ruheplatz, wo man den Tag über wider die Hitze gesichert ist, und des Abends frische Luft schöpfen kann. Sonst aber muß man die Schönheiten der Baukunst hier nicht suchen. Die öffentlichen Gebäude haben ein reinliches Ansehen, aber nichts zierliches. Alle Kirchen in den Städten sind in Gestalt eines Kreuzes gebauet, mit einer kleinen runden Kuppel zu den Glocken. Sie haben sehr hohe Mauern, sind inwendig gepflastert, und ganz einfach verzieret. Die Geistlichen sieht man nicht viel darinnen, und die Thüren stehen selten offen.

Die übrigen Städte in Jamaica verdienen wenige Aufmerksamkeit; und überhaupt leben die Colonisten lieber abgesondert, auf dem Lande. Man theilet die **Einwohner** der Insel in drey Classen; in Herren, Bediente, und Sclaven. Man könnte noch eine vierte von Matrosen, und Capern machen, die beständig auf den Küsten herumschwärmen,

theils

theils die Waaren von einem Orte zum andern zu bringen, theils zu Kriegszeiten Beute von dem Feinde zu machen. Wenn man die Vortheile erwegt, welche diese Art von Leuten der Colonie bringt, so kann man sagen, daß sie zu ihrer Macht und Reichthum nicht wenig beyträgt. Die Herren einer Familie, das heißt, die Häupter eines Pflanzortes, leben nicht nur im Ueberflusse, sondern auch mit einer Pracht, die man nur bey den vornehmsten Herren in Europa sieht. Sie fahren mit sechs Pferden, und vorher, und hinten nach gehen eine große Anzahl Livreebediente; die Schwarzen nicht zu rechnen, die vor ihnen her laufen müssen. Mit einem Worte, sie übertreffen alle andere Colonien an Ueppigkeit, und Pracht. Wenn ich dem Herrn Shirley glauben soll, so finden sich hier noch einige derer alten Einwohner, welche man für die reichsten Privatpersonen in der Welt halten kann. Man nennet einen gewissen Herrn Belford, der zwey und zwanzig Pflanzörter besitzet, worinnen mehr als zwölfhundert Sclaven gezählet werden; und sein Geld, das er in der Bank, oder sonst außen stehen hat, rechnet man auf funfzehnmal hunderttausend Pfund Sterling.

Was ich Ihnen, Madame, von der Pracht der Einwohner in Kleidern gesagt habe, geht nur die Fest- oder Gesellschaft-Tage an; denn ihre ordentliche Kleidung fällt wenig in die Augen. Zwirne Strümpfe, leinwandne Beinkleider, dergleichen Weste, ein Tuch um den Kopf gebunden, und darüber ein Hut, dieß ist alles, was die Hitze zu tragen erlaubt. Perüquen, und seidene Zeuge, hebt man für den Sonntag auf. Die Schwarzen gehen nackend, ausgenommen diejenigen, welche ihre Herren begleiten: diese tragen alsdenn Livree, und es ist der größte Verdruß, welchen man ihnen anthun kann. Das Frauenzimmer ist hier eben so zierlich gekleidet, wie in Europa. Die schwarzen Weiber zwingt man nur in den Städten, sich mit einem Unterrocke zu bedecken; denn auf dem Lande verwunderten sie sich, daß, wenn ich ihnen begegnete, das Gesicht, zuweilen aus Bescheidenheit, das meistemal aber aus Ekel, wegkehrte.

Die gewöhnlichen Getränke in Jamaica sind, der Madera-Wein, und der Puntsch. Ersterer, mit Wasser vermischet, ist nur für ehrbare Leute. Der Pöbel, und die Bedienten, trinken viel von dem andern: sie nennen ihn Kill-Devil, (tödte Teufel,) und dieser

Name

Name kommt ihm sehr zu; denn es geht kein Jahr vorbey, daß er nicht eine Menge Menschen umbringet. Hier wird er aus zwey Theilen Rum, oder Zuckerbrandwein, und einem Theile Wasser gemachet. Man thut gestoßenen Zimmet, Nelken, Citrone, viel Muscaden, ein Stück geröstet Brod, und Eydotter darunter, wovon er so dick wird, wie ein Milchbrey. Oefters nimmt man Milch dazu, an statt des Wassers, und diesen schätzt man höher. Dieses Getränke erhitzet das Blut, und verursachet gar bald ein Fieber, das in wenigen Stunden tödlich wird. Doch versichert man, daß, wenn man der Luft des Landes gewohnt ist, es unvergleichlich für die Brust sey: denen Neuangekommenen, die in Ueberflusse davon trinken, wird es tödlich; daher das klügste ist, wenn man sich seiner gänzlich enthält.

Unerachtet man vieles Mehl aus Neu-England zieht, und ein jedes Haus seinen eigenen Backofen hat, so wird doch das meiste Brod, das man hier ißt, aus Manioc, oder aus verschiedenen Wurzeln, gemachet; und die Einwohner ziehen es dem ordentlichen Brode vor. Das Rindfleisch ist nicht so gut als das unsere, und taugt fast zu nichts, als zu Suppen. Das Schweinfleisch ist von so vortreflichem

Ge-

Geschmacke, daß es alles andere übertrifft: Schöpsen- und Lammfleisch sind mittelmäßig. Den Bedienten giebt man nichts als eingesalzenes Rindfleisch aus Irland, welches öfters sehr schlecht ist. Die Schwarzen leben von Heringen, und getrockneten Fischen: diese sind so wohlfeil, daß der Centner zuweilen nicht mehr als zehn Sols, (drey Groschen zwey Pfennige) unsers Geldes kostet. Ein anderes, sehr herrliches Gericht für die Schwarzen sind die Ratten. Die Insel ist davon angefüllet, und es ist nicht zu glauben, was für Schaden sie den Pflanzungen thun. Ihre Nester machen sie neben dem Zuckerrohre, dessen Saft ihnen zur Nahrung dienet. Um die Sclaven aufzumuntern, daß sie selbige vertilgen, giebt man ihnen für jedes Hundert, das sie tödten, oder in Fallen fangen, zwey Bouteillen Rum. Wenn sie einige gefangen haben, kochen sie sie, und essen sie mit dem größten Appetite. Dieses Gericht, und die Katzen, ist das, was sie am wohlschmeckendesten finden. Sie glauben nicht, gut gegessen zu haben, wenn ihre Fricasseen nicht davon gemacht sind.

Hier werden weder Künste noch Wissenschaften getrieben; ja auf der ganzen Insel ist nicht einmal eine öffentliche Schule.

Man

Man hat zwar ansehnliche Schenkungen zu ihrer Errichtung gemachet, aber allezeit ohne Wirkung. Die Stelle eines Schulhalters, Rectors, oder Professors, wird als verächtlich angesehen; und man würde nicht gern mit jemanden umgehen, der dergleichen Amt zu verwalten unternähme. Reiche Leute schicken ihre Kinder nach England, und lassen sie daselbst ihrem Stande gemäß erziehen: die übrigen bekommen gar keine Erziehung. Ein Kind bringt seine Zeit, bis in das achte Jahr, unter den Schwarzen zu, es lernet ihre Sprache, Lebensart, und alle die Laster, welche der Umgang mit diesen groben, unwissenden, und viehischen Creaturen hervorbringet. Wenn es ein wenig lesen kann, hält man es für hinlänglich unterrichtet, und läßt es seine Zeit mit andern jungen Leuten gleiches Alters hinbringen.

Es ist vielleicht kein Land in der Welt, wo das **Silbergeld** so gemein ist, als in Jamaica: kupferne Münze sieht man gar nicht; und das geringste Stück gilt acht Sols, (2 gl. 6 pf.). Im Handel und Wandel bekommt man nichts, als spanisches Geld; das Englische trifft man nur in den Cabineten, bey Liebhabern von Seltenheiten an. Der **Unterhalt** ist hier ungemein theuer; nirgends kann man Mittags

für

für weniger als sechs Franken, (1 Rthlr. 14 gl.) essen; und der gewöhnliche Preis einer wöchentlichen Kost ist drey Pfund Sterling, Englisch, (17 Rthlr. 9 gl.) welche in Jamaica viere gelten, weil der Werth des Englischen Geldes um ein Viertel erhöhet ist, um die Ausfuhre zu verhindern.

Die politische, civil- militair- und geistliche Regierungsform dieses Landes gleichet der Großbritannischen, so wie überhaupt allen andern Colonien, welche von dem Könige von England unmittelbar abhängen. Der Statthalter stellet den Monarchen vor; die Rathsversammlung, das Oberhaus des Parlements; die Generalversammlung, das Unterhaus. Diese letztere entwirft die Gesetze, und trägt sie vor, sie legt Abgaben auf, verordnet die Art, sie einzutreiben, und hat das Recht, alle Beamte der Insel vor sich zu fordern, welche von ihrer Verwaltung Rechnung ablegen müssen. Dem Statthalter ist aufgetragen, über die Beobachtung der Verordnungen, und Ausspruche der Generalversammlung zu halten. In höhern Sachen, oder in unvermutheten Angelegenheiten, worinnen die Versammlung nichts verordnet hat, thut er indessen Verfügung; er muß aber hernach die

Raths-

Rathsversammlung befragen, und sich nach der Mehrheit der Stimmen richten. Da er die Mitglieder dieser Gesellschaft ernennet, und ihm nicht schwer fällt, sie abzusetzen, so kann er ihre Stimmen nach seinem Willen einrichten.

Der oberste **Gerichtshof**, wo alle bürgerliche und peinliche Processe entschieden werden, versammlet sich nur dreymal im Jahre; und jede dieser Sitzungen ist auf ein und zwanzig Tage eingeschränket. Es ist zu verwundern, wie so viele Sachen in so kurzer Zeit können abgethan werden. Die **Miliz** steht unter gewissen Officieren, welche der Statthalter ernennet. Ein jeder, von funfzehn bis sechzig Jahren, ist verbunden, sich einschreiben zu lassen, um zu Fuße oder zu Pferde zu dienen. Der Fußgänger muß sich mit einer tüchtigen Flinte, mit einem Degen, Pistole, und einer gewissen Menge Pulver und Bley versehen. Der Reiter ist gehalten, nebst dem Pferde, mit Gewehre, und aller übrigen Rüstung zu erscheinen. Kein Angeworbener darf sich ohne Erlaubniß seines Hauptmanns entfernen; dieser aber kann dem Soldaten einen schriftlichen Abschied nicht versagen, wenn er außer seinem Kirchspiele sich irgendwo niederlassen will. Zu der Zeit, da feindliche Anfälle zu befürchten sind, macht der Commendant alle Anstalten zu Vertheidigung der

Insel

Insel mit unumschränkter Gewalt, doch muß er dem Kriegsrath Nachricht davon geben. So bald aber die Waffen niedergelegt sind, haben alle militairische Verordnungen ein Ende, und die gemeinen Gesetze leben wieder auf. Die Verwundeten und Verstümmelten werden auf öffentliche Unkosten verbunden, und verpfleget. Aller, bey Gelegenheit eines feindlichen Anfalles, erlittene Schade wird auf Befehl des Statthalters, oder der Rathsversammlung, geschätzt, und sogleich bezahlet.

Zu Erhaltung der Geistlichen, zu Versorgung der Armen, und zu Bestreitung der Kirchenausgaben, werden die benöthigten Kosten in den Zusammenkünften der Vorsteher ausgemacht, und auf die Kirchspiele verleget. Die sämtliche Geistlichkeit der Englischen Colonien in Amerika steht unter dem Bischofe von London: allein, man schickt nach Jamaica fast nichts als Geistliche ohne Wissenschaft, und ohne guten Lebenswandel; daher sind sie die ersten, die dem Volke, das sie unterrichten sollten, Beyspiele eines lüderlichen und üppigen Lebens geben.

Die Bedienten, welche ihre Pflicht in Acht nehmen, sind hier angesehen, und werden wohl gehalten. Ich habe ihrer gesehen, die beköstiget wurden, und bekleidet waren wie ihre

Herren:

Herren: nächst diesem hatten sie ein Pferd, und zu ihrer Bedienung einen Schwarzen. Einige, nachdem ihre Dienstzeit geendiget gewesen ist, sind selbst Häupter von Familien, und Besitzer der besten Wohnungen geworden. Den andern wird mit vieler Härte begegnet: wegen des geringsten Versehens legt man sie in Ketten und Banden. Die Kost wird ihnen in geringer Maaße zugewogen. Was diese Art Leute hauptsächlich verderbt, ist ihre große Vertraulichkeit mit den Schwarzen, welche sie vielmals zu Verabsäumung ihrer Pflichten verleiten. Uebrigens sind ihre Verrichtungen nicht so beschwerlich, als unserer Tagelöhner in Europa. Sie machen sich anheischig, drey oder vier Jahre lang zu dienen. Man nennet sie die sechs und dreyßig monatlichen; weil ihre Dienstzeit wenigstens so lange dauert. Es kommen ihrer viele aus England; und es sind mehrentheils Leute, welche die Armuth, oder ihre Verbrechen nöthigen, sich auf diese Inseln zu begeben, da sie sonst kein Rettungsmittel übrig haben. So bald ein mit Waaren beladenes Schiff ankommt, so eilen die Eigenthümer der Pflanzörter an das Ufer, um mit ihnen einen Vergleich zu treffen. Es ist ein rührender Anblick, zu sehen, wie diese Unglücklichen vor ihren künf-

tigen Tyrannen zur Musterung vorbey geführet, wie sie betrachtet, und untersuchet werden, ohngefähr wie man es bey uns mit den Pferden machet. Jeder lieset sich diejenigen aus, die ihm am besten gefallen. Wenn sie auf der Reise gut genähret, und wohl gehalten worden sind, haben sie ein starkes, gesundes, und munteres Ansehen, so daß sie auf den ersten Blick angenommen werden. Andere sehen mager, und wie Gerippe aus. Man sieht aus ihrer traurigen und niedergeschlagenen Gestalt, daß sie üble Begegnungen auf dem Meere erlitten haben. Es ist grausend, zu erzählen, was für Unmenschlichkeiten man auf dem Wege zuweilen an ihnen ausübet. Ein Wort, ein zweydeutiger Blick, wird als ein Vorsatz zu einer Empörung angesehen, und durch Hunger, Ketten und Bande, Auspeitschen, und andere dergleichen Züchtigungen bestrafet. Die Colonisten sind bey Geldbuße gehalten, dem Commissaire die Anzahl ihrer Bedienten und Sclaven anzuzeigen; und dieser muß, unter eben dergleichen Strafe, sich alle sechs Monate Rechnung ablegen lassen, um die Richter, bey der ersten Versammlung in dem Kirchspiele, davon zu benachrichtigen. Derjenige, der sich mit einem Bedienten, oder Sclaven, ohne Vorbewust des

Herrn,

Herrn, in einen Handel einläßt, muß dem Herrn zehn Pfund Sterling, und den Werth der gekauften Sachen dreyfach bezahlen. Ein Bedienter, der sich unterſteht seinen Herrn, oder seinen Aufseher zu schlagen, muß ein Jahr ohne Gehalt dienen.

Wenn ein schwarzer Sclave eben diesen Fehler begeht, so wird er das erstemal gepeitschet; das zweytemal, gepeitschet, im Gesichte gebrandmarket, und ihm die Nase aufgespalten; das drittemal, wird er zum Tode verdammet. Es ist kein Land, wo sie mit so vieler Barbarey bestraft werden, und wo man sie grausamer umbringt, als hier. Ein aufrührischer Schwarzer, der einen Weissen zu drey verschiedenen malen geschlagen hat, wird lebendig verbrennet, und stirbt unter unerhörten Martern. Man führet ihn an den Ort der Hinrichtung; man legt ihn mit dem Bauche auf die Erde, und nach ausgestreckten Händen und Füssen bindet man ihn mit Ketten; hierauf legt man ihm Feuer an die Füsse, da denn die Hitze nach und nach um sich greifet, bis sie ihm auch die obern Glieder verzehret. Zuweilen läßt man ihn Hungers sterben; und um die Strafe noch grausamer einzurichten, legt man ihm Brod vor,

das er nicht erreichen kann, und doch beständig vor Augen hat. Man hat etliche dieser Unglücklichen gesehen, die ihre eigenen Arme angebissen haben, und unter entsetzlichen Schmerzen gestorben sind. Die Umstände des Landes können vielleicht nur diese unmenschlichen Begegnungen entschuldigen: es wäre nicht möglich, unter einer solchen Menge Sclaven in Sicherheit zu leben, wenn man sie nicht mit der größten Schärfe in den Schranken hielte. Ihre Anzahl ist noch einmal so groß, als der übrigen Einwohner. Es sind auf der Insel sechzigtausend Weisse, und hundert und zwanzigtausend Schwarze. Ich werde aber Gelegenheit haben, noch weiter von ihnen zu reden, wenn ich von meiner Reise nach Louisiana, wohin der Herr Shirley mich zu begleiten so gütig seyn will, auf die andern in diesem Meerbusen gelegenen Inseln, über Mexico, zurück kommen werde.

Ich bin, u. s. w.

Jamaica, den 30. Juny, 1749.

Ende des neunten Theils.

Verzeichniß

der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der 99 Brief.

Canada.

Gaspesien 3
Seine Einwohner 4
Ihre Neigung zur Jagd, und zum Kriege: ihre Heurathen 5
Der Fluß St. Laurent; die Stadt Quebec, und ihr Haven 6
Ihrer Einwohner Gebräuche 7
Die Creolen von Canada: Beschreibung der ersten Niederlassung der Franzosen in Canada 9
Anlage und Wachsthum von Quebec 10
Die Engländer bemächtigen sich dieser neuen Pflanzstadt 12
Frankreich erlanget sie wieder: Ursprung des Flusses St. Laurent 13
Der obere See 14

Sein Wasserfall: der See Erie 15
Die Nation der Katzen 16
Die Stadt Montreal 17
Der dasige Jahrmarkt: der Wasserfall von Niagara 18
Die beyden Hauptsprachen der Canadier sind die Algonquinische, und Huronische 19
Der Irokoer Sitten und Gebräuche 22
Die Engländer nennen die Irokoer die fünf Nationen 23
Wo sie sich aufhalten 24
Die kleine Festung Frontenac: der Irokoer Oberhäupter 25
Das Ansehen ihrer Weiber: ihre Häuser 26
Die Landeserzeugungen: der Irokoer Gesichtsfarbe 27
Ihr Anputz, Zierrathen, u. übrige Kleidung 28
Wie sich ihre Weiber kleiden: der Irokoer Gemüthsneigung 29
Ihre ehemalige Gastfreyheit: sie sind abgehärtet, aber unmäßig, und lieben starke Getränke: ihre Speisen 30
Ihre Neigung zum Spiele, und zum weiblichen Geschlechte: ihre Verheurathungen: ihre Ehen sind nicht dauerhaft 31
Sie baden die neugebohrnen Kinder: ihre Waffen; wie sie zu Felde gehen 32

Ceremonie, wenn sie aus dem Kriege zurück kommen 33
Wie die jungen Leute zum Kriege abgerichtet werden 34
Die Aerzte der Nation sind nichts als Quacksalber: ihre Betrügereyen 35
Auf was für Art die Indianer ihre Schlachten liefern: ihre Wahl der Gefangenen 36
Die aufgenommenen Gefangenen werden als Verwandte angesehen 37
Der nicht angenommenen Gefangenen Verurtheilung 38
Ihre Hinrichtungen geschehen auf verschiedene Art 41
Beyspiel der Tapferkeit eines Irokoischen Gefangenen bey seiner Hinrichtung 42
Der Irokoer Edelmuth bey ihren Friedensunterhandlungen: die bey dieser Gelegenheit gebräuchliche Tabakspfeife, Calümet genennt 45
Der Irokoer Beredsamkeit 46
Sie geben, bey Errichtung eines Bündnisses, ein Halsband, oder ein Bandelier: Beyspiel einer Rede, wenn sie mit ihren Bundsgenossen Unterhandlung pflegen 47
Ihre Hülfsmittel, sich der in einer Rede vorkommenden verschiedenen Materien zu

erinnern: sie vergleichen ihre Bündnisse mit einer Kette 52
Der Irokoer Handel: sie sind abergläubig, lassen aber jedermann seine Gewissensfreyheit 53
Ihre Religion: das Christenthum hat schlechten Fortgang gehabt: zwey christliche Dörfer 54
Die vielen Länder der Irokoer sind nicht verhältnißmäßig bevölkert 55
Diese sonst so berühmte Nation ist jetzt im Verfalle 56
Der Irokoer vornehmste Eigenschaften, und ihre Fehler 57

Der 100. Brief.

Fortsetzung von Canada.

Rauhe Witterung in Canada: Vorräthe von Lebensmitteln 59
Ursachen der rauhen Jahreszeiten: die Huronen führen mit den Irokoern beständig Krieg, ziehen in Triumphe ein 60
Ihre Gefangenen: wie sie mit ihnen umgehen 61
Ihre Rückkunft in die Dörfer: ihre Hochachtung für einander 63
Ihre Grausamkeit wider die Gefangenen 64

Die Art, wie sie ihren überwundenen Feinden die Haare auf dem Kopfe abziehen: sie heben diese Haarschöpfe sorgfältig auf 66
Sie theilen die Gefangenen unter sich: etliche nehmen sie an Kindesstatt an: die übrigen werden der Wuth der Weiber überlassen 67
Wie die Huronen ihre Kriegserklärungen thun 70
Die dabey gewöhnlichen Zeichen: wie sie ihre Bundsgenossen dazu einladen 72
Sie gehen vielmals nur in kleinen Partheyen aus 74
Einen die ganze Nation betreffenden Krieg beschließen sie erst nach reiflicher Ueberlegung: ihre abergläubigen Ceremonien dabey 76
Ihr General 77
Dieser stellt ein Gastgebot an, wo nichts als ein Hund aufgetragen wird: Anreden, die dabey gehalten werden 79
Die dabey gebräuchlichen Kriegstänze 80
Die fernern Kriegsanstalten 82
Der Tag der Abreise 83
Die Huronen bedienen sich des Schießgewehrs, und der Streitkolben 84
Sie haben auch Fahnen: ihr Okki, und Manitou 85

Die Sinnbilder ihrer Schutzgeister verwahren sie in einem Sacke, und nehmen sie mit sich in Krieg 87
Ihre Märsche bestehen in kleinen Tagereisen 88
Sie wissen sich auf dem Wege leicht zu finden: sie erkennen auch sogleich, ob jemand vorüber gegangen ist, und von welcher Nation er gewesen ist 89
Sie halten viel auf Träume 90
Wie sie mit den Gefangenen umgehen 93
Wie sie eine Festung einnehmen 94
Was die Redensart bey ihnen bedeutet: mit dem Schwefelholze laufen 96

Der 101 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Heurathen: wie sich die Weibspersonen vor und nach dem Ehestande aufführen 98
Wie weit sie sich mit Verwandten verehlichen können 99
Eigenschaften derer, die heurathen wollen 100
Die dabey gebräuchlichen Geschenke 101
Die Verlobungsceremonie, u. Hochzeitfeyer 102
Bestrafung des Ehebruchs 104
Die Ehescheidung ist erlaubet 105
Auf was Weise ein Mann, und eine Frau, ihre Eifersucht darthun 106

Ein Beyspiel davon 107
Geschiedene Eheleute kommen vielmals wieder zusammen: Gewalt der Weiber 109
Verhalten der huronischen Weiber, wenn sie schwanger sind 110
Sie bringen ihre Kinder sehr leicht zur Welt 111
Wie lange sie ihre Kinder stillen: die Mütter haben viel Liebe zu ihren Kindern 112
Wie die Wiegen der Kinder eingerichtet sind 113
Der Kinder Erziehung: sie lernen zeitig mit Bogen und Pfeilen umgehen 114
Ihre große Geschicklichkeit darinnen, sowohl als in dem Gebrauche des Schießgewehrs: sie üben sich im Ringen: ihr Ehrgeitz 115
Sie werden mit vieler Gelindigkeit erzogen: ihre größte Strafe 116
Wenn ihnen ein Name gegeben wird: jede Familie hat ihre eigene Namen 117
Gebrauch ihrer Namen 118
Benennung ihrer nächsten Verwandten 119
Besondre Freundschaft unter jungen Leuten 120
Ihre Freundschaftsbündnisse 122
Der Wilden von Canada Gestalt 124
Sie werden weiß gebohren, sind groß, und wohl gewachsen; sie haben etwas wildes im Gesichte 125

Sie sind stark: allein sie verderben sich: Vortreflichkeit ihrer Sinne 126
Ihr Anzug 127
Wie sie die Häute zu ihrer Bekleidung zurichten: sie malen sie, und zeichnen Figuren darauf 130
Sie machen Stickereyen auf ihre eigene Haut 131
Sie bedienen sich auch einer Art Schminke 132
Sie putzen sich mit Federn, und andern Zierrathen 133
Die Weiber sind stolz auf ihren Haarwuchs: das Oel, womit sich die Wilden beschmieren, macht sie sehr unflätig 134
Ihre Gemüthsneigungen 135
Ihre Gaben des Verstandes 138
Ihre Gelassenheit 139
Ihre Uebung in der Standhaftigkeit von der zartesten Jugend an 140
Ihre Sanftmuth, und Hochachtung gegen einander: ihre Ernsthaftigkeit, Ehrbarkeit, und Respect gegen alte Leute: es entstehen selten Zänkereyen unter ihnen 141
Die Europäer haben sie durch die abgezogenen Wasser verderbet 142

Der 102 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Die meisten Amerikanischen Wilden führen den Namen eines Thieres als ihr Sinnbild, oder Wappen 142
Der Huronen Sinnbild ist das Stachelschwein: jedes Oberhaupt der Horden führet den Namen des Sinnbildes der Horde 143
Außer diesen Namen führen die Oberhäupter noch Ehrennamen: die Beylegung dieser Namen geschieht mit Ceremonien 144
Bey den Huronen ist die Würde eines Oberhauptes erblich 145
Ihre Vorrechte: sie haben Rathgeber 146
Unter den Wilden giebt es keine militairischen Ehrenstufen: ihr Befehlshaber 147
Ihre Rathsversammlungen 148
Jede Horde hat ihren Sprecher 149
Ihre öffentlichen Angelegenheiten 150
Fehler ihrer innerlichen Verfassung: sie haben kein peinliches Recht 151
Eine Mordthat, die ein ganzes Dorf angeht, hat zuweilen üble Folgen 152
Sie wird aber mehrentheils durch Geschenke erkauft 153

Beschuldigung von Hexerey 155
Bestrafung der Diebe 157
Die Huronen leben in völliger Freyheit, und Unabhängigkeit: ihre Religion 158
Sie glauben einen Gott: haben auch untergeordnete Gottheiten 160
Sie bringen ihren Göttern Opfer dar 161
Sie verehren solche auch durch Gelübde: noch andere Religionsübungen 162
Es hat sonst bey den Huronen Nonnen und Einsiedler gegeben 163
Die Huronen geben die Unsterblichkeit der Seele zu 164
Ihr Paradis: die Träume sind ein Hauptstück ihrer Religion 165
Sie haben ein Fest der Träume, oder Wünsche 170
Die Gaukelspieler haben einen großen Antheil an diesem Feste 172
Diese sind zugleich die Aerzte der Nation 174
Ihre geheimen Mittel: insonderheit das Schwitzen 175
Die Wilden haben von der Europäer Krankheiten ehedem nichts gewußt 176
Die Gaukler, als ihre Aerzte und Priester, werden mit Ceremonien eingeweihet 178

Der 103 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Begräbnisse, und Leichenceremonien 179
Ihre Trauerverordnungen sind sehr streng 187
Sie haben ein Todenfest, oder Fest der Seelen 189
Diese Völker sind gegen ihre verstorbenen Verwandten sehr zärtlich 193
Der Wilden vornehmste Tänze: der Tanz des Calúmet: Beschreib. des Calúmet 194
Beschreibung dieses Tanzes 196
Der Tanz der Entdeckung 198
Die satyrischen Tänze 200
Noch andere Tänze werden von den Gauklern angeordnet 202
Die verschiedenen Gastmahle dieser Völker 204
Das Gastgebot, wo alles aufgegessen wird, ist eine Art von Opfer 205
Die Gastgebote, wobey gesungen wird, sind die feyerlichsten 206
Diese Feste dienen zur Unterhaltung der Einigkeit unter diesen Völkern; noch andere Feste, wobey Geschenke ausgetheilet werden 208
Der Wilden Spiele: das Schüsselspiel 209

Das

Das Strohspiel 211
Das Spiel der Pflaumenfedern 212
Das Spiel des Krummstabes: der Wilden Jagd, u. Fischerey: die Bärenjagd 213
Die Jagd des Orignal 219
Der Carcajou, eine Art von Katze, der größte Feind des Orignal 222

Der 104 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Der Huronen Friedensunterhandlungen 223
Wahl der Gesandten: wie sie abgeschickt, und aufgenommen werden 225
Der Wilden Handel 227
Sie entrichten auf fremden Gebiete Zoll 228
Ihr Handel besteht in Vertauschung; ihr Geld sind Seemuscheln: diese sind der Wilden größte Kostbarkeit: ihr Unterschied 229
Wie sie verarbeitet werden; in Zweige, und Halsbänder 230
Der öffentliche Schatz wird bey den Oberhäuptern verwahret 231
Die Schiffe und Kähne der Wilden 232
Kähne aus Baumrinde gemacht 233
Wie die Wilden ihre Berathschlagungen halten 239

Kenntniß der Wilden in der Sternkunde 241
Ihre Art Feuer anzuschlagen: wie sie ihr Lager aufschlagen 242
Beschreibung ihrer Hütten 243
Ihre Hunde 244
Die Wilden müssen öfters Hunger ausstehen 245
Im Sommer werden die vielen Mücken und Fliegen zur Plage: die beschwerlichen Märsche der Wilden 246
Die Jagd der wilden Ochsen: wie selbige aussehen 247
Beschreibung dieser Jagd 248
Die übrigen Thiere, welche die Wilden jagen 249
Luchse: schwarze Füchse 250
Die Lage ihrer Dörfer 251
Anzahl und Lage ihrer Hütten 252
Beschaffenheit ihrer Felder 255
Die Wilden verändern ihre Wohnungen: haben Mangel an Brennholze: sie bedienen sich steinerner Aexte 256
Die Weiber bestellen die Felder: ihr Getreide ist Mais, oder Türkischer Weizen 257
Wenn sie ihre Ackerarbeit anfangen 258
Obst, und Früchte, verwahren sie in unterirrdischen Kammern 260

Ihr Korn bereiten sie auf vielerley Art zu: eine besondere Art ihres Kornes heißt, geblühetes Korn: was sie Sagamiteh nennen 261
Sie essen alles auf: ihre Freygebigkeiten: sie leiden hernach Hunger 262
Sie essen alles ohne Unterschied 263
Mit ihnen zu essen, erwecket Ekel 264
Flachsartige Pflanzen: sie machen Garn von einem gewissen Holze 265
Weinstöcke in Canada: die Wilden wissen keinen Wein zu machen: aus dem Ahorne machen sie ein Getränke, und einen guten Zucker 266
Ein sonderbares Gewächs, das Flohkraut: der Ginseng 268

Der 105 Brief.

Fortsetzung von Canada.

Das Dorf, und die Kapelle Loretto 269
Andacht der dasigen Einwohner 270
Die Predigt des Evangelii hat bey den Wilden anfänglich viele Schwierigkeiten gefunden 272
Der Huronen Einwürfe 274
Die Huronen haben unter den Wilden in Canada den meisten Verstand: sie können

nen sich sehr verstellen: ihr eigentlicher Name 276
Hinderniſſe, welche ihre Gaukelſpieler dem Evangelio in den Weg legten 277
Standhaftigkeit der Mißionnaire 278
Errichtung einer Jeſuiterſchule in Quebec 279
Die Huronen haben ein großes Zutrauen zu den Mißionnairen 280
Errichtung von Klöſtern in Quebec 281
Errichtung einer Völkerſchaft von chriſtlichen Wilden 283
Die Stadt der drey Flüſſe 284
Der benachbarte See, St. Pierre 285
Die Inſeln von Richelieu 286
Heldenthaten zweyer Canad. Frauenzimmer 287
Die Beſitzer der Kirchſpiele in Canada ſind nicht reich 290
Den Edelleuten daſelbſt iſt erlaubt, auch Handlung zu treiben 291
Zuſtand der Canadiſchen Franzoſen: ihre Vorzüge: ihr Leichtſinn und Unabhängigkeit 292
Beſchreibung der Creolen 293
Dieſe ganze Colonie ſteht auf ſchwachen Füſſen: der Urſprung der Familien in den Colonien von Canada iſt reiner, als in den andern Colonien von Amerika 295

Der 106 Brief.

Die Engländischen Colonien.

Geschichte der Colonie von Neu-England 297
Die Non-Conformisten lassen sich daselbst nieder 299
Sie erbauen die Stadt Neu-Plymouth 300
Auf ihre erste Colonie folgen sieben andere: sie erbauen mehrere Städte: der jetzige königliche Statthalter 301
Ansehen der Rathsversammlung: sie giebt Gesetze: Neu-England hat sich in kurzer Zeit in den blühendesten Zustand gesetzet 302
Eine Gesellschaft von Mißionnairen zu Bekehrung der Heyden 303
Die Engländer, die sich zuerst in Amerika niedergelassen haben, haben das benöthigte Land den Wilden abgekauft, nicht mit Gewalt genommen, wie die Spanier 304
Verfolgung, die Religion betreffend 305
Proceß wegen beschuldigter Hexerey 306
Schreiben einer dieserhalben verurtheilten Frau 307
Endlich erkennen die Richter ihr Unrecht: es wird ein Fast- und Bethtag angeordnet: keine Engländische Errichtung

kommt Neu-England bey: Boston, die Hauptstadt 311
Der Haven zu Boston 312
Der dasige Damm: das Stadthaus: die vortrefliche Ansicht der Stadt 313
Die Buchladen: Buchdruckereyen: Einwohner: Schiffe, zu Boston: ihr grosser Handel 314
Der Umgang, und die Gesellschaften daselbst sind angenehm: Rhode-Island: Freyheit der Einwohner 315
Ihre Städte 316
Die Waaren, welche Neu-England liefert: ihre Schiffe, und übrigen Landeserzeugungen 317
Ihre Handlung 318
Ihr Schleichhandel: man hat kein gemünztes Geld 319
Die Colonie läßt Gesetze drucken: ihr Innhalt 321
Neu-York 322
Dessen Handel 323
Es hat ein reiches Kupferbergwerk: das dasige Geld: das Land ist in Grafschaften eingetheilet: die Hauptstadt heißt Neu York 324
Ihre Einwohner: die öffentlichen Gebäude: ihre Bibliothek 325

Ihr Schloß: Eintheilung der Stadt: ihre Rathsversammlung giebt die Gesetze 326
Die Stadt Albanien: ihre Handlung: Anzahl der Einwohner von Neu-York 328
Ihre Sitten 329
Eigenschaften der Weiber in Neu-York 320

Der 107 Brief.

Fortsetzung der Engländ. Colonien.

Pensylvanien: ihr Stifter 330
Pen erhielt diese Provinz erblich: er erbauet Philadelphia: dessen Lage 331
Handel, und Reichthum dieser Stadt 332
Sie ist der Sitz der Quaker 333
Dieser Leute Lebensart 334
Die Dunkards, eine andere Secte dieses Landes: die von ihnen erbauete Stadt heißt Euphrat 335
Dieser Sectirer Lebensart 336
Die Quaker vermeiden Uneinigkeit und Krieg: die von Pen gemachten Verordnungen für dieses Volk 337
Pen wird in England verdächtig: hat die letzte Zeit seines Lebens vielen Verdruß 339
Er stirbt in hohem Alter: hat großen Ruhm erworben: hinterläßt einen Sohn 340

Pensylvanien ist mehr angebauet, als die andern Engl. Colonien: die vornehmsten Städte darinnen: hat keine Miliz 341
Die Quaker hielten ehedem keine Sclaven 342
Sitten der Pensylvanier 343
Ihre Freyheit sich zu verheurathen 345
Wie peinl. Verbrechen abgethan werden 346
Ihr peinliches Recht ist sehr streng: sie haben keinen Scharfrichter 347
Ihr Geld besteht in Papiere: ihre Treue im Handel: ihre Beobachtung der natürlichen Gesetze 348
Sie leisten keinen Eid: die Sitten der Indianer in diesem Lande: sie sind höhnisch 349
Die Eifersucht der Indianischen Weiber: Producte des Landes: Eigenschaften des Baumes, Sumach 350
Beschaffenheit einer wilden Katze, das Teufelskind genennt: Beschreibung der Klapperschlange 351
Abentheuerliche Fabeln von ihrer Zauberkraft 352
Ihre Gestalt 353
Ihr Gift: der sicherste Gegengift 354
Die Wilden essen das Fleisch dieser Schlange 355

Der 108 Brief.

Fortsetzung der Engländ. Colonien.

Virginien: die Stifter dieser Colonie 356
Begebenheit eines dieser Stifter, Smith, mit der Tochter eines vornehmen Wilden des Landes 357
Die Bay von Cheseapeak: Williamsburg, die Hauptstadt von Virginien 362
Sie hat die prächtigsten Gebäude in Amerika 363
Der Virginier einziger Feldbau besteht in Tabak: ihr Tabak wird für den besten in der Welt gehalten: dessen erstaunender Vertrieb 364
Ihre übrigen Manufacturen sind schlecht beschaffen, und ziehen alles benöthigte aus England 365
Ihre Beschwerlichkeiten im Handel und Wandel 366
Die Regirungsform von Virginien: der Commendant hat alle Gewalt: James-Town war sonst die Hauptstadt, und seine Residenz 367
Die Colonisten erbauen keine Städte: die Anzahl der Colonisten 368
Unterschied der Dienstleute, der Sclaven, und

und Freyen: sie können sich bey den Gerichtshöfen beklagen 369
Die ersten Einwohner von Virginien: die Franz. Flüchtlinge begeben sich dahin 371
Jedes Kirchspiel in Virginien hat seine Kirche: Einkünfte der Pfarrer 372
Die Virginier bezahlen Kopfsteuer: die Truppen der Colonie 373
Lage, und Fruchtbarkeit dieser Provinz: außerordentliche Landeserzeugungen: besondere Aepfel 374
Dergleichen Blumen 375
Ein sehr seltenes Thier, Opossum 376
Ein wunderbarer Baum, dessen Frucht Wachs giebt: der Virginier Sitten, und Gebräuche: ihre Oberhäupter 377
Die Weiber des Landes: die Oberhäupter sind kleine Monarchen 378
Die Provinz Maryland: ihre Errichtung 380
Ihre Beschaffenheit: der Einwohner Lebensart 383
Carolina: dessen Regirungsform 384
Die Stadt Charles-Town 385
Landeserzeugungen von Carolina: die Vermehrung des dasigen Rindviehes 386
Dieser Colonie besondere Gewohnheiten: Georgien: dieser Colonie Verfassung 387

Ihre Errichtung 388
Gränzen der Engländischen Besitzungen in Amerika: Vortheile dieser weitläufigen Länder 390
Vergleichung mit den Französischen Colonien, und derer Beschaffenheit 392

Der 109 Brief.

Florida.

Der Name von Florida 397
Von diesem Lande hat man viele romanenhafte Erfindungen 398
Geschichte des berühmten Ponce de Leon 399
Sein Nachfolger, Vasquez 400
Dessen Grausamkeiten 401
Auf diesen folgte Fernandes de Soto 403
Geschichte eines Spaniers in Florida 404
Geschichte einer dasigen Prinzeßinn 406
Moscoso ist der letzte Spanische Anführer in Florida gewesen 409
Der Franz. Admiral Coligny errichtet in Florida eine Colonie von Protestanten 410
Ihr Anführer ist der Capitain Ribaut 411
Das Französische Florida 412
Die dasige kleine Colonie geräth in das äußerste Elend: schreckliche Begebenheit dabey 413

Die Spanier bemächtigen sich des Landes und vertilgen die Protestanten 416
Frankreich rächet sich 418
Sitten und Gebräuche der Floridier: ziehen ihren erlegten Feinden die Haut und Haare vom Kopfe 419
Wunderlicher Gebrauch, wenn sie keine Haarschopfe aus dem Kriege mitbringen 420
Ceremonie, ehe sie zu Felde gehen 421
Die Sonne ist der Floridier Gottheit 422
Vorzug ihrer Oberhäupter: die Erziehung der Kinder 423
Pflanzörter der Spanier: wo die besten Austern gefangen werden 424
Die Schanze S. Marco: die Apalachen: S. Josepho 425
S. Augustino ist der Hauptort der Spanier in dieser Provinz: S. Matthäo 426
Der Canal von Bahama: die Lucayischen Inseln 427
Die Insel Providence: ist von den Engländern besetzet worden 429
Die Hauptstadt heißt Nassau: eine besondere Merkwürdigkeit daselbst: ihr Handel: das Cap von Sed 430
Die Insel Cuba: Havana: ihr Haven: die Lage dieser Stadt 431
Ihre Beschreibung 432

Die

Die Einschiffung der Kisten mit Piasters in Havana: die Eroberung der Insel Cuba durch Velasquez 433
Länge und Breite der Insel: ist nicht fruchtbar: ihre Erzeugungen, worunter der beste Spanische Tabak, Havana, berühmt ist 437

Der 110 Brief.

Jamaica.

Welche Inseln die Antillischen genennet werden: sie werden in die großen, und kleinen eingetheilet 438
Die Insel Jamaica: ihre Berge, u. Flüsse 439
Der größte Theil der Insel ist mit immer grünenden Holze bedeckt: die Bäche, Thäler: das Erdreich ist ungemein fruchtbar: die Insel ist dem Erdbeben sehr unterworfen: in den Flüssen halten sich Crocodille auf 440
Die große Hitze wird durch einen kühlen Wind, der Arzt genennt, erträglicher: die Spanier haben ehedem Pflanzörter und Städte in Jamaica gehabt 441
Ihre daselbst verübten Grausamkeiten 442
Jamaica wird von den Engländ. erobert 444
Die zurückgebliebenen Spanischen Sclaven

ven machen heutiges Tages eine gefährliche Räuberbande daselbst aus 445
Die Engländer bringen die Insel in großes Aufnehmen 446
Seeräuber, unter dem Namen der Freybeuter, machen sich berühmt 447
Ihre Geschichte 448
Sie bemächtigen sich der kleinen Insel Tortuga: sie nennen sich Brüder von der Küste: ihre Art, die Beute zu theilen 449
Sind wider die Spanier hauptsächlich erbittert 451
Wie weit ein Französischer Freybeuter diesen Haß getrieben hat 452
Dieser Freybeuter Art die Schiffe anzugreifen 453
Ihr Betragen bey Austheilung der Beute 454
Ihre Religion, und Ehrlichkeit: welche Schiffe sie vorzüglich angriffen 455
Namen und Thaten verschiedener Freybeuter 456
Sie plündern auch die Spanischen Küsten: Beyspiele davon 457
Einer der berühmtesten Freybeuter ist ein Engländer, Morgan, gewesen 458
Er belagert Portobello 460
Er erobert und plündert Panama 462

Der Spanische Hof beschweret sich bey dem Englischen, daß man diese Seeräuber begünstige 463
Morgan ändert seine Aufführung: wird gebraucht, die andern Seeräuber zu vertilgen 464
Sein Reichthum erweckt ihm Feinde: wird in England gefangen gesetzt: stirbt aus Verdruß 465
Eine noch andere Ursache des Aufnehmens von Jamaica ist die Entlaufung der Spanischen Sclaven: der Spanier Grausamkeit wider dieselben: traurige Begebenheit dieserhalb 466
Fernere Ursachen der Bevölkerung dieser Insel 468
Viele Einwohner von Barbados begeben sich dahin; sie lehren den Jamaikern Zuckerrohr anzubauen 469
Ein anderer Product dieser Insel ist der Indigo, und der Piment, welchen letztern die Engländer All-Spice nennen 470
Die übrigen Erzeugungen: großer Vertrieb des Zuckers 471
Ingleichen von Rum, einer Art Brandwein: Güte des Zuckers: Erzeugung der Baumwolle, und des Ingwers 472

Uebrige Erzeugungen an Häuten, Viehe, Tabak, Hölzern, Fischen, Schildkröten 473
Vertrieb von Seesalze: Schleichhandel mit dem Campeschenholze 474
Noch anderer Schleichhandel 475
Reichthum und Verschwendung der Einwohner: Waaren, die sie aus England bekommen 477
Vortheilhafte Lage der Insel für die Engländer: Port-royal war die Hauptstadt in Jamaica 478
Erdbeben, welches diese Stadt vernichtete: umständliche Erzählung davon 479
Die Einwohner erbauen anderwärts eine neue Stadt, Kingston genennt 485
Aus den Ueberbleibseln von Port-royal ist eine kleine, hübsche Stadt geworden, deren Haven einer der schönsten in der Welt ist: San Jago de la Vega 486
Einwohner von Jamaica 488
Sie leben im Ueberflusse, und Pracht 489
Ihre ordentliche Kleidung: ihre gewöhnlichen Getränke 490
Wie der Puntsch daselbst gemacht wird: ihr Brod, und Fleisch 491
Künste und Wissenschaften werden nicht getrieben 492

Silbergeld ist in Jamaica sehr gemein: der Unterhalt ist sehr theuer 493
Regirungsform des Landes 494
Wie die Processe entschieden werden: die dasige Miliz 495
Die Geistlichkeit: die herrschaftlichen Bedienten 496
Wie ihnen begegnet wird 497
Wie mit den Sclaven umgegangen wird 499
Ihre Anzahl ist noch einmal so groß, als der übrigen Einwohner 500

Reisen eines Franzosen,

oder

Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefasset

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Zehnter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1773.

Der III Brief.

Louisiana.

Unter vielen vorgefallenen Beschwerlichkeiten, davon die Umstände aber nicht wichtig sind, bin ich endlich, Madame, in der Hauptstadt von Louisiana angelanget. Die Anlage dieser Stadt ist, wie Sie wissen, ganz neu. Die Franzosen, durch ihre Kriege mit den Wilden in dieses Land gezogen, dachten an nichts weniger, als Entdeckungen darinnen zu machen. Ein Barfüßer Mißionnair aber wurde gefangen zu den Illinoern gebracht, und weil er etwas von der Wundarzeneykunst verstund, machte er sich bey diesem Volke beliebt, und wurde gut gehalten. Er

durchwanderte ihre Dörfer und Flecken, und untersuchte insonderheit eine Zeitlang den berühmten Fluß, der seitdem in Frankreich unter dem Namen des Mißißippi bekannt geworden ist. Man legte diesem Flusse, aus Schmeicheley, den Namen Colbert, hernach aus Andacht, den von St. Louis bey; sein erster Name aber hat sich dennoch erhalten. Der Mißionnair, bey seiner Rückkunft nach Quebec, machte von dem, was er gesehen hatte, die vortheilhafteste Beschreibung. Diesem zu Folge wurde der Ritter de la Salle mit einer Anzahl Mannschaft zu den Illinoern abgeschickt, wo er im Namen Ludewigs XIV Besitz von dem Lande nahm, es zu Ehren des Königes Louisiana nennete, und eine kleine Festung anlegte. Die Spanier hatten eine Kirche, die Engländer aber ein Weinhaus dahin gebauet.

Die Kriege, in welche Frankreich dazumal verwickelt war, und die Bedürfnisse des Staates, entferneten die Aufmerksamkeit der Minister, und sie behielten wenige Zeit übrig, an diese neue Besitzung zu denken. Das, was man glaubte, noch am füglichsten thun zu können, war, daß man sie einem reichen Privatmanne überließ, welcher, bey dem Vortheile,

theile, das Land empor zu bringen, das Beste des Staates zugleich mit dem seinigen beförderte. Auf diese Art kam Louisiana an den Herrn Crozat, und von ihm hernach, an die Indianische Compagnie. Neu-Orleans, welches man zu erbauen anfieng, und das diesen Namen bekam, um sich dem Herzoge von Orleans, als Regenten, gefällig zu machen, wurde die Hauptstadt. Die Compagnie, die sich von diesem Lande viel versprach, bemühete sich, es zu bevölkern. Sie schickte ein Schiff mit Mägdgen ab, die man mit Gewalt weggenommen hatte, und ohne welche sie nicht möglich zu seyn glaubte, eine dauerhafte Colonie zu errichten. So bald sie angekommen waren, brachte man sie zusammen in ein Haus, und stellte eine Schildwache vor die Thüre. Es war erlaubet, sie bey Tage zu besuchen, und sich unter ihnen diejenige auszulesen, welche man zur Frau nehmen wollte; beym Eintritte der Nacht aber wurde niemand zu ihnen gelassen. Es währete nicht lange, so wurden die Mägdgen alle versorget. Diese erste Ladung aber war nicht hinlänglich, die Anzahl der sich angegebenen Freyer zu befriedigen; denn diejenige, die zuletzt übrig blieb, veranlassete

einen großen Streit unter verschiedenen jungen Leuten, die sich, um sie zu bekommen, herumschlugen, unerachtet sie einem Grenadiere ähnlicher sah, als einer Helena.

Das folgende Jahr kam eine neue Ladung von dieser Waare an: allein die Lust, sich zu verheurathen, hatte nachgelassen, und man übereilete sich nicht mehr, sie zu verlangen. Endlich langete eine dritte Lieferung an; und diese nahm sich am meisten aus. Man nennete sie, die Mägdgen von dem Käsigen; denn bey ihrer Abreise von Frankreich hatten sie durch Freygebigkeit der Compagnie ein Käsigen voll Wäsche und Kleider bekommen. Hiernächst wurden sie von Nonnen begleitet; und es währete nicht lange, so fanden sie Männer. Nichts desto weniger waren sie mit Gewalt weggeführet worden, bis auf eine einzige, welche man die gutwillige Jungfer nennete. Die Anzahl der durch diese verschiedenen Lieferungen angekommenen Mägdgen belief sich auf mehr als achthundert. Einige von ihnen blieben in der Hauptstadt; andere nahmen ihre Wohnungen bey den Natscheen, wo man zwanzig Jahre vorher eine Hauptstadt unter dem Namen Rosalia, welchen Namen die Frau

Canz-

Canzlerinn von Pontschartrain führete, hatte anlegen wollen.

Neu-Orleans, diese zur Zeit der Regentschaft so berühmte Stadt, die erste, welche einer der größten Flüsse in der Welt an seinem Ufer hat errichten sehen, die Hauptstadt eines weitläuftigen, und viel größern Landes als Frankreich, hat kaum zweyhundert Häuser, davon einige von Ziegeln, die andern von Holze gebauet sind. Sie liegt an dem östlichen Ufer des Mißißippi; und nach dem von dem Kriegsbaumeister verfertigten und eingegebenen Risse, sollen die Gassen nach der Schnure gezogen werden. Noch zur Zeit sieht man nichts daselbst, als hier und da zerstreuete Hütten, ohne Ordnung. Sie werden von Franzosen, Schwarzen, und einigen wilden Sclaven bewohnet, die alle zusammen, so wie mir geschienen hat, nicht über zwölfhundert Personen ausmachen.

Der Marquis von Vaudreuil, der dasige oberste Befehlshaber, soll, wie man saget, vier und zwanzig Compagnien Seetruppen zur Verstärkung erhalten. Man spricht auch von einer neuen Einschiffung von Mägdgen, die in Frankreich sollen angeworben werden, und diese Gegenden bevölkern. Den arbeit-

samen Soldaten, die sie heurathen wollen, wird man den Abschied geben. Der König wird ihnen auch eine gewisse Anzahl Aecker Landes einräumen, die sie anbauen sollen; er wird sie drey Jahre lang frey unterhalten; ihnen Pulver, Bley, Vieh, Flinten, und Ackerwerkzeug geben. Im Vorbeygehen muß ich hier erwähnen, daß des Statthalters Tafel eine große Hülfe für die Ankommenden ist, und er seine Gäste mit vieler Freygebigkeit und Anstande bewirthet.

Das Land ist mit Kaufleuten, Handwerksleuten, und Fremden besetzet. Der dasige Aufenthalt ist wegen der gesunden Luft, der Fruchtbarkeit des Erdbodens, und wegen der schönen Lage, unvergleichlich. Uebrigens ist in der Stadt nichts sehenswürdiges; nichts, daß Ihre Aufmerksamkeit besonders verdienete, oder Ihre Neubegierde zu erwecken im Stande wäre. Die richtigste Vorstellung, die Sie Sich davon machen können, kommt darauf an, daß Sie Sich zwölfhundert Personen einbilden, die abgeschicket worden sind, eine Stadt anzulegen, und an dem Ufer eines großen Flusses ihr Lager aufgeschlagen haben, wo sie nur bedacht gewesen sind, sich vor Wind und Wetter zu schützen. Urtheilen

len Sie, Madame, von der Gesellschaft, die man hier hat, aus derjenigen, die meinen einzigen Zeitvertreib abgiebt, und aus Capucinern besteht, davon der Pater Guardian den Grund zu dieser Hauptstadt hat legen sehen. Er hat mir in der Sprache seines Klosters berichtet, daß er von Pontoise gebürtig sey, und der Pater Hieronymus heisse; daß er sich im sechzehnten Jahre mit dem Stricke seines Ordens umgürtet, im siebzehnten sein Gelübde abgeleget, und im sechs und zwanzigsten, aus Verdruß wider seine Oberen, die ihn von Paris zu entfernen geschienen hätten, Frankreich verlassen habe. „Dieses Uebel, setzte er voller Demuth hinzu, hat ohne Zweifel den allergrößten Nutzen gestiftet: denn Gott, der die geringsten Werkzeuge zu seiner Verherrlichung zu gebrauchen weis, hat erlaubet, daß ich zu Bekehrung der Heyden ausgesendet würde; und ein glücklicher Erfolg hat meine Hoffnung übertroffen. Seitdem diese Stadt angelegt ist, arbeite ich an dem Seelen-Heyl der armen Wilden. Ich war unter der Landung mit begriffen, die im Jahre 1722 geschah; und ich kann mich rühmen, einer der ersten Capuciner in Louisiana zu seyn: aber das Wachsthum der Co-

lonie ist dem vom Evangelio nicht beygekommen. Wenn ich die Lage dieser Stadt betrachte, dreyßig Stunden von dem Meere, und an einem schiffbaren Flusse, die Fruchtbarkeit ihres Bodens, die Gelindigkeit und Güte ihrer Luft, die Arbeitsamkeit ihrer Einwohner, die Nähe von Mexico, wohin man in funfzehn Tagen kommen kann, die Nachbarschaft von Havana, und von den Englischen Pflanzstädten, die noch weniger entfernet sind; wenn ich alle diese Vortheile zusammenhalte, so habe ich mir schmeichelhafte Begriffe von ihr gemachet. Rom und Paris sind nicht unter so glücklichen Umständen erbauet worden; und ihre Stifter haben weder an der Seine, noch an dem Tiber, das angetroffen, was wir an dem Mißißippi gefunden haben, in dessen Vergleichung die zwey erstern Flüsse nur Bäche sind. Aber der Thau des Himmels ist auf dieses schöne Land noch nicht gefallen, unerachtet es sich mehr als ein anderes rühmen kann, die Fruchtbarkeit der Erde als sein Eigenthum zu besitzen.„

„Ich war in Neu-Orleans, fuhr der Pater Capuciner fort, als ein Wilder der dasigen Gegend den Abt Saint-Come, Mißionnair

nair in dieser Colonie, ermordete. Der Hr. von Bienville, welcher im Lande commandirte, rächete diesen Tod an der ganzen Nation; und brachte es auch dahin, daß sie um Frieden bitten mußte. Der Statthalter bewilligte solchen unter der Bedingung, daß man ihm den Kopf des Mörders überlieferte; welches auch geschah, und die Abgeordneten kamen, und boten dem Hrn. von Bienville das Calûmet an. Sie sind bey dergleichen Gelegenheiten auf das schönste, nach ihrem Geschmacke, geputzet. Es betrug nicht mehr als hundert Schritte von dem Orte, wo sie an das Land stiegen, bis zu der Hütte des Statthalters; und dennoch brachten sie auf diesem Wege bey nahe eine halbe Stunde zu: sie giengen in einer Reihe, einer hinter dem andern, sangen das Lied des Calûmet, schwungen dieses in der Luft, hielten allezeit dabey den Tact, und richteten sich auch im Gehen darnach. Sie höreten mit dieser Musik nicht eher auf, als bis sie ganz nahe bey dem Commendanten waren. Hier fieng der, welcher das Wort führete, an, und sagete: „wir sind also, du und ich, nun beysammen.„ Hierauf setzten sie sich auf die Erde, und legten das Gesicht auf die Hände; der Redner,

um sich zu erholen, ehe er seine Rede anfieng; die andern, um ein tiefes Stillschweigen zu beobachten; alle aber, um ihrer Gewohnheit nach auszuruhen. Einen Augenblick hernach stund der Redner, mit zweyen andern, auf: einer von diesen füllete die Pfeife des Calümet mit Tabake, der andere brachte Feuer; der Redner rauchete, und überreichte die Pfeife dem Hrn. von Bienville, um ein gleiches zu thun. Alle Anwesende machten es eben so, und nach geendigter Ceremonie nahm einer der Abgeordneten das Calümet, gab es dem Statthalter, der es behalten sollte, und der Redner blieb alleine stehen; die übrigen aber setzten sich neben die Geschenke, die sie mitgebracht hatten. Diese bestunden in allerhand Pelzwerke, welches zum Zeichen des Friedens weißgahr zugerichtet war. Vielleicht wird Ihnen nicht zuwider seyn, etwas von der bey dieser Gelegenheit gehaltenen Rede zu hören.„

„Wie vergnügt sind mein Herz, und meine Augen, daß ich Dich heute zu sehen bekomme, sagte der Redner zu dem Herrn von Bienville, daß ich mit dir selbst sprechen kann, ohne zu befürchten, daß der Wind unsere Worte unter Weges wegführe! Unsere Geschenke

schenke sind gering; unsere Herzen aber desto bereiter, deinen Worten zu gehorsamen. So bald du reden wirst, sollst du unsere Füße laufen, und springen sehen, wie die von einem Hirsche, um deinen Willen zu vollbringen. Ach! wie schön dünket uns heute die Sonne, in Vergleichung der Tage, da du böse auf uns warest! Wie gefährlich ist ein böser Mensch! Du weißt, daß ein einziger den Franzosen getödtet hat, durch dessen Tod unsere besten Krieger gefallen sind. Itzt bleibt uns niemand, als alte Leute, Weiber, und Kinder übrig. Du hast den Kopf des bösen Menschen verlanget, um Frieden zu machen; wir haben dir ihn geschicket. Vorher war die Sonne roth, die Wege waren voller Disteln und Dornen, die Wolken schwarz, das Wasser war trübe, und von unserm Blute gefärbet; unsere Weiber weineten unaufhörlich, unsere Kinder schrien vor Furcht; das Wild floh ferne von uns; unsere Häuser waren verlassen, und unsere Felder ungebauet; bey dem geringsten Geschrey der Nachtvögel, waren unsere Krieger munter; sie schliefen nicht anders, als mit den Waffen in der Hand; die Schlangen zischeten vor Bosheit, und steckten ihre spitzigen Zungen heraus; die Vögel

gel schienen bey ihrem traurigen Gesange nichts als Toden-Lieder zu singen. Heute aber ist die Sonne helle, der Himmel heiter, man sieht keine Wolken mehr; die Wege sind mit Blumen bestreuet; das Wasser ist so klar, daß wir uns darinnen sehen können; die Schlangen fliehen vor uns; die Vögel erfreuen uns durch die Annehmlichkeit und Uebereinstimmung ihres Gesanges; das Wild findet sich wieder ein; unsere Weiber tanzen, daß sie das Essen darüber vergessen; unsere Kinder springen wie die jungen Rehe; die Herzen der ganzen Nation lachen vor Freude, da sie sehen, daß wir heute auf eben dem Wege gehen werden, wie ihr Franzosen alle: einerley Sonne wird uns erleuchten; einerley Worte werden wir haben; unsere Herzen werden nur eines ausmachen; wir werden zusammen essen, wie Brüder. Wird dieß nicht gut seyn? Was meynest du dazu, mein Vater?„

„Der Statthalter beantwortete diese Rede in wenigen Worten, ließ die Abgeordneten mit sich essen, legte zum Zeichen der Freundschaft seine Hand in die Hand des Redners, und schickte sie sehr vergnügt wieder zurück.„

„Diese

„Diese Abgeordnete, fuhr der Pater Hieronymus fort, so lange sie sich in Neu-Orleans aufhielten, kamen öfters in unser Haus; und sie hatten mich lieb gewonnen. Sie thaten mir den **Vorschlag**, sie nach ihren Flecken zu begleiten; wozu ich mich um so viel lieber entschloß, da ich es als eine Gelegenheit ansah, die Landessprache desto eher zu erlernen. Die Weiber scheueten sich nicht, weder vor meiner Kleidung, noch vor meinem Barte, der freylich nicht so lang, dick, und grau war, als Sie ihn itzt sehen. Sie hätten lachen müssen, wenn Sie gehöret hätten, wie sie sich mit einander stritten, welche mir die mehreste Zuneigung erzeigen würde. Das, was man von der großen Sorgfalt einer Andächtigen für ihren Seelensorger erzählet, ist nur eine schwache Abbildung gegen ihren Eifer, mir zu dienen. Einige nahmen mich zu ihrem Sohne an, andere zu ihrem Neffen, oder Vetter; die jüngsten zu ihrem Vater, oder Oheim; alle aber sahen mich als ihren Landsmann und Freund an. Sie verlangten von mir, ich sollte mir auf den linken Schenkel die Figur eines Eichhornes, als das Sinnbild der Nation, drucken lassen, zum Zeichen, daß ich zum Landes-Ein-

gebohr-

gebohrnen angenommen wäre. Ich ließ mir auch diese Operation willig gefallen, und sie wollten sie selbst verrichten; es war nicht eine einzige, die sich nicht zur Ehre, Pflicht, und Vergnügen rechnete, bey der Ceremonie gegenwärtig zu seyn. Ich mußte mich auf eine Rehhaut niedersetzen, und nachdem sie Stroh angebrennt hatten, davon sie die Asche mit Wasser auflöseten, bedienten sie sich dieser sehr einfachen Vermischung, um die Figur eines Eichhornes auf meinen Schenkel zu zeichnen. Dem Umrisse folgten sie mit einer großen Nadel, mit der sie in das Fleisch bis auf das Leben stachen: das Blut mit der schwarzen Asche vermischet, hinterläßt einen Eindruck, welcher niemals vergeht. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie schmerzhaft diese Operation ist: ich that aber alles mögliche, mir es nicht merken zu lassen. Ich spaßete vielmehr mit den Weibern; und die Zuschauer, die meine Unempfindlichkeit bewunderten, jauchzeten, und tanzeten um mich herum. Man breitete hernach weiße Häute aus, auf denen ich gehen mußte, und sagete zu mir, ich könnte nun zu allen Bundsgenossen von der Nation gehen, und mein Eichhorn zeigen; ich würde überall wohl aufgenom-

nommen werden; sollte mich aber ja jemand beleidigen, so würde man sich an ihm rächen. Durch diese Annehmung an Kindesstatt, habe ich die Eigenschaft eines edelen Wilden erlanget, welche hier zu Lande dem Adel, den ich von der Natur, und meinem Orden, zu empfangen, glücklich genug gewesen war, einen neuen Glanz giebt. Dieses Ehrenzeichen, das ich auf meinem Schenkel trage, fuhr er fort, und entblösete es, um es mir zu zeigen, ist mir schätzbarer, als alle Kreuze und Bänder unserer Geistlichen in Europa, und vielleicht gehöret auch nicht weniger Verdienst dazu, es zu erlangen. Man erhält diesen Vorzug nicht anders, als durch ausnehmende Thaten; und wäre ein Wilder verwegen genug, sich stechen zu lassen, ohne würdig zu seyn, dieses rühmliche Zeichen zu tragen, würde er abgesetzet und als unehrlich erkläret werden; so wie ein Französischer Officier, der sich unterstünde, den Ludwigs-Orden eigenmächtig anzuhängen. Ich habe einen dergleichen Indianer gesehen, der, ohne sich jemals in Vertheidigung seines Vaterlandes hervorgethan zu haben, dieses Ehrenzeichen an seinen Arm graben ließ, in der Meynung, eines der hübschesten Mägdgen des be-

nachbarten Dorfes zu heurathen. Er wußte, daß sie ihr Herz niemanden geben wollte, als einem, mit diesem Zeichen gezierten Tapfern. Als er nun auf dem Puncte war, die Ehe mit den Aeltern zu berichtigen, beschlossen die Krieger, die erbittert waren, einen feigen Menschen mit einer Zierde geschmücket zu sehen, die nur dem Verdienste zukam, daß ihm das Zeichen sollte abgerissen, das ist, die Haut, und das Fleisch, bis auf den Knochen abgezogen werden, und daß man dieses in Zukunft allen thun würde, die sich dergleichen unterstünden. Sollte jemals die Hoffnung einer vortheilhaften Heurath einen Franzosen antreiben, dergleichen Thorheit zu begehen, so kann ihm dieses Bezeigen der Wilden zur Regel wegen der zu erwartenden Strafe dienen. Bey dem allen finde ich mich durch das von ihnen erhaltene Ehrenmerkmal um so viel mehr geschmeichelt, da ich auf diese Art bin in Stand gesetzet worden, an ihrer Bekehrung desto kräftiger zu arbeiten. Das Probejahr meiner apostolischen Verrichtungen habe ich bey den Natschees gehalten, einem wilden, ehedem sehr zahlreichen Volke, welches an der rechten Seite des Flusses, mehr als hundert und funfzig Stunden weit

von

von seiner Mündung, in der schönsten und fruchtbarsten Gegend von der Welt, wohnete. Sie waren lange Zeit unsere Bundesgenossen; allein die Tyranney eines Französischen Commendanten brachte sie auf das äußerste, so daß sie alles, was sie von unsern Leuten antrafen, niedermachten, und unbarmherzig ermordeten. Man hat sich durch die fast gänzliche **Vertilgung** der Nation zu rächen gesuchet, und es ist nur eine geringe Anzahl von ihnen übrig geblieben. Sie werden ohnfehlbar etwas von dieser **Begebenheit** in Frankreich gehöret haben; die eigentlichen **Umstände** aber sind nur wenigen Personen bekannt geworden.„

„Dieses Unglück ereignete sich, wie ich gesaget habe, durch die Schuld eines Officieres, der das Commando über eine Schanze bey den Wilden hatte, und tausend Ungerechtigkeiten ausübete. Diese Völker ersahen mit Unwillen, daß er das Oberhaupt eines Dorfes zwingen wollte, seine Wohnung zu verlassen, und sich anderwärts hinzubegeben, damit er selbst solche bewohnen könne. Die Aeltesten also versammeln sich, berathschlagen mit einander, und beschließen, daß alle Franzosen in Louisiana auf einen Tag, und

zu einer Stunde umkommen sollen. Sie schickten an alle die Nationen, wo wir unsere Errichtungen hatten, Abgeordnete, und liessen ihnen kleine Holzbündel einhändigen, mit der Anweisung, eines davon alle Tage in das Feuer zu werfen; das letzte aber zeigete den bestimmten Augenblick zur Ermordung an. Die Natschees hatten eine gleiche Anzahl für sich behalten. Allein, die Mutter des vornehmsten Oberhauptes, welche den Franzosen gewogen war, suchte die Verschwörung zu entdecken, und hielt ihrem Sohne folgende Anrede:

„Oeffne deine Ohren, mich zu hören! Ich habe dir nie gelehret, zu lügen; ich habe dir vielmehr allezeit gesaget, daß ein Lügner nicht werth sey, als ein Mensch angesehen zu werden, ja daß dieses Laster Verachtung verdiene, selbst von den Weibern: ich hoffe also, du wirst mir die Wahrheit sagen. Sage mir, sind die Kinder der Sonne nicht alle Brüder? ist ihr Nutzen nicht allen gemein? und dennoch verbergen die Oberhäupter ihre Geheimnisse vor mir, gleichsam als ob meine Lippen weggeschnitten wären, und ich meine Worte nicht bey mir behalten könnte. Kennest du mich als eine Frau, die im Schlafe

redet?

redet? Ich bin außer mir, zu sehen, daß ich von meinen Brüdern verachtet werde, noch mehr aber, von meinem Sohne. Wie? habe ich dich nicht unter meinem Herzen getragen, hast du nicht an meiner Brust gesogen, habe ich dich nicht mit meinem reinesten Blute genähret, und dieses Blut, läuft es nicht noch in deinen Adern? Würdest du Fürst seyn, wenn du nicht mein Sohn wärest? Hast du schon vergessen, daß du, ohne meine Sorgfalt, längst gestorben wärest? Alle Welt, so wie ich, hat dir gesaget, daß du der Sohn eines Franzosen bist; aber mein eigenes Blut ist mir lieber, als der Fremden ihres. Ich gehe heute neben dir, wie ein Hund, ohne daß du mich ansiehst: ich wundere mich, daß du mich nicht mit dem Fuße zurückstößest. Daß die andern sich vor mir verbergen, befremdet mich nicht: der alten Männer Gewohnheit ist, die Weiber, die ihnen nichts mehr nütze sind, zu verachten. Aber du, der du mein Sohn bist, du bist heimlich gegen mich? hast du jemals in unserer Nation gesehen, daß ein Kind seine Mutter verachtet? Wie! so große Bewegungen unter uns, ohne daß ich die Ursache davon wissen solle? Befürchtest du, ich möchte dich

betrügen, und dich denen Fremden, wider welche ihr aufgebracht seyd, zum Sclaven überlassen? Ach! wie satt bin ich, so verachtet zu werden, und mit einem undankbaren Menschen zu gehen.„

„Der Sohn, durch die Rede und die Thränen seiner Mutter gerühret, entdeckte ihr alle Umstände der Verschwörung, nebst den zu nehmenden Maasregeln, wie der Anschlag sollte ausgeführet werden. Sie bemühete sich vergebens, die Vollstreckung davon zu unterbrechen. Sie wußte aber, daß verschiedene Mägdgen der Wilden einige unserer Officiere zu Liebhabern hatten; sie nahm sich also vor, sich ihrer zu bedienen, um dem Commendanten heimlich Nachricht zu geben, und verbot ihnen auf das schärfste, jemals zu sagen, daß sie es auf ihren Befehl gethan hätten. Einige Zeit darauf sah ein Lieutenant seine Geliebte voller Thränen zu ihm kommen, und erfuhr von ihr, daß die Natschees alle seine Leute sollten niedermachen. Erstaunet über diese Nachricht, und gerühret durch ihre Thränen, fragte er seine untröstbare Geliebte um alle Umstände. Ihre offenherzige und ungekünstelte Antwort, und ihre zärtliche Furcht, ließen ihm keinen Zweifel von der

Wahr-

Wahrheit der Verschwörung übrig. Er gieng also in dem Augenblicke zu dem Commendanten; dieser aber kündigte ihm Arrest an, in der Meynung, er hinterbrächte ihm einen falschen Lärmen. Sieben Einwohner, die durch eben diesen Weg benachrichtiget worden waren, und um Erlaubniß baten, sich zu bewaffnen, um einen Ueberfall zu vermeiden, wurden in Ketten geleget.„

„Die Mutter des ersten Oberhauptes ersah mit Schmerzen, daß ihre Bemühung zu Erhaltung der Franzosen umsonst war: sie wollte ihnen Dienste leisten, ohne daß sie es erkenneten. Es blieb ihr also kein anderes Mittel übrig, als die eine Parthey verderben zu lassen, um die andere zu erhalten. Sie gieng an den Ort, wo die Holzbündel eingeschlossen waren, und wurf ihrer etliche in das Feuer. Die Natschees, die dieses nicht gewahr wurden, wurden auf solche Art mit den ihrigen eher fertig, als ihre Bundsgenossen, und ermordeten alle bey ihnen befindlichen Franzosen. Die übrigen wilden Völker, als sie solches erfuhren ehe die Zeit um war, glaubten, sie wären verrathen, und bekenneten alles. Der Statthalter von Louisiana zog wider sie aus, und schlug sie. Die mei-

ſten wurden getödet, oder zu Gefangenen gemachet; und die ganze Nation, wie ich geſaget habe, ſtellet heutiges Tages nur ein ſehr kleines Volk vor. Uebrigens ſchreibt man ihre außerordentliche Verringerung anſteckenden Krankheiten zu, welche in dieſen letzten Jahren große Verwüſtung unter ihnen angerichtet haben. Eine dritte Urſache iſt, daß, da ihr Oberhaupt das Recht hat, ihnen alles, was ſie beſitzen, zu nehmen, ſie nicht gern nahe um ihn wohnen, und ſie ſuchen ſich andere Wohnungen in mehr entferneten Gegenden aus. Was man alſo, zu meiner Zeit, das große Dorf nennete, beſteht itzt in einer kleinen Anzahl Hütten, die wie viereckige Pavillons ausſehen, niedrig und ohne Fenſter; das Dach iſt abgerundet, ohngefähr wie an einem Backofen, und ſie ſind mit Blättern und Stroh von Mais gedecket.„

„Als ich bey den Natſchees noch das Evangelium predigte, zählte dieſe Nation mehr als zwanzig Dörfer. Sie war die einzige in dieſem Theile von America, die einen eingerichteten Götzendienſt zu haben ſchien; er kam dem von den alten Römern ziemlich bey: man ſah einen Tempel voller Götzen, für welche die Wilden die größte Verehrung hatten,

hatten, und sie unter verschiedenen beygelegten Eigenschaften anbeteten. Die Gestalt dieses Tempels glich, so wie ihre Hütten, einem Backofen, und hatte fast hundert Fuß im Umfange. Man gieng durch eine sehr niedrige, enge Thüre hinein, und er hatte keine Fenster: an beyden Enden waren zwey hölzerne Fahnen angebracht, welche die Figur zweyer Adler unförmlich genug vorstelleten: haußen vor der Thüre war eine Art von Schuppen, worinnen der Hüter seine Wohnung hatte; um den Tempel aber gieng eine Einfassung von Palissaden, worauf die Hirnschaalen aller in der Schlacht eroberten Köpfe gesteckt waren.„

„Innwendig, in dem Tempel, sah man Breter über einander befestiget, worauf Körbe stunden, darinnen die Gebeine der ehemaligen Oberhäupter aufbehalten lagen, daneben aber derjenigen ihre, die sich als Schlachtopfer, ihren Herren zu Liebe, getödet hatten, um ihnen in die andere Welt zu folgen. Auf einem anderen abgesonderten Fache stunden gemalte Körbe, darinnen die Götzen verwahret wurden. Es waren dieses Figuren von Männern und Weibern, aus Steine oder gebrennter Erde gemacht;

oder Köpfe und Schwänze von Schlangen; oder andere mit Strohe ausgestopfte Thiere, ingleichen Kinnbacken von großen Fischen, u. d. g.„

„Man trug Sorge, mitten in dem Tempel ein beständiges Feuer zu unterhalten; und zu diesem Behufe durfte kein anderes Holz, als von einem gewissen Baume, genommen werden; gieng aber das Feuer unglücklicher Weise aus, so war die ganze Nation bestürzet, und die Priester wurden am Leben gestrafet. Es ereignete sich solches sehr selten, weil die Hüter, wenn sie sich Feuer, ihre Pfeifen anzuzünden, bringen liessen, es leicht erhalten konnten; denn das heilige Feuer durften sie dazu nicht brauchen. Drey Stücken Holz, gleich weit von einander geleget, die aber an den Enden zusammenstießen, brenneten ganz sacht, und der Hüter mußte sie im Brennen erhalten. Wenn es kalt war, konnte er sich sein Feuer besonders machen; denn es war nicht erlaubt, sich bey dem zu wärmen, das zu Ehren der Sonne brennte. Die Aeltesten waren verbunden, jeder nach der Reihe, ein großes Scheit in den Bezirk der Palissaden zu tragen. Auch war die Anzahl der Hüter bestimmt; und sie

ver-

verrichteten ihren Dienst vierteljährig. Derjenige vom Dienste, der unter dem Schuppen die Wache hatte, untersuchte, ob das Feuer nicht Gefahr lief, auszulöschen.„

„Unter allen Weibern, hatten nur die Schwestern des Oberhauptes die Erlaubniß, in den Tempel zu gehen: gleichermaßen war der Eingang dem geringen Pöbel untersaget, auch zu der Zeit, wenn er den Seelen derjenigen zu essen brachte, derer Asche in den Körben, neben denen von ihren Herren, ruhete. Die Gerichte wurden dem Feuer-Hüter gegeben, der sie neben den Toden hinsetzte; und nach einer gewissen Zeit setzte man sie auf die Palissaden, wo sie den Raubthieren überlassen wurden.„

„Die Sonne ist der Hauptgegenstand der Verehrung bey den Natschees, und dieser ihr Oberhaupt, das den Titel eines Bruders dieses Gestirnes führet, trägt das Bild der Sonne auf der Brust. Der Dienst, unter welchem diese Wilden die Sonne verehreten, hatte etwas feyerliches. Der Vornehmste der Oberhäupter machte sich noch vor ihrem Aufgange auf, gieng an der Spitze des Volkes mit langsamen Schritten einher, und hielt ein Calümet in der Hand, das nur bey dieser

Gele-

Gelegenheit gebrauchet wurde. Er wendete sich gegen Morgen, machte, indem er sich zur Erde wurf, ein dreymaliges Geheul, und überbrachte der Sonne die drey ersten Züge Rauch, die er aus seiner Pfeife blies. Hernach drehete er sich von dem Morgen nach dem Abend, und wies ihr die Gegend, die sie in ihrer Laufbahne nehmen sollte. Während dieser Zeit, erhub sich ein allgemeines Geheul unter dem ganzen Volke, welches mit aufgehobenen Armen dieses Gestirn anschauete. Die Mütter führeten ihre Kinder herzu, und ließen ihnen andächtige Gebärden machen.„

„Das vornehmste Oberhaupt der Natschees, das gemeiniglich die Sonne genennet wird, hat eine despotische Gewalt über das ganze Volk. Es sind allezeit die männlichen Kinder seiner nächsten Verwandtinn, die ihm in seiner Würde folgen, und niemals sein eigener Sohn. Diese Politik gründet sich auf die Kenntniß, die sie von den Ausschweifungen ihrer Weiber haben, welche sich, eben so wie anderwärts, kein Gewissen machen, fremde Kinder in die Familie ihres Mannes zu setzen. Der Mutter des vermuthlichen Erben allerhöchsten Gewalt giebt man den Namen der Oberhäuptinn, oder

der

der Frau Sonne; und unerachtet sie sich gemeiniglich wenig um Regierungs-Sachen bekümmert, so erweiset man ihr doch große Ehre. Sie hat auch, so gut als das Oberhaupt, Gewalt über das Leben und den Tod der Unterthanen. Hat jemand das Unglück, ihr, oder ihm, zu misfallen, so befehlen sie der Wache, einen solchen zu töden. „Geh, sagen sie, und schaff mir diesen Hund weg; und in dem Augenblicke wird ihnen gehorchet.„ Ihre Unterthanen reden sie niemals an, als nachdem sie sie dreymal mit einem Geschreye, das eine Art von Geheule ist, gegrüßet haben. Man muß dieses ebenfalls beym Weggehen beobachten, und sich hüten, ihnen den Rücken zuzukehren. Begegnet man ihnen auf dem Wege, so muß man still stehen, sich in Ordnung stellen, und eben dergleichen Geschrey machen, bis sie vorüber sind. Man ist verbunden, ihnen das Beste von der Aernde, von der Fischerey, von der Jagd, und von der Beute des Feindes, zu überbringen. Endlich darf niemand, auch nicht ihre nächsten Freunde, wenn sie mit ihnen essen, ihre Schüssel mit der Hand berühren, noch weniger aus ihrem Geschirre trinken.„

„Die

„Die Hütte des ersten Oberhauptes, oder der Sonne, steht auf einer Höhe, und raget über alle andere im Dorfe hervor. Zur Rechten sieht man darinnen das Bette des Herrn, mit allerhand Figuren bemalet. Das ganze Bette besteht aus einer Matte, nebst einem großen Klotze, der zum Kopfküssen dienet. Mitten in dem Zimmer steht ein kleiner Pfahl, um welchen man herum gehen muß, ehe man sich dem Bette nähert. Beym Eintritte grüßet man durch ein Geheul, und geht bis zum Ende der Hütte fort, ohne einen Blick auf die rechte Seite zu thun. Hierauf grüßet man zum zweyten male, hebt die Arme über den Kopf, und giebt dreymal ein Geheul von sich. Ist es eine Person, die der Herr werth hält, so antwortet er durch einen kleinen Seufzer, und giebt ihr ein Zeichen, sich niederzusetzen: man bedanket sich für diese Höflichkeit durch ein abermaliges Geheul. Bey allen Fragen, die er einem thut, heulet man einmal, ehe man antwortet; und wenn man Abschied nimmt, zieht man das letzte Geheul so lange hinaus, bis man ihm aus dem Gesichte kommt.„

„Den Oberhäuptern folgeten beym Sterben, ihre Haus-Officiere, und Bedienten mit

in

in das Grab. Um Ihnen aber von dieser wunderlichen Ceremonie einen Begriff zu machen, so muß ich Ihnen sagen, daß wenn eine Sonne, das ist, der zum Nachfolger bestimmte Erbe geboren wurde, so mußte jede Familie, welche ein Kind männlichen Geschlechtes an der Brust säugete, es diesem Erben widmen. Unter den Kindern las man eine gewisse Anzahl aus, die zu seinem Dienste bestimmet wurden; und so bald sie die gehörigen Jahre erreichet hatten, gab man ihnen ein ihren Fähigkeiten gemäßes Amt. Einige wurden zur Jagd und Fischerey gebrauchet, um seine Tafel zu versorgen; andere baueten das Feld; andere dieneten ihm zum Gefolge. Sie gehorcheten seinem Willen so blind, daß niemand sich würde geweigert haben, den Kopf herzugeben, wenn er ihn verlanget hätte. Einer der vornehmsten Artikel ihrer Religion war, sein Begräbniß dadurch zu ehren, daß sie mit ihm sturben, um ihn in der andern Welt zu bedienen, wo sie hoffeten, das größte Glück zu machen. Sie zogen ihre besten Kleider an, und begaben sich neben den Tempel, wo das versammelte Volk auf sie wartete. Wenn sie eine Weile getanzet und gesungen hatten,

machten

machten sie sich einen Strick mit einer Schleife um den Hals; und so gleich kamen die zu dergleichen Hinrichtung bestimmten Leute, und erdrosselten sie, mit der Verweisung, sie sollten dem Fürsten folgen, um in der andern Welt weit angesehenere Aemter bey ihm zu verwalten, als sie in dieser gehabt hätten.„

„Nach geschehener Hinrichtung sonderte man ihre Knochen ab, trocknete sie etliche Monate an der Sonne, verwahrete sie in Körben, und setzte sie in den Tempel; neben die von ihrem Herrn. Eben dergleichen Ceremonie geschah bey dem Tode der Brüder und Schwestern des ersten Oberhauptes. Die Weiber ließen sich alsdenn alle erdrosseln, um ihnen zu folgen, und sahen die Erlaubniß, sich zum Opfer darzubieten, als eine große Ehre an. Sie nahmen zuweilen zehn Jahre vorher ihre Maasregeln, um diese Gnade zu erwerben; und diejenigen, denen sie verwilliget wurde, sponnen selbst den Strick, der das Werkzeug ihres Todes seyn sollte.„

„Doch hat man mir eine Geschichte von einem Wilden erzählet, der nicht der Meynung war, sich diesem Gesetze zu unterwerfen; er glaubte nicht, wie die beherzten

Wei-

Weiber, daß sein Ruhm davon abhienge, wenn er sich mit seiner Frau in das Grab legte. Er war mit einer Verwandtinn des ersten Oberhauptes verheurathet. Diese Frau wurde krank; und so bald als er merkte, daß sie sterben würde, nahm er die Flucht, gieng nach Neu-Orleans, und begab sich unter den Schutz des Statthalters, welcher der Herr von Bienville war, dem er seine Dienste als Jäger anbot. Dieser nahm ihn an; vermittelte es auch hernach bey den Natschees dahin, daß sie die Versicherung gaben, er sollte nichts weiter zu befürchten haben, da ohnedem die Ceremonie geschehen, und die Frau begraben wäre. Der durch dieses Versprechen beruhigte Wilde unterließ nicht, sich bey seiner Nation wieder einzufinden. Er war aber kaum angelanget, so sturb der Bruder seiner Frau; und es wurde beschlossen, er sollte als Schwager eine Schuld bezahlen, die er als Mann nicht abgetragen hatte. Als er sich nun bey den andern Schlachtopfern befand, wurde er in die tiefste Traurigkeit versetzet. Die Wittwe des Verstorbenen, die auch ein Opfer abgeben sollte, als sie sein Seufzen sah, sagte zu ihm: du willst ein Krieger seyn, und du weinest! Weil dir dein Le-

ben so lieb ist, so schicket es sich nicht, daß du mit uns gehest: halte dich zu den Weibern; und behalte dein Herz hinter dir auf der Erde. Der Indianer ließ sich dieses nicht zweymal sagen: er verschwand wie der Blitz; und drey alte verwittwete Matronen, davon zwey seine Verwandtinnen waren, boten sich an, an seiner statt zu sterben. Sie wurden noch denselben Abend hingerichtet; die eine, vor der Thüre des Verstorbenen, und die zwey andern, auf dem Platze bey dem Tempel. Man machte ihnen den Strick um den Hals, und acht Männer von ihren Verwandten erdrosselten sie. Es wären ihrer nicht so viele dazu nöthig gewesen; weil man aber durch dergleichen Hinrichtung den Adelstand erlanget, so melden sich allezeit ihrer mehr, als es nicht nöthig wäre. Die Großmuth dieser Weiber erhielt unserm Wilden das Leben, der nunmehr ruhig wurde; und weil er bey seinem Aufenthalte unter den Franzosen einige Kenntnisse erlanget hatte, bedienete er sich ihrer, um seine Landesleute zu betrügen. Er wurde ein Marktschreyer, das ist, ein Pfaffe, und ein Arzt, zwey Eigenschaften, die mit der Feigheit seines Characters besser übereinkamen, als einen Kriegsmann abzugeben,

wel-

welches seine erste Handthierung gewesen war.„

„Die junge Wittwe, welche ihn nicht würdig geschätzet hatte, mit ihr zu sterben, bezeigete einen Heldenmuth, den man nicht genug erheben kann. Sie ließ ihre Kinder kommen, und redete sie also an: „Dieses ist der Tag, wo ich mich euren Armen entreissen soll, um dem Wege eures Vaters zu folgen, der mich in dem Lande der Geister erwartet. Es würde wider meine Pflicht und Liebe seyn, wenn ich euren Thränen nachgäbe. Ich habe genug für euch gethan, daß ich euch unter meinem Herzen getragen, und an meiner Brust gesäuget habe. Von meinem Blute entsprossen, und mit meiner Milch genähret, wie könnet ihr Thränen vergießen? Ihr seyd der ganzen Nation Beyspiele von Standhaftigkeit und Muthe schuldig. Geht, meine lieben Kinder, ich habe für eure Bedürfnisse gesorget, indem ich euch Freunde erworben habe. Ich lasse euch mitten unter den Franzosen; sie sind großmüthig, machet euch ihrer Liebe würdig; geht allezeit ohne Falschheit mit ihnen um, und flehet sie niemals um nichts mit Niederträchtigkeit an. Und ihr Franzosen, setzte sie hinzu, indem sie

sich gegen unsere Officiere kehrete, ich empfehle euch diese Kinder, die ich als Weysen hinterlasse. Sie werden künftig niemanden, als euch, für Väter erkennen; ihr sollet sie beschützen. Wenn ihr sie werdet als edele Krieger sehen, so erinnert euch, daß ihr den Urheber ihres Lebens geliebet habet, und er ein wahrer und aufrichtiger Freund von eurer Nation bis in das Grab gewesen ist. Es hat dem großen Geist gefallen, ihn abzurufen; und im kurzen werde ich bey ihm seyn. Ich werde ihm sagen, daß ich euch bey der Ansicht seines Leichnams mit beklemmten Herzen gesehen habe. Betrübet euch nicht; wir werden in dem Reiche der Seelen auf längere Zeit Freunde seyn, als in diesem, weil man dort nicht mehr stirbt.„

„Diese traurige Rede zwang den Franzosen Thränen ab. Sie thaten, was sie konnten, um sie von dem Opfer, dazu sie sich aus freyem Willen erbot, abzuhalten. Sie war aber unbeweglich, und lief zu ihrem Tode mit einer Heiterkeit, ja mit einer Freude, darüber jedermann Bewunderungsvoll erstaunete. Man gab ihr kleine Tabakskugeln zu verschlucken, um sie zu betäuben: hernach erdrosselte

drosselte man sie; und ihr Körper wurde auf eine Matte, neben ihren Mann geleget.„

„Alle Weiber, die als Bluts-Freunde mit der Sonne verwandt waren, genossen des glücklichen Vorrechtes, mit ihren Männern zu ändern, so oft es ihnen gefiel, und noch dabey Gehülfen anzunehmen. Wahr ist es, sie heuratheten niemals anders, als Leute von niedrigem Stande, und hatten einen Mann, nur dem Namen nach: sie konnten ihn nach Gefallen abdanken, und einen andern aus der Nation wählen, nur durfte er nicht mit ihnen verwandt seyn. Machte sich der Mann einer Untreue schuldig, so ließ ihm die Frau in dem Augenblicke den Kopf einschlagen; sie hingegen war diesem Gesetze nicht unterworfen. Er mußte in ihrer Gegenwart stehen, eine Ehrfurchtsvolle Positur annehmen, durfte nicht mit ihr essen, und verbückte sich vor ihr auf die Art, wie ihre Bedienten: der einzige Vortheil, den ihn diese erniedrigende Verbindung gab, war, daß er nicht arbeiten durfte, und Gewalt über die Knechte hatte.„

„Außer dem ersten Oberhaupte, hatten die Natschees noch zwey andere, die den Kriegsangelegenheiten vorgesetzet waren, ingleichen

zwey Ceremonienmeister zum Dienste des Tempels; zwey Personen, welche die Friedens Verträge in Ordnung bringen mußten; eine, der die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude aufgetragen war; und viere, welche die Feste anordneten. Der erste der Oberhäupter vergab alle diese Plätze.„

„Der Ackerbau, und die Aernden wurden gemeinschaftlich angestellet. Das Volk versammelte sich alle Jahre, und besäete ein großes Stück Landes mit Korne, und Hülsenfrüchten. Vorher aber mußten die Körner mit den gewöhnlichen Ceremonien den Geistern dargebracht werden. So bald man sich dem Tempel näherte, hub man die Arme aus Ehrfurcht in die Höhe; man machte dreymal ein Geheul; man rieb die Hände auf der Erde; und stund dreymal wieder auf, unter eben so vielmaligem Geheule. Wenn man vor dem Tempel nur vorbey gieng, war es hinlänglich, sich einen Augenblick aufzuhalten, eine kleine Verbeugung zu machen, die Augen niederzuschlagen, und die Arme in die Höhe zu heben. Die Hausväter trugen die Erstlinge aller eingesammelten Früchte in den Tempel: eben dieses geschah mit denen der Nation gemachten Geschenken. Man brachte

sie

sie zuerst den Geistern dar; hernach schickte man sie dem Oberhaupte, der sie austheilte, wie er wollte. Eine große, auf einer Wiese gelegene Hütte war bestimmet, die Aernden zu verwahren.„

„Sonst feyerte man auch ein allgemeines Fest, welches drey Tage und drey Nächte dauerte; wozu jedwedes etwas von seiner Jagd, Fischerey, und übrigen Vorräthen beytrug. Die Sonne, mit ihrer nächsten Verwandtinn, war in einem erhabenen, und mit Zweigen bedeckten Verschlage dabey gegenwärtig. Sie ließen sich in einem Tragsessel dahin bringen; und die Sonne hielt eine Art von Scepter, mit buntfarbigen Federn geschmücket, in der Hand: die vornehmsten Personen umringeten sie, und bezeigten ihre Ehrfurcht, und Unterthänigkeit, durch eine Menge Ceremonien. Das Volk sang und tanzte um sie herum, zum Zeichen ihrer öffentlichen Freude. Den letzten Tag hielt das Oberhaupt eine Rede an das Volk, und ermahnete jedermann, seine Pflichten genau zu beobachten, besonders aber große Hochachtung für die in dem Tempel sich aufhaltenden Geister zu haben, und die Kinder wohl zu unterrichten. Hatte jemand eine rühmliche

That gethan, so lobte er ihn öffentlich. Vor einigen Jahren schlug der Blitz in den Tempel, und sieben oder acht Weiber wurfen ihre Kinder mitten in die Flammen, um die Geister dadurch zu besänftigen. An dem folgenden Feste rufte die Sonne diese Heldinnen, lobte ihren Muth, und ermahnete die andern Mütter, einem so edelen Beyspiele bey ereigender Gelegenheit zu folgen.„

„Die Person des ersten Oberhauptes war nicht weniger geheiliget, als die von andern Souverainen. Es war nicht erlaubet, sein Leben im Kriege der Gefahr auszusetzen; und geschah es, daß er getödet wurde, mußten die vornehmsten Krieger bey ihrer Rückkunft ihr Leben wieder hergeben: allein dergleichen Hinrichtungen ereigneten sich sehr selten, weil man große Vorsicht zu Vermeidung dieses Unglücks anwendete. Ehe man zu Felde zog, ließ man alle Soldaten das, was man die Kriegs-Arzeney heißt, trinken. Es ist ein Brechmittel, aus einer Wurzel verfertiget, welche in großen mit Wasser gefüllten Kesseln gekochet wird. Einem jeden Soldaten gab man zwey Maaße, die er gleich hinter einander austrinken mußte, und fast in dem Augenblicke unter heftigen Erbrechen wieder von sich gab.„

„Diese

„Diese Nation hat, wie alle andere, ihre Aerzte, allein in geringer Anzahl, weil sie selbst dem Tode allezeit so nahe sind, als ihre Kranken. Die ganze Kunst dieser Quacksalber besteht in nichts, als in etlichen kindischen und abergläubigen Behandlungen. Mit einem Feuersteine machen sie in den schmerzhaften Theil eine Oeffnung, saugen das Blut aus, und spucken es in eine Schüssel: zu gleicher Zeit geben sie ein kleines Stückgen Holz, Stroh, oder Leder, das sie unter der Zunge verborgen halten, von sich, und sagen, dieses wäre die Ursache der Krankheit. Sie lassen sich allemal zum voraus bezahlen; stirbt aber der Kranke, so können sie fast gewiß versichert seyn, daß die Verwandten oder Freunde des Verstorbenen ihnen den Kopf einschlagen.„

„Die Natschees haben noch eine andere Art von Gauklern, welche eben so viel Gefahr laufen: es sind gewisse alte Müßiggänger, die, um ihre Familie zu erhalten, ohne nöthig zu haben zu arbeiten, sich rühmen, daß sie Regen oder gutes Wetter, nachdem es erfordert wird, machen können. Ganze Dorfschaften treten zusammen, um das für ihre Felder vortheilhafteste Wetter zu kau-

fen. Ist es Regen, der verlanget wird, so füllen diese Gaukler ihr Maul voll Wasser, und mit einem Rohre, das an dem einem Ende durchlöchert ist, blasen sie es auf der Seite, wo sie Wolken gewahr werden, in die Luft, und bitten diese, mit abscheulichen Schreyen, sie möchten sich über die Felder derer, die sie bezahlet haben, ergießen. Ist aber die Frage, gutes Wetter zu erlangen, so steigen sie auf die Dächer der Häuser, geben den Wolken ein Zeichen, vorüber zu ziehen, und wenn sich diese zertheilen, tanzen und singen sie um die Hütten, verschlucken den Rauch vom Tabake, und halten ihr Calûmet gen Himmel. Wird dem Dorfe gewähret das, was sie versprochen haben, empfangen sie eine doppelte Belohnung; glücket es ihnen aber nicht, so werden sie ohne Barmherzigkeit umgebracht. „

„ Friedens-Verträge und Bündnisse wurden unter großen Anstalten gemachet; und die Sonne zeigte sich dabey in ihrer Würde, als ein wahrer Souverain. So bald sie von dem Tage der Ankunft der Gesandten benachrichtiget war, gab sie dem Ceremonienmeister Befehl, alle Anstalten zu ihrem Empfange vorzukehren. Sind

nun

nun die Abgeordneten auf fünfhundert Schritte von dem ersten Oberhaupte, so halten sie still, und singen den Frieden. Die Gesandtschaft besteht ordentlich aus dreyßig Männern und sechs Weibern. Die besten Stimmen geben voran, und hinter ihnen folgen diejenigen, die das Calûmet tragen. Letztere tanzen und singen dazu, kehren sich auf alle Seiten, geben sich viele Bewegung, und machen abscheuliche Verrenkungen und Gebärden. Wenn sie bey dem Oberhaupte angelanget sind, fangen sie ihren Tanz um ihn herum vom neuen an, und überreichen ihm das angezündete Calûmet. Sie rauchen alle zusammen, blasen den ersten Zug von dem Tabaksrauche gen Himmel, den andern, gegen die Erde, und den dritten, um den Horizont herum. Hernach übergeben sie die Pfeife den untergeordneten Häuptern, gehen und reiben die Brust des Fürsten mit ihren Händen, reiben sich hierauf selbst über den ganzen Leib, und der Redner fängt an, seine Rede zu halten. Alsdenn erfolgt die Antwort der Sonne. Diese bietet ihrer Seits den Gesandten auch ein Calûmet an, davon sie den Rauch hinunterschlucken. Hernach fraget sie die Sonne, wie sie sich befinden. Alle,

die

die bey der Audienz gegenwärtig sind, thun ihnen die nämliche Frage; endlich führet man sie in die für sie bestimmte Hütte, wo ihnen ein großes Gastmahl gegeben wird. Auf den Abend machet ihnen das erste Oberhaupt einen Besuch; wenn sie nun merken, daß er aus seiner Hütte gehen will, so gehen sie, um ihm Ehre zu erweisen, und holen ihn ab, tragen ihn auf ihren Rücken in ihre Behausung, und setzen ihn auf eine zugerichtete Haut nieder. Einer von ihnen setzet sich hinter ihm, stemmet die Hände auf seine Achseln, und machet tausenderley närrische Gebärden, unterdessen daß seine Camaraden ihre Heldenthaten erzählen. Diese Besuche werden viele Tage nach einander, früh und Abends, wiederholet; bey dem letzten aber ändert sich das Ceremoniel. Man steckt einen Pfahl mitten in das Zimmer, und singt und tanzet um selbigen herum, und rühmet seine Thaten. Nachher machet man den Abgeordneten Geschenke; und wenn sie abreisen wollen, versorget man sie mit allen auf der Reise benöthigten Vorräthen. „

Der Pater Hieronymus sagte mir noch von allerhand andern Gebräuchen der Natschees; weil sie aber von der Wilden in Canada

nada ihren nicht unterschieden sind, brauche ich diese Materie nicht zu wiederholen.

Ich bin u. s. w.

Neu-Orleans, den 28 August, 1749.

Der 112 Brief.

Fortsetzung von Louisiana.

Nach dem entsetzlichen Blutbade, das die Natschees unter den Franzosen angerichtet hatten, begab sich unser Capuciner zu den Illinoern, anderen Wilden, die uns zu allen Zeiten zugethan gewesen sind.

„Es sind dieses die einzigen Völker in Louisiana, sagte der Pater Hieronymus, die sich niemals mit ihren Feinden, uns zum Nachtheile haben aussöhnen wollen. Wahr ist es, sie haben allezeit eingesehen, wie nöthig wir ihnen gewesen sind, um sich wider verschiedene Nationen, die ihren Untergang geschworen hatten, insonderheit wider die Irokoer zu vertheidigen, welche endlich, durch ihre häufigen Anfälle, sie zu guten Kriegsleuten gemachet haben. Unerachtet der von den Natschees ihnen gethanen Vorstellungen, blieben

blieben sie den Franzosen dennoch treu; und bey der ersten Nachricht von diesem Kriege, schickten sie nach Neu-Orleans, und boten ihre Dienste an. Der Vornehmste der Gesandtschaft hieß Chikagou: er redete den Commendanten mit vielem Anstande und mit Höflichkeit an. Es ist eben derselbe, der in Paris gewesen ist; und dem die Herzoginn von Orleans zu Versailles eine kostbare Tabaksdose, welche er allezeit sorgfältig in einem Beutel verwahret trug, geschenkt hat. Er hat sie niemals verkaufen wollen, was für ein Gebot man ihm auch darauf gethan hat: eine seltene Aufmerksamkeit für einen Wilden, dessen Gemüthsart ist, alles was er sieht zu verlangen, und der es gleich hernach überdrüßig wird.„

„Die Erzählung, welche Chikagou seinen Landesleuten von Frankreich machete, schien ihnen unglaublich. Man hat dir Geld gegeben, sagten sie zu ihm, um uns solche schöne Mährgen weißzumachen. Wenn du das, was du uns erzählest, wirklich gesehen hast, so muß man dich betrogen, und durch Zauberey deine Augen verblendet haben. Als er ihnen sagte, daß es in Paris Hütten gäbe, derer sechs und sieben über einander stünden,

und

und so hoch wären, wie die größten Bäume; daß auf den Gassen so viel Leute wären, als Hälmer Gras auf den Wiesen; daß man auf den Gassen in gemalten und vergoldeten ledernen Häusern herumführe; daß es noch andere lange Hütten gäbe, wo die Gaukler Augen, Aerme, Beine, und Zähne, denen die sie nöthig haben, einsetzen, ohne daß man es sieht, so waren die guten Leute anfänglich ganz erstaunet, und endlich lachten sie ihn aus, als jemanden, der Erscheinungen hat. Was würdet ihr denn sagen, erwiederte Chikagou, wenn ich noch hinzusetzte, daß ich auf der Messe kleine Creaturen, nicht größer als ein Arm, gesehen habe, welche tanzten, sangen und redeten, wie große Leute? Solltet ihr wohl glauben, daß in diesem Lande die Ehre eines Mannes von der Tugend seiner Frau abhange, und es, diesem ungeachtet, die Artigkeit erfordere, der Frau eines andern zu sagen, daß man sie liebe, und anbete, auch von ihr verlange, daß sie sich und ihren Mann verunehre? Wenn der von seiner Frau betrogene Mann redet und drohet, so nimmt sie ihre Zuflucht zu einem Gesetze, welches sie von einem groben Menschen scheidet, der sich nicht nach der Mode richten will. Der erste

Mann,

Mann, der beleidiget wurde, beklagte sich; der zweyte, als er sah, daß dieses nichts half, rächete sich an einem dritten, der auch seine Rache nahm; und dieser Kreis von Wiedervergeltung hat die ganze Nation verdorben.„

„Als Chikagou alt, und schwach am Verstande wurde, schienen ihm selbst alle diese Dinge so außerordentlich, daß er wie die übrigen Wilden glaubte, sie könnten nicht wahr seyn, und die Franzosen müßten ihn bezaubert haben.„

„Aber wieder auf die Illinoer zu kommen; so kann man das bey ihnen eingeführte Christenthum, nebst dem vernünftigen Bezeigen einiger Französischen Officiere, die in ihrem Lande commandiret haben, als die vornehmste Ursache ihrer Zuneigung zu uns ansehen. Vor der ersten Entdeckung des Missißippi kennete man kaum die Wilden in Canada. Einige Franzosen, die diesen Fluß hinunter gefahren waren, kamen in ihre Dörfer, wurden wohl aufgenommen, und suchten Niederlagen für ihre Handlung daselbst zu errichten: sie hinterließen eine kleine Festung, einen Commendanten, eine Kirche, und einen Mißionnair. Die Engländer schöpften darüber Verdacht, und wollten ihrerseits

rerseits wenigstens eine Kirche und einen Priester haben. Der Statthalter von Boston ließ den Antrag deswegen thun, er wurde aber durchgehends verworfen. „Deine Rede befremdet mich, antwortete eines der Oberhäupter der Nation; als du hieher gekommen bist, hast du mich lange Zeit vor den Franzosen gesehen: weder deine Vorgänger, noch deine Priester, haben uns jemals etwas von Religion, oder von dem großen Geiste gesaget; sie haben unsere Biber- und Orignac-Häute gesehen, und sind einzig darauf bedacht gewesen. Wir konnten ihnen nicht genug davon liefern; und je mehr wir ihnen brachten, je mehr waren wir ihre Freunde. Die Franzosen haben das Gegentheil gethan. Als ich einsmals einem ihrer Missionnaire unsere Waare anbot, würdigte er sie kaum anzusehen: er redete mir vielmehr gleich vom Gebethe vor, als dem einzigen Mittel, glücklich zu werden: ich hörete ihm mit Vergnügen zu, und fand seine Rede so einnehmend, daß ich lange stehen blieb, ihn anzuhören. Ich bat ihn, mich zu unterrichten; ich verlangte von ihm die Taufe; und ich empfieng sie. Ich kehrte hierauf in mein Land zurück, erzählte, was mir geschehen war; man beneidete mein

Glück, man gieng und suchte den schwarzen Rock auf; und auf solche Art sind wir Christen geworden. Wenn du damals, da ich dich zuerst sah, mir etwas von deiner Religion gesagt hättest, würde ich dich angehöret haben; denn ich war nicht im Stande, zu entscheiden, welche gut sey. Itzt bin ich mit der von den Franzosen zufrieden, und werde sie behalten, so lange bis die Erde verbrennet, und untergeht.„

„Ehe die Illinoer das Christenthum angenommen hatten, waren keine Wilden so lasterhaft, und von weniger guten Eigenschaften, als sie: sie waren zwar sittsam und gelehrig; aber niederträchtig, verrätherisch, leichtsinnig, betrügerisch, diebisch, ohne Ehre, ohne Treue, eigennützig, gefräßig, und was bey einem groben und ungesitteten Volke noch wundersamer scheint, einer abscheulichen Neigung äußerst ergeben, die bey den Griechen und Römern nicht eher einriß, als bis sie anfiengen gesitteter und höflicher zu werden.„

„Dergleichen Bundsgenossen schienen den Franzosen wenig Ehre zu machen, auch von keiner sonderlichen Hülfe zu seyn; unterdessen haben wir niemanden getreuer gehabt;

und

und die Mißionnaire sahen in weniger Zeit, zu ihrem Troste, eine zahlreiche Heerde dieser wegen ihrer verderbten Sitten bisher so ausgeschrienen Indianer um sie herum versammelt; ja die großen Beyspiele von Tugend, die man in den blühendesten Mißionen von Canada bewundert hatte, in ihnen erneuert. Fast alles, was von dieser Nation übrig ist, bekennet sich heutiges Tages zum Christenthume; und man hat einsehen lernen, von was für Wichtigkeit es ist, die andern Wilden von Louisiana auch dahin zu bringen. In dieser Absicht hat man sein Augenmerk auf die Capuciner der Provinz Frankreich gerichtet, als welche am geschicktesten sind, die Gemüthsart dieser Barbarn gelinder zu machen, sich bey ihnen einzuschmeicheln, und das Gebiete des Königes in diesem Theile der neuen Welt zu erweitern. Man hielt dafür, daß die bloße Gegenwart eines wegen seines Standes ehrwürdigen Mannes, der ihre Sprache verstünde, ihr Zutrauen zu erwerben wüßte, ihre Handlungen beobachten könnte, und von ihrem Vorhaben unterrichtet wäre, kurz ein Mann von Kopfe, wie es dergleichen in unserm Orden giebt, mehr helfen könne, als eine Besatzung: er kann wenigstens

stens hülfliche Dienste leisten, und den Statthaltern Nachricht geben, um ihre Maasregeln zu nehmen, und dem Feinde Abbruch zu thun. Zum Beweise kann dienen, was im Jahre 1741 geschah, als es auf dem Puncte war, daß ein Krieg zwischen den Europäischen Mächten ausbrechen sollte. Ein Englischer zu Boston angekommener Statthalter verlangte, mit den Illinoern eine Unterredung zu halten, worein sie auch willigten, und mich baten, sie zu begleiten. Letzteres geschah, um mich bey etwa vorkommenden betrüglichen Vorschlägen um Rath zu fragen, zugleich aber versichert zu seyn, daß ihre Antwort nicht wider den Dienst des Königes, noch wider die Religion eingerichtet seyn würde. Ich gieng also mit ihnen; und meine Absicht war, mich blos in ihrem Quartiere aufzuhalten, um, von dort aus, ihnen mit Rathe beyzustehen, ohne vor dem Statthalter zu erscheinen. Als wir dem bestimmten Orte näher kamen, begrüßten uns die Engländer mit etlichen Canonenschüssen; meine Illinoer aber antworteten mit einer Salve aus ihren Flinten. Als hernach der Statthalter sich sehen ließ, drangen die Wilden mit Heftigkeit hervor, und ich, ohne daran gedacht

dacht zu haben, und wider meinen Willen, befand mich mitten unter ihnen. Wie er mich gewahr wurde, kam er mir etliche Schritte entgegen, und nach den gewöhnlichen Complimenten hielt er an die Illinoer folgende Anrede.„

„Auf Befehl des Königes, meines Herrn, komme ich euch zu sehen; und er wünscht, daß wir in Friede leben mögen. Wenn etwa ein Engländer unvernünftig genug seyn sollte, euch Schaden zu thun, so denket nicht, euch selbst zu rächen; sondern beklagt euch bey mir, und ich werde euch geschwind Hülfe leisten. Sollte es geschehen, daß wir mit den Franzosen Krieg bekämen, so menget euch nicht in unsere Streitigkeiten: die Franzosen sind so stark, wie wir; also lasset uns unsere Zwistigkeiten unter uns ausmachen: wir werden euch alle euere Bedürfnisse liefern; wir wollen euer Pelzwerk annehmen; und unsere Waaren euch um einen billigen Preis überlassen.„

„Als er zu reden aufgehöret hatte, traten meine Wilden ab, um über die zu gebende Antwort zu berathschlagen. Unterdessen nahm mich der Statthalter auf die Seite, und sagte zu mir: „ich bitte Sie, ihre Indianer

nicht zum Kriege wider uns aufzumuntern.„ Ich antwortete ihm, daß meine Religion und meine Denkungsart erforderten, ihnen keine andern als Friedens-Rathschläge zu geben. Ich redete noch, als ich mich auf einmal von zwanzig jungen Kriegern umringet sah, welche befürchteten, der Statthalter wollte mich wegnehmen lassen. Doch die Aeltesten traten hervor, und einer von ihnen gab folgende Antwort. „

„Großer Capitain, du sagest uns, wir sollen uns nicht mit den Franzosen vereinigen, im Falle du ihnen Krieg ankündigest. Du sollst wissen, daß der Franzose mein Bruder ist; wir haben einerley Gebeth, er und ich; und wir sind in einer Hütte, bey zwey Feuern. Wenn ich dich sehe herein kommen auf der Seite des Feuers, wo mein Bruder der Franzose sitzt, kann ich dich auf der Matte, worauf ich an dem andern Feuer sitze, beobachten. Wenn ich nun sehe, daß du eine Axt trägest, werde ich denken: was will der Engländer mit dieser Axt machen? Ich stehe alsdenn von meiner Matte auf, um zu sehen, was er machen wird. Hebt er die Axt auf, meinen Bruder den Franzosen zu schlagen, so nehme ich die meinige, und laufe auf den

Eng-

Engländer zu, ihn zu treffen. Sollte ich meinen Bruder in meiner Hütte schlagen sehen, und auf meiner Matte ruhig bleiben? Nein; ich liebe meinen Bruder zu sehr, um ihn nicht zu vertheidigen. Ich sage dir also, großer Capitain, thue meinem Bruder nichts, und ich werde dir auch nichts thun: bleib auf deiner Matte ruhig, und ich werde auf der meinigen auch still bleiben„.

„Auf solche Art endigte sich diese Unterredung, und wir erfuhren einige Zeit hernach von Neu-Orleans, daß Frankreich mit England Krieg führte. Sogleich befohlen unsere Wilden, nachdem sie, ihrer Gewohnheit nach, berathschlaget hatten, ihren jungen Leuten, die Hunde zu dem Kriegs-Gastgebote zu schlachten. Das Fest wurde gegeben; man that den Kessel weg; man tanzte; und es befanden sich zweyhundert und funfzig Mann unter den Waffen. Des andern Tages kamen die Weiber, und schrien durch das ganze Dorf: versammelt euch, ihr jungen Krieger; nehmet eure Streitkolben, eilet, den Tod eurer Brüder zu rächen; tödet, würget, verheeret, verbrennet eure Feinde, machet sie zu Sclaven, esset ihr Herz, röstet ihr Fleisch, trinket ihr Blut; bringt ihre Haarschöpfe

mit, und aus ihren Hirnschaalen machet euch Trinkgeschirre; u. s. f. „

„Nach der Art, wie diese Völker Krieg führen, wird eine Handvoll ihrer Leute furchtbarer, als ein Trupp von zwey oder dreytausend Europäischen Soldaten. So bald sie das feindliche Land betreten hatten, theilten sie sich in verschiedene Banden. Zu der einen sagte man: ihr sollet dieses Dorf zu verzehren haben; zu der andern: euch wird jener Flecken Preis gegeben. Hernach gab man das Zeichen, daß sie alle auf einmal in den verschiedenen Gegenden losschlagen sollten. Unsere Krieger breiteten sich auf mehr als sechzig Stunden weit in dem Lande aus, und machten alles, was sie von Engländern hier und da wohnhaft fanden, nieder. Sie tödeten ihrer mehr als zweyhundert, nahmen hundert und funfzig gefangen, und ihrerseits waren nur etliche wenige Leute leicht verwundet. Aus diesem Feldzuge brachte jeder zwey Boote mit Beute beladen zurück. Binnen sieben Jahren, da dieser Krieg dauerte, verwüsteten sie alle den Engländern zugehörige Länder. Sie verheereten ihre Dörfer, Wälder, Meierhöfe, nahmen ein Menge Vieh weg, und führeten mehr als sechshundert Gefangene mit sich.„ „End-

„Endlich wurde zwischen beyden Kronen Friede. Bey der ersten Nachricht, die man aus Europa davon erhielt, ließ der Statthalter von Boston den Illinoern sagen, daß, wenn sie sich an einem auszumachenden Orte versammeln wollten, er mit ihnen über die gegenwärtigen Angelegenheiten sprechen würde. Die Wilden fanden sich an dem bestimmten Orte ein; und der Statthalter redete ihr Oberhaupt also an: „ich benachrichtige dich hiermit, daß der König von England und der König von Frankreich nicht mehr zornig sind, letzterer aber uns alle Länder überläßt, welche Gelegenheit zu unsern Streitigkeiten in Amerika gegeben haben. Wenn du also willst, so wollen wir, ich und du, in Friede leben. Wir haben ihn ehedem gehalten, aber die übeln Rathschläge der Franzosen haben veranlasset, daß du ihn gebrochen hast; und ihnen zu Gefallen bist du kommen, uns zu schlagen. Wir wollen aber alle diese widrigen Dinge vergessen, und sie in das Meer werfen, damit sie nicht wieder zum Vorscheine kommen, wir aber gute Freunde werden.„

„Du hast wohl gesagt, antwortete das Oberhaupt der Wilden. Mich freuet, daß

die beyden Könige einig sind; und mir soll es nicht schwer fallen, mit dir in gutem Verständnisse zu leben. Es ist nicht meine Schuld, daß ich dich sieben Jahre lang geschlagen habe; es ist der Franzose, der sich meines Armes bedienet hat. Ich hatte meine Axt, ich weis nicht wohin, geworfen: als ich nun in Ruhe auf meiner Matte saß, und an nichts dachte, schickte mir der Statthalter von Louisiana ein Wort, dadurch er zu mir sagte: „mein Sohn, der Engländer hat mich beleidiget, hilf mir, daß ich mich an ihm rächen möge; nimm deine Axt, und schlag den Engländer„. Ich, der ich das Wort des Französischen Statthalters allezeit angehöret habe, suche meine Axt: ich finde sie endlich ganz verrostet; ich mache sie zu rechte; ich hänge sie an meinen Gurt, dich damit zu schlagen. Nunmehr sagt mir der Franzose, sie wieder wegzulegen, so werfe ich sie weit von mir, damit man nicht das Blut sehe, womit sie roth gefärbet ist. Allein, du sagest, der Franzose habe dir verschiedene Länder in meiner Nachbarschaft eingeräumet; er kann dir geben, was er will; was mich anbelanget, so behalte ich mein Land, das mir der große Geist verliehen hat. So lange noch ein

Kind

Kind von meiner Nation vorhanden ist, wird es für dessen Erhaltung streiten. Endlich wurde alles gütlich beygeleget: der Englische Statthalter ließ den Wilden ein großes Gastgebot geben; und jeder gieng vergnügt nach Hause.„

„Man kann sich kein besseres und schöneres Land vorstellen, als das, welches an dem Flusse der Illinoer liegt. An den Ufern findt man unübersehliche Wiesen, mit kleinen Büschen besetzt, von denen man glauben sollte, sie wären besonders dahin gepflanzet worden. Das Gras ist so hoch, daß man sich darinnen verlieren würde, wenn man nicht überall Fußsteige anträfe, die so eben sind, als in den bewohntesten Ländern; und doch gehen daselbst nur Ochsen, und zuweilen Heerden von Hirschen und Rehen. Auf diesem Wege war es, da ich in das neue Land kam, wo ich seitdem unter vielem Schweiße gearbeitet habe.„

„In einiger Weite von dem Flusse ist ein großes Dorf mit Franzosen besetzt, fast alle Canadier, die einen Jesuiten zu ihrem Pfarrer haben, und sehr wohl leben. Auf der Seite liegt ein Flecken, den Illinoern gehörig, dessen Einwohner Feldarbeit verrichten,

richten, und sehr fleißig sind. Sie ziehen Federvieh auf, und verkaufen es ihren Nachbarn. Ihre **Weiber** sind ziemlich geschickt: sie spinnen das Haar der Ochsen, und wissen es feiner zu machen, als die Wolle von Schafen: manchmal nähme man es für Seide. Sie machen Zeuge daraus, die sie auf verschiedene Art färben, und brauchen sie zu Röcken, die sie mit den Sennen von Rehen zusammen nähen. Die Art, wie sie dieses machen, ist sehr leicht. Wenn sie die Senne wohl abgeputzet haben, legen sie sie etliche Tage in die Sonne; und wenn sie trocken ist, schlagen sie sie, und ziehen ohne Mühe einen Faden daraus, der so weiß und fein, und stärker ist, als der Zwirn von Mecheln, (Malines.) „

„Bey meiner Ankunft in diesem Dorfe, fand ich alles in der größten Bestürzung. Ein Franzose hatte die **Blattern** mitgebracht; und den ganzen Flecken angesteckt. Der Gottesacker sah einem Walde von Stangen und Pfählen ähnlich, die erst neu aufgerichtet, und mit allem, was die Verstorbenen zu ihrem Gebrauche gehabt hatten, behangen waren. Die ganze Nacht hindurch hörete ich heulen, und jämmerlich klagen. Zu Vergrößerung

größerung der Schmerzen waren einige Zeit vorher eine Parthey wilder Chicachas in die herum gelegenen Gegenden gekommen, und hatten entsetzliche Verwüstungen angerichtet. Stellen Sie Sich meine Verlegenheit, und mein Schrecken vor, als ich auf einer Höhe einen aufgerichteten Pfahl gewahr wurde, der zum Zeichen einer ganz frischen Hinrichtung dienete. Es waren zwey Figuren von Menschen ohne Köpfe, andere aber in ihrer völligen Gestalt. Die ersten stellten die Todten, die zweyten, die Gefangenen vor. Einer meiner Begleiter unterrichtete mich bey dieser Gelegenheit, daß wenn, bey den einen oder andern, Franzosen befindlich sind, man diesen die Aerme unterstemmet, um sie von den Wilden zu unterscheiden, denen man sie hängen läßt. Dieser Unterschied kommt daher, weil die Wilden wahrgenommen haben, daß wir uns öfters in dieser Stellung zu halten pflegen, selbige aber bey ihnen nicht gebräuchlich ist.„

„Die Chicachas, von denen ich geredet habe, sind die ärgsten und unversöhnlichsten Feinde der Franzosen, und Illinoer. Unser Bündniß mit letztern ist Ursache, daß sie öfters mit uns Krieg anfangen; und die

Eng-

Engländer in Carolina ermangeln nicht, dieses Feuer der Uneinigkeit mehr anzuflammen und zu unterhalten. Letztere beneiden unsere Errichtungen in Louisiana: sie sehen sie als Schranken an, die wir zwischen ihre mächtigen Colonien im nördlichen Amerika, und zwischen Mexico, gesetzet haben. Wir müssen daher befürchten, daß sie alle mögliche Mittel anwenden werden, solche zu zerstören: ihr Verständniß mit den Chicachas giebt ihnen auch täglich Gelegenheit an die Hand. Diese sind die tapfersten und furchtbarsten Wilden in Neu-Frankreich. Alle nördliche und südliche Nachbarn, ja die Franzosen selbst haben sie bekrieget, und haben sie nicht können aus ihrem Lande, das schönste und fruchtbarste in Amerika, vertreiben. Die Engländer sind auch niemals von diesen tapfern Kriegern abgegangen, und durch Lieferung aller Bedürfnisse haben sie einen beständigen Handel mit ihnen unterhalten. Diese Indianer reiten sehr gut, sind in den Waffen geübt, und verstehen sich auf das Kriegshandwerk. Sie bezeigen viel Gleichgültigkeit gegen ihre Weiber, würdigen sie nicht, mit ihnen zu essen, und dennoch lieben sie sie auf das zärtlichste. Sind selbige ihnen untreu,

untreu, so begnügen sie sich, sie, nebst dem Liebhaber, zu peitschen, und nackend durch das Dorf laufen zu lassen; die ehebrecherische Frau aber wird fortgeschicket. Wenn ein Chicacha ein Reh tödet, so meldet er seiner Frau den Ort, wo er es hat liegen gelassen, und sie geht, und holet es, zerlegt es, und richtet es ihrem Manne zu. Die Franzosen sind gar oft der Vorwurf ihrer barbarischen Wuth und Rache gewesen. Sie verbrenneten einesmals zwey und dreyßig, worunter sieben Officiere, vier und zwanzig Soldaten, und ein Mißionnair waren. Ein Feldwebel wurde zum Zeugen des traurigen Schicksals seiner Camaraden bis zur letzt aufbehalten; er entgieng aber der Strafe durch seine List: weil ihm die Sprache der Wilden bekannt war, gebrauchte er sich ihrer, um wider seine Henker die ärgsten Schmähungen auszustoßen: er machte sich von seinen Banden los, wurf ihnen alles, was er fand, an den Kopf, und sagte: ihr seyd Hunde; weil ihr meine Officiere verbrennet habt, sollet ihr mich auch verbrennen. Ich fürchte weder Feuer, noch den Tod, denn ich bin ein Mann. Martert mich recht; das ist, was ich verlange. Die Chicachas, die ihn

so

so entschlossen sahen, hielten ihn für einen außerordentlichen Menschen, und schenkten ihm das Leben.„

„Die Wildheit dieses Volkes, die mir nur gar zu wohl bekannt war, die Bestürzung, worinnen ich die Illinoer sah, ihr kläglicher Gesang, die Ansicht der herumliegenden Leichname; alle diese Gegenstände stelleten mir unaufhörlich vor, was ich zu erwarten hätte, wenn ich so unglücklich seyn sollte, in ihre Hände zu fallen: sie machten bey mir einen Eindruck, über den ich nicht Herr war. Viele Nächte hinter einander konnte ich nicht schlafen. Ich befürchtete zwar nicht, daß man uns öffentlich anfallen würde, denn ich hatte funfzehn wohl bewafnete Leute bey mir, und ich selbst war es vom Kopfe bis auf die Füsse; wir hatten aber ihre Ueberfälle zu besorgen: denn es ist keine List so groß, welche die Wilden nicht anwenden, um ihren Feinden Fallen zu legen. Eine der gewöhnlichsten besteht darinnen, daß sie den Laut eines Thieres, oder den Gesang eines Vogels nachmachen; und diesen wissen sie so natürlich auszudrücken, daß man alle Tage dadurch betrogen wird. Man sieht an dem Eingange eines Holzes; man glaubt

einen

einen Ochsen, einen Hirsch, eine Ente zu hören; zwey oder drey Leute laufen darnach, in Hoffnung, einen guten Fang zu thun, und oftmals kommen sie nicht wieder „

„Kaum war meine Ankunft im Dorfe bekannt geworden, so kam man, im Namen des vornehmsten Oberhauptes, mich zu einem großen Gastgebote einzuladen. Zwey Wilde, die die Stelle der Haushofmeister vertraten, theileten die Gerichte unter die ganze Gesellschaft aus, und auf zwey Personen war eine Schüssel gerechnet. Es wurde gespeiset, und man unterhielt sich von gleichgültigen Dingen: nach der Mahlzeit gieng ein jedes weg, und nahm nach Gewohnheit das, was in den Schüsseln übrig geblieben war, mit. Die Illinoer geben keine solchen Gastgebote, wo alles, was aufgetragen wird, gegessen werden muß, sollte man auch darüber krank werden. Unter allen Nationen in Louisiana ist keine, die einen grössern Ueberfluß in allen Sachen hat. Ihre Flüsse sind mit Schwanen, wilden Gänsen, Enten, und anderen Wasservögeln bedecket. Kaum machet man eine Stunde Weges, daß man nicht erstaunende Anzahlen von Truthünern antrifft, welche Heerden-

weise beysammen gehen. Sie sind gröſſer als die unsrigen in Frankreich, und man findet ihrer, die bis dreyßig Pfund wiegen. Am Halse haben sie eine Art von Barte von Haaren, ohngefähr eines halben Fusses lang. Die Felder und Wälder sind mit wilden Ochsen angefüllet, die man Truppweise beysammen sieht. Es geht kein Jahr vorbey, da ihrer nicht über zweytausend getödet werden. Ihr Wildpret schmecket natürlicher Weise salzig, ist aber so leicht, daß, wenn man es auch roh ißt, es keine Unverdaulichkeit verursachet. Wenn die Illinoer einen Ochsen getödet haben, der ihnen nicht feist genug scheint, nehmen sie nur die Zunge davon, und sehen, wo sie einen bessern bekommen. Sie haben auch Ochsen von der Art, wie die Europäischen. Sie kosten wenige Mühe, und Aufwand. Diejenigen, welche man zur Feldarbeit brauchet, weiden auf den Gemeinefeldern um das Dorf herum. Die übrigen, in viel gröſserer Anzahl, und welche zur Zucht dienen, sind das ganze Jahr auf einer Halbinsel, von vielen Stunden im Umfange, eingesperret. Diese Thiere, da man selten zu ihnen kommt, sind fast ganz wild; und man muß Kunst anwenden, wenn man sie fangen will.

will. Im Falle ein Einwohner ein Paar Ochsen nöthig hat, geht er in diese Halbinsel, ersieht sich einen Ochsen, den er für tüchtig hält, zahm gemachet zu werden, wirft ihm eine Hand voll Salz hin, legt dazu einen Strick mit einer Schlinge, und setzt sich auf die Erde. Das Thier, das auf das Salz begierig ist, nähert sich der Schlinge, und wenn es mit dem Fusse hineingetreten ist, zieht der Mann an dem Stricke, und fängt es. Dieß ist alles, was es kostet, um ein Paar Ochsen zu haben. Mit den Pferden, Kühen, Kälbern, und Füllen, machet man es eben so. Diese Thiere sind keiner Krankheit unterworfen, wie in Europa: sie leben lange, und sterben endlich vor Alter.„

„Das Clima bey den Illinoern ist dem von Frankreich ohngefähr gleich. Die sehr heißen Tage spüret man ein wenig eher, und stärker; sie sind aber von keiner Dauer. Der Winter ist eine Abwechselung heftiger Kälte, und gelinden Wetters, nach dem die Nord- oder Süd-Winde wehen, die ziemlich ordentlich auf einander folgen; dieses ist den Obstbäumen sehr nachtheilig. Wird es etwa im halben Februar warm, so tritt der Saft in die Bäume, und sie fangen an zu blühen; da

kommt denn ein Nordwind, der die schönste Erwartung vereitelt. Der Boden ist fruchtbar, und alle Arten von Gartengewächsen würden so gut fortkommen wie in Frankreich, wenn man sie mit eben dem Fleiße bearbeitete. Das Getreide giebt mehrentheils nur das fünfte bis achte Korn. Es ist wahr, das Feld wird sehr nachläßig geackert, und seit dreyßig Jahren, da man es bauet, ist es niemals gedünget worden. Dieser mittelmäßige Ertrag beym Weizen kommt aber noch mehr von den dicken Nebeln, und von der darauf folgenden gählingen Hitze her. Im Gegentheile wächst der Mais, oder das Türkische Korn unvergleichlich, und trägt mehr als tausendfältige Frucht. Es ist selbiges die Speise der zahmen Thiere, der Sclaven, und der meisten Eingebohrenen des Landes, welche es als eine herrliche Kost ansehen. Die Illinoer säen ihr Getreide erst im Frühjahre, und die letzte Arbeit dabey geschieht in der Hälfte des Juny: nach deren Beendigung berathschlagen sie, auf welche Seite vom Meere sie sich wenden wollen, um ihren Unterhalt bis zur Aerndenzeit zu finden, als welche erst im Augustmonate erfolget. Ehe sie diese Reise anstelleten, ließen sie mich bitten, ich möchte

in

in ihre Versammlung kommen; und als ich mich daselbst eingefunden hatte, redete mich einer von ihnen, im Namen aller übrigen, also an: „Vater, das was ich dir sage, sagen alle die, welche du hier siehst. Du kennest uns; du weißt, daß unsere Lebensmittel verzehret sind; und wir können uns nicht anders helfen, als wir müßen unsern Unterhalt an den Küsten suchen. Es würde uns hart fallen, unsere Gebethe zu vernachläßigen, daher hoffen wir, du wirst so gut seyn, und uns begleiten. Die und die werden sich einschiffen, und was du mit zu nehmen hast, soll in die Boote vertheilet werden.„ Als ich in ihr Verlangen gewilliget hatte, dankten sie mir allerseits durch ein großes Geschrey.„

„In diesem Theile von Louisiana liegen fünf Französische, und drey den Illinoern zugehörige Dörfer, in einem Umfange von zwey und zwanzig Stunden, auf einer ungeheuer großen Wiese. Alles Salz, das daselbst gebrauchet wird, liefern die dasigen Salzquellen. Man würde auch Bergwerke in Menge finden, wenn jemand im Stande wäre, sie zu bearbeiten. Etliche Leute begnügen sich Bley zu graben, das fast

am Tage liegt, und verkaufen es den Wilden der Flüße Mißißippi, und Mißouri.„

„Die Vereinigung dieser zwey Flüße machet vielleicht den schönsten Zusammenfluß, der in der Welt ist. Beyde sind ohngefähr von gleicher Breite, jeder von einer halben Stunde: der Mißouri aber ist schneller, und dringt als ein Ueberwinder in den Mißißippi, in welchen er sein weißes Waßer bis an das andere Ufer ergießt, ohne es zu vermengen. Er theilet hernach diese Farbe seinem Nebenbuhler mit, und dieser behält sie bis in das Meer.„

„Mißißippi bedeutet in der Illinoischen Sprache, großer Fluß. Er scheint sich dieser Benennung unrechtmäßiger Weise über den Mißouri angemaset zu haben. Verschiedene ansehnliche Flüße fallen in den ersten; aber letzterer giebt alleine mehr Waßer, als die andern zusammen. Der Beweis davon ist dieser: ihr Waßer, ja selbst das von dem Mißißippi, sind nicht sonderlich gesund; da hingegen das von dem Mißouri unvergleichlich ist, auch diese Eigenschaft behält, nachdem es sich schon mit dem Mißißippi vereiniget hat; sein Waßer muß also das häufigste seyn. Unterdeßen, da unsere ersten Reisende

ihn

ihn später entdecket haben, als den Mißißippi, ist diesem der Name des großen, zum Nachtheile des andern, beygeleget worden.„

„Der König unterhält bey seinem Ausfluße eine kleine Besatzung, und einen Bootsmann, um die Schiffe anzunehmen, und in den Fluß zu führen. Die Menge Inseln, und Bänke, nicht von Sande, sondern von Schlamme, derer der Fluß voll ist, macht die Einfahrt für alle, die sie nicht kennen, beschwerlich. Diese Inseln sind durch die Bäume, welche der Strom mit fortreißt, ungemein vermehret worden: ein einziger Baum, der mit seinen Zweigen und Wurzeln an einem Orte, wo wenig Tiefe ist, hängen bleibt, hält ihrer tausend auf. Ich habe dergleichen Haufen gesehen, davon nur ein einziger alle Holzplätze in Paris hätte anfüllen können. Nichts ist alsdenn im Stande, sie wieder loszumachen. Der Schlamm, den der Fluß fortführet, dienet statt eines Küttes, und bedecket sie nach und nach. Jede Ueberschwemmung hinterläßt eine neue Schicht; und nach etlichen Jahren fangen an Rohr, und Sträucher daselbst zu wachsen. Auf einer dieser Inseln ist ein Loch, deßen Tiefe man verschiedenemale untersuchet hat, ohne sie zu ergründen. Das

besondere dabey ist, daß wenn man einen langen und geraden Stab nimmt, der an dem einem Ende schwer ist, und ihn mit Gewalt in diesen Abgrund hinunter stößt, er nach einer viertel Stunde wieder zum Vorscheine kommt, und so geschwind als ein Pfeil, in die Höhe schießt; so daß man ihn aus dem Gesichte verliert.„

„Die Menge der an der Mündung dieses Flußes entstandenen Inseln machet die Schiffahrt, wie ich schon gesaget habe, sehr gefährlich. Man muß die Durchfahrt zu finden wißen, und sehr wenige Leute kennen sie. Dieser schöne Fluß hat mehr als sieben hundert Stunden in seinem Laufe, von Norden nach Süden: seine Ufer sind auf beyden Seiten mit dicken Wäldern eingefaßet, hinter welchen die Landschaft etwas erhabener wird, und mit Flächen und Holze abwechselt, die Bäume aber einzeln gepflanzet stehen, wie auf den öffentlichen Spaziergängen. Letzteres kommt eines Theiles davon her, daß die Wilden gegen das Ende des Herbstes, wenn das Gras dürre ist, ihre Wiesen anbrennen. Die sich alsdenn überall verbreitende Flamme verzehret den jungen Anflug; dieß geschieht aber nicht an denen Oertern, die dem Fluße

nahe

nahe sind; denn der Boden ist niedriger, folglich feuchter, das Gras erhält sich länger grün, und ist dem Feuer weniger ausgesetzet.„

„Was die Wälder anbelanget, die das Innerste des Landes, und überhaupt fast ganz Louisiana bedecken, so sind vielleicht keine in der ganzen Natur, die ihnen gleich kommen, theils in Ansehung der Höhe und Stärke, theils in Betrachtung der Mannichfaltigkeit, und des Nutzens der Bäume. Die meisten scheinen so alt zu seyn, als die Welt. Es giebt Cypreßen-Wälder von acht und zehn Stunden im Umfange, worinnen die Cypreßen größer sind, als unsere größten Bäume in Frankreich. Zu der Zeit, da ich aus Europa gieng, wußte man daselbst noch nichts von dem immergrünenden Lorbeerbaume, den man, wegen der Figur seiner Blüthe, den Tulipenbaum nennet: er treibt höher als unsere wilden Castanienbäume, und hat ein noch schöneres Blatt. Der Copalme ist auch größer und stärker: dieser giebt einen Balsam, der vielleicht nicht viel geringer ist, als der von Peru. Alle bekannte Arten von Nußbäumen findet man auch in größtem Ueberflusse; so wie alle Gattungen von Bau- und Zimmerhölzern: und diese aber

zu brauchen, muß man darauf sehen, daß man keine Bäume nimmt, die am Ufer des Flusses, oder in den Gegenden, die überschwemmet werden, wachsen, weil ihre Wurzeln beständig im Wasser stehen, das Holz also zu schwer seyn, und leicht faulen würde.„

„Frankreich besitzet ausser der Schanze von Chartres, woselbst ich mich lange Zeit aufgehalten habe, noch verschiedene andere Posten an dem Ufer des Mißißippi. Wenn man von Neu-Orleans den Fluß hinauf fährt, so trift man zu erst eine kleine Colonie von Deutschen an, welche von der Regirung Erlaubniß erhalten hat, sich in dieser Gegend niederzulaßen. Diese Leute haben durch ihren Fleiß und Bemühung ihre Wohnungen allerseits wohl angebauet, auch kann man sie als die Lieferanten der Hauptstadt ansehen. Sie bringen alle Wochen Obst, Früchte, Fische, Wildpret, und eingesalzenes Schweinefleisch dahin. Des Freytags Abends machen sie ihren Markt fertig, laden ihn auf ihre Schiffe, und ihrer Zwey setzen sich zusammen, fahren den Fluß hinunter, kommen den Sonnabend bey guter Zeit in Neu-Orleans an, verkaufen daselbst, und des Abends fahren sie, mit Geld und Vorräthen, wieder nach Hause.„

„Von

„Von der Wohnung der Deutschen, wenn man den Fluß weiter hinauf fährt, kommt man an die abgeschnittene Spitze, (pointe coupée) man hat daselbst eine Schanze von Steinen errichtet, und eine kleine Besatzung hinein geleget. Die da herum wohnenden Wilden sind uns jederzeit sehr ergeben gewesen. Eines ihrer Oberhäupter, ein sehr tapferer Mann, wurde in einem Scharmützel, das wir mit den Natschees hatten, gefährlich verwundet. Auf die dem König davon geschehene Anzeige beehrte ihn Se. Majt. mit dem Titel eines Brigadier der Indianischen Truppen, und beschenkte ihn mit einem blauen Bande, woran eine silberne Schaumünze hieng, welche die Stadt Paris vorstellete.„

„Funfzig Stunden über der abgeschnittenen Spitze ist der Posten der Natschees. Wir haben daselbst nur eine Besatzung, die aus Furcht vor den Chicachas in einer Schanze, so zu sagen, gefangen gehalten wird. Diese liegt auf einer Höhe, und bestreicht den ganzen Fluß, der einen Canonenschuß weit entfernet ist. In dieser Gegend wächst unvergleichlicher Tabak. Wenn der Tabak, den man in Frankreich verbrauchet, aus diesem Lande gezogen würde, an statt daß man

ihn

ihn von den Fremden nimmt, so würde er von besserer Güte seyn, das Geld, das aus dem Königreiche geht, würde ersparet, und man verschafte den Colonien Unterhalt. Man könnte auch Seidenwürmer aufziehen; die Hölzer stehen voller Maulbeerbäume, und ihre Blätter sind viel größer, als die unsrigen.„

„Weiter hinauf sind die Akansas, eine wilde Nation, die ihren Namen einer andern Schanze giebt, wo wir eine Besatzung halten, um die Zufuhren, die zu den Illinoern hinauf gehen, unterweges zu erfrischen. Man zählte sonst einige Einwohner daselbst; aber im vergangenen Jahre überfielen die Chicachas diesen Posten, tödeten verschiedene Personen, und führten dreyzehn in die Gefangenschaft. Durch die Ankunft der Franzosen bey den Akansas ist eine Art schändlicher Tänze abgebracht worden, dergleichen ich in ganz Amerika noch nicht gesehen hatte. Man stellete sie heimlich in der Nacht bey dem Scheine eines großen Feuers an. Alle diejenigen, welche bey dieser lüderlichen Gesellschaft zugelassen wurden, legten einen Eid ab, daß sie niemals entdecken wollten, was auf diesen üppigen Bällen vorgieng. Die Tänzer und

Tän-

Tänzerinnen erschienen dabey nackend, machten die unzüchtigsten Stellungen und Gebärden, und sangen die häßlichsten Lieder. Sonst haben diese Völker auch Marktschreyer unter sich, welche unsere berühmtesten Taschenspieler in Verwunderung setzen würden. Ich habe einen von ihnen gesehen, der die Ribbe eines Hirsches von siebenzehn Zollen, zu verschlucken schien, und sie hernach aus dem Magen wieder heraus langte. Dieses nennen sie, Arzeney einnehmen.„

„Von den Akansas bis zu den Illinoern rechnet man hundert und funfzig Stunden, und in dieser ganzen Strecke Landes findet man nicht ein einziges Dorf. Die Wilden vermiethen sich zu den Franzosen, um ihnen unterweges Unterhalt von der Jagd zu verschaffen. Man trift daselbst Heerden Ochsen, Hirsche, und Rehe an, insonderheit zu der Jahreszeit, wenn kein großes Wasser ist. Weil diese Thiere alsdenn genöthiget sind, an den Fluß zu kommen, und zu saufen, so tödten sie die Jäger, so wie sie sich zeigen; diejenigen nun, die den Jägern zur Begleitung folgen, laden das Wildpret, das sie gleich an dem Ufer zerlegen, in die Schiffe. Bey dem Zerlegen nehmen sie zuerst die Zunge,

und

und die Rückstücken für den Commendanten und die Officiere weg; hernach vertheilet ein Feldwebel das übrige unter die Soldaten. Zuweilen haben sie des Wildprets zu viel; in solchem Falle machen sie Consommés davon. Das Vergnügen dieser Jagd belohnet die Ermüdung der Reise reichlich. Das **Federwildpret** ist auch so häufig, daß man vor der Menge Schwäne, Kraniche, Gänse, Trappen, und Enten, die in diesen wässerigten Gegenden die ganze Nacht hin und wieder fliegen, fast nicht schlafen kann. Den Tag über sieht man eine so erstaunende Menge **wilder Tauben**, daß ich es nicht zu übertreiben glaube, wenn ich sage, daß ihr Flug zuweilen das Sonnenlicht verdunkelt. Es geschieht nicht selten, daß man ihrer dreyßig auf einen Schuß tödtet. Einsmals sah ich ihrer einen so langen Flug, daß, wie ich das erstemal geschossen hatte, ich Zeit genug übrig behielt, dreymal zu laden, und meine vier Schüsse los zu brennen, ehe der ganze Flug vorüber zog.„

„Die gewöhnliche **Jagd** dieser **Vögel** geschieht auf folgende Art. Man bemerket in den großen Hölzern den Baum, der die meisten Aeste hat, und an dessen Fuße der

meiste

meiste Unrath dieser Thiere liegt. Ein wenig vor Abend begiebt man sich an diesen Ort, und nimmt töpferne Teller, zwey Unzen pulverisirten Schwefel, etliche Säcke, und ein angebrenntes Stücke Holz mit sich: die Teller setzet man unter den Baum, hier und da hin, den Schwefel aber streuet man darauf, und brennet ihn an: damit einem nun der Geruch des Schwefels nicht beschwerlich wird, so entfernet man sich nach der Seite, wo der Wind herkommt. Kaum ist der Rauch des Schwefels über den Baum hinauf gestiegen, so höret man die Tauben haufenweise herunterfallen, und dieses läßt nicht nach, bis der Schwefel gänzlich verzehret ist. Man hebt das Wildpret auf, füllet die Säcke damit, und um in dem Finstern nichts zu verlieren, brennet man trockene Rohrstäbe an, welche gleich Fackeln ein hinlängliches Licht geben.„

„Diese Thiere nähren sich von Eicheln: bey diesem Umstande muß ich Ihnen erzählen, daß, als ich mich eines Tages an dem Ufer des Fluß befand, ich ein sachtes Geräusch hörete, welches meine Neugierde erweckte; ich trat etliche Schritte näher, und wurde an dem Ufer etwas wie eine dicke, aber kurze Säule gewahr; ie näher ich kam, ie deutlicher

cher sah ich, daß es ein ganzes Heer wilder Tauben war, die an einer Eiche unaufhörlich hinauf und herunter kletterten, und eine jede oben auf dem Baume zwey oder drey Schläge mit den Flügeln that, um Eicheln abzuschlagen, hernach aber herunter kamen, sie zu fressen.„

„Nach einem ziemlich beschwerlichen Wege, kommt man zu der Schanze von Chartres, in dem Lande der Illinoer. Sie ist von Steinen gebauet, und gut befestiget, hat schöne Casernen, große Magazine, und ein bequemes Wohnhaus für den Commendanten. Die Besatzung ist ziemlich stark; und die Einwohner, sowohl Franzosen, als Canadier, werden im Geistlichen von den Jesuiten besorget, welche den Gottesdienst in einer schönen Kirche verrichten, und fast alle Wilde zum Christenthume bekehret haben; so daß selbige heutiges Tages mit uns, zumal bey den häufigen Heurathen zwischen beyden Nationen, so zu sagen, nur ein Volk ausmachen.„

„Die Politik der Spanier, um sich ihrer Entdeckungen in Amerika zu versichern, verheerete die Eingebohrnen des Landes; die Franzosen hingegen haben ihre Errichtungen in diesem Lande durch Gelindigkeit und

ein

ein gefälliges Bezeigen, bewerkstelliget. Sie haben Bündniße mit den Einwohnern gemachet, und solche durch die Annehmlichkeit einer gelinden Regirung vermehret. Die Dauer unserer Errichtungen unter den Wilden kommt auf die Aufführung der Statthalter an, welche der Hof dahin schickt. Jene Helden von Canada, die la Salle, Tonty, Bienville, Vaudreuil, die sich zum Kriege gerüstet hatten, gaben und empfiengen überall das Calümet des Friedens. Kleine Geschenke, die sie den Oberhäuptern der Nationen, wo sie hinkamen, macheten, wurden sogleich durch eine Menge Lebensmittel belohnet. Ohne nöthig zu haben, sich mit Vorräthen zu beladen, machten sie sieben bis acht hundert Stunden Weges unter Völkern, die ihnen ergeben waren, weil sie sie als Brüder, Vettern, Gevattern, und Freunde hielten. Die Politik erforderte, daß unsere Franzosen ihre Töchter heuratheten: die Colonien vermehrten sich dadurch geschwinder, weil es nicht möglich ist, eine eben so starke Anzahl Weiber, als Männer, dahin zu schicken. Diese Verbindungen schmeichelten die Indianer. Die verheuratheten Mägdgen gewöhnten sich an die Lebensart und Sprache ihrer Männer, so

daß sie nicht allein Dollmetscher abgaben, sondern auch ihre Aeltern vermochten, das Französische zu lernen, und desto leichter mit uns handeln konnten.„

„Ehedem waren die Illinoer das zahlreichste Volk von Louisiana: allein ihre beständigen Kriege mit den nordlichen Nationen haben sie ungemein geschwächet. Der Haß, welchen die Wilden von Canada, und besonders die Irokoer, wider sie heegen, kommt von den häufigen Einfällen her, welche die Illinoer in ihr Land thaten, und daß sie auf ihren Streifereyen, sowohl im Kriege, als auf der Jagd, die Biber, beyderley Geschlechtes, davon die Häute einen so wichtigen Artickel der Handlung für sie ausmachte, entweder tödeten, oder mitnahmen.„

„Die Sitten dieser Indianer unterscheiden sich von der anderen Wilden ihren wenig. Die Kunst zu schreiben ist ihnen eben so unbekannt, wie jenen; und ihre Geschichte hat sich nur durch mündliche Erzählungen erhalten. Die alten Leute sind die Verwahrer davon; und weil sie ziemlich treulich von einem Geschlechtsalter auf das andere gebracht worden ist, so nennen sie sie die alte Rede. Das meiste, welches beyträgt, sie

in

in ihrer Richtigkeit zu erhalten, ist, daß man sie nicht allen jungen Leuten, ohne Unterschied, lehret. Man wählet dazu diejenigen, bey denen die meiste Ueberlegung und Verstand gespüret wird, und niemals redet man davon im Beyseyn der Weiber. Da die Kinder beständig unter den Augen der alten Leute sind, haben diese Gelegenheit, sie kennen zu lernen; denn eben dieselbe Hütte begreift gemeiniglich eine ganze Familie.„

„Hier, wie in Canada, werden diejenigen, welche in einer Schlacht, wo es auf Ehre und Vertheidigung des Vaterlandes ankommt, weichen, oder davon laufen, nicht am Leben gestrafet, sondern verunehret, und selbst von den Weibern verachtet. Auch die häßlichsten Mägdgen wollen sie nicht zu Männern haben; und wäre etwa eine, die dergleichen Mann heurathen wollte, so würden es die Aeltern nicht zugeben, aus Furcht, feige und dem Vaterlande unnütze Männer in ihre Familie zu bekommen. Dergleichen Leute sind verbunden, ihre Haare lang wachsen zu lassen, und einen kleinen Rock zu tragen, wie die Weiber, so lange bis sie durch eine tapfere That ihre Ehre wieder erworben haben. Ich habe einen gesehen, der, beschämet in

dieser Tracht zu gehen, sich aufmachete, und ganz alleine wider die Chicachas zu Felde gieng. Er näherte sich ihnen kriechend wie eine Schlange, blieb drey oder vier Tage im Schilfe versteckt, traf einen Engländer, der von ohngefähr auf die Seite gegangen war, an, hieb ihm den Kopf ab, und entfloh. Er hatte drey Monate über dieser schönen Verrichtung zugebracht. Bey seiner Rückkunft nahm ihn die Nation wieder zu Ehren an; und man gab ihm eine Frau, um Krieger von ihm zu haben.„

„Zu der Zeit, da ich mich in der Gegend der Schanze von Chartres aufhielt, erstreckte sich das Gebiete des Oberhauptes der Illinoer bis an das Land der Missouris, wo die Franzosen einen Posten hatten. Der Officier, der daselbst commandirte, überredete einige der dasigen Wilden, mit ihm in sein Land zu kommen, wo er ihnen alles, was man nur Schönes hätte, zeigen wollte. Er erzählte ihnen zu gleicher Zeit tausend Wunder von Frankreich; und durch Versprechungen und Geschenke brachte er es dahin, daß eilfe unter ihnen, nebst einem ihrer Oberhäupter mit seiner Tochter, welche, wie man

sagte,

sagte, des Commendanten Geliebte war, sich entschlossen, mit ihm zu reisen.„

„Als die Reise angesetzet war, schiffte er sich mit den zwölf Indianern, und seinem Feldwebel, Namens Dübois, ein, und übergab das Commando der Schanze unterdessen seinem Lieutenante. Bey ihrer Ankunft in Frankreich, wurden sie dem Könige und dem Regenten vorgestellet: von da führete man sie in das Holz von Boulogne, wo sie einen Hirsch nach ihrer Landesart jagten. Sie kehreten hernach nach Paris zurück, und stelleten auf dem Theater der Italienischen Comedie einige ihrer wilden Tänze vor. Die Tochter ihres Oberhauptes, die das Christenthum angenommen hatte, wurde in der Kirche unserer lieben Frauen getaufet; und diese Prinzeßinn der Missouris, denn so nennete man sie in Frankreich, heurathete den Feldwebel Dübois, der in Betrachtung dieser Verbindung eine Officiers-Stelle bekam. Ihr Vater wurde mit einer Schaumünze und einem Bande beehret; die Prinzeßinn aber empfieng von allen Damen bey Hofe, ja von dem Könige selbst Geschenke: sie bekam unter andern eine Repetiruhr, mit Diamanten besetzt, welche die Wilden einen Geist nenneten,

weil ihre Bewegung ihnen etwas Uebernatürliches zu seyn schien. Der Officier, der die Prinzeßinn mitgebracht hatte, blieb in Frankreich, erhielt den Ludwigsorden, und ließ den Herrn Dübois an seine Stelle zum Commendanten der Schanze der Missouris ernennen.

„Die Rückreise des Herrn und der Frau Dübois nach Amerika gieng glücklich von statten. Wie freudig waren die Indianer, ihre Prinzeßinn und ihre Mitbrüder, die sie für verloren gehalten hatten, reich, und mit Geschenken überhäufet, wieder zu sehen! Bey ihrer Ankunft wurden Tänze und Freudenbezeugungen im ganzen Dorfe angestellet. Die Frau Commendantinn wohnte mit ihrem Manne in der Schanze, und von Zeit zu Zeit gieng sie ihre Familie zu besuchen: allein, es sey, daß sie ihren Mann nicht leiden konnte, den ihr Liebhaber vielleicht ihr hatte heurathen lassen, um sie los zu werden, oder daß ihrer Nation Lebensart ihr besser gefiel, als die Französische, kaum waren die Schiffe, die sie überbracht hatten, wieder abgesegelt, so ermordeten die Wilden den Commendanten, und die ganze Garnison. Die Frau Dübois

trat

trat von dem Christenthume wieder ab, und nahm ihre vorige Lebensart an.„

„Die Missouris sind lange Zeit der Franzosen Freunde gewesen: aber unsere Kaufleute haben sie so oft betrogen, daß sie seitdem ein beständiges Mißtrauen in uns gesetzet haben. Ehe sie anfiengen, sich des Schießpulvers zu bedienen, sahen sie es für Saamenkörner an, und fragten die, welche es ihnen verkauft hatten, wie es in Europa wüchse. Der Franzose überredete sie, man säete es auf das Feld, und ärndete es ein, wie Hirse. Durch diesen Betrug wurde er seinen ganzen Vorrath los, und bekam Pelzwerk dafür. Die Missouris waren über diese Entdeckung sehr froh, und ermangelten nicht, ihr Pulver zu säen. Von Zeit zu Zeit giengen sie, und sahen, ob es aufgieng, sorgten auch, Wächter hinzustellen, damit die wilden Thiere das Feld nicht verheereten, und ihre Aernde zu Schanden machten. Endlich sahen sie die Betrügerey ein, und warteten nur auf Gelegenheit, sich zu rächen: es währete nicht lange, so zeigte sie sich. Ein anderer Franzose kam einige Zeit hernach, und legte bey ihnen seine Waaren aus: sie erfuhren, daß er von der Gesellschaft dessen

war, der sie angeführet hatte: sie ließen sich von dem Streiche, den man ihnen gespielt hatte, nichts merken, ja sie erlaubten ihm eine öffentliche Hütte, wo er seine Waaren auslegen konnte. Hier drangen sie mit der größten Unordnung hinein, und nahmen alles, was sie habhaft werden konnten, weg. Der Kaufmann schrie über dieses Bezeigen, und beklagte sich bey dem vornehmsten Oberhaupte, der mit einer ernstaften Mine zur Antwort gab, er würde ihm Hülfe verschaffen; er müßte aber so lange warten, bis das Pulver eingeärndet wäre, das seine Leute auf Angeben seines Gehülfen ausgesäet hätten. Der Franzose lief zu seinem Schiffe, nahm ein Faß mit Pulver, und einen Brand, und schrie aus Leibeskräften: ich habe den Verstand verloren; ich will die Hütte in die Luft sprengen; ihr werdet alle mit mir in das Land der Seelen kommen: die Wilden erschracken darüber, und wußten nicht, was sie machen sollten. Einige Franzosen, die dabey stunden, versicherten, daß ihr Mitbruder seinen Verstand nicht eher wieder bekommen würde, als bis man ihm seine Waaren zurückgegeben, oder bezahlet hätte. Die Oberhäupter hielten im ganzen Dorfe Reden, und

suchten

suchten die Einwohner dahin zu bringen: das Volk ließ sich bewegen; und jeder brachte herbey, was er von Pelzwerke hatte: der Kaufmann sagte hierauf, daß er seinen Verstand wieder bekommen habe. Das Oberhaupt überreichte ihm das Calümet, er rauchete, goß Wasser auf das Pulver, zum Zeichen, daß er es nicht mehr brauchen wollte, oder vielmehr sein Spiel zu verbergen; denn im Fasse waren nichts als gestoßene Kohlen, die zu diesem Behufe zugerichtet waren.„

„Dieses **Volk** ist durch seine **Unwissenheit** bey tausend Gelegenheiten von den Franzosen betrogen worden. Ein Officier, der die Landessprache verstund, hörete, daß man ihm seine Haare nehmen wollte. Da er eine Perüque trug, riß er sie vom Kopfe, wurf sie auf die Erde, und sagte zu dem Oberhaupte der Missouris: du willst also meine Haare haben? lies sie auf, wenn du dich getraueſt. Ihre Verwunderung war unaussprechlich; sie blieben starr stehen. Der Franzose hatte sich den Tag vorher den Kopf barbieren lassen. Er setzte hinzu, sie hätten um so viel mehr Unrecht, daß sie ihm Leides zufügen wollten, da er, wenn er wollte, ihre Seen und Flüsse anbrennen, und sie vertrock-

nen, ihre Wälder aber in Flammen setzen könnte. Um sie davon zu überzeugen, ließ er sich einen Napf voller Brandwein bringen, und zündete ihn an. Die Wilden, die dieses Getränke noch nicht kenneten, erstaunten. Zu gleicher Zeit zog er einen Brennspiegel aus seiner Tasche, hielt ihn gegen die Sonne, und zündete ein Stück trockenes Holz an. Diese Völker zweifelten also nicht mehr, daß der Officier die Macht hätte, Seen zu vertrocknen, und Wälder zu verbrennen. Sie überhäuften ihn mit Geschenken, und schickten ihn unter einer guten Begleitung fort. Ich weis nicht, ob Sie von einem Italiener gehöret haben, der einen kleinen Spiegel an seine Brust hielt, um den Irokoern, die kamen und sich besahen, zu beweisen, daß er sie in seinem Herze trüge.„

„Ich komme aber wieder auf meine Illinoer. Sie sind in Stämme eingetheilt, und werden von Oberhäuptern beherrschet, welche bey ihrer despotischen Regirung die Kunst besitzen, sich und ihre Gewalt beliebt zu machen: sie werden daher auch als Väter ihres Volkes angesehen; eine mehr schmeichelhafte Eigenschaft für sie, als alle Pracht der Asiatischen Tyrannen. Das Laster

der

der beleidigten Majestät ist bey diesen Amerikanern unbekannt. Wenn jemand die Verwegenheit hätte, demjenigen, welcher regiret, nach dem Leben zu trachten, würde er als ein Ungeheuer bestrafet, und die ganze Familie dieses Vatermörders ohne Erbarmung ausgerottet werden.„

„In Ansehung der Kriegs-Oberhäupter, so wird diese Stelle nur denjenigen anvertrauet, welche in verschiedenen Schlachten besondere Proben von Tapferkeit bewiesen haben. Da sie, eben so wie die andern, nackend gehen, so sind die Narben, die sie an ihrem Leibe tragen, mehr bedeutende Zeichen kriegerischer Tugenden, als unsere Ludwigs-Kreuze. Die alten Greise, die nicht mehr zu Felde gehen können, sind der Nation deswegen nicht unnützlich: sie halten Reden an das Volk, und dieses höret sie an, als Orakel. Alles geschieht auf ihren Rath; und die jungen Leute sind überzeuget, daß weil sie länger gelebet haben, sie auch mehr Erfahrung haben müssen. Sind sie nicht mehr im Stande, sich für das Vaterland herum zu schlagen, so ertheilen sie wenigstens Unterricht, es zu vertheidigen. Wenn ich jünger wäre, sagt ein alter Soldat zu der

Jugend,

Jugend, die ihm zugehöret; wenn ich noch munter wäre, so solltet ihr mich sehen auf der Spitze meiner Füsse gehen, um euch dem Feinde entgegen zu führen. Machet euch auf, meine Camaraden, und ziehet fort als tapfere Leute; habet ein Löwenherz; verschließet niemals euere Ohren; schlafet, wie die Hasen; gehet, wie die Rehe; werfet euch in das Wasser, wie die Enten; und wenn ihr verfolget werdet, so verberget euern Rückzug, wie die Caninchen: insonderheit fürchtet euch nicht vor den Pfeilen eures Feindes, und bedienet euch der eurigen; brauchet eure Streitkolben; schlaget, tödet; es ist besser, streitend zu sterben, als nach einer Niederlage verbrennt zu werden. Wenn die Krieger aus der Schlacht kommen, unterlassen sie niemals, einen Theil der Beute diesen alten Rednern, welche sie durch ihre männliche Beredsamkeit aufgemuntert haben, zu überbringen. Ihnen hauptsächlich übergiebt man die Kriegsgefangenen, die hernach zu Sclaven gemachet werden.„

„Unter den verschiedenen Religionspuncten der Illinoer ist einer, der ihnen lehret, daß alles Feuer auf der Erde verschieden ist von dem Sonnenfeuer, und daß

wir

wir dieses unmöglich an uns ziehen können. Als ich mich einmals mit einem der Vornehmsten des Landes über diese Materie unterhielt, sagte ich ihm, daß nichts leichter sey, als ihm das Gegentheil zu beweisen, und ich wäre im Stande, Feuer von diesem Gestirne herunter zu bringen, wenn es mir beliebte. So gleich nahm ich mein Brennglas, hielt es gegen die Sonne, zündete etwas Schwamm an, und sagte das Wort dazu: komm; als ob ich dem Feuer beföhle, herunterzukommen. Der Wilde, voller Verwunderung und Schrecken, fieng an auszurufen: ach, das ist etwas ausserordentliches! Er fragte mich hernach, ob ein anderer, als ich, sich dieses Instruments ebenfalls bedienen könne? und als ich es bejahete, versuchte er selbst, voller Zittern, die Probe damit zu machen. Ich hielt ihm die Hand, aus Furcht, er möchte das Glas fallen lassen; und als alles zurechte gemacht war, sprach der Wilde das Wort aus; aber mit einem so zaghaften Tone, daß er mehr stammelte, als redete. In dem Augenblicke kam Feuer hervor, und das Brennglas fiel ihm aus der Hand, so wie ich es vorhergesehen hatte; ich ergriff es, und konnte mich kaum des Lachens enthalten. Der Indianer,

ner, voller Verwunderung über das, was er gesehen hatte, läßt sogleich die Vornehmsten seines Dorfes zusammen kommen, und erzählet ihnen die wundernswürdigen Wirkungen dieses Instruments. Sie berathschlagen zusammen, und werden am Ende einig, diese Maschine an sich zu bringen, es koste auch, was es wolle. Mein Wilder kommt wieder zu mir, drücket mir die Hand, und sagt: „bist du nicht mein wahrer Freund? Ich meines Ortes liebe dich mehr, als alle die andern Franzosen, unerachtet ich ihnen sehr günstig bin. Die Ursache davon ist diese: die meisten von ihnen haben ihren Verstand auf der Zunge; du aber hast den deinigen in deinem Kopfe, und in deinem ganzen Leibe. Oeffne also deine Ohren, und höre die Worte deines Freundes; öffne dein Herz, um das meinige zu empfangen. Die Menschen haben mehrentheils Belieben an dem, was in die Augen fällt, ohne zu erforschen, ob das, was sie verlangen, einen gewissen Werth habe: ich aber, ich denke ganz verschiedentlich, und will nichts, als nützliche Sachen. Ich erkundige mich, ob derjenige, der sie besitzet, ihrer benöthiget ist, ob sie ihm lieb sind; in solchem Falle lasse ich sie ihm. Wenn er

hin-

hingegen scheint, sie nicht sehr zu achten, so handele ich mit ihm, um sie zu haben, und bin versichert, daß er wird andere bekommen können. Das, was du mir gezeiget hast, scheint mir etwas außerordentliches zu seyn, und ich kann dir nicht bergen, wie herzlich ich wünsche, es zu besitzen. Wenn ich aber verlange das, was ich gesehen habe, so begehre ich nicht, daß du mir es umsonst gebest; kannst du es entbähren, so setze einen Preis darauf, wie du willst; denn es sollen es alle Familien in der Nation bezahlen.„

„Mir war lieber, ihm ein Geschenk damit zu machen; denn ich erwurb mir dadurch die Liebe und das Zutrauen dieses Volkes; zwey Dinge, welche ein Mißionnair zu Ausbreitung der Religion, und zum Dienste seines Fürsten, zu nutzen wissen soll. Indem ich das Glas dem Wilden einhändigte, wies ich ihm, wie er es brauchen müsse, und benahm ihm zugleich seine Furcht. Noch denselben Tag versammelte er die Vornehmsten des Dorfes, und machte in ihrer Gegenwart den Versuch dieser so gepriesenen Maschine. Weil er nicht Uebung genug hatte, währete es ein wenig länger als gewöhnlich; er brachte es aber endlich, zu großer Verwunderung der

ganzen

ganzen Gesellschaft, zu Stande, die nicht begreifen konnte, wie man Feuer von der Sonne bekommen könne.„

Was ich Ihnen, Madame, bisher gesaget habe, ist eine Frucht meiner häufigen Unterredungen mit dem Pater Hieronymus, dem erfahrensten Manne, in allem, was Louisiana betrift, den ich kenne. Ich selbst habe noch nichts, als die nächsten Gegenden um die Hauptstadt, gesehen; ich gedenke aber neue Reisen zu unternehmen, und bey meiner Rückkunft werde ich Ihnen von allem, was ich Ihrer Aufmerksamkeit würdig zu seyn erachte, Nachricht geben.

Ich bin, u. s. w.

Neu-Orleans, den 2 September, 1749.

Der 113 Brief.

Fortsetzung von Louisiana.

Ich habe, Madame, die Länder, die zwischen dem Mißißippi, und dem Fluße der Allibamons liegen, theils zu Pferde, theils zu Fuße, am öftersten aber zu Wasser, durchreiset. Gleich anfänglich fuhr ich den

Fluß

Fluß hinab, von Neu-Orleans bis zu seinem Ausflusse in den Mexicanischen Meerbusen. Zwölf Stunden vom Meere ist das Ufer so licht, und bloß, daß man nichts als zwey Bäume sieht, die ziemlich weit von einander stehen. Den einen nennet man den Flaschen-Baum, den andern, den Galgen des Picard: erstern, weil man eine Flasche an seinen Aesten hängend gefunden hat, in welcher ein Brief befindlich gewesen war, der einem Reisenden den Ort anzeigete, wo sich seine Gefährten hinbegeben hatten. Von dem zweyten erzählet man, daß ein gewisser Mensch, Namens Picard, an diesem Orte vorbey geschiffet sey, der gesagt habe, daß wenn er iemals sollte gehangen werden, er diesen Baum zu seinem Galgen wählen wollte.

Ich fuhr an den Küsten des Meerbusens hin, bis an die Insel Dauphine, den ersten Pflanzort der Französischen Colonie in Louisiana. Ihr ehemaliger Name hieß, die Insel Maßacre, weil man beym Aussteigen viele Gebeine daselbst gefunden hatte. Ich erwähne hier nichts von Balise, noch von alt und neu Biloxi, Posten, welche die Franzosen auf dieser Küste angeleget haben, aber von keiner Erheblichkeit sind. Die Schanze Louis de

la Mobile, die an dem Fluße gleiches Namens liegt, ist wichtiger: sie ist von Ziegelsteinen, nach der Manier des Herrn von Vauban, gebauet, und mit vier Bastionen, mit vier halben Monden, einem Graben, einem bedeckten Wege, und einem Glacis versehen. Man findet darinnen ein Magazin, Casernen für die allemal zahlreiche Besatzung, und ein Wohnhaus für den Commendanten. Anfänglich schien dieser Platz der Hauptort der Colonie zu werden: der Statthalter, der Platz-Major, nebst dem General-Staabe lagen darinnen, und der hohe Rath hielt hier seine Versammlungen. Die Wilden der herumliegenden Gegend, welche Freunde oder Bundsgenoßen der Franzosen sind, kommen alle Jahre dahin, die Geschenke, die ihnen der König durch den Statthalter austheilen läßt, in Empfang zu nehmen.

Der Commendant von dieser Schanze la Mobile ließ mir ein Schiff, (pirogue) mit zwey Wilden geben, die mich zu Wasser nach der Schanze Toulouse, in dem Lande der Allibamons, bringen sollten. Wir mußten wider den reißenden Strom rudern, und es waren Tage, wo wir kaum eine Stunde Weges zurück legeten. An dem Ufer des Flußes

sah

sah ich Cypreßen, die so stark waren, daß sie zehn Männer nicht hätten umfassen können. Ein Beweis von der Güte und Fruchtbarkeit des Bodens. Aus einem einzigen dieser Bäume kann man ein Schiff machen. Wenn der reißende Strom einige davon weggeführet hat, so nehmen die Indianer ihr Maas zu der Länge und Weite, legen Feuer unter einen andern Baum, den sie ausgelesen haben, und so wie er ausbrennet, nehmen sie die Kohlen mit einem scharfen Steine weg, und nachdem er genugsam ausgehohlet ist, lassen sie ihn in das Wasser.

Die Allibamons sind leutselig, und gesprächig, ihre Weiber aber munter, und hübsch. Sie kamen mir beym Anlanden entgegen, gaben mir die Hand, boten mir das Calümet an, fragten nach der Ursache meiner Reise, wie lange ich mich unter Weges aufgehalten hätte, ob ich lange bey ihnen bleiben würde, ob ich Frau und Kinder hätte, ob der König, ihr Vater, sich wohl befände? Sie brachten mir Sagamité, gebratene Truthüner, geröstete Ribbenstücken vom Rehe, in Oele gebackene Schnitte, Hüner- und Schildkröten-Eyer. Die Höflichkeit dieser Wilden bringt mit sich, den Fremden ihre Töchter anzubieten; und

wenn Franzosen zu ihnen kommen, denen sie einen Vorzug erweisen wollen, so gehen die Oberhäupter früh Morgens in das Dorf, und reden die Einwohner also an: „Ihr jungen Leute, und ihr tapfern Krieger, geht auf die Jagd, um unsern Brüdern und Freunden, die uns unsere Bedürfnisse liefern, Unterhalt zu verschaffen; und ihr jungen Mägdgen, seyd nicht grausam, nicht unerkenntlich mit euerm Leibe gegen die Franzosen, um ihres gleichen zu erzielen: überlasset euch ihrem Umarmen, und ihren Liebkosungen mit Gefälligkeit; traget alles mögliche dazu bey; und bedenket, daß wir durch diese Verbindung Verstand bekommen, wie sie, und uns unsern Feinden furchtbar machen werden.„

Auf ihre Weiber sind diese Völker so eifersüchtig, als sie mit ihren Töchtern verschwenderisch umgehen. Wenn erstere Ehebruchs überführet sind, so ist das geringste Uebel, das ihnen wiederfahren kann, daß sie fortgeschicket werden; die wenigsten aber kommen mit dieser leichten Strafe los: denn ist der Mann von der Untreue seiner Frau gewiß überzeuget, und er hat sie, so zu sagen, über der That angetroffen, so geht er zu dem Oberhaupte, und erzählet ihm alle Umstände.

Ist

Ist alsdenn das Verbrechen hinlänglich bewiesen, so läßt sich das Oberhaupt etliche Bündel Ruthen heimlich bringen, und ordnet einen Tanz an, wo sich jedermann, Männer, Weiber, Jünglinge, und Mägdgen, bey Strafe, einfinden müssen; und selten bleibt jemand außen. In dem Augenblicke, da der Tanz am lebhaftesten ist, nimmt man die ungetreue Frau, legt sie auf die Erde, und peitschet sie mit den Ruthen auf den Rücken, und auf den Leib, bis das Blut herunter läuft. Derjenige, der sie verführet hat, empfängt gleiche Züchtigung, und wenn sie beyde recht gepeitschet worden sind, schneidet man ihnen die Haare ab, schickt sie fort, und sagt zu ihnen: „da, hast du deine Frau; und zum andern: da, hast du deinen Mann.„ Sie können sich auch so gleich mit einander verheurathen, sie dürfen aber nicht in dem Dorfe bleiben. Hat eine Frau einen Ehemann verführet, so versammeln sich die verheuratheten Weiber, versorgen sich jede mit einem Stocke, suchen die Thäterinn auf, und schenken ihr nichts. Alle junge Leute des Dorfes versammeln sich um sie herum, und belustigen sich lange Zeit mit Zuschauen; sehen sie aber, daß die Strafe zu weit geht, nehmen sie den

erboseten Weibern die Stöcke weg, welche nicht ermangeln würden, das unglückliche Schlachtopfer ihrer Rache tod zu schmeißen.

Die Allibamons erziehen ihre Kinder sehr hart: wenn solche noch an der Brust saugen, tauchen sie sie zu Winterszeit in kaltes Wasser; und sind sie erwachsen, so müßen sie auf der harten Erde schlafen. Die jungen Leute, wenn sie anfangen Waffen zu tragen, zeigen sich aus eigener Bewegung dem Oberhaupte vom Kriege; und dieser ermahnet sie, niemals furchtsam zu seyn, kein Wasser, Feuer, und Schwerd zu scheuen, den Hunger mit Geduld, und alles Unglück mit Standhaftigkeit zu ertragen. „Auf diese Art, sagt er zu ihnen, werdet ihr Männer seyn; euere Kindeskinder werden von euerer Tapferkeit noch reden, und sie wird ihnen zum Beyspiele dienen.„ Wenn er nun ihre Einbildungskraft durch dergleichen Vorstellungen genug erhitzet hat, so schröpfet er sie auf den Schenkeln, auf der Brust, und auf dem Rücken; und um sie mehr und mehr abzuhärten, giebt er ihnen derbe Hiebe mit einer Peitsche, so daß die Haut davon aufspringt: alsdenn werden sie in die Zahl der Krieger aufgenommen. Haben sie sich nun in der Schlacht hervorgethan,

etzet

etzet man ihnen zur Zierde allerhand Figuren in die Haut, woraus sie sich eine größere Ehre machen, als wir bey uns aus militarischen Titeln und Beförderungen.

Die Engländer haben etlichemal versuchet, die Allibamons sich zu Freunden, und uns abspenstig zu machen. Sie boten einem ihrer Oberhäupter große Geschenke an, er verwurf sie aber allezeit, als seiner unwürdig. Er war so gar Willens, ihnen den Kopf einzuschlagen, daß sie ihm dergleichen Antrag gethan hätten, und gab zur Ursache an, er möchte nichts von den Feinden seines Vaters, des Königes von Frankreich, haben. Dieser Mann war mit einer silbern Schaumünze beehret worden, die er beständig am Halse, an einem ledernen Rieme, trug. Er sagte zu einem Französischen Officiere von der Besatzung der Schanze Toulouse, er habe verordnet, man solle ihn, nach seinem Tode, mit dem Bildniße des Monarchen begraben: er wäre ihm bey seinem Leben allezeit treu gewesen, er hoffete auch dergleichen zu thun in dem Lande der Seelen, wo er glaubte ihn dereinst zu sehen.

„Nachdem mir dieses würdige Oberhaupt, sagte der Officier, seine guten und ungeheu-

chelten Gesinnungen, zu erkennen gegeben hatte, gab ich ihm eine Flasche Brandwein, um seines Vaters, und meine Gesundheit zu trinken. Zuweilen thut eine kleine, zu rechter Zeit angebrachte Freygebigkeit bey diesen Völkern große Wirkung. Wenn ich ihnen, zum Beyspiele, meine gegen sie heegende Freundschaft bezeigen wollte, zog ich mein Hemde aus, und gab es ihnen im Namen ihres Vaters, der Mitleiden mit ihnen hätte. Er weis, sagte ich ihnen, aus der Erzählung des Papieres, welches redet, daß seine Kinder nackend sind; und er will, daß sie sollen bedecket werden. Diese Art mit ihnen umzugehen, rührete sie sehr. Einer von ihnen schien sich zu wundern, daß im Kriege wir mit den Engländern reden; und er gestund offenherzig, er wäre tausendmal Willens gewesen, ihnen, da sie die Franzosen in Canada tod machten, wie Hunden den Kopf einzuschmeißen. Er setzte hinzu, daß man bey ihnen nicht anders mit dem Feinde redete, als die Art auf den Kopf, und ein Mensch, der überführet wäre, den geringsten Umgang mit ihm gehabt zu haben, würde als ein Verräther des Vaterlandes bestrafet. Dieses Volk, fuhr der Officier fort, hat keinen Begrif von

der

der unter den Europäischen Mächten eingeführten Politik. Seiner Meynung nach sollen die Freunde derjenigen Nation, die Krieg führet, sich auf ihre Seite schlagen, und nicht das geringste Verständniß mit dem Feinde haben.„

Der Officier, dessen Worte ich gebrauchet habe, steht bey den Wilden dieses Landes in dem größten Ansehen. Schon seit verschiedenen Jahren ist er Regiments-Adjutant in der Schanze Toulouse; und ich habe von ihm eine Menge besonderer Umstände erfahren, die Ihnen nicht unangenehm seyn werden, hier zu lesen. „Zwischen den Franzosen und Allibamons, sagte er, ist ein gegenseitiger Vertrag errichtet, dergestalt, daß wenn ein Franzose einen Wilden tödet, der Verbrecher am Leben gestrafet wird: gleiche Strafe hat ein Allibamon zu erwarten, der einen Franzosen umbringt. Ein dergleichen Unglück ereignete sich im Anfange, da wir das Land bewohneten. Ein junger Wilder schoß auf einen Soldaten von der Besatzung, tödete ihn, und machete sich davon. Der Commendant, der wissen wollte, wo der Thäter hingekommen wäre, erkundigte sich bey den Oberhäuptern der Nation. Sie gaben ihm

zur Antwort, der junge Mensch hätte sich zu den Chactas geflüchtet, ein zu allen Zeiten feindseliges Volk wider die Franzosen. Ich bedauere es, erwiederte der Commendant, aber der Tode schreyet um Rache; sein Blut muß mit Blute gerächet werden. Ich weiß, daß der Mörder noch eine Mutter hat, und weil er sich der Strafe entzieht, so muß diese Frau an seiner statt sterben. Ich thue hierinnen nichts, als was euere eigenen Gebräuche mit sich bringen: wenn jemand bey euch tod geschlagen wird, und man euch keine Gerechtigkeit dafür wiederfahren lässet, so haltet ihr euch an die Verwandten des Thäters. Das einzige Mittel, ein gutes Vernehmen, so wie wir es einander zugeschworen haben, unter uns zu erhalten, besteht darinnen, daß ihr euch der Strafe an Verbrechern nicht entgegen setzen wollet. Es ist mir nicht mehr möglich, seit dem Tode des tapfern Kriegers, den ich eingebüßet habe, ruhig zu seyn: alle Nächte rufet er mir zu: „räche mein Blut, räche dich, räche die Ehre der Franzosen.„

„Diese guten Leute gaben sich alle Mühe, den Commendanten zu besänftigen; sie boten ihm vieles Pelzwerk, und Pferde mit allerhand Beute beladen, an. Nichts aber war

fähig,

fähig, seinen Entschluß zu ändern: er schlug die Geschenke aus; und die Wilden, als sie sahen, daß er nicht zu gewinnen war, berathschlageten, und schickten acht Männer ab, welche die Mutter des Mörders holen mußten. Die ganz erstaunete Frau ließ sich voller Thränen hinführen. Die Verwandten folgten ihr bestürzt, und weil sie sahen, daß keine Gnade für die Mutter zu erhalten war, sagte einer unter ihnen zu dem Vornehmsten des Truppes: wartet noch einige Zeit; meine Schwiegermutter ist unschuldig; ich will gehen, und den Verbrecher suchen: er brachte ihn auch wirklich in die Versammlung, wo der Commendant war. Hier ist, sagte er, der Thäter, den du verlangest; mache nun mit ihm, was du willst. Der Commendant antwortete, es wäre ihre Sache, ihm Recht zu verschaffen; und in dem Augenblicke zerschlug man ihm den Kopf.„

„Nach dieser Hinrichtung ermahnten die Aeltesten die jungen Leute, sich niemals mit den Franzosen zu überwerfen: denn sollte es sich zutragen, daß sie sich vergäßen, und ihnen das Leben nähmen, so hätten sie eben dergleichen Strafe auszustehen. Sie überreichten hernach dem Commendanten das Calümet,

lümet, der zum Zeichen der vergessenen Beleidigung rauchte: alle unsere Soldaten rauchten nach ihm auch, und das Oberhaupt der Wilden nahm das Wort, und redete die jungen Krieger also an: „der Himmel ist schön, die Sonne ist ohne Flecke; das Wetter ist heiter; alles auf dem Erdboden ist ruhig. Der Menschen Blut soll ferner nicht darauf vergossen werden. Wir müssen den Geist des Friedens bitten, daß er sie unter den Nationen, die uns umgeben, rein und ohne Flecke erhalte. Nunmehr haben wir uns mit nichts weiter zu beschäfftigen, als mit Tigern, Bären, Wölfen, Hirschen und Rehen Krieg zu führen, damit wir ihre Haut bekommen, und mit unsern Brüdern und guten Freunden, den Franzosen, handeln können.„

„Die Allibamons haben auch ihren Verkehr mit den Engländern und Spaniern; allein sie lieben letztere nicht, und weil selbige mit den Wilden von Mexico so grausam umgegangen sind, führen sie gern Krieg wider sie. Sie sagen, die Spanier, die sie feurige Krieger nennen, weil sie zuerst Flinten und Canonen in ihr Land gebracht haben, hätten bey dem Durchzuge durch ihr Land

uner-

unerhörte Ausschweifungen vorgenommen. Daher auch ihre Vorfahren, von Vater auf Sohn, seit dieser Zeit beständig verordnet haben, man solle das, ohne die geringste gegebene Ursache, und wider die natürliche Billigkeit und das Völkerrecht vergossene Blut rächen. Als ich ihnen sagte, daß das höchste dazumal regierende Oberhaupt der Spanier alle das Unheil, das seine Generale begangen hätten, als wider seinen Willen geschehen, gemisbilliget habe, antworteten sie, warum ließ dieses Oberhaupt ihnen denn nicht die Köpfe abhauen? Dergleichen Beyspiel von Strenge und Gerechtigkeit würde die Völker, welche von diesen Feuermännern auf eine so verabscheuungswürdige Art behandelt worden sind, einigermaßen befriediget haben.„

Während meiner Anwesenheit in der Schanze Toulose, that ich öftere Reisen zu den Mobiliens, Chactas, Yazoux, Apalatches und andern benachbarten Indianern; überall aber bemerkte ich einerley Sitten, Gebräuche, Denkungs- und Lebens-Art. Ueberall waren es grobe und bäuerische Leute, die mit ihren Weibern und etlichen Thieren in Hütten leben, aller Rauhigkeit der

Witte-

wird, und die ich Ihnen mittheile, wie sie mir berichtet worden ist. „Ein Chactas redete einsmals von den Franzosen sehr übel, und setzte hinzu, daß die Collapissas, ihre Nachbarn, Hunde, das ist, ihre Sclaven wären. Einer von diesen, aufgebracht über das Schimpfwort, schlug ihn tod, und entwich nach Neu-Orleans. Die Nation der Chactas forderte Genugthuung, und schickte Abgeordnete an den Statthalter, um den Thäter auszuliefern. Sie verwurf alle Geschenke, welche er zu Beylegung der Sache anbot, und drohete, das Dorf der Collapissas anzustecken, wenn man den Mörder herauszugeben länger verweilen würde. Man sah sich also genöthiget, ihn abfolgen zu lassen. Ein Französischer Officier nahm den Auftrag über sich, und der Thäter wurde an den Ort hingeführet, wo der Todschlag geschehen war. Die versammelten Chactas empfiengen das Schlachtopfer in Gegenwart der Collapissas, die sich an diesen Ort ebenfalls hinbegeben hatten. Der Thäter hielt, nach Gewohnheit dieser Völker, stehend eine Rede, und sagte: „ich bin ein Mann, das heißt, ich fürchte nicht den Tod; ich beklage aber das Schicksal meiner Frau und meiner

vier

vier Kinder, die ich in sehr zarten Jahren hinterlasse; ich bedauere meinen Vater und meine Mutter, die alt sind, und die ich durch meine Jagd unterhielt. Ich empfehle sie den Franzosen, weil ich ihrentwegen, und daß ich ihre Parthey genommen habe, büßen muß.„

„Kaum hatte er seine Rede geendiget, so stund sein Vater, der gegenwärtig war, auf, trat mitten unter die zwey versammelten Nationen, und sprach: „es ist billig, daß mein Sohn sterbe; weil er aber jung und stark ist, so ist er mehr im Stande, als ich, seine Frau, seine Mutter, und vier Kinder zu ernähren. Es ist daher nöthig, daß er auf der Erde bleibe, und Sorge für sie trage: ich hingegen, der ich am Ende meiner Tage bin, habe genug gelebet; und ich wünsche, daß mein Sohn, zu Erziehung meiner Enkel, mein Alter erreiche. Ich bin nichts mehr nütze, daher will ich seinen Platz nehmen.„ Die ganze Familie des Greises zerfloß in Thränen um ihn herum, und umarmete ihn. Er nahm seine Enkel auf seine Arme, zeigete sie den Franzosen, und empfahl erstern, uns jederzeit ergeben zu seyn. Hierauf wendete er sich zu den Verwandten des Todten, und bot ihnen seinen Kopf an: er wurde auch ange-

nommen. Diese Art von Tausche ist unter den Wilden gebräuchlich, und es ist nicht nöthig, daß der Schuldige hingerichtet werde; es ist genug, wenn es ein Verwandter, oder auch nur einer von eben der Nation ist. Der Greis legte seinen Hals auf den Stock eines Baums, und man hieb ihm den Kopf mit einer Axt ab. Durch diesen Tod wurde alles abgethan. Der junge Mensch mußte den Kopf seines Vaters ausliefern; und als er ihn aufhub, redete er ihn also an: „vergieb mir deinen Tod, und erinnere dich deines Sohnes in dem Lande der Seelen.„ Alle Franzosen, die diesem Trauerspiele beywohneten, wurden bis zum Weinen gerühret, und bewunderten des alten Mannes heldenmüthige Standhaftigkeit. Die Chactas nahmen den Kopf, steckten ihn auf eine Stange, und trugen ihn, als ein Siegeszeichen, in ihr Dorf.„

Aus dem Lande der Chactas kehrte ich in die Schanze Louis de la Mobile zurück, und wollte mich auf dem Flusse dieses Namens einschiffen, um den Meerbusen von Mexico zu gewinnen. Bey meiner Ankunft in der Schanze traf ich den Herrn von Belle-Isle, Rittern vom Ludwigsorden, an, der bey den

See-

Seetruppen in Louisiana die Stelle eines Brigaden-Majors vertrat. Als ich Frankreich verließ, machte die Geschichte dieses Officiers in dem Königreiche vielen Lärmen: da ich nun wünschte, die Umstände davon von ihm selbst zu erfahren, freuete ich mich, daß der Zufall mir Gelegenheit verschaffte, sie von ihm erzählen zu hören.

„Ich war einer von denen, sagte er zu mir, die im Jahre 1719 zum Dienste dieser Colonie ausgelesen wurden. Ich schiffete mich mit andern Officieren im Haven von Orient ein, und unser Schiff wurde durch widrige Winde in die Bay des heil. Bernhard, in den Mexicanischen Meerbusen, geführet. Ich stieg in einer Schaluppe an das Land, und unterdessen daß selbige, um frisches Wasser zu holen, hin und her fuhr, gieng ich mit vieren meiner Camaraden auf die Jagd. Die Herbeyschaffung des Wassers war geschehen, ehe wir zurück kamen; der Capitain aber, voller Ungeduld, lichtete die Anker, und überließ uns unserm Schicksale. Das Schiff fuhr fort, und als wir wieder an das Ufer kamen, sahen wir weder Schiff noch Schaluppe. Ich überlasse Ihnen selbst, sich unser Schrecken vorzustellen,

nommen. Diese Art von Tausche ist unter den Wilden gebräuchlich, und es ist nicht nöthig, daß der Schuldige hingerichtet werde; es ist genug, wenn es ein Verwandter, oder auch nur einer von eben der Nation ist. Der Greis legte seinen Hals auf den Stock eines Baums, und man hieb ihm den Kopf mit einer Art ab. Durch diesen Tod wurde alles abgethan. Der junge Mensch mußte den Kopf seines Vaters ausliefern; und als er ihn aufhub, redete er ihn also an: „vergieb mir deinen Tod, und erinnere dich deines Sohnes in dem Lande der Seelen.„ Alle Franzosen, die diesem Trauerspiele beywohneten, wurden bis zum Weinen gerühret, und bewunderten des alten Mannes heldenmüthige Standhaftigkeit. Die Chactas nahmen den Kopf, steckten ihn auf eine Stange, und trugen ihn, als ein Siegeszeichen, in ihr Dorf.„

Aus dem Lande der Chactas kehrte ich in die Schanze Louis de la Mobile zurück, und wollte mich auf dem Flusse dieses Namens einschiffen, um den Meerbusen von Mexico zu gewinnen. Bey meiner Ankunft in der Schanze traf ich den Herrn von Belle-Isle, Rittern vom Ludwigsorden, an, der bey den

See-

Seetruppen in Louisiana die Stelle eines Brigaden-Majors vertrat. Als ich Frankreich verließ, machte die Geschichte dieses Officiers in dem Königreiche vielen Lärmen: da ich nun wünschte, die Umstände davon von ihm selbst zu erfahren, freuete ich mich, daß der Zufall mir Gelegenheit verschaffte, sie von ihm erzählen zu hören.

„Ich war einer von denen, sagte er zu mir, die im Jahre 1719 zum Dienste dieser Colonie ausgelesen wurden. Ich schiffete mich mit andern Officieren im Haven von Orient ein, und unser Schiff wurde durch widrige Winde in die Bay des heil. Bernhard, in den Mexicanischen Meerbusen, geführet. Ich stieg in einer Schaluppe an das Land, und unterdessen daß selbige, um frisches Wasser zu holen, hin und her fuhr, gieng ich mit vieren meiner Camaraden auf die Jagd. Die Herbeyschaffung des Wassers war geschehen, ehe wir zurück kamen; der Capitain aber, voller Ungeduld, lichtete die Anker, und überließ uns unserm Schicksale. Das Schiff fuhr fort, und als wir wieder an das Ufer kamen, sahen wir weder Schiff noch Schaluppe. Ich überlasse Ihnen selbst, sich unser Schrecken vorzustellen,

da wir uns in einem unbekannten Lande, auf einer wüsten, oder vielleicht von Menschenfressern bewohnten Küste sahen. Wir brachten etliche Tage in dieser Verfassung zu, und lebten von nichts, als von Gewürmen und schlechten Kräutern. Wir hatten einen jungen Jagd-Hund bey uns, der sich sehr an mich gewöhnet hatte: der Hunger drang uns; meine Camaraden waren Willens ihn zu tödten, um sich einige Tage zu erhalten; und ich gab ihn Preis. Einer von ihnen nahm das Thier; als er ihm aber mit dem Messer einen Stich geben wollte, fühlte er sich so entkräftet, daß ihm der Hund entwischte, und in das Holz lief. Die vier Officiere sturben einer nach dem andern vor Hunger, und ich hatte es blos meiner starken Natur zuzuschreiben, daß ich diese Unglücklichen überlebte. Müde und entkräftet begab ich mich in den dicksten Wald, und nährete mich von den Würmern, die ich auf den faulen Bäumen fand.„

„Einige Tage nach dem Tode meiner Camaraden, wurde ich meinen Hund vom weiten gewahr, der eine Holz Ratte im Maule trug, und voller Freuden zu mir kam, um mir seine Beute zu zeigen. Diese Art Rat-

ten

ten sind ziemlich gut zu essen, und haben die Größe eines Spanferkels. Nachdem ich mich damit aufs beste bewirthet hatte, machte ich mir unten an einem Baume eine kleine Verschanzung, die mir die Nacht über zum Schutze wider die wilden Thiere dienen sollte; und mein Hund hielt an meiner Seite Wache. Beym Durchwandern des Waldes spürte ich Fußtapfen von Menschen: ich verfolgte sie bis an das Ufer eines Flusses, und da fand ich ein kleines Schiff, (pirogue,) welches ich nahm, um überzusetzen. Ich kam zu den Attakapas, einer wilden und grausamen Nation, deren Name ihren Character ausdrücket, denn er bedeutet Menschenfresser. Ich fand sie beschäfftiget, Menschenfleisch zu dörren; und nichts als meine Magerkeit rettete mir das Leben. Sie begnügten sich, mich auszuziehen, und theilten meine Kleider unter sich. Hierauf führten sie mich in ihr Dorf, wo eine schon ziemlich veraltete Wittwe mich zu ihrem Sclaven machte. Man wollte mir von den abscheulichen Gerichten zu essen geben, davon diese Völker sich nähren; ich wählete aber den mir vorgesetzten Fisch, und aß ihn mit großer Begierde. Nach und nach fieng ich an, wieder Kräfte zu bekom-

kommen; ich war aber außerordentlich traurig, und befürchtete unabläßig, meine Wirthsleute würden mich ihren Göttern opfern, und ein Gastmahl von meinem Fleische halten. Der abscheuliche Anblick, diese Barbarn zu sehen, wie sie ihre Gefangenen schlachten, hatte einen tiefen Eindruck bey mir gemacht. Sie hielten Rath; und der Schluß war, es würde schlecht gehandelt seyn, einen Menschen zu erwürgen, der zu ihnen gekommen wäre, nicht um ihnen Schaden zu thun, sondern der ihre Aufnahme verlangt hätte. „

„Ich war jung und munter: ich verrichtete meinen Dienst, als Sclave, wohl; und ich brachte es endlich dahin, daß ich die Gunst meiner Patroninn erwurb, die mich an Kindesstatt annahm, und mich frey machte. Ich wurde auf diese Art als ein Eingebohrner bey der Nation angesehen. Als man mich in den Krieg mitnahm, erwurb ich durch meine Geschicklichkeit und Tapferkeit Hochachtung. Einsmals, da wir auf dem Marsche waren, und mich der Hunger drückte, forderte ich zu essen: man brachte mir Menschenfleisch, das man mir aber als Rehwildpret vorsetzte: ich aß es, ohne es zu wissen; ein Wilder aber sagte hernach zu mir: ehedem

dem machtest du Schwierigkeiten; itzt ißt du Menschenfleisch, wie wir. Diese Worte verursachten, daß ich alles, was ich gegessen hatte, wieder von mir geben mußte.„

„Zwey Jahre nach meiner Ankunft bey den Attakapas, kamen Abgeordnete von einer benachbarten Nation. Unter diesen fanden sich einige, welche Franzosen gesehen hatten: sie redeten davon, und ich hörete es. Zufälliger Weise hatte ich meine Ausfertigung als Officier in einer Schachtel aufbehalten. Ich nahm eine Rabenfeder, machte Dinte von Ruse, und schrieb folgende Worte auf den Rücken meines Patentes: „an den ersten Officier der Weissen. Ich bin der und der, und bin in der Bay von St. Bernard verlassen worden. Meine Camaraden sind vor Hunger und Elend unter meinen Augen gestorben. Ich bin bey den Attakapas Gefangener.„

„Dieses Papier übergab ich einem Wilden, mit der Versicherung, es wäre ein redender Stoff, und wenn er ihn an einem der Französischen Oberhäupter überbrächte, würde er wohl empfangen werden. Der Indianer machte sich auf: seine Camaraden aber wollten ihm das Papier nehmen; doch

er entronn, schwomm über den Fluß, und hielt dabey eine Hand außer dem Wasser, daß der Brief nicht naß wurde. Er durchlief hundert und funfzig Stunden Landes, und kam an einen Französischen Posten. Hier übergab er das Papier: die Franzosen nahmen ihn wohl auf, überhäuften ihn mit Geschenken, und fiengen an, nach Art der Wilden zu heulen. Die Wilden fragten, was ihnen begegnet wäre, und sie antworteten, daß sie ihren Bruder bedauerten, der seit zwey Jahren bey den Attakapas in der Gefangenschaft lebte. Die Indianer erboten sich, mich zu holen; und der, welcher meinen Brief gebracht hatte, erbot sich, ihnen den Weg zu zeigen. Sogleich reiseten ihrer zehn, die gut beritten waren, und Flinten mitgenommen hatten, ab. Ihre Ankunft verkündigten sie durch etliche Salven aus ihrem Gewehre, die Attakapas aber glaubten, es donnere. Sie überbrachten mir einen Brief, darinnen enthalten war, daß ich die Ueberbringer nicht zu fürchten hätte, sondern mich zuversichtlich ihnen überlassen könnte. Die Attakapas, die über die Flintenschüsse erschrocken waren, getraueten sich nicht, meine

Weg-

Wegführung zu hindern, und ich stieg ohne die geringste Hinderniß zu Pferde.„

„Die Frau, die mich an Kindesstatt angenommen hatte, zerfloß in Thränen; und mir kostete es alle Mühe, mich aus ihren Armen zu reißen. Die Wilden, die mich zurück gebracht hatten, wurden belohnet: die Attakapas empfiengen von dem Herrn von Bienville, der dazumal Statthalter von Louisiana war, Geschenke, und sie schickten Abgeordnete zu ihm, unter welchen ich mit eben so großer Verwunderung, als Freude, meine ehemalige Patroninn erblickte. Sie kamen, dem Statthalter ihre Danksagung zu machen, und mit den Franzosen in Bündniß zu treten. Der Vornehmste der Gesandtschaft redete den Herrn von Bienville an, und indem er auf mich wies, sagte er zu ihm: „mein Vater, den Weißen, den du da siehst, ist dein Fleisch und dein Blut. Er war mit uns durch die Annehmung an Kindesstatt verbunden worden: seine Brüder sind vor Hunger gestorben; wären sie aber von meiner Nation eher angetroffen worden, würden sie noch am Leben seyn, und eben dieser Vorzüge genossen haben.„

„Seit selbiger Zeit sind diese Völker allezeit freundlich mit uns umgegangen; wir aber haben bey ihnen die barbarische Gewohnheit abgebracht, Menschenfleisch zu essen. So oft sie nach Neu-Orleans kommen, nimmt man sie, aus Erkenntlichkeit wegen des guten Bezeigens, das sie mir in ihrem Lande erwiesen haben, wohl auf; ohne sie hätte ich vermuthlich das unglückliche Schicksal meiner Camaraden erlitten.„

Bey Durchwanderung der verschiedenen Landschaften von Louisiana habe ich nichts verabsäumet, Madame, um die einer jeden Provinz eigenen Naturerzeugungen, nebst ihrem Clima, zu bemerken. Ich spürete erstlich, daß die Luft in dem ganzen mittäglichen Theile wegen der Ueberschwemmungen ziemlich ungesund ist, denn der Fluß tritt ordentlich alle Jahre, vom Monate März bis zu Johannis, aus seinem Ufer. Also in dieser ganzen Gegend, das heißt, von dem Meere an, bis an die Schanze, die man la Pointe coupee nennet, findet man in denen unermeßlichen Wäldern, womit das Land bedecket ist, nichts als Seen und Moräste. Fast in allen andern Ländern ist das Ufer der Flüsse die niedrigste Gegend; hier hingegen

ist

ist es der erhabenste Ort. Von dem Flusse bis an den Anfang der Wälder beträgt der Hang bis zwanzig Fuß. Will man bey trockener Jahreszeit den Boden wässern, so sticht man das Ufer des Flusses durch, an dem andern Ende aber schützet man vor, und die Gegend ist in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt. Um eine Mühle anzubringen, braucht man auch nicht mehr, als eine Oeffnung in den Fluß zu machen, und das Wasser schießt davon ab, bis in das Meer.

Der Sommer nimmt hier seinen Anfang im Monate März, und dauert bis in den September. Die Hitze ist außerordentlich groß, und die Gewitter sind sehr häufig. Der Donner klingt um so viel fürchterlicher, weil das Land blos aus Holz, Hügeln und Gründen besteht, wo die Schläge durch den oft wiederholten Schall nicht aufzuhören scheinen. Eine andere Beschwerlichkeit dieser Jahreszeit sind die heftigen und brennenden Sonnenstiche, (coups de soleil,) denen man häufig ausgesetzt ist. Viele Personen sterben daran; andern geht die Haut an dem Orte, wo sie getroffen worden sind, ab: unterdessen, wenn man in dem Augenblicke Hülfe bekommt, so ist die Heilung nicht schwer.

Ist

Ist es auf dem Kopfe, wo man den Stich bekommen hat, so nimmt man einen Becher mit frischem Wasser, und ohne etwas davon zu vergießen, stürzet man ihn über den schmerzhaften Fleck, und drücket ihn fest auf, damit das Wasser nicht herauslaufe. Die Hitze des Schadens macht, daß es in dem Glase zu wallen anfängt; und dieses stillet das Brennen, und lindert den Schmerz, der mit diesem Zufall allezeit verknüpfet ist. Man behauptet, daß gewisse Kräuter, wenn man sie auf die Stirne legt, die Entzündung verhindern, und noch geschwinder helfen.

In Louisiana trifft man eben die Früchte und eben die Gartengewächse an, wie in Europa. Im Juny ißt man Weintrauben, die zu dieser Zeit vollkommen reif sind; ja, schnitte man im July den Weinstock vom neuen, so wie es im January geschieht, so würde er, wie man gewiß dafür hält, neue Reben treiben, und Trauben tragen, die man im October essen könnte. Dieser Versuch ist schon öfters gemachet worden, und er hat allemal geglücket. Auch in den Hölzern, und selbst am Ufer des Mißißippi, trifft man viele Weinstöcke an, die ohne Wartung und Pflegung weiße und rothe

Trau-

Trauben tragen; sie sind aber von einem scharfen und sehr sauern Geschmacke, so daß sie zu nichts taugen, als Verjus davon zu machen. Man sieht auch eine andere Art kriechender Weinstöcke, die an statt der Trauben, einzelne Beeren, so groß wie eine Mirabelle, tragen: der Geschmack davon ist ziemlich angenehm.

Eine der Pflanzen, die in diesem Lande am besten fortkommen, und womit sich die Einwohner häufig nähren, ist eine Art von Erdäpfeln, Patates genennet. Man hat ihrer so dick, wie ein Bein, und einen halben Fuß lang. Manche wiegen über acht Pfund. Andere sind rund; denn man sieht ihrer von allen Arten. Es ist ein sehr gutes Essen für die Sclaven; ja eine Frucht, die man auf guten Tafeln unter den Franzosen findt, und im Winter ist es ein Zeitvertreib für die Soldaten, die, wenn sie auf der Wache sind, sie in heißer Asche braten. Sie schmecken alsdenn wie gebratene Aepfel. Einige Leute ziehen einen Brandewein davon ab; andere machen ein Getränke daraus, das fast so gut ist, als Aepfelmost, (cidre.)

In den Hölzern und in den unermeßlichen Wäldern, womit dieses Land bedeckt ist,

ist, trifft man große, weitläuftige Gegenden an, wo nichts als Rohr und Schilf wächst. Wenn man ein Stück solches Landes urbar machet, indem man Feuer daran leget, um das Rohr zu vertilgen, so treiben die Wurzeln von allen Seiten neue Sprößlinge, die mit der Hand leicht auszureißen sind. Man macht Bündel davon, die, wenn sie gesotten und rein gemachet werden, wie wirklicher Spargel, mit einer Eyerbrühe, oder mit Oele und Eßig, können aufgetragen werden, nur mit dem Unterschiede, daß man das Weiße davon alleine ißt. Der Saame gleicht den Haberkörnern; und in theuren Jahren backen die schwarzen Sclaven Brod davon. Endlich machet man aus den Wurzeln dieses Rohres die hübschen Spielwerke, (badines,) die im Anfange der Errichtung der Colonie nach Frankreich gebracht, und daselbst sehr Mode wurden.

Der Theer, diese so nöthige Waare zur Schiffahrt, ist eine der nützlichsten Erzeugungen von Louisiana. Gemeiniglich an den niedrigsten Oertern des Flusses, und längst der Seeküste, findet man ihn häufig. Die Fichten wachsen in diesen Gegenden im größten Ueberflusse. Man nimmt von diesen

Bäumen

Bäumen eine behörige Anzahl von erforderlicher Güte, und säget sie in Klötzer, zwanzig bis vier und zwanzig Zoll lang: man spaltet sie hernach in kleine Spähne, und machet auf dem Platze ein viereckiges Loch, vier bis fünf Fuß breit, und fünf oder sechs Zoll tief: auf einer der Seiten aber geht ein Canal, der sich in eine ziemlich breite Grube verliert. Auf das Viereck legt man einen eisernen Rost, worauf die fichtenen Spähne kreuzweise geschichtet werden. Auf diese Art bauet man eine große und hohe Pyramide, und wenn sie fertig ist, zündet man sie oben an der Spitze an. So wie das Holz verbrennet, so löset das Feuer das darinnen befindliche Harz auf. Der Theer fließt ganz lauter in das Loch, und von da durch den Canal in die zu seinem Empfange zubereitete Grube.

Ich darf nicht vergessen, Madame, einer Art von Mooſe Erwähnung zu thun, das auf den Aesten fast aller Bäume dieses Landes wächst. Die Franzosen nennen es spottweise Spanischen Bart; die Spanier aber, Französische Perüquen. Man brauchet dieses Moos zu unzähligen Dingen: frisch gesammelt, dienet es dem Viehe zum Heue; und die Aerzte der Wilden nehmen

es

es zu Heilung ihrer Kranken. Sie lassen in der Hütte ein Bette, ohngefähr anderthalben Fuß hoch von der Erde, errichten, und belegen es etwa einen halben Fuß dick mit solchem Moose. Auf diese Matrazze legen sie den Kranken nackend, und bedecken seinen ganzen Leib ebenfalls mit Moose, so daß nichts als der Kopf zu sehen ist: unter das Bette setzen sie glüende Kohlen, dämpfen solche mit gekochten Kräutern, und umhängen das Bette mit Decken. Der Dampf der Kräuter erwecket bey dem Kranken einen starken Schweiß, und er machet ihn oftmals völlig gesund. Auf diese Art bedienet man sich des Spanischen Bartes, wenn er frisch ist. Getrocknet ist er nicht weniger nutzbar. Man knetet ihn mit Erde, und machet einen Leimen daraus, der zu Verfertigung und Ausbesserung der Wände der Hütten genommen wird. Wenn man ihn wohl ausgeklopfet hat, daß der Staub heraus kommt, und man ihn in Lauge thut, wie Wäsche, kann man ihn anstatt gesottener Pferdehaare brauchen, und er hat den Vorzug, daß er niemals verdirbt oder verfaulet.

Unter allen in dieser Provinz befindlichen Landthieren wird der Bär für eines der nütz-

nützlichsten gehalten, wegen der Menge Oel, die man aus seinem Fette ziehet. Man sammelt es in irrdenen Krügen, oder in Blasen. Ein einziges solches Thier giebt zuweilen mehr als hundert und zwanzig Kannen Oel. Die Wilden verkaufen sehr viel davon an die Franzosen: es sieht schön, ist gesund, hat keinen übeln Geschmack, und kann so wohl in Ragouts als Schmalz-Gebackenen, und an Salade gebrauchet werden. Es geliefert nicht, als in sehr großer Kälte: alsdenn wird es blendend weiß; und man ißt es auf Brode, wie Butter.

Die Bäre machen hier ihr Lager in hohle Bäume, welches zuweilen mehr als dreyßig Fuß von der Erde erhöhet ist. Zu Ende des Märzes bekommt die Bärinn ihre Jungen; und diese Zeit wählen die Wilden, um sie aufzusuchen. Zu dem Ende durchlaufen sie die Hölzer, und besehen die Rinde der Bäume, ob sie nicht den Eindruck der Tazzen vom Bäre darauf spüren. Sie begnügen sich aber nicht an diesem Kennzeichen alleine, sondern um gewisser zu seyn, machen sie den Laut der jungen Bäre nach, welcher dem Geschreye eines kleinen Kindes beykommt. Die Mutter, wenn sie unter ihr weinen hö-

ret, glaubt, es wäre eines ihrer Jungen heruntergefallen, stecket den Kopf zur Höhle heraus, und verrathet sich selbst. Um sie nun herauszubringen, klettern die Wilden auf den nächsten Baum, setzen sich auf einen Ast in der Höhe des Loches, und mit einer langen Stange, woran vorne brennendes Werg gebunden ist, zünden sie das Stroh, und die dürren Blätter, die dem Thiere zum Lager dienen, an. Die erschrockene Bärinn machet sich auf, und will herunter steigen. Dieses thut sie rücklings, und weiset zugleich ihren Feinden, die sie unter dem Baume erwarten, von Zeit zu Zeit die Zähne. Sie lassen ihr aber nicht Zeit, völlig herunter zu kommen, sondern so bald sie das Thier erreichen können, schlagen sie es tod, oder schießen es mit der Flinte. Die Jungen, die es der Mutter nachthun wollen, klettern hinter ihr her; sie sind aber kaum auf die Erde gekommen, so machet man ihnen einen Strick um den Hals, und nimmt sie mit, um sie zahm zu machen.

Die Einwohner von Louisiana haben auch eine besondre Weise, die Rehe zu erlegen. Sie versehen sich mit einem Kopfe dieses Thieres, woran noch die ganze Haut hängt. So bald der Jäger das Reh gewahr wird, so

kriecht

kriecht er von einem Busche zu dem andern, bis er nahe genug ist, es zu schießen. Sieht er, daß es mit dem Kopfe schüttelt, welches anzeiget, daß es etliche Sätze thun und davon laufen wird, so ahmet er seinem Laute nach, und locket es an sich. Er hält ihm so denn den Kopf vor, den er in der Hand hat, und bewegt ihn auf die Art, wie ein Reh, wenn es äzet, oder sich auf allen Seiten umsieht. Unterdessen bleibt er beständig hinter den Büschen versteckt, bis sich das Thier auf einen Flintenschuß weit genähert hat, und so bald er es von der Seite fassen kann, schießt er es unter das Vorderbug.

Die Crocodille sind in dem Mißißippi nicht weniger gemein, als in dem Nil; und nach der Aussage vieler Leute, eben so gefährlich. Man behauptet, wenn sie einen Menschen auf der Erde schlafend finden, sie ihn in das Wasser ziehen, und fressen. Man hat mir ein Beyspiel von einem Wundarzte, Namens Aubert, dem Bruder eines Juweliers zu Paris, erzählet, der sich in diesem Flusse badete, und von einen Crocodille gefressen wurde. Doch sagen auch andere, dieses Thier sey furchtsam, und fliehe, so bald man es verfolge; ein Kind könne es mit einem Stabe

verjagen, und die Weiber hätten sie mit bloſen Stöcken tod geſchlagen. Die Wilden eſſen das Fleiſch davon, das dem Rindfleiſche ziemlich beykommt: der Crocodill muß aber noch jung ſeyn, ſonſt nimmt er einen Biſamgeruch an, der erſtickend iſt; ja die ganze Luft, wenn man ihn außer dem Waſſer tödet, wird davon erfüllet.

Die übrigen ſonderbaren Thiere, welche ich in Louiſiana geſehen habe, ſind Fröſche, die ſo groß ſind, wie eine junge Ziege, und Augen haben wie ein Ochſe; ihr Quaken aber iſt ſo ſtarck als das Brüllen eines Stieres.

Die Reiſenden hören mit Vergnügen den Geſang eines Vogels, den man den Spötter, (le mocqueur,) nennet, und der ſich gern zu ihnen geſellet. Man ſollte denken, er gäbe ſich Mühe, ihnen die Ermüdung des Weges vergeſſen zu machen. So bald er ſie erblicket, ſetzt er ſich auf den nächſten Baum, ſingt unvergleichlich, und fliegt ihnen nach, ohne ſie zu verlaſſen. Er beluſtiget ſich, den andern Vögeln nachzuahmen, und zu mauzen wie die Katzen. So bald er in den Flecken und Wohnungen auf Inſtrumenten ſpielen höret, fliegt er dahin, und weil ihm dieß wohl gefällt, ſo ſtimmet er in das Concert

mit

mit ein, und ahmet die verschiedenen Töne der Musik nach. Er ist von der Größe eines Staares, und wenn er jung ist, läßt er sich leicht zahm machen.

Ich habe ihnen, Madame, nicht alle Eingebohrne von Louisiana genennet. Ein einziger Flecken begreift vielmal eine ganze Nation; aber ich wiederhole es, unter verschiedenen Namen, haben sie fast alle einerley Sitten. Hier sind noch etliche Züge, die Ihnen die Gebräuche gewisser Gegenden vollends werden kennen lernen.

Derjenige, der einen Hund von den Feinden getödet hat, wird in die Zahl der Krieger aufgenommen; er muß aber den Haarschopf des Thieres, das heißt, die Haut seines Kopfes, mitbringen: denn man glaubt nicht jedem auf sein Wort.

Die Mägdgen vermiethen sich gern zu den Franzosen als Sclavinnen, und zugleich als ihre Beyschläferinnen: für zwölf oder funfzehn Francken, (4 rthl.) bleiben sie einen Monat lang bey ihnen. Es befremdet sie nicht, wenn man sie verabschiedet, um andere zu nehmen; ja sie selbst suchen nach und nach, sich an andere Personen zu vermiethen; es ist ihnen solches auch nicht hinder-

lich, sich dereinst eben so leicht zu verheurathen; alsdenn aber begnügen sie sich mit ihren Männern, und sind ihnen gemeiniglich sehr treu.

Wenn ein Wilder in ein Haus kommet, und man ihm Brod zu essen anbietet, so wird er allemal, ehe er davon ißt, vier kleine Stücken abbrechen, und sie gegen die vier Himmelsgegenden werfen: fragt man ihn um die Ursache, so antwortet er, es sey so gebräuchlich.

Man kann bey den Indianern, wie bey allen Nationen in der Welt, zweyerley Arten Menschen rechnen, derer die eine scheint gebohren zu seyn, um zu befehlen und aller Ehre zu genießen; die andere aber zu gehorchen, und im Verborgenen zu bleiben. Erstere führen unter den Wilden von Louisiana den Titel als Sonnen, Oberhäupter, Edele, und Angesehene: die andern machen den Pöbel aus, und heißen Stinkende, (puants.) Wenn ein Oberhaupt redet, so heulen diese zu neun verschiedenen malen, um ihren Beyfall anzuzeigen. Aus der Classe des Pöbels ist ein Oberhaupt genöthiget, seine Frau zu nehmen, weil seine Weiber, wenn er stirbt, ihm in die andere Welt folgen müssen;

sen; die Weiber-Sonnen aber sehnen sich nicht sonderlich nach einer Verbindung, die sie dergleichen Gesetze unterwürfig machet. Seine Kinder, wie ich schon gesagt habe, folgen ihm in seiner Würde nicht; sie behalten blos den Titel als Edele; seine Enkel aber den Namen als Angesehene, und die Urenkel werden zu der Classe der Stinkenden gerechnet. Doch hat man Mittel, wodurch ein Mensch aus dieser letztern Classe zu dem Range eines Angesehenen gelangen kann. Eines der gewöhnlichsten ist, daß er sich durch eine tapfere That berühmt machet. Ein einziger Haarschopf vom Feinde ist hinlänglich, ihm diesen Ehrentitel zu erwerben. Man bekommt ihn aber noch auf eine andere Art, bey dem Absterben des ersten Oberhauptes. Ein Stinkender, der ein Kind hat, das noch an der Brust sauget, geht in die Hütte des Verstorbenen, nimmt sein Kind mit, dreht ihm den Hals um, und wirft es als ein Schlachtopfer, das er der Seele seines Ober-Herrn widmet, zu dessen Füssen. Nach diesem vollendeten grausamen Opfer bleibt er den ganzen Tag vor dem Leichname stehen, und nimmt nicht die geringste Speise zu sich; nach Sonnen-Untergange aber geht er aus

der Hütte heraus, und empfängt die Complimente aller Angesehenen, in derer Zahl er durch diese so wunderliche, als barbarische Ceremonie aufgenommen worden ist.

Da man auch hier die Großen von dem Pöbel unterscheidet, so hat eine jede dieser Classen ebenfalls ihre besondere Sprache. Um einerley Sache auszudrücken haben sie eigene Wörter, die keine Aehnlichkeit mit den andern haben. Doch giebt es eine allgemeine Sprache, welche alle Nationen von Louisiana verstehen und reden. Wer diese weis, der kann durch das ganze Land reisen, ohne einen Dollmetscher nöthig zu haben. Diese Sprache redet man in Mobile.

Nachdem ich nun die vornehmsten Gegenden von Canada und Louisiana durchgereiset bin, so glaube ich behaupten zu können, daß letzteres Land vor dem erstern in aller Absicht den Vorzug verdienet. Seine Lage in einem vortreflichen Clima, die Mildigkeit der Luft, die Güte des Bodens, die Menge der Flüsse, die es beströmen, machen es zu dem angenehmsten und fruchtbarsten Lande des ganzen nördlichen Amerika. Es besteht fast durchgehends in einer fortdauernden Ebene, mit Holze und fetten Weyden bedecket.

decket. Die Franzosen ziehen Reiß, Weizen, Baumwolle, Indigo und Holz daher, die sie nach ihren Inseln abführen. Da aber die Sandbänke, an dem Ausflusse des Mißißippi, die großen Schiffe einzulaufen verhindern, und diese Völker sonst keine Mittel wissen, sich zu bereichern, so leben sie in nur mittelmäsigen Umständen. Wahr ist es, die nämliche Ursache trägt zu ihrer Sicherheit bey: denn es wird dadurch schwer, sie feindlich anzufallen. Wenn sie eine Gemeinschaft zwischen ihrem Lande und Canada eröffnen, und die Engländer zwischen ihre Berge und das Meer einschränken könnten, so würde Louisiana ein ganz anderes Ansehen gewinnen; es würde unsern Colonien Schiffsbauholz, Maste, Pferde und Lebensmittel von allen Arten zu liefern im Stande seyn. Die wenige Aufmerksamkeit aber, die man bisher darauf gewendet hat, bindet dem Fleiße der Einwohner, so zu sagen, die Hände. Ueberdieß hält die Erinnerung des traurigen Schicksals derer Unglücklichen, die man zur Zeit des Actienhandels dahin schickte, die Franzosen zurück, und macht, daß sie, um ihr Glück zu suchen, andere Länder vorziehen. Das hiesige verbirgt in seinem Schooße

den Saamen zu großen Reichthümern, und verlanget nichts, um sie zu liefern, als Hände, die ein Erdreich pflügen, das ergiebig genug ist, die Mühe des Ackermanns hundertfältig zu belohnen.

Ich bin, u. s. w.

Neu-Orleans, den 16 October, 1749.

Der 114 Brief.

Mexico.

Bey diesem Worte, Madame, was für widereinanderlaufende Begriffe werden sich nicht ihrer Einbildungskraft darbieten! Die Entdeckung einer neuen Welt, deren Daseyn man nicht wußte, und die wegen der Kostbarkeit ihrer Erzeugungen der alten vorzuziehen ist: der blose Secretair eines Statthalters von Cuba, der mit fünf oder sechs hundert Mann, etlichen Feldstücken, und einer jungen Indianerinn, welche zu gleicher Zeit seine Maitresse, sein Dollmetscher, und sein Staatsrath ist, das mächtigste Reich von Amerika bezwingt. Liebe, Religion, Tapferkeit, Grausamkeit und Geitz, haben dabey

gleiche

gleiche Absichten, und theilen gleiche Vortheile: eine stumme Verwunderung bey Völkern eines andern Welttheiles, über den Anblick schwimmender und belebter Häuser, welche sie für mächtige Ungeheuer der Winde und des Meeres halten: ihr Entsetzen, als sie den mörderischen Lärmen unsers Geschützes zum erstenmale hören: ihre Furcht, als sie Pferde und Reiter sehen, von denen sie glauben, daß sie nur ein einziges belebtes Wesen ausmachen: ihre Vorurtheile, vermöge welcher sie glauben, daß die Spanier zwar Götter, ihre Mexicanischen Götter aber nicht geringer wären: Millionen Menschen, von einer Handvoll Fremden bezwungen: eben diese Fremden, die wider Willen des Souverains, dennoch aber ohne Widerstand, in die Hauptstadt dringen, und aus selbiger, um sich ihres Besitzes zu versichern, eine Einöde machen: ein weitläufiges, großes Reich, das der Mangel des Eisens den Europäern unterwürfig machet, unterdessen daß seine von Schmach und Elende bedrängten Einwohner, mitten unter ihren kostbaren Metallen, dem Himmel weinend klagen, daß er ihnen so reiche Schätze gegeben hat: ein Monarch endlich auf seinem Throne, der im Na-

men

men eines fremden Monarchen von Unbekannten verurtheilet wird. Sollte wohl jemand seyn, der dergleichen außerordentliche Begebenheiten gleichgültig ansehen, oder ihnen seine Bewunderung versagen könnte. Der Contrast von Waffen, Gebräuchen, Sitten, Meynungen, Gesetzen und Religion, alles vergrössert hier den Umfang unserer Begriffe, und muß den von unsern Vorurtheilen vermindern. Das Alterthum, ja selbst das fabelhafte, hat nichts aufzuweisen, das mit der Eroberung dieses weitläuftigen Landes zu vergleichen stünde: man muß aber auch sagen, daß kein Held ist, den man dem berühmten Ferdinand Cortez, welchem Spanien die so große Erweiterung seiner Macht zu danken hat, an die Seite setzen könnte. Nach zwanzig gelieferten Schlachten, nach erfolgter Einnahme oder Unterwerfung von funfzig Städten, nach Vertilgung dreyer Kaiser, nach hartnäckiger Belagerung einer viel volkreichern, und durch Kunst und Natur mehr befestigten Hauptstadt, als Madrid, erreicht der große Cortez den Zweck seiner erstaunenden Unternehmung in weniger als dreyen Jahren, und Mexico gehorchet seinen Gesetzen ruhig. Es war

dieses

dieses Reich das mächtigste, und furchtbareste in diesem Theile der neuen Welt. Seine Länge von Morgen gegen Abend betrug fünfhundert Stunden, und seine Breite von Mittage gegen Mitternacht mehr als zweyhundert. Der Staat wurde von einem kriegerischen Fürsten beherrschet, und seine Völker, die einerley Religion und Gesetzen folgten, dabey aus Neigung Krieger waren, hatten sich bey ihren Nachbarn in Furcht gesetzet. Dennoch verbreitete eine geringe Anzahl Spanier Schrecken und Entsetzen unter ihnen, ja erlegte unter der glücklichen Anführung ihres Generals, Armeen von hundert tausend Mann.

Dieser außerordentliche Mann, der zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes in der Provinz Estremadura gebohren wurde, hatte noch nicht zwanzig Jahre erreichet, als er nach Amerika gieng, um sein Glück daselbst zu suchen. Er trat in die Dienste des Diego Velasquez, Statthalters der Insel Cuba, und erwurb die Gunst eines Frauenzimmers, um welche Velasquez sich selbst bemühete. Als dieser erfuhr, wie sehr der junge Mensch das Herz seiner Geliebten eingenommen hatte, gerieth er in Zorn, und ließ ihn gefan-

gen

gen setzen. Doch wurde die Sache hernach beygelegt; und Cortez sah sich endlich des Statthalters vertrauter Freund, der ihm ein ansehnliches Amt gab, dem Frauenzimmer aber bey ihrer Hochzeit als Vater beystund.

Man redete dazumal von nichts, als von der Größe, und den Reichthümern des Mexicanischen Reiches. Velasquez faßte daher den Vorsatz, dieses weitläufige Land unter die Botmäßigkeit des Königes von Spanien zu bringen. Er ernennete Ferdinand Cortez zum Anführer seiner Unternehmung; und in der That hätte er keine bessere Wahl treffen können. Niemand besaß wie dieser, das kalte Blut, das gesetzte Wesen, den Muth, den erfinderischen Geist, die so nöthigen Eigenschaften zu großen Ausführungen. Er war standhaft in seinen genommenen Maasregeln, gieng niemals davon ab, und wußte die geringsten Vorfallenheiten zu seinem Vortheile anzuwenden.

Die Einschiffung geschah zu Sanct Jago auf der Insel Cuba. Kaum aber hatte man die Küste verlassen, so gereuete dem mißgünstigen Statthalter seine getroffene Wahl, und er wollte dem Cortez das Commando über

eine

eine kleine Armee, welche dieser größtentheils auf seine Kosten angeworben hatte, nehmen. Allein die Truppen wollten keinen andern General erkennen, und, mit ihrem Anführer durch gemeinschaftlichen Ungehorsam verbunden, segelten sie nach Mexico. Cortez kam längst der Küste dieses Meerbusens immer weiter, theils durch die guten Worte, die er den Eingebohrnen des Landes gab, theils daß er sie niedermachen ließ, nachdem er sie seinen Absichten mehr oder weniger geneigt fand. Tabasco war die erste Stadt, wo er sich hervorthat. Als die Mexicaner die Spanische Reiterey gewahr wurden, hielten sie sie für reißende Ungeheuer, mit Menschen- und Thieres-Köpfen, und dachten an nichts, als sich zu retten. Die mächtige Republik Tlascala, die sich unter ihrer Aristocratischen Regirung in blühenden Umständen befand, wollte sich seinem Durchzuge widersetzen; aber der bloße Klang der Canonen brachte ihre bewaffneten Heere in die Flucht. Diesem Siege folgete ein vortheilhafter Friede; und sechstausend der neuen Bundsgenossen begleiteten ihn nach Mexico. Ein Cacique machte ihm ein Geschenk von zwanzig der hübschesten Frauenzimmer im Lande, unter dem Vorwande,

de, er sollte sie zum Brodbacken für seine Truppen brauchen; in der That aber, um zu mehr als einem Gebrauche zu dienen. Der General nahm eine davon zu seiner Maitresse, ließ sie taufen, und gab ihr den Namen Marine. Sie war von seltener Schönheit, und von vornehmer Herkunft. Als Tochter eines der angesehensten Caciquen war sie in ihren jungen Jahren durch besondere Zufälle weggenommen, und dem nämlichen Herrn in dasiger Gegend verkaufet worden, der sie dem Cortez zur Maitresse gab. Dieses Frauenzimmer hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß sie in kurzer Zeit Spanisch lernete, und den Ueberwindern sehr nützlich wurde: auch bey ihrem Liebhaber erwurb sie sich großes Zutrauen, und sie hat solches beständig zu erhalten gewußt. Er zeugte mit ihr einen Sohn, der, in Betrachtung der edelen Herkunft seiner Mutter, hernach Ritter von San Jago geworden ist.

Cortez, nach erhaltenem Siege, machte den Mexicanern die herrlichsten Vorstellungen von der Größe und Macht des Königes von Spanien, und schlug ihnen vor, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er redete auch mit ihnen von der christlichen

Reli-

Religion: allein sie schienen weder einen neuen Gott, noch einen neuen Herrn zu wünschen. An Ueberredungen von Seiten des Castilianischen Generals fehlte es nicht: denn als die Großen des Landes, die zum Besuche zu ihm gekommen waren, Pferde in seinem Hofe wiehern höreten, und voller Unruhe fragten, über was diese schrecklichen Mächte sich beklagten, antwortete Cortez: sie sind böse, daß ich den Cacique, und seine ganze Nation, nicht ernstlicher bestrafet habe, daß sie sich unterstanden haben, den Christen Widerstand zu thun. So gleich ließen diese Herren Decken bringen, daß die Pferde sich darauf legen sollten, und Federvieh, um sie zu speisen; baten sie auch um Vergebung; und, um sie zu besänftigen, versprachen sie, daß sie allezeit gute Freunde von den Spaniern seyn wollten.

Cortez, ehe er sich weiter in das Land wagete, trug Sorge, den vornehmsten Haven, der an der Küste war, zu befestigen, um im Nothfalle Hülfe daher zu ziehen. Er gab ihm den Namen Vera-crux, weil er am Charfreytage daselbst angelandet war. Der Ueberfluß an süßem Wasser, und die Schönheit der Bäume, brachten die Castili-

aner zu dem Entschlusse, eine Stadt daselbst anzulegen. Die Officiere vertheilten sich zu der vorhabenden Arbeit, und trugen durch ihr Beyspiel alles mögliche dazu bey. Selbst der General schloß sich nicht aus, Hand anzulegen. Die Mauern wurden gar bald in die Höhe geführet, und waren hinlänglich, sich wider die Indianischen Waffen zu vertheidigen. Man bauete niedrige Häuser, wobey man mehr auf die Bequemlichkeit, als auf die Zierlichkeit sah: heutiges Tages zählt man ihrer daselbst vier oder fünfhundert. Auf einem großen Platze, der das Mittel der Stadt ausmachet, stehen etliche Bäume von erstaunender Größe. In der Stadt ist die Luft so ungesund, daß die Weiber, zur Zeit ihrer Niederkunft sich heraus begeben, weil weder sie, noch die neugebohrnen Kinder im Stande wären, sich vor ansteckenden Krankheiten zu verwahren. Vermöge eines sehr wunderlichen Gebrauches läßt man früh Morgens Herden Vieh durch alle Gassen treiben, welche die schädlichen Dünste, die aus der Erde steigen, wegnehmen sollen.

Die ungesunde Luft, und die reißenden Nordwinde, machen diesen Haven so unbrauchbar, daß die Spanier sich haben ent-

entschließen müssen, ihre Errichtung anderwärts hin zu verlegen. Sie haben eine Ebene, fünf oder sechs Stunden weiter hinunter gewählet, der Insel San Juan d'Ulua gegen über, welche an der Einfahrt des Havens liegt, oder vielmehr dienet, ihn zu verschließen. Sie hat ein Schloß, das bey nahe die ganze Fläche einnimmt, und die Stärke und Vertheidigung der Stadt ausmachet, wird auch durch etliche Soldaten und hundert Canonen bewachet. Das neue Vera-crux ist ein Viertel einer Stundenmeile lang, und halb so breit. Die Gassen sind gerade, und die Häuser regelmäßig, unerachtet der größte Theil der Gebäude, auch nicht die Kirchen ausgenommen, von Holze sind. Die Stadt ist mit Bergen umgeben, hinter welchen man Wälder voller wilden Thiere, und Wiesen mit großen Herden Vieh antrifft. Der Nordwind führt so viel Sand von dem Ufer des Meeres dahin, daß die Mauern der Stadt fast ganz damit bedecket sind. Die Kirchen sind reich an Silberwerke, und die Häuser an Chinesischen Porcelain.

Man zählet hier nicht mehr als dreytausend Einwohner, davon der größte Theil Schwarze oder Mülaters sind. Man wird

für keinen Mann von Ansehen unter ihnen gehalten, wenn man nicht fünf bis sechsmal hunderttausend Piasters in Vermögen hat. Bey allem diesem erstaunenden Reichthume leben sie fast von nichts, als von Chocolate, und Zuckerwerke. Die Mannspersonen sind stolz und eifersüchtig; die Weibspersonen aber leben in dem Innersten ihrer Häuser eingeschlossen, um die Bekanntschaft der Fremden zu vermeiden, die sie sehr gern sähen, wenn es ihre Männer nur verstatten wollten. Wenn sie zuweilen ausgehen, so fahren sie allemal; diejenigen aber, die keinen Wagen haben, nehmen einen großen seidenen Mantel um sich, der vom Kopfe bis auf die Füsse geht, und eine kleine Oeffnung hat, daß sie im Gehen sehen können. Zu Hause tragen sie nur ein kleines seidenes Corset über dem Hemde, mit goldenen oder silbernen Drate geschnüret; und anstatt der Haube, binden sie die Haare auf dem Kopfe mit einer Bandschleife. Bey diesem so einfachen Anzuge tragen sie doch allezeit eine goldene Kette um den Hals, dergleichen Armbänder, und kostbare Edelsteine in den Ohren. Die Mannspersonen haben viel Fähigkeit zur Handlung, ihre natürliche Schläfrigkeit

rigkeit aber machet, daß sie alle Arbeit verabscheuen. Man sieht bey ihnen nichts als Rosenkränze und Reliquien an Armen und Halse; und ihre Zimmer stehen voller Statuen und Bilder von Heiligen.

Vera-cruz ist nicht nur der vornehmste, sondern eigentlich zu reden, der einzige Haven von Mexico, in dem Meerbusen dieses Namens. Die Spanier, und vielleicht die ganze Welt, haben keinen Ort, wo die Handlung von grösserm Umfange ist. Alle Landes-Erzeugungen und Reichthümer aus Ostindien werden auf denen von den Philippinischen Inseln kommenden Schiffen dahin gebracht. Es ist auch der Mittelpunct aller Waaren aus Amerika, und die Flotte bringt ihrer alle Jahre von unermeßlichem Werthe dahin. Diejenigen, die aus Europa kommen, werden von hier in alle Mexicanische Städte auf Pferden und Mauleseln, oder auf Wagen mit Ochsen bespannet, verführet.

Die Luft im Lande ist warm, und, der Wind komme woher er wolle, ungesund, ausgenommen beym Nordwinde. Dieser erhebt sich aller acht oder vierzehn Tage, und dauert vier und zwanzig Stunden; alsdenn ist er so heftig, daß man aus keinem Schiffe

steigen kann, um an das Ufer zu kommen. Die ungesundeste Witterung ist vom Monate April bis in den November, weil es zu dieser Zeit beständig regnet. Das Obst, das zwar vortreflich ist, verursachet, wenn man viel davon ißt, gefährliche Krankheiten. Man warnet auch die Fremden bey ihrer Ankunft davor; unerachtet die Einwohner selbst sich diese Erfahrung nicht, wie sie sollten, zu Nutze machen. Auf diese Art, Madame, ist das Land, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, beschaffen: es ist das einzige, wo ich mich seit meiner Abreise von Louisiana verweilet habe.

Die Nachricht von der Anwesenheit des Cortez in Mexico verbreitete im ganzen Reiche Furcht und Schrecken. Montezuma, der dazumal regirte, wurde gar bald davon benachrichtiget: denn nach der in diesem Staate eingeführten Polizey waren überall Posten angeleget, die ihm in kurzer Zeit hinterbrachten, alles, was in den auch entlegensten Provinzen vorgieng. Zu dieser Verrichtung las man junge, muntere Leute aus, die von Jugend an im Laufen geübet wurden. Die vornehmste Schule dazu war der große Tempel in der Stadt Mexico: es wurden

den daselbst Preise aus dem öffentlichen Schatze für denjenigen gezogen, der an dem Fusse des aufgestellten Götzen zuerst ankam. Bey dem Wettlaufen, das zuweilen von einem Ende des Reichs bis an das andere gehalten wurde, löseten sie einander auf gewisse Weiten in so regelmäßiger Verhältniß zu männlicher Stärke ab, daß der nachfolgende allezeit zu laufen anfieng, ehe der vorhergehende noch völlig müde war. Das, was sie dem Kaiser zu überbringen hatten, bestund in etlichen Stücken gemalter Leinwand, worauf die Umstände derer Dinge, die er zu wissen nöthig hatte, abgebildet waren. Die Figuren waren mit Zügen untermenget, die das, was der Maler nicht hatte ausdrücken können, vollends begreiflich machten.

Montezuma zitterte in seiner Hauptstadt, als er hörete, was man von den Europäern erzählte. Er schickte Gesandten zu ihnen mit Geschenken ab, von allem, was seine Länder nur kostbares lieferten, insonderheit eine erstaunende Menge von Gold und Edelsteinen; er erbot sich zugleich, noch mehr zu geben, wenn sie wieder zurück in ihr Land kehren wollten. Bey dem Anerbieten

so vieler Reichthümer wurden auch diejenigen, welche vorher keine große Lust zur Unternehmung von Mexico bezeiget hatten, begierig gemachet, daselbst anzulangen, und die unermeßlichen Schätze in Besitz zu nehmen, davon sie diese Geschenke nur als eine Probe ansahen. Cortez also antwortete, er könne nicht wieder zurück reisen, ohne die Ehre seines Monarchen zu beleidigen; er wäre sein Abgesandter bey dem Mexicanischen Kaiser; und so bald er die ihm aufgetragenen wichtigen Angelegenheiten selbigem würde eröffnet haben, wollte er seinen Weg wieder nach Europa nehmen. Des Montezuma Gesandten, so wohl als die Statthalter der Provinzen, bemüheten sich vergebens, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; allein, nichts war vermögend ihn zu bewegen, und er langte in Mexico, der Hauptstadt des Reichs, unter tausend Schwierigkeiten und Gefahr an. Montezuma voller Schrecken, ließ seine Priester und Zauberer rufen; und in der Zuversicht, die er in ihre Kunst setzte, befohl er ihnen, den Spaniern entgegen zu gehen, und sie durch die Kraft ihrer Zauberkünste einzuschläfern. Sie giengen auch in der That vor die Thore der Stadt

hinaus,

hinaus, und besahen vom weiten die feindliche Armee: allein sie kehrten zu dem Fürsten zurück, und erzähleten ihm, daß sie ein entsetzliches Gespenst gesehen hätten, welches ihnen den gänzlichen Untergang der Monarchie vorhergesaget hätte. Diese Drohungen machten bey dem Kaiser so viel Eindruck, daß er eine Zeitlang außer sich, ohne Stimme und Bewegung blieb. Er war nicht so geschwind wieder zu sich gekommen, als er einige der Prinzen vom Geblüte den Castilianern entgegen schickte, und Anstalten machte, sie auf das prächtigste zu empfangen. Er selbst, mit allen Großen vom Hofe, holete sie ein. Er wurde von seinen Lieblingen auf den Achseln in einem goldenen Sessel getragen, und viere der vornehmsten Herren hielten einen kostbaren und ungemein künstlich gearbeiteten Thronhimmel über seinen Kopf.

Cortez, in einiger Entfernung vom Kaiser, stieg vom Pferde: der Kaiser aber stieg zu gleicher Zeit aus seiner Sänfte. Der Spanische General machte einen tiefen Reverenz, den der Mexicanische Monarch, nach Gewohnheit seiner Nation durch Neigung der Hand erwiederte, und sie hernach an die Lippen legte. Diese Höflichkeit hatte man von

einem Mexicanischen Kaiser noch nie gesehen; und Montezuma selbst mußte um so viel mehr darüber verwundert seyn, da er sonst seine eigenen Götter kaum mit Bewegung des Kopfes zu grüßen pflegte. Cortez hatte über seinem Harnische eine goldene Kette hängen, die mit falschen Steinen besetzt war, aber vielen Glanz gab: diese that er dem Monarchen um, der sehr zufrieden davon zu seyn schien. Der Kaiser, der dieses Geschenk so gleich durch eine gegenseitige Freygebigkeit erwiedern wollte, ließ sich ein Halsband bringen, das für das kostbarste Stück seines Schatzes gehalten wurde, und that es mit eigener Hand dem Generale um. Die Complimente dauerten bey dieser ersten Unterredung nicht lang: der Fürst gab einem seiner Neffen Befehl, den Cortez bis in die für ihn bestimmte Wohnung zu begleiten, und ein jeder begab sich in der Ordnung, wie er gekommen war, wieder weg.

Montezuma hielt mit dem Spanischen Generale verschiedene Unterredungen, welche mehrentheils die Religion, und die Gebräuche der Europäischen Völker zum Gegenstande hatten. Sie begaben sich zusammen in den vornehmsten Tempel der Stadt,

und

und der Monarch gab sich selbst die Mühe, den Spaniern die dasigen Heiligthümer und Geheimnisse zu erklären. Er nennete ihnen den Namen eines jeden Götzen, und beschrieb ihnen, auf was für Art ein jeder verehret würde. Man sah daselbst nicht allein eine Menge Altäre, worauf die Bilder und Statuen der Götter stunden, sondern auch etliche Reihen von Kapellen, die zum Begräbnisse der Großen im Staate dieneten, so wie die äußern Höfe, und benachbarten Oerter zum Gottesacker für das Volk bestimmet waren. Dieser Tempel, der dem Gotte des Krieges gewidmet war, wurde vorzüglicher Weise das Haus des Herrn genennet. Er stund in der Mitte von einer steinern Mauer umgeben, die ohngefähr sechs Fuß hoch war; und vier schöne Thore stießen auf die vier vornehmsten Wege zu der Stadt. Seine Form war viereckig, und in dem Mittel erhob sich eine Terrasse, auf welcher ein großes Gebäude stund, zu dem man auf hundert und dreyßig Stuffen hinauf stieg. Es machte einen vortreflichen Anblick, die Priester in ihrem Ornate daselbst auf und absteigen zu sehen. Auf dem Platze, der am höchsten beym Tempel war, stunden zwey Altäre, welche man sehr weit

ent-

entdeckete, und die Aussicht daselbst war eine der schönsten in der Welt. Montezuma führete den Cortez dahin: diese Aussicht aber erhitzte die Begierde des Spaniers dergestalt, daß er sich schon an diesem Orte die Eroberung des ganzen Reiches als gewiß versprach, gleichsam als wenn dieß der Mittelpunct einer weitläuftigen Landschaft wäre, wo sein Muth ihren ganzen Umfang übersähe.

„Während den Gebethen und Opfern sagte der Kaiser zu dem Castilianischen Generale, nehmen die Priester diesen Platz allein ein. Das Volk bleibt unten an der Treppe stehen; die Männer auf der einen, die Weiber auf der andern Seite. Neben den vier Thoren der Mauer sehen Sie, fuhr er fort, große Gebäude: dieß sind Säle, hohe und niedere Zimmer, wo allerhand Waffen vorräthig verwahret werden: denn unsere Tempel sind zu gleicher Zeit Beth-Häuser, und Festungen, wo im Kriege Vorräthe zu Vertheidigung der Stadt hingeschaffet werden.„

„Diese andern Gebäude, die an die Ringmauer stoßen, sind Wohnungen für die Diener unsrer Götter. Sie werden darinnen Höfe, Gärten, Teiche, und alle nöthige Bequemlichkeiten für mehr als fünf tausend Personen,

sonen, die ich zum Dienste der Religion unterhalte, gewahr werden. Diese haben Einkünfte zu genießen, welche sie in einen Ueberfluß versetzen, der bey Ihnen, wie man mir gesaget hat, nur den Oberen der Geistlichkeit vorbehalten ist. Die kleinen, niedrigen, dunkeln Häuser, eines dem andern gegen über, die Sie kaum in einem der Winkel der Mauer werden sehen können, sind zwey Klöster, oder einsame Oerter, das eine für junge Mägdgen, das andere für Knaben, unter der Aufsicht von Vorstehern eben dieses Geschlechtes. Die Verrichtung der Mägdgen ist, daß sie den Götzen, das heißt, den Priestern, das Essen zubereiten, denen nicht eine Schüssel aufgetragen wird, ohne sie vorher dem Altare darzubieten. Ihre übrigen Beschäfftigungen sind, Leinwand zum Gebrauche des Tempels zu machen. Sie stehen wechselsweise die Nacht auf, um zu beten, und sich etwas Blut abzuzapfen, womit sie sich die Backen bestreichen; sie waschen sich aber gleich wieder mit geweiheten Wasser ab. Sie stehen in einer so scharfen Zucht, daß das geringste Versehen mit äußerster Härte bestrafet wird; der Tod aber erfolgt ohnfehlbar, wo eine von ihnen einiger Schwachheit überführet werden

den sollte. Ihre Klosterzeit dauret ein Jahr, nach deren Beendigung können sie sich heraus begeben, und heurathen.

„Die Knaben sind diese Zeit über den strengsten Regeln der Keuschheit, der Armuth, und des Gehorsams unterworfen. Ihr hauptsächlichster Dienst kommet darauf an, daß sie den Priestern in ihrem Amte beystehen müssen. Sie kehren die heiligen Oerter aus: sie unterhalten das Feuer, das vor dem großen Götzen beständig brennet. Die Bescheidenheit ist ihnen so genau anbefohlen, daß es ein Verbrechen für sie ist, die Augen in Gegenwart einer Weibesperson aufzuheben. Sie sammeln Allmosen in der Stadt ein; da denn ihrer viere oder sechse in sehr demüthiger und bekümmerter Gestalt mit einander gehen. Erhalten sie aber nichts durch Freygebigkeit, so haben sie das Recht, zu nehmen was sie zu ihrer Nahrung nöthig finden; denn, weil sie das Gelübde der Armuth gethan haben, vermuthet man das Nothdürftige bey ihnen allezeit als höchst dringend; überdieß weis man, daß ihre Pönitenz immer währet. Sie sind verbunden, die Nacht aufzustehen, und zu gewissen Stunden in eine Trompete zu stoßen, um anzuzeigen,

gen, daß sie wechselsweise bey den Altären wachen, und Achtung geben, daß das Feuer nicht verlösche. Wenn die Priester räuchern, sind sie dabey; nachher ziehen sie sich mit scharfen und spitzigen Instrumenten Blut ab, und reiben sich damit die Schläfe bis unter die Ohren; denn alle unsere Ceremonien sind blutig, welches die Politik erfordert, um die Lust zum Kriege bey der Nation zu erhalten. Bey gewissen Festen im Jahre nehmen die Priester des großen Tempels und die jungen Klosterbrüder spitzige oder schneidende Steine, und ziehen sich eine Menge Blut ab, womit sie die Ringmauer bestreichen, um dem Volke ihren Bußeifer dadurch zu erkennen zu geben.„

„In dem Winkel, den beyden Klöstern gegen über, ist der Palast des großen Opferpriesters, als welcher die vornehmste Würde des Priesterthums bekleidet. Er theilet sie mit fünf Beyständen, derer Amt erblich ist, so wie das seinige, und das den ältesten Söhnen hernach zu Theile wird. Derjenige, der den Leib der Opferthiere aufschneidet, hat den ersten Rang, und führet den hohen Titel eines großen Priesters. Außer den Geistlichen von hoher Würde, hat

ein

ein jedes Quartier, ein jeder Tempel und Altar, seine Priester und Diener, welche ihr Amt durch geschehene Wahl erlangen, und Gelübde thun müssen. Ihre ordentliche Verrichtung ist, vor den Götzen zu räuchern, welches täglich viermal geschieht; bey jedemmale aber lassen sich Trompeten hören, die dem Volke anzeigen, daß der Priester das Amt verrichtet. Diejenigen, welche nach einer gewissen Zeit ihr Amt niederlegen wollen, sind von aller Art von Arbeit befreyet, und genießen eines vorzüglichen Ansehens, nachdem man mehr oder weniger von ihrem Tugendwandel überzeuget ist. Unerachtet unsere Priester durch kein Gesetz verbunden sind, sich des Frauenzimmers zu enthalten, so thun sie es doch an hohen Festen; einige auch suchen es durch freywillige Verwundungen zu hintertreiben, wodurch sie wenigstens auf einige Zeit von der Lust und von der Ausübung des Vergnügens abgehalten werden. „

Montezuma führte den Cortez in das Innerste des Tempels wieder zurück, und fiel, entweder aus Religionseifer, oder um den Spaniern den Schein davon zu geben, vor dem vornehmsten Götzen nieder. Da einige

sich

sich des Lachens nicht enthalten konnten, stellete er sich, als ob er es nicht merkte; Cortez aber nahm das Wort, und sagte zu ihm: „Prinz, wenn Sie erlauben wollen, so will ich das Kreuz der Christen auf einen Augenblick in die Mitten des Tempels setzen lassen, und Sie werden gar bald sehen, daß alle diese falschen Gottheiten seine Gegenwart nicht aushalten können.„ Die Priester schienen über diese Rede erzürnet zu seyn; der Fürst aber, den es verdroß, gab ihm zur Antwort, die Spanier sollten die Ehrfurcht, die sie wenigstens seiner Person schuldig wären, an dem Orte, wo sie sich befänden, nicht vergessen. Er gieng sogleich fort, blieb aber in der Thüre stehen, und sagte zu ihnen: „kehret in euere Wohnung zurück; und ich will in dem Tempel bleiben, und die Götter bitten, daß sie mir meine allzu viel gebrauchte Geduld verzeihen.„

Man mußte sich über diese Schwäche um so mehr verwundern, da das Mexicanische Reich damals auf dem höhesten Grade seiner Erhabenheit und Größe stund. Montezuma war der eilfte Souverain, von dem ersten, der das Land bezwungen und gesittet gemacht hatte, an zu rechnen.

Die Monarchie war ein Wahlreich, und Montezuma hatte seine Erhebung auf den Thron seinen Verdiensten zuzuschreiben. Er war ein einsichtiger und tapferer Fürst, aber verstellt, heuchlerisch und grausam. Er bezwang verschiedene Königreiche, die ihm zinsbar wurden; und seine Armeen waren die zahlreichsten und besten in diesem Theile der Welt. Unter solchen Umständen gieng Montezuma mit dem Cortez, als mit seinem Herrn um, und die Einwohner sahen ihn als ihren Gott an. Wer nur einen Spanischen Knecht auf der Gasse vorbey gehen sah, fiel auf die Kniee. Einer der Großen des Landes überreichte einem Castilianischen Officiere Sclaven und Wildpret, und sagte zu ihm: „bist du ein Gott, so hast du hier Menschen, die kannst du essen; bist du aber ein Mensch, so nimm das Wildpret, und diese Sclaven werden es dir zurichten.„

Die Mexicaner wurden nach und nach mit ihren Gästen bekannt, und unterstunden sich endlich, mit ihnen als Menschen umzugehen: zum Beweise dienet der General des Montezuma, der die Besatzung, welche Cortez in Vera-crux gelassen hatte, überfiel. Diese Nachricht erweckte bey dem Cortez großen

Ver-

Verdacht wider den Monarchen selbst; und von dem Augenblicke an fiel er auf den verwegensten Anschlag, den man jemals erdacht hat. Er nahm sich vor, er wollte sich der Person des Kaisers bemächtigen, und ihn in der Wohnung der Spanier als Gefangenen behalten. Diesen so seltsamen Entschluß führte er folgendergestalt aus. Die Wahrheit schien nie weniger wahrscheinlich.

Er gieng zu dem Fürsten, und beschrieb ihm die Unverschämtheit des Mexicanischen Generals auf das lebhafteste, der die Castilianer ohne Ansehen des Schutzes Sr. Majestät überfallen hätte, und sich so gar unterstünde, öffentlich zu sagen, er hätte es auf des Kaisers Befehl gethan. „Ich bin zwar weit entfernet, setzte er hinzu, diesem schändlichen Vorgeben Glauben beyzumessen; aber meine Soldaten, so wohl als Ihre eigenen Unterthanen, werden nicht unterlassen, der Erzählung dieses Generals zu glauben, woferne dergleichen Unwahrheit nicht durch eine öffentliche Mißbilligung widerrufen wird. In dieser Absicht unterfange ich mich, Ewr. Majestät vorzuschlagen, Sich in die Wohnung der Spanier zu begeben, und einige Zeit bey uns, als bey Ihren Freunden, zuzubringen,

damit dieses Merkmal eines Zutrauens allen Verdacht benehme, und ein Fleck, der Ihrem Ruhme nachtheilig seyn würde, dadurch verlöschet werde.„

Montezuma wurde durch diesen wundersamen Antrag so empfindlich gerühret, daß er vor Erstaunen und Zorne unbeweglich blieb: er war aber so schwach, daß er sich furchtsam machen ließ, und nach allerhand gemachten Schwierigkeiten willigte er endlich ein, den Castilianern zu folgen. Auf diese Art geschah es, daß einer der größten Fürsten in der Welt, der wegen seiner Klugheit und Tapferkeit berühmt war, aus seinem Palaste, mitten in der Hauptstadt, an hellem Tage, weggenommen, und ohne Lärmen und Gewalt durch sechs Personen als Gefangener weggeführet wurde, sich aber dadurch dem Willen der Spanier völlig unterwürfig machte.

Die Nachricht, daß die Fremden den Kaiser entführet hätten, verbreitete sich gar bald in der ganzen Stadt. Alle Gassen sah man voller Einwohner, die ein großes Geschrey machten; Montezuma aber nahm eine vergnügte Mine an sich, und nach gegebenen Zeichen mit der Hand, versicherte er, daß er nichts weniger als ein Gefangener sey, sondern

dern er gienge zu seinen Freunden, sich mit ihnen lustig zu machen. Diese Worte besänftigten das Volk, und stillten den Aufruhr. Cortez, der sich auf solche Art des Kaisers bemächtiget hatte, suchte ihm seine Gefangenschaft durch alle nur mögliche Ehrfurchtsbezeigungen aus den Gedanken zu bringen. Er wirkete von ihm den Befehl aus, den **Mexicanischen General**, der die Besatzung von Vera-crux überfallen hatte, in **Verhaft** nehmen zu lassen. Dieser wurde in Ketten und Banden gelegt, und nach Mexico gebracht: als er erfuhr, daß er zum Tode verurtheilet werden solte, sagte er öffentlich, daß er nichts gethan, als den Willen seines Herrn erfüllet habe. Cortez verstellete sich, als ob er diese Aussage als eine Verleumdung ansähe, und verurtheilte den Schuldigen, daß er vor dem Kaiserlichen Palaste lebendig sollte **verbrennet** werden. In der Ungewißheit, ob Montezuma sich dieses Unglücklichen nicht etwa annehmen möchte, dessen ganzes Verbrechen im Grunde nichts war, als seinem Könige Gehorsam geleistet zu haben, fassete er einen Anschlag, der alles, was man bisher Verwegenes in seinen Entschließungen gesehen hatte, über-

traf. Er ließ sich Ketten und Banden bringen, und begab sich damit in des Kaisers Zimmer. Er unterließ keine der Complimente und Respectsbezeigungen, die er diesem Monarchen ordentlich machte. Hernach aber erhub er seine Stimme, und sagte zu ihm mit nachdrücklichen Worten, daß, da der Mexicanische General ihn beschuldiget hätte, er habe ihm Befehle wider die Spanier gegeben, so erforderten dergleichen außerordentliche Anzeigungen, daß er sich durch eine persönliche Büßung reinige. Hierauf befahl er mit einem Machtspruche, man solle ihm die Ketten anlegen, und gieng davon, ohne ihm Zeit zu lassen, zu antworten.

Eine so schimpfliche Begegnung versetzte den unglücklichen Montezuma in die äußerste Betrübniß. Einige seiner anwesenden Bedienten zerflossen in Thränen, ohne daß sie sich getraueten, ein Wort zu sagen. Sie wurfen sich zu seinen Füßen, um die schweren Ketten zu halten; sie steckten zwischen die Haut und die Fesseln etliche Stücken seinen Zeug, damit seine Arme und Beine nicht verwundet würden. Binnen dieser Zeit ließ Cortez das wider den unglücklichen General gesprochne unbillige, und grausame Urtheil voll-

vollziehen. Er eilete hierauf wieder in das Zimmer des Montezuma, redete ihn mit heiterem Gesichte an, und erzählte, daß man eben itzt den Verräther, der so unverschämt gewesen wäre, den Ruhm seines Souverains zu verkleinern, gestrafet hätte. Er fiel alsdenn aus Ehrfurcht auf die Kniee, machte ihm die Fesseln ab, und lobte seine bezeigte Standhaftigkeit, daß er den Verlust seiner Freyheit etliche Stunden hätte ertragen wollen.

Unterdessen machten die Mexicaner einen Aufruhr; wenn man eine billige Vertheidigung also nennen kann. Sie griffen die Castilianer an; Cortez aber sah diese That als ein Verbrechen an, weil Montezuma seine Länder dem Könige von Spanien untergeben hatte. Die Furcht, Leben und Krone zu verlieren, hatte diesen Fürsten zu dieser Schwachheit verleitet. Wahr ist es, daß indem er die Worte der Huldigung ausgesprochen hatte, er einige Augenblicke inne gehalten, und sich der Thränen nicht hatte entbrechen können; er hatte aber diese erniedrigende Ceremonie schon vollendet, als er die Nachricht erhielt, daß das Quartier der Spanier von seinen Unterthanen umringet wäre. Er zeigte sich ihnen, und

gab Befehl, sie sollten zurückgehen. Anfänglich schien man, ihn mit Ehrfurcht anzuhören; allein nach einem tiefen Stillschweigen hörte man rufen, daß Montezuma nicht mehr Kaiser von Mexico sey; er wäre ein furchtsamer, verrätherischer, und niederträchtiger Sclave von den Feinden der Nation. Umsonst bemühete er sich, durch allerhand Zeichen eine allgemeine Aufmerksamkeit zu erwecken; allein das Geschrey wurde von einer Menge Pfeilen und Steinen begleitet, und einer davon traf ihn an den Kopf, daß er ohne Empfindung hinfiel. Als er wieder zu sich gekommen war, verfiel er in eine Art von Verzweiflung. Man mußte ihm die Hände halten, daß er sich nicht selbst das Leben nahm: er konnte den Gedanken nicht ausstehen, daß er von seinen eigenen Unterthanen in diesen Zustand versetzet worden sey: er wollte keinen Beystand annehmen, und that abscheuliche Drohungen, die sich mit Seufzen und Thränen endigten. Den dritten Tag starb er, nachdem er den Himmel um Rache wider die Spanier, die Spanier aber um Rache wider seine Unterthanen, angeflehet hatte. Cortez hatte bey dieser Gelegenheit das Amt eines Mißionnairs, seine Maitresse aber

eines

eines Catecheten machen wollen, und diesem Monarchen vergebens vorgestellet, sich zum Christenthume zu bekehren, zu einer Zeit, da die Christen Ursache an seinem Tode waren. Er weigerte sich daher, ihre Ermahnungen anzuhören; und sein Beharren kam weniger von einem Eifer für seine Götter her, als von den Anfällen der Raserey, die seinen Verstand geschwächet hatten. Alle Castilianer wurden durch seinen Tod gerühret; und Cortez schien untröstbar.

Auf solche Art endigte der unglückliche, aber allzu schwache Montezuma sein Leben, der die Hand derer küssete, die ihn in Ketten und Banden geleget hatten, der seine Verfolger wider seine Unterthanen vertheidigte, und der nach abgewechselter Beschimpfung von den Spaniern und seinen Völkern, das Ende seiner glorwürdig angefangenen Regirung durch unwürdige Thaten schändete. Eine große Tapferkeit, viel Geschmeidigkeit, eine angenommene Frömmigkeit, hatte diesen Monarchen auf den Thron erhoben. Er hatte das Volk durch glänzende Thaten, die Priester aber durch verstellete Leichtgläubigkeit, und durch anscheinenden Eifer für ihre abergläubigen Lehren, gewonnen. Nachher

hatte er sich zu einem unumschränkten Herrn von beyden gemachet, und beherschete sie despotisch.

Das traurige Schicksal dieses Kaisers hatte einen so lebhaften Eindruck bey dem Cortez verursachet, daß er vor Betrübniß Thränen vergoß. Er war dem Monarchen aufrichtig geneigt; und da überdieß die Hofnung, Mexico dem Könige von Spanien unterthänig zu machen, sich blos auf eine freywillige Unterwerfung des Fürsten gründete, sah er sich genöthiget, einen neuen Plan auszudenken, und alle die Vortheile, die er durch seinen Credit an dem Hofe des Montezuma erworben hatte, fahren zu lassen. In dieser Verlegenheit war sein erstes Vornehmen, daß er den Leichnam des Kaisers seinen aufrührerischen Unterthanen überschickte, damit er nach dem Landesgebrauche beerdiget würde. Er wurde auch mit allen seinem Stande zukommenden Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet; und das, was bey dieser Gelegenheit vorgieng, wird Ihnen einen Begrif von der Art und Weise geben, wie die Leichenbegängnisse der Mexicanischen Monarchen angestellet wurden.

Man

Man ließ Nachricht in alle Provinzen ergehen, nicht nur, um eine allgemeine Trauer anzustellen, sondern auch, um die Großen und Vornehmen, welche sich bey dem Leichengefolge einfinden sollten, einzuladen. In ihrer Gegenwart geschah es, daß der Leichnam abgewaschen, und zu Verhütung der Fäulniß mit wohlriechenden Kräutern geräuchert, hernach aber auf eine Matte gesetzet, und unter vielen Weinen und Seufzen vier Tage und vier Nächte bewachet wurde. Man schnitt ihm eine Handvoll Haare von dem Kopfe, die man sorgfältig verwahrete; in den Mund aber legte man ihm einen großen Schmaragd; und so wie er lag, bedeckte man seine Kniee mit siebenzehn sehr reichen Decken, derer jede eine Bedeutung hatte. Oben darüber war das Sinnbild des Götzen, den er besonders verehret hatte, angemachet. Nachmals bedeckte man ihm das Gesicht mit einer goldenen, mit Perlen und kostbaren Edelsteinen besetzten Maske; und als ein erstes Schlachtopfer tödete man den Hofbedienten, der die Besorgniß der Lampen und des Räucherwerks im Palaste gehabt hatte, damit die Reise des Monarchen in die andere Welt nicht im Finstern geschähe, noch er auf dem

dem Wege durch übele Gerüche beschweret würde.

Nach diesen verschiedenen Anstalten brachte man den Körper in den großen Tempel, wo die Leichenbegleiter insgesamt ihre Betrübniß durch klägliches Schreyen, und Trauerlieder, zu erkennen gaben. Die Vornehmen und die Officiere waren bewaffnet, und alle Bedienten trugen Streitkolben, Fahnen, und Federbüsche. Bey der Ankunft im Hofe des Tempels sah man einen Scheiterhaufen, den die Priester anzündeten, unterdessen daß der oberste Opferpriester mit kläglicher Stimme allerhand Gebethe und Anrufungen der Götzen hersagte. Endlich da der Scheiterhaufen in Brand gesetzt war, wurf man den Körper mit allen daran befindlichen Zierrathen, nebst einem Hunde hinein, der durch sein Bellen die Ankunft des Kaisers an allen Orten auf dem Wege ankündigen sollte. Zu gleicher Zeit wurf ein jeder seine Waffen, Fahnen, und alles was er bey der Begleitung getragen hatte, in das Feuer. Hier fiengen nun die Priester ihr großes Opfer an. In ruhigen Zeiten mußte die Anzahl der Schlachtopfer wenigstens von zweyhunderten seyn: allein, in diesen Augenblicken

der

der Zerrüttung begnügte man sich mit dem, was man zusammen bringen konnte. Man öffnete ihnen die Brust, um das Herz heraus zu nehmen, welches so fort in das Feuer geworfen wurde; die Körper aber brachte man an besondere Oerter, ohne daß das Fleisch durfte gegessen werden. Diejenigen, welche die Ehre hatten, geopfert zu werden, waren nicht allein Sclaven, sondern auch Hofbediente, und unter diesen viele Weiber.

Nachdem alles Holz verbrennt war, las man das übrige des Leichnams, was vom Feuer war verschont geblieben, ingleichen den Schmaragd, den man in den Mund des Verstorbenen gelegt hatte, zusammen. Die Priester thaten diese Ueberreste in ein Gefäß, und trugen sie feyerlich auf den Berg Chapultepeque, als den Begräbnißort der Mexicanischen Kaiser. In eben diese Urne legten sie die Handvoll Haare, wovon ich gesagt habe, nebst noch andern, die man dem Monarchen bey seiner Krönung abgeschnitten hatte, als welche zu dieser letzten Ceremonie allezeit aufbehalten wurden. Diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des großen Montezuma setzte man mit denen von den Königen, seinen Vorfahren, in ein kleines Gewölbe, das inwendig

wendig mit wunderlichen Gemälden ausgezieret war. Den Eingang dazu vermauerte man sorgfältig, und oben darauf stellte man eine Bildsäule, welche die Gestalt des Verstorbenen vorstellen sollte. Die Feyerlichkeiten dauerten viele Tage, während welcher Zeit die Weiber, Kinder und getreuesten Unterthanen des Kaisers zu dem Grabe giengen, und zu den Füssen der Bildsäule Opfergeschenke legten. Man ersparete bey dieser Gelegenheit die übrigen Opfer, welche die Priester bey ruhigern Zeiten in den ersten sechzig Tagen der Trauer darzubringen pflegten. Sie opferten alsdenn eine gewisse Anzahl Sclaven; denn alles auf dem Scheiterhaufen schon vergossene Blut war nicht hinlänglich, den unersättlichen Durst dieser grausamen Diener der Altäre zu stillen.

Der Kaiser hinterließ verschiedene Kinder; zwey seiner Söhne wurden von den Mexicanern getödet; drey aber seiner Töchter nahmen das Christenthum an, und verheuratheten sich an Spanier. Doch der vortreflichste und berühmteste unter allen diesen Prinzen war Don Petro Montezuma, der wenige Zeit nach seines Vaters Tode unter diesen Namen getaufet wurde. Carl V. schenkte

schenkte ihm in Mexico große Güter, und machte ihn zum Grafen, welchen Titel seine Nachkommen noch heutiges Tages führen.

Die Mexicaner erwählten sich einen neuen Kaiser, der, so wie sie, auf nichts als Rache bedacht war. Es war der bekannte Guatimosin, ein Neffe und Schwiegersohn des Montezuma, dessen Schicksal noch trauriger ausfiel, als seines Schwiegervaters. Der neue Monarch bemühete sich vor allen Dingen, die Spanier fortzuschaffen. Cortez hingegen verlangete nichts, als er sollte nur die Oberherrschaft des Römischen Kaisers erkennen, welches Recht ihm von seinem Vorgänger war eingeräumet, durch Prophezeyungen aber bestätiget worden. Guatimosin, der, um sein Vaterland zu retten, alles gethan hatte, was ihm sein Muth und seine Kriegswissenschaft eingegeben hatten, der aber alle angewendete Mittel vergeblich fand, nahm den ihm vorgeschlagenen Vergleich an; allein, die Pfaffen, die in dem geheimen Rathe viel Ansehen hatten, und befürchten mußten, ihre Macht zu verlieren, vielleicht aber auch aus blindem Eifer angetrieben, bedroheten alle diejenigen, welche vorschlagen würden, sich zu unterwerfen, mit der

Rache

Rache ihrer Götter; versprachen hingegen einen ungezweifelten Sieg denen, die für die Beschützung ihrer Religion streiten würden. Diese Rede fand so viel Eindruck, daß alle Glieder des geheimen Rathes, wider den Willen des Kaisers beschlossen, keine Vergleichs-Vorschläge anzuhören. Guatimosin, der die traurigen Folgen ihrer Hartnäckigkeit voraus sah, gab ungern nach, sagte aber zu ihnen: „da ihr euch entschlossen habt, alles zu wagen, so bezeiget euch auch solchem gemäß. Ich werde nicht ermangeln, so wohl meine Pflichten gegen euch, als das, was mein Rang erfordert, zu beobachten: ich werde denjenigen am Leben bestrafen, der verwegen genug seyn wird, vom Frieden zu reden, ohne die Priester selbst auszunehmen, als welche ein Vorhaben, davon sie die Urheber sind, standhafter ausführen sollen, als die andern.„

Nach diesen Worten gieng er aus der Rathsversamlung weg, und gab Befehl, die Mexicaner sollten sich zum Kriege rüsten. Die Spanier hatten unterdessen Zeit gewonnen, sich unter den Caciquen im Lande Bundsgenossen zu machen, und nebst noch anderer Hülfe, welche Cortez sich zu verschaffen das

Glück

Glück gehabt hatte, bemächtigten sie sich der Hauptstadt, und der Person des Kaisers selbst. Der Fürst erschien vor dem Cortez mit vieler Gelassenheit und Anstande, ohne Verwunderung und Furcht: er verlangte nur, man möchte für die Kaiserinn, und ihre Hofdamen, die gehörige Achtung haben. Der Castilianische General empfieng ihn mit so viel Gutheit als Respecte, und der Fürst erwiederte solches durch verschiedene Zeichen.

Als man in dem Quartiere der Spanier angelanget war, setzten sich Guatimosin, und die Königinn, seine Gemahlinn, so gleich nieder: der Fürst aber, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, stund auf, und bot seinen Platz dem Cortez an. Der General nöthigte ihn, sich wieder zu setzen; worauf der Monarch ihn folgendergestalt anredete: „tapferer und berühmter Commendant, warum zieht Ihr nicht Euern Degen, und nehmet mir das Leben? Gefangene von meinem Range sind für einen Ueberwinder eine Last. Tödet mich, ohne Zeitverlust; ich will die Ehre haben von Eurer Hand zu sterben, da ich nicht so glücklich gewesen bin, mein Leben für die Befreyung meines Vaterlandes zu lassen.„ Bey diesen Worten konn-

te er sich der Thränen nicht enthalten. Die Kaiserinn weinete ebenfalls bitterlich; und der General, dessen Herz von Mitleiden gerühret war, hatte alle Mühe, ihrem Beyspiele nicht zu folgen.

Eine Zeit lang war die Begegnung, welche man Guatimosin erwies, so, wie sie ein tapferer und unglücklicher Fürst verdiente; es dauerte dieses auch so lange als Cortez Ansehen genug hatte, ihn zu schützen. Allein der unersättliche Geitz seiner Soldaten war durch die Plünderung der Hauptstadt nicht genugsam befriediget; sie bildeten sich ein, es wären noch Schätze verborgen, die niemand wüßte, als der Kaiser. Sie wendeten Bitten nud Drohungen an, um den Monarchen dahin zu bringen, daß er sie entdeckte; als sie aber sahen, daß sie nichts ausrichteten, legten sie ihn auf glüende Kohlen, und erneuerten ihre Forderungen mitten unter dieser grausamen Peinigung. Er ertrug die Marter mit unbeweglicher Standhaftigkeit, und sagte kein Wort, das die geringste Schwäche anzeigte. Einer seiner Minister, der eben diese Probe ausstehen mußte, bezeigte weniger Gelassenheit. Von der Heftigkeit seines Schmerzens überwältiget, sah er seinen Herrn

unter

unter kläglichem Geschreye an, gleichsam als wollte er ihn um Erlaubniß fragen, das unglückselige Geheimniß, das ihnen die grausamen Martern zuzöge, zu entdecken. Der Kaiser, tapferer oder hartnäckiger, brachte ihn zum Stillschweigen, indem er auf eine ernsthafte Art zu ihm sagte: „und ich, liege ich etwa auf einem Rosenbette?„

Cortez, der diese Grausamkeit vermuthlich zugelassen hatte, befürchtete endlich, der Tod des Fürsten möchte neue Unruhen veranlassen, und befreyete ihn von seiner entsetzlichen Quaal, behielt ihn aber als Gefangenen. Da er Herr von der Person des Souverains war, fand er in dem übrigen Reiche weiter keinen Widerstand. Alle Provinzen begaben sich, nach dem Beyspiele der Hauptstadt, unter die Botmäßigkeit von Spanien. So bald der General der Kriegs-Sorgen entlediget war, bemühete er sich, die Ruhe unter den überwundenen Völkern wieder herzustellen; er bauete Mexico, und viele andere Städte wieder auf; er befestigte seine Errichtungen durch Gesetze; mit einem Worte, er legte den Grund zu der Ordnung, die noch heutiges Tages in allen diesen Eroberungen herrschet. Mitten unter seinen Bemühungen

erfuhr er, daß der Kaiser, den er immer noch in Ketten gefangen hielt, seine Unterthanen aufzuwiegeln suchte, oder wenigstens hatte man ihn in diesem Verdachte. Cortez sah sich daher gezwungen, seine Neigung zur Gelindigkeit bey Seite zu setzen, und vielmehr die strengen Gesetze der Politik vorzuziehen, und verurtheilte ihn zum Tode. Der unglückliche Monarch sturb schimpflich an einem Galgen, wegen eines Verbrechens, das niemals völlig bewiesen worden ist. Mit ihm gieng das ganze Mexicanische Reich, nebst der Freyheit aller Indianischen Nationen verloren, welche dasjenige weitläuftige Land ausmachten, das man heutiges Tages Neu-Spanien nennet.

Was den Cortez anbelanget, so genoß er etliche Jahre lang seinen erworbenen Ruhm, und sein Glück; er wurde aber hernach wegen allerhand Beschuldigungen nach Europa zurück berufen, wo er sich seiner Aufführung halber rechtfertigen mußte. Bey allen Titeln, womit er in seinem Vaterlande beehret wurde, stund er dennoch in keinem sonderlichen Ansehen. Kaum konnte er bey dem Kaiser, Carl V, Audienz erhalten. Dieser, der die Erkenntlichkeit nicht unter

die

die Tugenden eines Monarchen rechnete, fragte ihn einsmals, wer er wäre? Cortez, voller Unwillen, antwortete ihm mit dem Stoltze eines Spaniers: „ich bin ein Mensch, der Ihnen mehr Provinzen erworben hat, als Ihnen Ihre Väter Städte hinterlassen haben.„ In den folgenden Zeiten that er noch unterschiedene andere Reisen, die ihm aber neue Verdrießlichkeiten zuzogen; und er sturb endlich in demüthigen Umständen. Ein gleiches Schicksal hatten Christoph Columbus, und alle diejenigen, welche für die Könige von Spanien, und Portugal, unermeßliche Länder erobert haben. Die Politik dieser beyden Höfe ist allemal gewesen, jedem Landläufer, der sich erboten hat, neue Entdeckungen zu machen, große Bewilligungen einzuräumen; so bald sie aber etliche wichtige Eroberungen gemachet haben, hat man sie zurück gerufen, und andere an ihre Stelle geschicket, um die Früchte einzusammeln. Diese Staatsregel war allerdings für die Sicherheit des Landes sehr gut, aber fehlerhaft in anderer Absicht. Die neuen Landpfleger, welche geldhungerig, und eilig waren, sich zu bereichern, entkräfteten die bezwungenen Völker durch unerträgliche

Dienste, verminderten auf diese Art die neuen Unterthanen, und brachten den Souverain um den Nutzen, den er von seinen unermeßlichen Besitzungen hätte ziehen können.

Ich bin, u. s. w.

Vera-Crux, den 9 November, 1749.

Der 115 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Ehe ich mich, Madame, in die Hauptstadt von Mexico begeben habe, bin ich verschiedene Provinzen dieses Reichs durchgereiset. Von Vera-crux gieng ich mit einer Magistratsperson von Sevilien, Don Juan de Mendez ab, der von dem Rathe von Indien gewisse Aufträge, die Regirung dieses Reichs betreffend, empfangen hatte. Nach der Gewohnheit und Denkungsart seiner Nation führte er einen Arzt, einen Beichtvater, und eine Maitresse, mit sich. „Weil Sie doch nur aus Neubegierde reisen, sagte er zu mir, können Ihnen alle Wege, wenn sie nur angenehm sind, gleichgültig seyn; vermehren Sie unsere Gesellschaft, und helfen

sen Sie uns den Weg vergnügt zubringen; meine Leute sollen Sorge tragen, daß es Ihnen an keiner Bequemlichkeit fehle.„ Wir setzten unsere Reise bald zu Pferde, bald in Sänften fort; und von einer Stadt zu der andern versorgte man uns mit allen Nothwendigkeiten im Ueberflusse.

Um nach der Stadt Guaxaca zu kommen, welche ihren Namen einer Provinz giebt, deren Hauptstadt sie ist, durchreiseten wir das Land, das in alten Zeiten von den Zapotecas bewohnt wurde. Dieß war eine entsetzliche Nation, welche mit ihren Nachbarn in beständigem Kriege lag. Wenn sie siegten, banden sie die Gefangenen mit dem Stricke ihres Bogens an den Zeugungstheilen zusammen, und führten sie gleichsam im Triumphe herum, bis sie sie in ihrem Tempel schlachteten. Sie hatten im Gebrauche, die Mannspersonen den Göttern, die Weibspersonen den Göttinnen, die Kinder aber den Gottheiten vom zweyten Range zu opfern. Unerachtet ihrer großen Menge Götter, erkenneten sie doch, so wie alle andere Unterthanen des Reichs, ein höchstes Wesen, dem sie die Erschaffung der Welt zuschrieben. Aber diese erste Ursache aller

Dinge war bey ihnen eine Gottheit ohne Namen; ihre Sprache hatte kein Wort, solche auszudrücken. Sie glaubten, sie wäre im Himmel müßig; und man hat Mühe gehabt, ihnen begreiflich zu machen, daß diejenige Macht, welche die Welt erschaffen hat, auch im Stande sey, und sich Mühe geben wolle, sie zu beherrschen. In Ansehung des Ursprungs dieser Götter scheint noch am muthmaßlichsten, daß die Menschen sie nicht eher haben kennen gelernet, als bis sie angefangen haben, unglücklich zu seyn. Sie sahen die Götter als wohlthätige Geister an, derer Natur sie nicht kenneten, die sich aber zeigeten, wenn die Sterblichen ihrer Hülfe benöthiget wären.

Der vornehmste Götze der Mexicaner war der Gott des Krieges, den sie unter den Namen des Vitzili-Putzili anbeteten, welches ein leuchtendes Haus bedeutet, und der in menschlicher Gestalt, auf einer Kugel sitzend, und auf ein paar Stangen getragen, wo auf beyden Seiten die Figur einer Schlange hervorragete, vorgestellet wurde. In der einen Hand hielt er einen weißen runden Schild, in der andern eine blaue Schlange; und sein Kopf war mit goldenen Blumen gekrönet.

krönet. Man rufte ihn in der Schlacht an. Ein anderer Götze, vermuthlich vom zweyten Range, war der Gott der Buße. Man nahm seine Zuflucht zu ihm, um Vergebung der begangenen Fehler zu erhalten. Nebst andern Zierrathen, womit dieser Götze geschmückt war, band man an seinen Haarzopf ein goldenes Ohr, das mit einer Art von Rauche geschwärzet war, wodurch die Bitten der Sünder und Reuigen vorgebildet wurden. Eine goldene, braun angelaufene Platte hielt er in der linken Hand anstatt eines Spiegels, um anzuzeigen, daß Gott mit einem einzigen Blicke alles auf der Welt begangene Unrecht sieht. Vier Wurfspieße in der rechten Hand, bedeuteten die Züchtigungen, womit sündige Menschen bedrohet werden. Sein Fest wurde aller vier Jahre begangen: es war selbiges eine Art von Jubelfeste, welches neun Tage dauerte, und worauf eine allgemeine Sünden-Vergebung erfolgete. Es trat bey dieser Gelegenheit ein Priester, der auf der Flöte spielete, heraus, und drehete sich nach und nach gegen alle vier Gegenden des Himmels; alsdenn bückte er sich nach der Seite des Götzen, langte etwas Erde, und aß sie: das Volk

folgte seinem Beyspiele, verlangete Vergebung der Sünden, und bat, daß solche nicht möchten entdecket werden. Die Kriegsleute thaten Gelübden, um Sieg wider ihre Feinde, und eine große Menge Gefangene zu erhalten. Ihre Gebete begleiteten sie mit Seufzen und Thränen, und den neunten Tag, der eigentlich der Festtag war, versammelte man sich in dem Hofe des großen Tempels, wo vier Priester die Figur des Gottes um den Tempel herum trugen: andere brachten Weihrauch herbey; das Volk aber geißelte sich unterdessen mit Peitschen und Riemen. Nach gehaltenen Umgange brachte man der Gottheit Geschenke; und jedermann begab sich weg, um den Priestern Zeit zu lassen, sie einzusammeln. Wenn das Volk, das allezeit blutige Auftritte gern sah, wieder zurück kam, ließ man einen Gefangenen kommen, und opferte ihn unter Gesängen und Tänzen. Nachmals setzte man einige Gerichte vor den Götzen, und die jungen Leute liefen darnach, und nahmen sie weg. Es waren vier Preiße für diejenigen ausgesetzt, die zuerst kamen, und bis zu dem nächsten Feste hatten sich selbige verschiedener Vorzüge zu erfreuen. Am Ende der Ceremonien kehrten die Mägdgen

und

und Jünglinge, die im Tempel gedienet hatten, zu ihren Aeltern zurück; die andern aber, die an ihre Stelle kamen, verfolgten sie mit großem Geschreye, wurfen ihnen Händevoll Gras nach, und verwiesen ihnen, daß sie den Dienst der Götter verließen.

Ein dritter Götze, vielleicht weniger bedeutend, aber den die Nation lieber hatte, als die vorigen, wurde auf eine besondere Art verehret, wobey die öffentliche Andacht sich mit mehrerm Eifer zeigte. Dieser Götze war weder aus Holze noch Metalle, sondern von allen nur möglichen zur Speise dienenden Sämereyen gemachet, welche gemahlen, und mit dazu genommenem Blute von Kindern und geweiheten Jungfern unter einander geknetet wurden. Die Priester ließen dieses Bild trocknen, und an dem Tage der Einweihung kam das Volk zusammen, und machte sich außerordentlich lustig. Die Andächtigsten näherten sich dem Bilde, rühreten es an, hielten ihre besten Kleinode an dessen vornehmste Theile, und bildeten sich ein, sie würden dadurch geheiliget, oder vor allerley Krankheiten bewahret. Weil der Götze von einer Materie war, die mit der Zeit verdurb, so machte man alsdenn einen neuen mit eben

den

den Ceremonien. Der alte wurde den Abend zuvor in Stücken geschmissen, und man theilte kleine Stücken davon als Reliquien aus.

An gewissen Tagen im Jahre machte man auch einen Götzen von einer Masse, die man essen konnte; die Priester zerlegten sie, und theilten sie Stückweise aus. Es war dieses eine Art von Communion, wozu man sich durch Reinigen, Fasten, und Beten, vorbereitete. Dieses Fest, welches die Mexicaner im Monate May feyerten, wird Ihnen, Madame, bey Götzendienern, welche von der Christlichen Religion keine Kenntniß hatten, um so viel merkwürdiger vorkommen, da es, wie Sie sehen, eine Nachahmung eines unserer Verehrungwürdigsten Geheimnisse zu seyn scheint. Ich führe es als eine standhafte Aussage der Spanier an, welche sich seit ihrer dasigen Ankunft unverändert erhalten hat. Gewisse, zu dem Dienste des Tempels geweihete Mägdgen kneteten Honig und Mehl zusammen, und machten eine menschliche Figur daraus. Alle Vornehme waren bey dieser Arbeit gegenwärtig; und man putzte das Bild mit Kleidern, und andern Zierrathen an. An dem Festtage selbst trugen die jungen Mägdgen weiße Kleider, waren mit Mais

be-

bekränzet, und hatten die Backen mit rother Farbe bemalet: man nennete sie Schwestern des Gottes, dessen Dienst sie feyerten. Sie trugen den Götzen auf Stangen, und gewisse dazu bestellte Jünglinge nahmen ihn aus ihren Händen, und setzten ihn auf die Stufen des Tempels, wo das Volk hinkam, und vor ihm niederfiel. Andere Mägdgen brachten Stücken von eben dem Teige, wovon das Bild gemachet war, und diese nennete man das Fleisch des Gottes. Die Priester segneten diese Stücken, schnitten sie entzwey, und gaben sie an die Herumstehenden. Diese empfiengen selbige mit Zeichen einer so großen Ehrfurcht, die bis zur Anbetung gieng, und aßen sie mit so vieler Andacht, als ob sie den Leib ihres Gottes selbst genössen. Man brachte den Kranken davon; und es wurde als eine Haupt-Sünde angesehen, wer vorher andere Speise zu sich nahm; man versteckte alles Wasser auf das sorgfältigste, um auch die Kinder vom Trinken abzuhalten.

Diese Völker beteten noch eine andere Gottheit an, deren Ansehen Pilgrime aus allen Provinzen des Reiches herbey brachte: dieß war der Gott der Handelsleute. Seine Bildseule stund in einem sehr erhabe-

nen

nen Tempel, mitten auf einem Haufen Gold, Silber, Edelsteinen, raren Federn, nebst andern kostbaren Sachen, und stellete die Figur eines Menschen vor, der den Kopf von einem Vogel hatte, und mit einer Art von Bischofshute bedecket war; seine Füße waren mit den kostbarsten Juwelen verzieret, um die Reichthümer anzuzeigen, welche dieser neue Plutus seinen Anhängern verschafte. Die Kaufleute feyerten ihm zu Ehren alle Jahre ein Fest auf Mexicanisch, das heißt, auf eine grausame, barbarische, und blutdürstige Art. Sie kauften einen wohlgewachsenen Sclaven, schmückten ihn mit des Götzen Kleidern, nährten ihn mit herrlichen Speisen, und erspareten nichts, um ein Schlachtopfer aus ihm zu machen, das ihrer, und des Gottes des Reichthumes würdig wäre. Wenn sie ihn recht gesättiget, gemästet, und fett gemachet hatten, gleich unsern großen, dicken Finanziers, die im Ueberflusse leben, schlafen, und sich darinnen wälzen, so führte man ihn den Tag über auf den Gassen herum, und die Nacht schloß man ihn in einen Käfich. Einige Zeit vor dem Feste kamen die Priester, und kündigten ihm sein Schicksal an, welchem er sich willig unterwurf; wenigstens gab man

dieses

dieses vor; und wenn die Stunde der feyerlichen Handlung gekommen war, führte man ihn auf den Opferplatz: die Opferung geschah zu Mitternacht, und sein Herz wurde dem Monde dargebracht. Der Körper wurde zu dem vornehmsten Kaufmanne getragen, wo er gebraten, und mit den feinesten Gewürzen zubereitet wurde. Die Gäste tanzten unterdessen, und nachdem ein jeder seinen Theil von diesem entsetzlichen Gerichte gegessen hatte, giengen sie bey Sonnen-Aufgange zu ihrem Gotte, ihn zu begrüßen, und ihm zu danken. Den übrigen Tag brachten sie mit Ergötzlichkeiten zu, wobey sie sich in allerhand Gestalten verkleideten, einige als Vögel, Schmetterlinge, Frösche; andere, wie Lahme, Buckeliche, Verstümmelte, u. s. f. Sie machten artige Erzählungen von ihren Begebenheiten, oder Verwandelungen, und das Fest endigte sich mit neuen Tänzen.

Da die Mexicaner gewohnt waren, Menschen zu opfern, so schoneten sie das Blut ihrer Feinde in der Schlacht, um ihren Göttern desto mehr Gefangene zu bringen. Montezuma selbst gestund dem Cortez, daß er die Republik Tlascala, mit der er in beständigen Kriege lebte, aus keiner andern

Ursache

Ursache bezwungen habe, als um sich einer desto größeren Anzahl Schlachtopfer für seine Tempel zu versichern. Wenn man den Spaniern glauben darf, so haben die Gesandten dieses Fürsten ihrem Generale erzählet, daß ihr Herr jährlich mehr als zwanzigtausend Gefangene geopfert habe. Dieses scheint zwar sehr übertrieben; aber so viel ist gewiß, daß als die Castilianer in den Tempel zu Mexico kamen, sie unter andern Zierrathen menschliche Hirnschalen, wie Siegeszeichen aufgehangen, gefunden haben. Blieb man zu lange Zeit ohne Krieg, so beschwerte sich der hohe Opferpriester bey dem Souveraine, und stellete ihm vor, die Götzen würden vor Hunger sterben. Man gab so denn allen Caciquen gleich Nachricht, daß die Götter zu essen verlangten, und die ganze Nation ergrif die Waffen: die Völkerschaften jeder Provinz fiengen an, unter dem geringsten Vorwande Einfälle bey ihren Nachbarn zu thun.

Das Menschen-Fleisch war für diese Völker ein herrliches Gastmahl, und der Tag, an welchem die Gefangenen geopfert wurden, war für das ganze Land ein großes Fest. Die Köpfe hob man auf, um den so genennten Gottesacker der Schlachtopfer zu bauen.

bauen. Diesen Namen führte eine Art von Amphitheater, von Kalche und Todenköpfen zusammengesetzet, woran die Zähne der Köpfe alle vorne stunden, und den abscheulichsten Anblick machten. An dem Eingange des Gebäudes stunden vier große Thürme, die blos von solchen Materialien errichtet waren. Man sagt, die Spanier hätten hundert und dreyßig tausend Köpfe in diesen entsetzlichen Gebäuden gezählet, die Thürme ungerechnet. Die Stadt unterhielt Leute, die nichts thaten, als die heraus gefallenen Köpfe wieder hinein zu setzen, und Ordnung in diesen verabscheuungswürdigen Gebäuden zu erhalten.

Die Art zu opfern war bey den Mexicanern verschieden. Nach der einen ließ man die Gefangenen auf ein zu diesem Gebrauche bestimmtes Amphitheater steigen, und streckte das Schlachtopfer auf einem großen Steine aus; vier Priester aber hielten es bey den Händen und Füßen. Der hohe Opferpriester stemmte sich hierauf mit dem linken Arme auf des Schlachtopfers Magen, öfnete ihm mit der rechten Hand die Brust, und riß das Herz heraus, welches er der Sonne zeigete, um ihr den ersten ausdünsteten warmen Rauch davon darzubieten: hernach kehrte

er sich gegen den Götzen, bestrich ihm das Gesicht damit, und sprach etliche geheimnißvolle Worte. Die andern Gehülfen dieses abscheulichen Götzendienstes schmissen den Körper von dem Gerüste herunter; und alle Gefangene wurden auf diese Art behandelt. Diejenigen nun, welche die Gefangenen im Kriege gemachet hatten, kamen, und hoben die Körper auf, und vertheileten sie unter ihre guten Freunde, die sie mit großer Feyerlichkeit aßen. Nach der zweyten Art zog man den Gefangenen die Haut lebendig ab, hieng sie den untersten Priestern über den Leib, und diese giengen in der ganzen Stadt damit herum, und sangen und tanzten vor den Häusern: jeder Einwohner mußte ihnen etwas geben: diejenigen, die ihnen nichts gaben, wurden mit einem Zipfel von der Haut in das Gesicht geschlagen, welches Flecke von Blute hinterließ. Diese Ceremonie nahm nicht eher ein Ende, als bis die Haut anfieng zu verderben. Bey andern Festen war eine Art von Zweykampfe zwischen dem Opferpriester und dem Schlachtopfer eingeführet. Der Gefangene war mit dem einen Fusse an ein großes steinernes Rad geschlossen, und man bewaffnete ihn mit

einem

einem Degen, und kleinem runden Schilde: derjenige, der ihn opfern sollte, erschien mit eben dergleichen Waffen; das Gefecht aber geschah in Gegenwart des ganzen Volkes. Behielt nun der Gefangene die Oberhand, so wurde er nicht allein nicht geopfert, sondern man legte ihm auch die Titel und Ehrenzeichen bey, welche die Landesgesetze den Kriegern einräumen; der Ueberwundene aber mußte das Schlachtopfer abgeben.

Auf diese abscheuliche Trümmern ist die Christliche Religion in Mexico gegründet worden, theils durch Ueberredung, theils aus Begierde, den Spaniern gefällig zu werden. Ein Mißionnair bezeugte einsmals einem alten Indianer seine Verwunderung, daß man die Lehre von Christo so leicht bey ihnen angenommen, und die Nation fast gar keine Schwierigkeit gemacht hätte: „glaubet nicht, sagte zu ihm der alte Mann, daß wir uns unbedachtsamer Weise, und ohne Untersuchung, dazu entschlossen haben. Wir waren schon seit langer Zeit von unsern Göttern, und von denen Grausamkeiten, die sie verlangten, übel zufrieden. Wir getrauten uns aber nicht, es öffentlich an den Tag zu legen, aus Furcht, unsere Priester zu beleidigen.

digen. Der gröſste Haufe von uns war geneigt, eine andere Religion anzunehmen, als ihr kamet, und die eurige ankündigetet. Wir fanden sie schicklich, billig und gut, und glaubten, daß es die beste sey, die wir zu erwählen hätten.„ Die Götzen wurden also verbrennt; die Tempel zerstöret; und diese verwandelte man in Christliche Kirchen. Man gab die schärfsten Gesetze wider die Gastgebote von Menschenfleische; und, unter vielen Beyspielen der Strenge, ließ Cortez einen unglückseligen Mexicaner durch die Flammen umkommen, den man angetroffen hatte, daß er, nach der schändlichen Gewohnheit seines Landes, ein Bein von einem getödeten Menschen gegessen hatte. Doch scheint der Eroberer von Mexico niemals so vorsetzliche Grausamkeiten ausgeübet zu haben, als diejenigen waren, die in den übrigen Spanischen Errichtungen begangen wurden, wo die Spanier, ermüdet vom Todschlagen, noch Kuppeln Hunde anhetzten, um ihres gleichen zu zerreißen.

St. Ildefonse ist die Hauptstadt des Gebietes der Zapotecas, eines Volkes, das zu dieser langen Ausschweifung Anlaß gegeben hat. Wir langten den Abend vor Weihnachten

nachten daselbst an, und giengen erst den andern Tag weiter, weil Don Juan und seine Maitresse ihre Andacht haben wollten. Sie höreten bey ihrem Beichtvater die Messe, der ihnen auch das heil. Abendmahl reichte. Der Doctor und ich, die wir weder so andächtig, noch so verliebt waren, begnügten uns mit Anhörung der Messe. Der übrige Tag gieng mit Andachts-Unterredungen hin, wie die Spanier eine jede Art von Unterhaltung, welche auf den Genuß des heil. Sacramentes folget, zu nennen pflegen. Die Rede war zuerst von den Ordens-Geistlichen von Mexico, wovon uns der Pater Acuenza, ein Dominicaner, und Beichtvater des Don Juan, eine wenig schmeichelhafte Schilderung machte.

„Ew. Excellenz wissen, sagte der Jacobiner, daß, ehe ich zu Ihnen kam, ich zwey verschiedene Reisen nach Neu-Spanien gethan hatte; die eine, als Prediger, nach Chiapa; die andere, in einer besondern Angelegenheit, nach Mechoacan. Unerachtet man mir nicht leicht Schuld geben wird, allzustrenge Meynungen in Andalusien, wo ich in den geistlichen Stand getreten bin, angenommen zu haben; so muß ich doch beken-

nen, daß ich mich nicht habe enthalten können, über das ruchlose Leben unserer Mönche, in diesem neuen Welttheile, zu seufzen. Bey meiner Ankunft in Vera-crux nahm ich meine Wohnung in dem Kloster unsers Ordens. Wie sehr aber verwunderte ich mich, es von einem jungen Menschen regiret zu sehen, der diese Stelle für tausend Ducaten erkauft hatte. Ich vermuthete, eine Bibliothek daselbst zu finden, weil ich wußte, daß das Kloster reich war; aber leider! bestund sie in nichts, als etwa in einem Dutzende alter Bücher, welche in einen Winkel verwiesen, und mit Spinnengeweben überzogen waren, worauf eine Zither lag. Das Zimmer des jungen Superiors war mit baumwollenen, in allen Farben gestickten Tapeten ausgeschlagen, und mit sehr schönen Gemälden gezieret. Auf den Tischen lagen seidene Teppiche, und die Schenktische waren mit Porcelaine besetzt, dabey aber stunden allerhand Sorten von Zuckerwerke und eingemachten Früchten. Sein Gespräch handelte von seiner Geburt, von der Gunst, die er bey den Großen, noch mehr aber bey den Damen genösse, von seiner schönen Stimme und Geschicklichkeit in der Musik, davon er

auch

auch sogleich Proben ablegte, indem er anfieng zu singen, und auf seiner Zither Liebeslieder zu spielen, welche er, wie er sagte, einer Nonne zu Ehren verfertiget hatte. Es wurden hernach allerhand kalte Speisen aufgetragen, wobey die Schüsseln nach Ambra und Bisam rochen. Meine Sinne waren von der Schönheit der Meublen, von dem Klange der Instrumente, von der Vortreflichkeit der Gerichte, und des Geruchs, in der üppigen Zelle dieses jungen Ordens-Bruders dergestalt bezaubert und vergnügt worden, daß die neue Welt, in welche ich aus Europa kam, wirklich etwas ganz Neues für mich war.„

„Uebrigens gieng dieses nicht allein die Leute von meinem Orden an: überall, wo ich hinkam, spürte ich bey den Mönchen und Priestern eine weichliche, und ihrem Stande ganz entgegen gesetzte Lebensart. Was hätten Sie wohl gesagt, ein Kind des heil. Franciscus auf einem braunen Pferde, und von einem Bedienten begleitet, zu sehen, blos um sich bis an das Ende der Stadt zu begeben, und einen Sterbenden zu berichten? Unter seinem herauf genommenen Rocke zeigten sich seidene Orangenfarbene Strümpfe, corduanene Schuhe, Beinkleider

von Friesländischer Leinwand, und eine vier Finger breite Spitze um die Kniee. Die andern Mönche trugen unter ihren weiten Aermeln seidene durchnähte Camisöler, gestickte Manschetten, und Hemden von Holländischer Leinwand. Nach dem Essen boten sie uns Würfel und Carten an, und dieser Zeitvertreib dauerte bis einen guten Theil in die Nacht. Noch eine andere eingeführte Gewohnheit bey den Mönchen in Mexico ist, daß sie die Nonnen in ihren Klöstern besuchen, einen Theil des Tages sich das Vergnügen machen, ihre Musik anzuhören, und mit ihnen Zuckergebackens zu essen. Diese Häuser haben sehr schön verzierte Zimmer, durch hölzerne Gitter getheilet, daß beyderley Geschlechte abgesondert bleiben.„

„An diesen Oertern lassen alle Einwohner ehrbaren Standes ihre Töchter erziehen. Die Erziehung, die man ihnen giebt, besteht darinnen, daß sie Nätherey-Arbeit lernen, sich in der Musik geschickt machen, Comödien spielen, als welche an grossen Festen in den Kirchen vorgestellet werden. Man hat mir von einer jungen Nonne erzählet, welche durch die Geschenke, die sie von den Geistlichen, besonders aber von einem

nem Bischofe, der ihr Liebhaber war, bekommen hat, so reich geworden ist, daß sie sich eine kostbare Wohnung, mit Galerien und Gärten versehen, hat bauen, und von sechs schwarzen Sclavinnen bedienen lassen können. In den meisten dieser Klöster lebt man nicht in gemeinschaftlicher Haushaltung: jede Nonne empfängt aus dem Kloster-Vermögen, was sie zu ihrem Unterhalte braucht, und kann etliche Sclavinnen in ihrem Dienste haben.„

„Die Geistlichkeit ist vermögend und zahlreich: sie alleine besitzet den vierten Theil der Einkünfte des Königreiches; und ohne Vergrößerung kann man sagen, daß die Priester, Mönche, und Nonnen, mehr als den fünften Theil der freyen Einwohner im Lande ausmachen. Da sie überhaupt genommen, zu unwissend sind, um durch ihre Predigten zu unterrichten, und zu lüderlich leben, um durch ihren Wandel zu erbauen, so zieht das Volk weder von ihrer Menge, noch von ihrem Reichthume, und Ansehen, den geringsten Vortheil. Die meisten sind aus Spanien gekommene Herumläufer, die ohne auf ihren Stand zu sehen, nur suchen geschwind reich zu werden, und daher die Un-

wissenheit und Leichtgläubigkeit der armen Einwohner mißbrauchen. Das Aeußerliche des Gottesdienstes nehmen sie sehr genau in Acht; um die würkliche Besserung des Lebens aber bekümmern sie sich wenig. Das was ich hier sage, leidet zwar einige Ausnahme; und bey allen Mängeln der meisten sowohl weltlichen, als Ordens-Geistlichen muß ich den Eifer derjenigen loben, denen man eine Menge frommer und milder Stiftungen zu danken hat. Diese sind es, welche den Indianern, und den Schwarzen, einige Kenntniß von der wahren Religion beygebracht, und ihre Sclaverey dadurch gewisser masen gelindert haben. Ich weis Prelaten, die als wahre Hirten sich für das Beste und den Unterricht ihrer Schafe aufgeopfert, andere aber, die wegen Unterdrückung der Mißbräuche ihr Leben in Gefahr gesetzet haben. Ein Bischof mußte an Gifte sterben, der den Weibern seines Kirchsprengels hatte verwehren wollen, in der Kirche zu essen. Diese gaben vor, von Uebelkeiten des Magens so beschweret zu seyn, daß sie keine Messe abwarten könten, ohne eine Tasse Chocolate, und etwas Zuckergebackens zu sich zu nehmen. Ihre Mägde brachten es ihnen, und weil die-

dieses alles ohne Zerstreuung nicht geschehen konnte, hatte sich der Prelat vorgenommen, das Aergerniß abzuschaffen. Nachdem er nun alle gelinde Mittel vergebens angewendet hatte, so that er sie in den Bann: sie blieben aber wiederspenstig, und gehorchten ihm nicht. Endlich, um diesem Streite ein Ende zu machen, ergrif man das Mittel, ihn mit Gifte aus dem Wege zu räumen; und er sturb unter Bitten zu Gott, daß er es den Urhebern seines Todes nicht zurechnen wolle.„

Dergleichen Beyspiele sind wohl hinlänglich, die Ehrfurcht, welche die Indianer für die Geistlichen, hauptsächlich aber für die Mönche haben, mehr und mehr zu befestigen. Diese letzteren habe ich gesehen, das Zutrauen der Indianer auf die unanständigste Weise mißbrauchen, sagte der Beichtvater; und ich war einsmals selbst schwach genug, an ihren Betrügereyen Theil zu nehmen. Ich saß auf einem Maulthiere, und wollte einen Berg hinunter reiten, als sich das Thier bäumte, und ich den ganzen Felsen herabstürzte. Ich hätte ohnfehlbar das Leben eingebüßet, wenn der Himmel nicht verstattet hätte, daß ich durch einen Strauch aufgehalten wurde. Einige anwesende Indianer hielten dieß für ein Wunderwerk, und

in der Meynung, ich wäre ein Heiliger, fielen sie mir zu Füßen, und wollten mir die Hände küssen. Diejenigen, die zu erst in den Flecken, wo ich hinreisen wollte, kamen, breiteten meinen Zufall aus, und brachten den Einwohnern eben dieselbe Meynung bey. Dieß brachte mir ansehnliche Geschenke zu wege, so daß, als ich in einem der Klöster meines Ordens nachrechnete, ich vierzig Thaler an baarem Gelde, und eben so viel an Eyern Honig, Obst, Federviehe, u. d. heraus brachte. Freylich hatte ich alle diese Opfergaben blos eingesammelt, weil ich dem Rathe eines unserer Mönche zu leicht gefolget hatte. „So lange als wir für Heilige angesehen werden, sagte er zu mir, sind wir allezeit im Stande diese einfältigen Völker zu regiren, und mit ihrem Vermögen, und Personen, zu machen, was wir wollen.„ Er führte mich hierauf in die Kirche, und ich muste mich mit ihm in dem Chore auf einen Stuhl setzen, wo ich den Heiligen, den diese guten Leute sich einbildeten, vorstellete. So bald wir Platz genommen hatten, kamen Männer, Weiber, und Kinder, und knieten vor mir nieder, um meinen Segen zu empfangen, mir Geschenke zu bringen, und meine Fürbitte

zu

zu verlangen. Eben dieser Mönch erzählte mir, daß ohngefähr acht tausend Piasters, die er innerhalb zwölf Jahren durch den Aberglauben dieses Volkes zusammen gebracht hatte, ihm von Dieben wären entwendet worden: dieß machte, daß ich das Sprichwort auf mich selbst anwendete, daß unrecht erworbenes Geld niemals zu Nutzen kommt, und ich befürchtete, einzubüßen, so wie er, was ich durch die Einfalt der Indianer gesammelt hatte.„

„Dem zu Folge, was ich angeführet habe, ist es kein Wunder, daß fast alle Güter in die Hände der Geistlichkeit fallen. Hierzu kommet noch der Vortheil der Handlung, dessen sich die Priester und Mönche um so viel unverschämter und freyer anmasen, da sie sich mit der Heiligkeit ihres Amtes, und dem Mißbrauche der geistlichen Waffen fürchterlich machen. Sie entreißen diesen Unglücklichen, alles was sie durch ihre Arbeit verdienen. Daher auch die Spanier da sie auf keine sicherern Mittel, etwas zu erwerben denken, wenig Lust zum Heurathen bezeigen, und das Klosterleben vorziehen: sie finden Ruhe, Ansehen, und Reichthum, beysammen; und dieß füllet die Klöster mit

Mön-

Mönchen und Nonnen an: jene haben sich auch so sehr vermehret, daß man in der Hauptstadt alleine mehr als funfzig zählet, davon dergrößte Theil sehr reich, und von verschiedenen Privatpersonen gestiftet ist, welche sich durch diese Art von Freygebigkeit hervorzuthun suchen. Einige laßen kostbare Altäre in den Kapellen derer Heiligen, denen sie günstig sind, errichten: andere beschenken die Bilder der Maria mit goldenen Kronen, Ketten, und Lampen. Ein Creole, wenn er stirbt, glaubt seine Seele in Sicherheit zu haben, wenn er der Kirche große Summen hinterlassen hat. Oefters werden seine Gläubiger oder Verwandte vergessen; die Güter aber kommen an die Klöster. Es wird Sie solches um so viel mehr verwundern, da man die Creolen selten zu den geistlichen Würden erhebt. In den Klöstern selbst hat man sich allezeit bemühet, sie zu unterdrücken, und von den ersten Stellen auszuschließen. Man befürchtet, ihre große Menge möchte die gebornen Spanier verdrängen; und dieß ist die Ursache, warum alle Superiore aus Europa hergeschicket werden. Doch giebt es Provinzen, wo die Creolen sich in solchem Ansehen erhalten haben, daß sie die

Auf-

Aufnahme aller aus Spanien gekommenen Mönche schlechterdings verweigern. Andere leben in solcher Uneinigkeit zusammen, daß sie bey der Wahl eines Provinzials einander umgebracht hätten, wenn der Vicekönig nicht in ihre Versammlungen gekommen wäre, und einige in Ketten und Banden hätte werfen lassen. Endlich aber haben die Creolen durch Ueberlegenheit der Stimmen gesieget, und behauptet, daß, da! es ihnen an Leuten von ihrer Nation nicht fehle, sie keiner Fremden benöthiget wären. Man läßt sie auch in ihrem Besitze ruhig; denn, nebst vieler Demüthigkeit gegen den heiligen Stuhl, schicken sie eben so viel Geld nach Rom, als die Spanier.„

In der Provinz Mexico haben nur die Jesuiten, und Carmeliter, den Europäern den Vorzug erhalten, und lassen alle Jahre zwey oder drey Recruten ihres Ordens aus ihrem Lande kommen. In dem Bezirke von Guaxaca nimmt man keinen fremden Mißionnair an. Die Dominicaner haben sich den Creolen lange Zeit widersetzet, und mit vieler Hitze und Wahrheit die Unwissenheit des Volkes vorgestellet, als welches von göttlichen und menschlichen Dingen

gen die lächerlichsten Begriffe heeget. Die zum Christenthume bekehrten Indianer sind nichts desto weniger Götzendiener; denn sie beten unsere Bilder als Götter an. Die Creolen verstatten es, und sagen, es wäre doch besser, als wenn sie nicht getaufet worden wären. Der Heilige, setzen sie hinzu, wird sich ihrer erbarmen, und aus Liebe zu seinem Bilde, sie segnen. Man thut es gern, sie in dieser allgemeinen Blindheit zu erhalten: es wird ihnen daher auch verboten, Bücher zu haben; und in dem ganzen neuen Spanien sieht man nicht leicht andere, als Gebethbücher, Meßbücher, und Breviere. Zufälliger Weise kamen einsmals einem Creolen des Ovidius Götter-Geschichte in die Hände: dieses Buch händigte er einem Ordensgeistlichen ein, der zuversichtlich glaubte, es auch der ganzen Stadt versicherte, es wäre eine Engländische Bibel. Seinen Beweis nahm er von den Figuren jeder Verwandlung her, und sagte: seht ihr, wie die Ketzerhunde den Teufel anbeten, und wie er sie in Thiere verwandelt? Die vermeynte Bibel wurf man hernach in ein besonders dazu gemachtes Feuer, und der Mönch hielt eine lange Rede, worinnen er dem heil. Franciscus

cisus wegen dieser glücklichen Entdeckung Dank sagte. Eine gleiche Unwissenheit herrschet in allen Tribunalen der Justiz. Ich habe einerley Urtheil, in zweyen völlig entgegen gesetzten Fällen, zu einer Zeit sprechen gehöret. Als man diesem Widerspruch dem Richter begreiflich machte, stund er von seinem Stuhle auf, und schwur bey allen Heiligen, daß die Hunde, die Lutherischen Engländer, ihm unter seinen Büchern, die vom Papste Justinianus, derer er sich in zweifelhaften Rechtsfällen bediente, entwendet hätten; wenn aber diese Hugenotten wieder nach Neu-Spanien kämen, so wollte er sie alle verbrennen lassen.„

In St. Ildefonse blieben wir nicht länger als zwey Tage, und begaben uns von da nach St. Yago, in der Provinz von Nixapa. Diese Stadt liegt an dem Flusse Alvarado, und hat folglich einen wichtigen Handel. Sie enthält ohngefähr tausend Einwohner, so wohl Indianer, als Spanier. Man sammelt daselbst Indigo, Zucker, Cochenille, Cacao, und Achiote, sonst Roucou genennt. Mexico ist das einzige Land, das die Cochenille hervorbringt. Man hat lange Zeit den Ursprung dieser zum Scharlach- und Car-

mesin-Färben so nützlichen Waare, und die so geschickt ist, die bleiche Gesichtsfarbe der Damen durch ein glückliches Blendwerk zu schattiren, und zu erheben, nicht gewußt. Heutiges Tages weis jedermann, daß die Cochenille ein Wurm ist, der sich auf die Blätter verschiedener Gewächse setzet. Seine Gestalt kann man mit unsern Wanzen vergleichen, welche, wenn sie verdorret sind, die Größe einer kleinen Linse haben, und schwarzroth aussehen. Wenn die Frucht der Pflanze, worauf die Cochenille erzeugt wird, reif ist, so öffnet sie sich wie ein Granatapfel, und wird mit kleinen rothen, fast unmerklichen Insecten angefüllet. Weil sie aber darinnen, wegen Mangel an hinlänglicher Nahrung, gar bald sterben würden, wenn die Indianer nicht Sorge trügen, sie von da wegzuschaffen, so breiten diese ein großes Tuch unter den Baum, schlagen an die Zweige mit Stöcken, und zwingen den Wurm herauszukriechen. Diese kleinen Thiere, wenn sie ihre Wohnung verlassen müssen, suchen sich zu retten, und heben sich mit ihren Flügeln in die Höhe; aber ihre Schwäche und die Sonnenhitze verstatten ihnen nicht, weit zu fliegen, und sie fallen auf das Tuch wie

Staub:

Staub: sie verlieren alsdenn ihre erste Gestalt, und sehen nicht anders aus, als ein kleines, braunes, glänzendes, verdorrtes Körngen. Zu Pulver gemacht, brauchet man sie wie Zinnober.

Man hat noch eine andere Art, sich diese Waare in größrer Menge zu verschaffen, und diese ist auch die gewöhnlichste. Die Indianer ziehen gewisse Sträucher auf, derer Blätter für die Cochenille das sind, was die Maulbeerbäume für die Seidenwürmer sind. Auf diese machen sie Nester von Moose, und in ein jedes derselben setzen sie zwölf oder vierzehn Cochenillen. Diese brüten daselbst Junge zu Tausenden aus, die sich auf die benachbarten Sträucher verbreiten, denjenigen Ort wählen, wo sie die meiste Nahrung finden, und bis zu ihrer völligen Größe daselbst bleiben. In jedem Jahre sammelt man sie unterschiedene male ein. Das erste mal nimmt man die Nester und diejenigen Würmer weg, welche nach Ausbrütung ihrer Jungen gestorben sind. Drey Monate hernach liest man diese zweyte Erzeugung auch ab, und läßt nur etliche große Cochenillen, die eine dritte Brut geben, welche man nach dreyen Monaten ebenfalls einsammelt. Von

den Blättern streicht man sie mit einem Pinsel ab.

Diese Thiere vermehren sich erstaunend, und unerachtet die Vögel, die Ameisen und anderes Gewürme, viel davon verzehren, so bleiben ihrer doch eine sehr große Menge. Es hat diese **Waare** die besondere **Eigenschaft**, daß, ob wohl der Wurm unter die vergänglichste Gattung im Thierreiche gehöret, sie doch niemals verdirbt. Ohne weitere Sorgfalt, als in einer Schachtel verwahret, hat man sie über hundert Jahre aufbehalten, und sie hat sowohl zum medicinischen Gebrauche, als auch zum Färben, nichts von ihrer Güte verloren. Man schätzet sie so hoch als **Gold** und **Silber**, und dieses wegen der Geschwindigkeit und Gewißheit ihres Vertriebes. Es müssen sehr viele Menschen sich damit beschäfftigen; denn in gewissen Jahren werden an die sechsmal hundert tausend Pfunde von dieser Waare nach Europa verführet; und man schätzet ihren **Vertrieb** jährlich auf mehr als zwölf Millionen. Ein so wichtiger Handel verdiente wohl, daß man Versuche anstellte, um den Anbau davon in unsern Colonien zu befördern: man könnte eine Menge ödes Land,

das

has heißt, ausgesogenen oder zu magern Boden, wo kein Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Roucou, Manioc, und andere dergleichen Waaren fortkommen, dazu anwenden: man würde vielleicht um so viel glücklicher damit seyn, da sich nichts so leicht vermehret, als die Sträucher, worauf diese Thiere ihre Nahrung finden. Man braucht dazu keiner weitern Umstände, als nur die Hälfte eines solchen Blattes in die Erde zu stecken, wo es gleich Wurzel schlägt. Die Provinzen in Mexico, wo diese Waare am meisten erzeuget wird, sind Tlascala, Guatimala, und hauptsächlich Guaxaca.

Letztere liefert auch vielen Cacao, einen der größten Schätze des Reichs. Der Cacao-Baum wächst in vielen Gegenden von Amerika wild. Er ist von mitteler Größe und Stärke, ändert seine Güte nach Beschaffenheit des Bodens, und Neu-Spanien übertrifft darinnen alle andere Länder. Sein Blatt hat eine Aehnlichkeit mit dem vom Castanienbaume, nur daß es etwas schmäler ist. Wenn die Blätter abfallen, kommen andere an ihrer statt, so daß der Baum beständig grün ist. Er setzt eine unzählige Menge Blüten an; aber unter tausenden sind kaum

zehne, welche Früchte bringen. Die Frucht besteht aus einer Schote, von der Größe einer kleinen Gurke, die, ehe sie reif wird, grünlich aussieht; wenn sie aber zur völligen Reife gelanget ist, gemeiniglich braun, zuweilen auch gelb, weiß oder blau, ausfällt. Unten ist sie spitzig, die Seiten aber sind geribbet, wie die Melonen. Sie wächst an dem Stamme, so wohl als an den Hauptästen, nie aber an der Spitze der Zweige, wie die meisten unsrer Europäischen Früchte. Diese Schote enthält die Kerne des Cacao, die mit einer schleimigten Materie überzogen sind, davon sie ihre Nahrung ziehen. Sie gleichen ziemlich den Pistacien; sind aber grösser, runder, und mit einer trockenen, harten Haut umgeben. Die Nuß fällt in das violettene und röthliche, und hat eine nicht unangenehme Bitterkeit. In jeder Schote stecken fünf und zwanzig bis dreyßig Kerne, in kleinen weißen Fächern, die eine eben nicht widrige Säuere haben, wenn die Frucht in ihrer völligen Reife ist. Ein Stück davon in den Mund genommen, löscht den Durst, und erfrischet.

Die Mexicaner säen die Cacao-Kerne in ein warmes, aber feuchtes Erdreich; und innerhalb

nerhalb vierzehn Tagen kommen die jungen Pflanzen zum Vorscheine: sie brauchen hernach zwey ganzer Jahre, um fünf oder sechs Fuß hoch zu werden. Alsdenn versetzt man sie, und nimmt sie mit samt der Erde, welche die Wurzeln bedecket, heraus. Man setzt sie in gerader Linie funfzehn oder achtzehn Fuß weit auseinander, bindet sie an Pfähle, daß sie gerade bleiben, und wählet Oerter, wo sie von Ahorn- oder andern Bäumen umgeben sind, welche Schatten machen, dessen sie benöthiget sind. An der Wurzel vertilget man die Sprößlinge, weil sie den Hauptstamm verhindern würden, in die Höhe zu wachsen. Das Unkraut um den Baum reisset man aus: hauptsächlich aber ist man besorget, daß er in der Jugend nicht zu viel Wasser bekomme, auch vor der Kälte, und vor gewissen Würmern, die ihn anfressen, bewahret werde. Er gelangt nicht eher zu seinem völligen Ertrage, als in dem vierten oder fünften Jahre: alsdenn ist er neun bis zehn Fuß hoch, und von der Stärke einer Faust. Seine Art zu wachsen ist, daß er eine Krone macht; und läßt man ihn in die Höhe schießen, so treibt er ihrer etliche über einander, die aber der ersten, als der haupt-

sächlichsten, Schaden thun. Daher man, bey Einsammlung der Frucht, Sorge trägt, die überleyen Kronen, vornehmlich aber die abgestorbenen Aeste wegzuschneiden. Weil die Natur in diesem Lande sehr ergiebig ist, so hat niemand das Pfropfen versuchet; unterdessen ist zu vermuthen, daß die Frucht noch besser dadurch werden würde.

Wenn man merket, daß der Cacao zu seiner völligen Reife gekommen ist, so schneidet man die Schoten mit einem Messer auf, nimmt die Frucht heraus, und läßt sie drey Tage im Schatten, und drey andere Tage an der Sonne trocknen. Diese Arbeit wiederholet man wechselsweise, bis die Frucht völlig abgetrocknet ist. Andere schlagen die reifen Schoten mit einer Stange ab; nehmen sich aber in Acht, die unreifen oder die Blüten nicht zu berühren; denn auf eben demselben Baume findet man Früchte von verschiedener Größe, Blüten aber, zu aller Jahreszeit. Diese abgeschlagenen Schoten leget man vier Tage in Haufen; blieben die Kerne länger in der Schote, so fiengen sie an zu keimen. Den fünften Tag kernet man sie aus, und schlägt sie wieder in Haufen; decket sie aber mit Blättern zu, damit sie in eine

kleine

kleine Gährung kommen: dieß nennet man, den Cacao läutern. Man wendet ihn früh und Abends um, so lange bis er eine röthliche Farbe annimmt, und völlig trocken ist. Die auf solche Art zubereiteten Kerne werden nach Europa gebracht, und daselbst von den Gewürzhändlern verkauft.

Die Achiote, oder der Roucou, ist ein anderer Landesproduct von Mexico, den die Einwohner von Guaxaca sorgfältig bauen. Dieser Baum hat die Größe einer Haselstaude, ist sehr buschicht, und treibt unten von der Wurzel viele gerade Aeste. Die Zweige tragen vorne an den Spitzen, zweymal im Jahre, Blumen in Büschen von blaßrother Farbe, die groß und schön sehen, aber weder Geruch noch Geschmack haben. Die Frucht steckt in einer Art von Schale, in der Größe einer Mandel, und hat Spitzen wie die Castanien. Wenn sie reif ist, öffnet sie sich, und zeigt einen rothen Kern, in eine feuchte Materie gehüllet, die beym Anrühren an den Fingern kleben bleibt. Man macht einen Teig daraus, in runde Kugeln oder Tafeln geformet, der zu vielerley Dingen, besonders aber zum Färben gebraucht wird.

Die beste Vanille wächst in Neu-Spanien. Ihre Blüten sehen schwarz, und die Schoten haben einen angenehmen Geruch. Die Vanille in andern Ländern hat weiße Blüten, und die Schoten riechen nicht. Diese Pflanze windet sich um die Bäume, wie der Epheu; und an den Spitzen der Zweige erscheinen Blumen, welche kleine, grüne, weiche, fleischige, eines halben Fußes lange Schoten treiben, die so dick sind, wie die Stängel eines Tabakblattes, dem sie auch, wenn sie troken sind, ziemlich gleichen. Die Frucht ist ein kleines schwarzes, und glänzendes Körngen, in der Schote eingeschlossen. Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß es betrügerische Leute in Mexico giebt, die das Körngen aus seiner Hülse nehmen, Sandkörner, oder andere fremde Dinge hineinthun, die gemachte Oefnung mit Leime zukleben, und sie für gute Vanille verkaufen?

Vornehmlich aus Achiote, und Cacao machten die Mexicaner ehedem den berühmten Trank, den hernach die Spanier angenommen, und dem ganzen Europa mitgetheilet haben; ich meyne die Chocolate. Man behauptet, dieser Name komme von dem

India-

Indianischer Worte Atte her, welches Wasser bedeutet, und von dem Geräusche, welches das Wasser in dem Gefäße machet, wenn es kochet. Dona Elvire, die alle Arten dieses Getränkes zu zubereiten wußte, und die Chocolate für Ihre Excellenz immer zu kochen pflegte, machte sich ein Vergnügen, uns die verschiedenen Zurichtungen davon zu zeigen. „Vor diesem, sagte sie, noch ehe die Castilianer nach Mexico kamen, machten die Einwohner ein Getränke von Cacao, in warmen Wasser aufgelöset, mit Piment gewürzet, mit Achiote gefärbet, und in einen Brey von Mais gethan, damit es desto dicker wurde. Dieses Gemenge sah so roh aus, und hatte einen so wilden Geschmack, daß sich die Spanier nie würden daran gewöhnet haben, wenn der Mangel an Weine sie nicht genöthiget hätte, sich Gewalt an zu thun, um nicht immer bloses Wasser zu trinken. Aber erfinderischer, als die Mexicaner, haben sie das Unangenehme dieses Trankes verbessert, zu der Cacao allerhand Gewürze gethan, und die ganze Zurichtung geändert; doch haben sie den Namen Chocolate beybehalten. Folgende Art der Zubereitung scheint mir am meisten in hiesigem Lande eingeführt

zu

zu seyn. Man läßt die Cacaokörner in einer durchlöcherten Pfanne röſten, thut die dünne Haut, welche die Körner umgiebt, weg, und zerreibet sie in einem Mörſel, bis sie zu einem Teige werden: hierzu thut man zweymal so viel Zucker, etwas Pfeffer, Vanille, Biſam, und Ambra. Aus dieſer Vermiſchung macht man kleine Stangen, oder runde Stückgen, die man aufhebt; und wenn man sie brauchen will, reibt man sie wie Muſcaden. Man läßt hernach Waſſer in einem kupfernen oder ſilbernen Geſchirr kochen, gießt es ſiedend in Schaalen von Porcellaine, oder Cocus-Nüſſen, und ißt etwas Zwieback, oder Zuckerbrod, das man hinein tunket, dazu. Der Gebrauch der Vanille in der Chocolate kommt von den Spaniern her: die Mexicaner kenneten ihn vor der Eroberung nicht. Heut zu Tage iſt dieſes Getränke ſo allgemein in dem Lande geworden, daß kein Schwarzer, kein Träger iſt, der ſolches nicht wenigſtens viermal des Tages trinkt. „

„Ein jeder richtet ſich nach ſeinem Geſchmacke, oder nachdem er es zuträglich findet, um mehr oder weniger Gewürze in die Chocolate zu thun. Die Indianer machen ſie noch itzt mit Cacao, Achiote, Mais, Piment,

Piment, und Anis. Sie stoßen dieses alles zusammen, ausgenommen die Achiote, dörren es am Feuer, und rühren es beständig um, damit es nicht verbrenne, oder schwarz werde. Wenn es zu sehr austrocknet, schmeckt es bitter, und verliert seine Kraft. Diese ganze Maße wird zu Pulver gemachet. Die Achiote wird nach und nach dazugethan, und ebenfalls gestoßen, aber nicht gedörret, damit die übrige Maße die Farbe desto leichter annehme: das Ganze wird hernach in ein irrdenes Gefäß geworfen, wo es mit einer behörigen Menge Wassers über einem sehr gelinden Feuer aufgelöset wird. Wenn sich alles recht vereiniget hat, welches man aus der Beschaffenheit des Teiges sehen kann, so werden Täfelgen daraus gemachet; man müßte denn den ganzen Teig lieber in Schachteln aufbehalten wollen, wo er, nachdem er kalt geworden ist, hart wird. „

„Die Art, die **Chocolate zu trinken**, ist nicht bey allen Einwohnern von Neu-Spanien einerley. Einige trinken sie warm, und lassen die Täfelgen in siedendem Wasser zergehen, rühren sie in der Tasse herum, und nachdem sich der Schaum oben angesetzet hat, gießen sie **Arolle** (eine rothe Farbe,) dazu, und

und trinken sie ohne Zucker, und Zwieback. Andere lösen die Chocolate in kalten Wasser auf, nehmen den oben darauf schwimmenden Schaum ab, und thun ihn in ein anderes Gefäß, und das übrige, setzen sie mit so viel Zucker, als nöthig ist, über das Feuer; wenn die Chocolate warm wird, gießen sie sie auf den abgesonderten Schaum, und trinken sie. Die gemeinste Art ist, Wasser zu kochen, eine Schaale damit halb voll zu füllen, eine oder mehr Täfelgen darinnen aufzulösen, bis die Chocolate stark genug wird, sie zu querlen, damit Schaum entstehe, und wieder Wasser zuzugießen, bis das Geschirr voll wird.„

„Man sagt, die Mexicaner haben noch eine andere Art, die Chocolate zu trinken, deren sie sich nur bey Gastereyen bedienen, oder wenn sie sich nach dem Tanzen, und Erhitzen abkühlen wollen. Sie trinken sie alsdenn kalt, wie Limonade, und gießen von oben herunter, sehr hoch, Wasser darauf, daß es schaumet. Man behauptet, dieses Getränke sey so kühlend, daß die Indianer die einzigen sind, die es vertragen können. Die Erfahrung hat den Spaniern gelehrt, daß es dem Magen ungemein schädlich sey,

und

und heftige Schmerzen verursache. Die Atolle, davon ich gesaget habe, ist eine rothe Blume, welche auf einem Strauche wächst, und nicht allein zur Chocolate, sondern auch zur Verfertigung anderer Getränke, gebrauchet wird.„

Wir kamen zu Guaxaca, der Hauptstadt der Provinz, glücklich an, wo der Bischof, und der Alcalde mayor, dessen Gewalt sich bis an das Süd-Meer erstrecket, ihren Sitz haben. Die Stadt liegt in einem sehr schönen Thale, welches Carl V. dem Cortez schenkte, mit dem Titel eines Marquis del Valle; und das Land wird von einem sehr fischreichen Flusse beströmet. Seine Ufer sind mit einer großen Menge Vieh angefüllet, insonderheit mit Schafen, die eine ziemlich gute Wolle geben. Die Pferde dieser Gegend hält man für die besten von Neu-Spanien, so wie auch das Obst, und den daselbst erbaueten Zucker. Daher auch das Eingemachte und die Zucker-Sachen von Guaxaca alle andere in America übertreffen. Man machet hier auch die beste Chocolate von ganz Indien: ferner verfertiget man ein vortreffliches wohlriechendes Pulver, dessen Geruch alle andere übertrifft.

Der

Der Vertrieb davon in die Provinzen von Mexico, Peru, und selbst nach Spanien, ist erstaunend. Die Nonnen von der heil. Catherine von Guaxaca sind die einzigen die das wahre Recept dazu besitzen. In den andern Klöstern hat man unzählige mal versuchet, es nachzumachen, hat es aber nie so weit bringen können.

Die Stadt hat nicht über zwey tausend Einwohner, worunter man fünf oder sechs hundert Spanier rechnet. Sie ist ohne Befestigung, ohne Mauern, und Geschütz, wie alle Städte im Lande; die Seeplätze ausgenommen. Die Klöster beyderley Geschlechts sind außerordentlich reich; das von San Dominico behauptet wegen seines Schatzes, den man auf zwey oder drey Millionen rechnet, und wegen der Schönheit seiner Kirche, den ersten Rang. Guaxaca hat seinen Reichthum dem großen Fluß Alvarado zu danken, als welcher ihr einen sichern Handel nach Vera-crux verschaffet. Endlich ist die Luft daselbst so gelinde, die Lebensmittel sind in so großem Ueberflusse, die Lage zwischen dem Mexicanischen Meerbusen, und dem Süd-Meere, ist so bequem,

daß

daß keine Stadt in Amerika ist, wo die Einwohner glücklicher zu seyn scheinen.

Ich bin, u. s. w.

Guaxaca, den 10 January, 1750.

Der 116 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Unterdessen daß Don Juan de Mendez beschäftiget war, die Angelegenheiten seines Auftrages mit dem Alcalde mayor zu berichtigen, nahm ich mir vor, den nicht weit von der Stadt gelegenen Berg **Cocola**, wo man verschiedene Gold-Silber-Chrystal- und Vitriol-**Bergwerke** entdecket hat, zu besehen; ich wurde aber von dem Beichtvater des Don Juan davon abgehalten, der mir die Beschwerlichkeiten dieses Unternehmens begreiflich machte. „Ich werde in meinem Leben, sagte er zu mir, die Gefahr nicht vergessen, die ich ausgestanden habe, als ich die **Bergwerke** von **Pachuca**, die schönsten, und reichhaltigsten in Neu-Spanien, besuchte. Ich kam auf einem beschwerlichen und steilen Wege dahin; und die erste Grube,

die man mir zeigte, hatte mehr als sechs hundert Fuß Tiefe. Das Silber zog man mit einem Rade an einer langen Achse herauf, um welche eine Kette gieng, an deren einem Ende das Aerz in die Höhe gewunden wurde, unterdessen daß das andere hinunter gieng, eine zweyte Ladung zu holen. Eben dieser Umtrieb diente die wilden Wasser zu gewältigen, welche, ohne dergleichen Vorsorge, die Arbeiter aller Augenblicke verhindert hätten: vier Maulesel trieben das ganze Werk. Ich stieg nach und nach fünf Leitern, oder vielmehr fünf an einander stoßende Bäume hinunter, woran die hier und da eingeschlagenen Pflöcker die Stelle der Sprossen vertraten. Der Bergmann verstattete mir nicht, mich weiter zu wagen, weil er besorgte, ich möchte unglücklich seyn, so wie er schon mehreremal dergleichen Fälle mit angesehen hätte. Die Bäume, worauf ich weiter hinunter zu steigen hatte, waren so naß, daß mir der Fuß leicht hätte ausgleiten können.„

„Ich stieg von da in einen andern Schacht, wo die Indianer das Aerz auf den Achseln trugen, und auf eben solchen Leitern mit ihrer Last, unter beständiger Lebensgefahr, auf und abstiegen. Sie thun diese fürchterliche

liche Arbeit täglich für vier Realen ; man erlaubet ihnen aber dabey, des Abends so viel Aerz mit zu nehmen, als sie auf einmal fortbringen können; und diesen Gewinn theilen sie mit dem Eigenthümer. Sie arbeiteten seit fünf Monaten, einen Gang aus einem Schachte in den andern zu führen, um die wilden Wasser abzuleiten. Der Durchbruch war zwar noch nicht erfolget; sie waren aber so nah an einander, daß man auf beyden Seiten die Arbeiter hören konnte.„

„Einige Stunden davon, wurde ich durch den Anblick einer Stadt in dem Berge in Verwunderung gesetzet, wo alle Häuser von Erde gebauet, und mit Holze bedecket waren. Diese Stadt hatte mehr als zehntausend Einwohner, welche in diesen entsetzlichen Grüften von ihrer Arbeit lebten. Man zählet, in einem Bezirke von sechs Stunden, nicht weniger als neunhundert Gruben. Einige davon sind erschöpfet und eingegangen; andere bauet man noch, und arbeitet darinnen ohne Unterlaß: die meisten aber werden geschonet. Letztere besuchen die Indianer heimlich, und stehlen das Aerz. Vor einigen Tagen wurden ihrer funfzehn, die

durch eine sehr enge Oeffnung verstohlnerweise eingefahren waren, verschüttet.„

„Die reichste und berühmteste Grube dieses Gebirges ist die, welche den Namen der Dreyeinigkeit führet, weil man durch drey verschiedene Schachte, die unten zusammentreffen, hinein kommt. Man hat mir versichert, sie habe innerhalb zehn Jahren für mehr als vierzig Millionen Silber geliefert, und tausend Arbeiter sind beständig darinnen beschäfftiget gewesen. Als man aber achthundert Fuß Tiefe hat erreichet gehabt, hat sich so viel Wasser gefunden, daß man die Arbeit hat müssen einstellen, und die Oeffnungen, wegen der zu besorgenden Gefahr und des wenig erhaltenen Aerzes, zumachen.„

„In einer gewissen Weite von dieser Grube hatte man seit etlichen Jahren eine andere eröffnet, die überaus ergiebig war, unerachtet man noch nicht mehr als vierhundert Fuß Tiefe erreichet hatte. Ich entschloß mich, daselbst einzufahren; auf der fünften Leiter aber fieng ich an, furchtsam zu werden, und ich wäre wieder heraufgestiegen, wenn der Bergmann, der mich mit seinem Grubenlichte begleitete, mir nicht Muth zugesprochen,

und mich versichert hätte, daß ich nur noch zwey oder drey Bäume hinab zu steigen hätte. Ich wagte es auf alle Gefahr, wußte aber nicht, ob ich den Fuß auf die Pflöcker setzen, oder den Baum umfassen sollte. Endlich kam ich an den Ort, wo die Arbeiter das Aerz mit eisern Werkzeugen sprengten. Ich nahm etliche Stücken zu mir, und als ich einige Zeit in diesem finstern Abgrunde zugebracht hatte, fühlte ich die schädlichen aus der Erde aufsteigenden Dünste. Hier erkennete ich mehr als einmal die Gefahr, der ich mich ausgesetzt hatte, stieg mit großer Beschwerlichkeit und Furcht wieder herauf, und kam höchst ermüdet endlich zu Tage. Alles was ich grausendes gesehen hatte, stellte sich nun meinen Gedanken vor, und ich fand, daß ich in meinem Leben nichts verwegeners unternommen hatte; wenigstens hatte ich niemals mehr Furcht gehabt.„

„Die Tiefe der Gruben kommt von der Art einzuschlagen her, welche allemal senkrecht geschieht, so lange, bis man auf eine gute Ader stößt. Alsdenn geht man wagerecht fort, und geht sie aus, so schlägt man auf eben dieser Linie wieder ein. Wer in Mexico eine Gold- oder Silbergrube entde-

cket, kann sie bearbeiten lassen, und bezahlt den fünften Theil von der Ausbeute an den König. Se. Majestät verwilliget ihm vierhundert Fuß Erdreich gegen die vier Himmelsgegenden, von der Oeffnung des Schachtes an gerechnet, oder auch nur von einer Seite, nach Gefallen des Eigenthümers. Ein anderer hat die Freyheit, einen neuen Schacht achtzehn Fuß von dem ersten einzuschlagen; obschon diese Weite gleichsam eine Scheidewand macht, so kann er dennoch unter der Erde in dem Bezirke seines Nachbars fortarbeiten, bis er an dessen Arbeiter kommt: alsdenn muß er sich zurück ziehen, oder seinen Gang unter des andern seinem hinführen.„

„Nachdem ich meine Neubegierde über alle diese Dinge befriediget hatte, wollte ich noch wissen, wie das Aerz geschieden wird. Man schlägt es mit Hämmern in Stücken, und vermittelst gewisser Maschinen wird es in eisern Mörseln zermalmet. Wenn es zu Pulver geworden ist, bringt man es, nebst dazu genommenen gleichen Theilen von Kohlen und geschmolzenem Bleye, in einen grossen Ofen, wo zwey Blasebälge ein beständiges Feuer unterhalten. So wie das Aerz schmelzet, so thut man, fünf oder sechs Stunden

den nach einander, neues dazu. Wenn Silber und Bley geschmolzen sind, nimmt man den oben drauf stehenden verbrennten Schaum mit eisernen Werkzeugen ab, unterdessen daß das Metall durch eine Oeffnung in dem Ofen in eine Forme läuft, wo es bald hart wird. Man thut es hernach noch in einen andern Ofen, um das Bley von dem Silber zu scheiden, welchen Handgriff alle Chymisten wissen. Die Platten oder Stangen des feinen Silbers sind achtzig oder hundert Mark schwer. Man bringt sie zu dem königlichen Münzwardeine, der untersuchen muß, ob sie die vorgeschriebene Probe halten, und ausgemünzet werden können. Wenn er sie richtig befunden hat, werden die Stangen geeichet, und die königlichen Abgaben davon entrichtet, welches den fünften Theil beträgt, das heißt, von fünf Platten behält der König eine. Haben sie nicht den gehörigen Grad der Feine, thut man sie wieder in das Feuer, bis das Silber genugsam gereiniget ist; und halten sie alsdenn die Probe, so eicht man sie, und setzt zugleich das Gewicht drauf, wie viel eine jede Mark Silber an Golde beträgt. Fügt es sich, daß die Mark mehr als vierzig Grane an Golde

hält, so trägt man sie zu dem königlichen Scheider, der sie berichtiget.„

„Alles Silber, das aus Neu-Spanien kommt, muß nach Mexico geschafft, und daselbst in der Münze angegeben werden. Man hat mir versichert, daß alle Jahre zwey Millionen Mark Silbers in diese Stadt eingehen, ohne was heimlich hineingebracht wird: man münzet auch alle Jahre siebenmal hunderttausend Mark in Piastres aus. Die Eigenthümer bezahlen nicht allein die Arbeitskosten, sondern über den fünften Theil, als der ersten Abgabe, muß auch noch ein Real erlegt werden, welches man die Lehnsgebühren nennet. Obwohl jede Privatperson Geld schlagen lassen kann, so wird doch das meiste auf Rechnung der Kaufleute ausgemünzet. Sie kaufen alles Silber, das sie kriegen können, und behalten von jeder Mark zwey Realen zurück; einen für die königlichen Gebühren, den andern wegen der Arbeitskosten. Man münzet fünferley Sorten Silbergeld aus, nämlich, Stücken von acht Realen, von vieren, zweyen, einer einfachen, und von einer halben. Man nennet, abgekürzet, Stücken von Achten, ein Stück Silber, das acht Realen gilt. In

Golde

Golde schlägt man Stücken von sechzehn, acht, vier, und zwey Stücken von Achten. Wenn alle diese Sorten aus der Münze kommen, werden sie gewogen, um zu sehen, ob sie das richtige Gewicht haben: derjenige, der sie gewogen hat, trägt sie zum Schatzmeister, dieser aber händiget sie dem Eigenthümer ein, nachdem er abgezogen hat das, was den Münzbedienten zukommt, welche außer denen beyden, die ich genennet habe, sind, der Münzwardein, der Präger, der Secretair, der Schmelzer, die Wächter, u. s. f.„

„Keine dieser Bedienungen ist erblich, und einem jeden steht frey, die seinige niederzulegen: dieses Aufgeben ist auch gültig, wenn der Besitzer nur noch zwanzig Tage lebt, nachdem es geschehen ist. Derjenige aber, zu dessen Vortheil die Abdankung erfolgt, muß den Unterkönig innerhalb sechs Wochen davon Nachricht geben, an den König den dritten Theil dessen, was die Bedienung gekostet hat, erlegen, und die zwey andern Drittel an den Eigenthümer, oder an seine Erben, zahlen: außerdem würde die Stelle dem Könige heimfallen. Dieß ist die Ursache, warum diejenigen, welche dergleichen Aemter besitzen, ihre Abdankung alle

Monate erklären, damit die zu überlebenden zwanzig Tage allezeit können gerechnet werden. Diese Bedienungen sind ungemein einträglich: die Stelle des Schatzmeisters hat jährlich sechzigtausend Stück von Achten Einkünfte, welches mehr als hunderttausend Französischer Thaler machet. Das Probiren und Schmelzen ist dem Carmeliter-Kloster eigenthümlich überlassen worden, und es zieht alle Jahre sechzehntausend Stück von Achten davon. Die andern Stellen tragen nach Verhältniß ein; die niedrigsten verdienen täglich acht Realen; weil aber die meisten dieser Bedienten Sclaven des Schatzmeisters sind, so behält dieser fast allen Gewinnst für sich.„

Nach allem, was ich hier erzählet habe, Madame, empfand ich nicht das geringste Verlangen, die Bergwerke von Mexico zu besehen, unerachtet sie sehr zahlreich sind. Die übrige Zeit, die wir noch in Guaxaca zubrachten, wendeten wir, der Arzt und ich, an, einigemal auf die Jagd zu gehen, und die besonderen Landeserzeugungen kennen zu lernen. Die Hasen sind in der dasigen Gegend so häufig, daß wir ihrer alle Tage eine große Menge hätten erlegen können, wenn

sie

sie eben die Güte hätten, wie die Europäischen, und wenn der Ekel, den die Mexicaner für diese Thiere haben, sich nicht auch bis auf uns erstrecket hätte. Er rühret von ihrer Einbildung her, da sie versichert zu seyn glauben, daß die Hasen die Würmer genießen, die in dem Fleische der todten Pferde erzeuget werden.

Vor der Ankunft der Spanier in Mexico, gab es schon Hasen daselbst: die Thiere aber die man aus Europa dahin gebracht hat, sind Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel, Hunde, und Katzen, welche alle, vor der Eroberung, daselbst nicht bekannt waren. Nichts ist bewunderns würdiger, als die Leichtigkeit, mit welcher sich diese Thiere vermehret haben. Die Anzahl der Schafe, in dem schönen Thale von Guaxaca, ist unbegreiflich. Es giebt Privatpersonen, die ihrer bis hundert tausend Stück besitzen, und wegen der großen Anzahl Gemeine-Triften fällt es diesen Leuten nicht schwer, sie zu erhalten. Mit der Wolle würde man Europa bereichern können, wenn sie fein genug wäre. Sie ist anfänglich so wenig geachtet worden, daß man sie oftmals hat verderben lassen; endlich aber haben etliche Spanier

sich

sich angelegen seyn lassen, Tücher und Decken davon zu machen, die dennoch nur für die Indianer bestimmt sind, und den Spanischen Tüchern, welche sehr theuer verkaufet werden, keinen Abbruch thun. Also kommt der hauptsächlichste Nutzen, den man von diesen unzählichen Heerden zieht, darauf an, daß man Milch, Käse, und Fleisch, um einen sehr geringen Preis hat. Die Ziegen, derer es eine große Menge giebt, liefern ein vortreffliches Fett, das man mehr als das Oel, zum Geleuchte, und zur Zubereitung des Cordunes brauchet.

Außer denen Ziegen, die aus Spanien gekommen sind, trift man hier noch eine besondere Gattung an, welche ursprünglich aus Peru, oder Chili seyn soll. Diese Ziegen haben nicht weniger als einen und einen halben Fuß Höhe, und lassen sich so leicht zahm machen, daß man ihnen einen Zaum anlegt, sie aber zwey von den stärksten Männern auf ihrem Rücken tragen können. Wenn sie geritten werden, gehen sie einen Antritt, oder kleinen Galop. Ihr Maul gleicht dem von einen Hasen: sie bewegen auch, wie er, die Lippen, wenn sie fressen; der Kopf aber kommt dem von einer Gazelle mehr bey.

Diese

Diese Thiere sind wohl zu gebrauchen, und schicken sich zu allen Arten schwerer Arbeit. Die Spanier nehmen sie in die Bergwerke; sie tragen das Aerz über steile und ungangbare Wege, wo Menschen oder andere Thiere nicht fortkommen können. Man führet sie beladen bis an selbige Oerter, wo ihre Herren sie sechzehn Stunden weit alleine gehen lassen, unterdessen daß diese einen Umweg von funfzig Stunden nehmen müssen, wo sie endlich in einer Stadt, die auf einer Anhöhe liegt, und kein Wasser, als eine Stunde davon hat, wieder zusammen kommen. Man richtet die Ziegen ab, dieses Wasser ohne Führer zu schöpfen: wenn sie an den Fluß kommen, so gehen sie tief genug hinein, um zwey Gefäße zu füllen, die sie auf dem Rücken haben, und die sie voll wieder nach Hause tragen. So bald es aber Nacht wird, sie mögen den Tag über müde geworden seyn, oder nicht, so weigern sie sich, die geringste Arbeit zu thun; und es wäre vergebens, sie mit Gewalt dazu anzuhalten.

Die Kühe und Ochsen haben sich vielleicht nicht so sehr vermehret; man zieht aber einen desto größern Nutzen von ihnen. Sie werden in zwey Sorten eingetheilet; in zahme,

me, die man brauchet so wie die in Europa, und in wilde, welche sich in den Wäldern aufhalten, und unter das Rothwildpret gerechnet werden. Die Spanier verfolgen diese blos der Haut wegen. Sie haben Pferde zu dieser Jagd abgerichtet, die mit so viel Geschicklichkeit vor oder rückwärts gehen, daß der Reiter nicht die geringste Mühe brauchet, sie zu regiren. Das Gewehr, dessen man sich bey dieser Gelegenheit bedienet, besteht in einem Eisen, wie ein halber Mond, daran die Schneide sehr scharf ist, und das an einen langen Stiel von zwölf oder funfzehn Fuß befestiget ist. Der Jäger legt diesen Spieß auf den Kopf seines Pferdes, hält die Spitze vor, und reitet auf das Thier zu: wenn er es erreichet, so sucht er ihm die Flechsen hinten an den Knien zu zerschneiden. Zu gleicher Zeit wendet sich das Pferd auf die Seite, um dem wütenden Thiere zu entgehen, welches nicht ermangelt, wenn es sich verwundet fühlt, auf selbiges mit ganzer Gewalt, aber hinkend, und nur auf drey Beinen, los zu gehen. Nachdem sich nun der Reiter im größten Galop entfernet hat, nähert er sich dem Thiere nach und nach wieder, und bringt ihm einen neuen Stoß an, wodurch er sich

seiner

seiner Beute bemächtiget. Es bleibt ihm alsden nichts übrig, als vom Pferde zu steigen, und sein großes spitziges Messer zu ziehen, dessen er sich mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen weis, um seinen Sieg zu vollenden. Er setzt sich hierauf wieder zu Pferde, und suchet ein anderes Thier auf, unterdessen daß die Leute, die allezeit bey ihm sind, dem ersten die Haut abziehen. Die **Jagd**, die man auf diese Thiere beständig machet, verursachet, daß sie so wild sind, daß es für einen einzigen Menschen gefährlich ist, auf sie los zu gehen. **Ein wilder Ochs**, der schon etlichemal verwundet worden ist, wartet nicht allezeit, um seinen Feind anzufallen, bis dieser auf ihn los geht. Wenn man sich den Heerden nähert, so stellen sich alle Thiere in Schlachtordnung, und wollen sich wehren. Die alten Ochsen treten vor; die Kühe bleiben in der Mitte; und das junge Vieh hält sich hinten. Drehet man sich rechts oder links, um auf die Schwächsten los zu gehen, so ermangeln die Ochsen nicht, sich zu gleicher Zeit zu wenden, und sich den Jägern entgegen zu stellen. Daher suchet man sie auch fast niemals bey der Heerde auf; sondern man wartet am Rande eines Holzes, um diejenigen

zu überraschen, die sich entfernen. Ihre Haut, die man nach Europa bringt, macht einen der vornehmsten Reichthümer von Spanien aus.

Sie haben gesehen, Madame, wie erstaunet, und erschrocken die Mexicaner gewesen sind, als sie die Castilianer zum ersten male zu Pferde gesehen haben, davon sie bis dahin nicht den geringsten Begrif gehabt hatten. Das Clima daselbst ist diesen Thieren so zuträglich gewesen, daß, nebst dem Vortheile einer zahlreichen Vermehrung, die Pferde, welche in den Provinzen von Neu-Spanien gezogen werden, von eben so guter Art sind, als in dem Europäischen Spanien. Man bedienet sich ihrer auf der Reise, und nimt gemeiniglich nur Mauleseln, um die Waaren, oder das Gepäcke fort zu schaffen. Ein Gesetz, davon man den Ursprung bis auf die erste Niederlassung der Spanier in Mexico zurück setzet, verbindet alle Gemeinden der Städte und Flecken, denjenigen, die mit königlichen Pässen reisen, Pferde und Lebensmittel auf dem ganzen Wege zu liefern, wofür sie keine andere Entschädigung, als einen geringen Erlaß an Abgaben erlangen, wenn sie bey der Einrechnung, das, was der Fremde

de gekostet, und er durch Unterschrift seines Namens bezeuget hat, vorweisen.

Es ist kein Zweifel, daß Mexico, vor der Ankunft seiner Eroberer, Löwen, Tiger, Bäre, wilde Schweine, Hirsche, und Füchse gehabt habe; die meisten aber dieser Thiere unterscheiden sich von denen in der alten Welt. Die Löwen sehen nicht so roth aus, und haben nicht die Mähne, wie man die auf unserm festen Lande vorstellet. Ihre Farbe ist grau; und anstatt so grimmig zu seyn, wie die in Afrika und Asia, lassen sie sich fangen, oder mit Steinen und Stöcken todschmeißen in einem Kreise von Leuten, in den man sie ohne große Mühe einschließen kann. Wenn man sie mit Hunden verfolget, so klettern sie auf die Bäume, und der furchtsamste Jäger kann sie mit der Flinte herunterschiessen. Man behauptet, die hiesigen Tiger, welche nicht weniger listig und grausam sind, als in Afrika, hätten einen besondern Haß wider die Eingebohrnen des Landes, und mitten unter einer Menge Spanier wählten sie allemal einen Indianer, um ihn zu zerreißen. Diese Meynung kann gar wohl eine Folge des Vorurtheils bey der Nation seyn, wornach sie ihre Ueberwinder allezeit

als Menschen von einer ganz unterschiedenen Natur, und welche von den Thieren selbst verehret würden, beurtheilet haben. Der Spanier Nutzen erforderte, sie bey dieser Meynung zu lassen.

Die wilden Schweine sind nicht so stark, als in Europa, und unterscheiden sich noch mehr durch eine sehr wunderbare Eigenschaft, daß sie den Nabel auf dem Rücken haben. Ihre Fänge sind schneidend, welches sie um desto fürchterlicher machet, da sie nicht warten, bis man sie verwundet, sondern auf den Jäger losgehen. Dieser muß sich auf einen Baum retten: so bald ihn nun diese wütenden Thiere auswittern, kommen sie mit Haufen herbey, und weil sie ihm selbst nicht mehr Schaden thun können, brechen sie unten an den Wurzeln des Stammes. Man schießt ihrer auf diese Art verschiedene, und der Knall des Gewehrs macht, daß die übrigen endlich alle flüchtig werden. Ihr Wildpret ist vortreflich; ist man aber nicht besorgt, den Nabel, den sie auf dem Rückgrade haben, wegzuschneiden, verdirbt es noch denselben Tag.

Zwey andere vierfüßige besondere Thiere in Mexico, oder wenigstens in dem mit-

mittäglichen Amerika, sind der **Ameisen-Bär**, und der **Faule**. Ersterer ist von der Größe eines Jagdhundes, hat braunes, hartes Haar, kurze Beine, eine lange Schnauze, kleine Augen, einen engen Rachen ohne Zähne, und eine dünne, lange Zunge: diese steckt er in die Ameisenhaufen; die Ameisen setzen sich darauf, und in einem Augenblicke ist die ganze Zunge damit bedeckt; er zieht sie alsdenn zurück, um sie zu verschlucken: diese Kunst treibt er so lange, bis er satt ist. Der **Faule** ist nicht so stark, hat einen schwarzen Kopf, dunkele und bedeckte Augen, große und dicke Kinnbacken, die Keilen übel eingesetzt, und fast ausgerenket, kurze Beine, und lange spitzige Klauen. Er nähret sich von Blättern; braucht aber so lange Zeit, sich fortzuschleppen, daß, wenn er mit einem Baume fertig ist, er fünf oder sechs Tage zubringt, herunter zu kommen, und auf einen andern zu steigen: unerachtet er feist ist, wenn er den ersten verläßt, so ist er doch mager und dürre, wenn er auf den andern kommt. Er muß nicht weniger als acht oder neun Minuten haben, um einen Fuß drey Zoll weit fortzusetzen; und auf diese langsame Weise beweget er einen nach dem andern:

dern: alle Schläge würden vergebens seyn, seine Schritte zu verdoppeln.

Ohne mich in eine weitläuftige Beschreibung einzulassen, von der Schönheit, Vortreflichkeit, und Mannichfaltigkeit der Vögel in Neu-Spanien, so ist genug, wenn ich überhaupt sage, daß Europa nichts hat, das ihnen beykommt, und nichts in der Welt ist, das damit zu vergleichen steht. Der größte Zierrath der Mexicaner besteht daher in den schönen Federn, die sie nicht allein zu ihrem Putze nehmen, sondern auch Stoffe, und Gemälde davon machen, derer Kunst und Vollkommenheit nicht genug zu bewundern ist. Die Farben sind so schön schattiret, und in einander verlaufen, daß man sie für wirkliche Gemälde hält. Man zeigte dem Papste, Sixtus V, ein Bild vom heil. Franciscus, in Mexico verfertiget; und erst nach vielmal wiederholten Anfühlen mit dem Finger wurde dieser Papst versichert, daß das Gemälde von Federn war. Man reißt sie den todten Vögeln mit kleinen, überaus zarten Zängelgen aus, und mit einem sehr dünnen Leime befestiget man sie auf Haut, Papier, oder Leinwand. Die vormaligen Mexicaner waren in dieser Kunst so geübt, und

sie

sie stellten die Thiere, Bäume, Blumen, Kräuter, und Wurzeln so vollkommen vor, daß die Spanier über diese Arbeit erstaunten. Diese Geschicklichkeit kam von ihrem unermüdeten Fleiße her; denn oftmals brachte ein Arbeiter einen ganzen Tag zu, eine Feder an ihren rechten Ort zu setzen; er drehete und wendete sie unzählichemale, im Lichte und Schatten, um ihre Wirkung zu beurtheilen.

Unter denen Vögeln, die diese schönen Farben geben, steht der Sansoufle oben an. Bey seinem natürlichen Glanze, hat er einen so angenehmen Gesang, daß man geglaubet hat, solchen nicht besser als durch seinen Namen ausdrücken zu können, welcher fünfhundert Stimmen bedeutet. Der Vicicili, welches wiederaufgewecket heißt, hat den Leib nicht größer als eine Wespe, und lebt von nichts als von dem Thaue, und Geruche der Blumen, um welche er beständig herumfliegt, ohne sich jemals zu setzen. Seine Federn sind eine Art von sehr zarten Flaumenfedern, (duvet,) verschiedentlich schattiret. Die Indianer halten insonderheit die vom Halse und der Brust hoch, und verarbeiten sie mit dem Golde in

den Stoffen. Der Vicicili stirbt, oder schläft vielmehr ein, im Monate October, auf einem Aste, wo er mit den Beinen fest hängen bleibt, bis in den Monat April, der vorzüglichsten Jahreszeit in Neu-Spanien für die Blumen. Alsdenn wacht er auf; und daher hat er den Namen des Auferweckten bekommen.

Man nennet **Subtiles**, eine Art von **Krahen** in Mexico, die nicht so wohl ihrer Federn wegen merkwürdig sind, als wegen der ganz besondern Art ihr **Nest** zu bauen. Sie hängen selbiges an die Zweige der größten Bäume, und vornehmlich an die äußerste Spitze solcher Aeste, die am weitesten von dem Stamme abstehen. Was aber bey diesen Nestern am seltsamsten scheint, ist, daß sie allezeit zwey oder drey Fuß von dem Zweige, woran sie hängen, entfernet sind, und die Gestalt eines Salatkorbes, voller Heu, haben. Die Faden, womit das Nest an dem Baume hängt, und das Nest selbst, sind von sehr langem Grase, künstlich zusammen geflochten, dünne an der Seite des Astes, und stärker gegen das Nest zu. An einem Baume hängen ihrer zuweilen zwanzig oder dreyßig, welches einen sehr hübschen

Anblick

Anblick verursachet. Die Provinz Guaxaca ist fruchtbar an heilsamen Kräutern, zugleich aber auch an sehr giftigen. Man hat mir unter andern von einem dergleichen giftigen Kraute gesaget, dessen Eigenschaften ohne Beyspiel seyn sollen. Seine Kraft, zu vergiften, kommt auf die Zeit an, die vorbey gestrichen ist, seitdem man es eingesammelt hat; das heißt, daß wenn jemand zu Ende des Jahres sterben soll, das Kraut seit einem Jahre muß abgeschnitten worden seyn; oder seit sechs Monaten, wenn es zu eben solcher Zeit tödlich seyn soll: frisch brauchet man es für diejenigen, die man gleich los seyn will.

Ehe die Spanier in das Land kamen, wußte man nichts von Küchengärten: die Hülsenfrüchte säete man in das freye Feld, wie den Mais. Der Kaiser und die Caciquen bekamen das, was sie für ihre Tafel brauchten, von den Unterthanen. Diese Lieferungen gehörten zu dem Tribute, den man dem Monarchen geben mußte; das übrige bekam er von den öffentlichen Märkten. Blumen und Kräuter waren die einzigen Dinge, die in den Gärten des Palasts erbauet wurden; die Früchte waren daraus verbannet, zufolge der Regel, daß ein großer

Herr sein Vergnügen nicht in Dingen suchen soll, die für seine Unterthanen einen Gewinn abgeben können: hingegen sah man die schönsten Blumen eines günstigen Clima, und alle die Arzeneykräuter, welche Neu-Spanien von so mannichfaltiger Art hervorbringt. Bestellte Aufseher theilten diese Kräuter den Kranken ohne Entgeld aus; dem Souverain aber wurde Rechenschaft von dem Erfolge ihrer Heilung abgelegt, und die Aerzte hielten darüber ein Verzeichniß, so gut sie konnten; denn das Schreiben war ihnen unbekannt. Wenige Völker haben so viele Neigung zu den Blumen gehabt, als die Mexicaner. Sie machten zierliche Sträußer und Kränze davon, die sie als Geschenke überschickten; sie verfertigten Figuren von Menschen, welche zur Zierde in des Kaisers Gemächer gestellet wurden. Diese Liebhaberey haben die Spanier von ihnen angenommen, insonderheit in den Nonnen- und Mönchs-Klöstern.

Unter allen Ländern in der Welt ist keines, wo die Europäischen Gewächse in gröfserer Vollkommenheit und Ueberflusse fortgekommen sind, als in Mexico. In jeder Provinz findt man heut zu Tage alles was in

Spa-

Spanien wächst, ausgenommen Kirschen, Mispeln, Nüsse, und Castanien, welche die Mexicaner wenig bedauern. Aepfel, Birnen, und Pflaumen, haben unerachtet der Güte des Clima auch nicht allzu gut anschlagen wollen, es sey nun, daß man ihre Wartung vernachlässiget habe, oder daß der in einem so weitläuftigen Reiche, ungleich ausfallende Boden nicht behörig gewählet worden ist. Die am besten fortgekommenen **Bäume** sind, Orangen, Limonien, und Citronen-Bäume; in weniger Zeit hat man ganze **Wälder** davon heranwachsen gesehen, die so zu sagen, durch ein blindes Glück entstanden sind. Auf die Erde gefallene, und daselbst verfaulte Orangenfrüchte haben ihre Kerne fallen lassen, welche, vom Winde und Wasser zerstreuet, von sich selbst gekeimet, und in der Natur des Erdreichs die vortheilhafteste Beförderung ihres Wachsthumes gefunden haben. Die zwey am meisten vorwaltenden Eigenschaften des Landes, die Hitze und die Feuchtigkeit, haben diese Bäume, und ihre Blüthen, mit gleichem Erfolge vermehret.

Einer der vornehmsten Gegenstände des Auftrages von Don Juan betraf die **königlichen Domainen**, welche die Finanzbeam-

ten vernachlässiget zu haben beschuldiget wurden. Er hatte Befehl, überall genaue Nachricht einzuziehen, wie dieser Theil der Einkünfte war verwaltet worden. Seine Anweisungen betrafen hauptsächlich den Fünften aller Aerze, der, wie ich gesaget habe, dem Könige gehöret, so wie der Fünfte von Perlen, und andern Edelsteinen, ungerechnet das Anderthalbe von Hunderten wegen der Ausfuhre, ingleichen, was von allen in Mexico geschlagenen Münzen entrichtet wird. Dieses ists, was die Spanier die oberherrschaftlichen Gefälle nennen; diesen fügen sie noch bey, die dem Souveraine vorbehaltene Hälfte verborgener Schätze, welche in den alten Wohnungen gefunden werden. Die Indianer pflegten sie in die Erde zu vergraben wegen der Bedürfnisse, die sie nach ihrem Tode nöthig zu haben glaubten. Die andern Abgaben betreffen, die Güter derer, die ohne Erben versterben, als welche zum Nutzen des Königes eingezogen werden; die Spiel-Carten, worauf Abgaben geleget sind, wie in Frankreich, der Zwanzigste von allen Spanischen Manufacturarbeiten, die nach Indien gebracht werden; der fünf und zwanzigste von allem was in dem Lande verkauft,

ge-

gekauft, und vertauschet wird, von Testamenten, Schenkungen, oder Aemtern; Gebühren, wegen verbotener Waaren, wegen des Genusses einer offen gewordenen Stelle; zwey Piasters von jedem Schwarzen, der in das Land kommt. Die Indianer müssen auch Abgaben erlegen, wenn sie aus ihren Flecken oder Dörfern ziehen. Sind sie daraus verjaget worden; entweder durch Krieg, oder wegen eingezogener Güter, so müssen sie um Lohn dienen, und der Reihe nach in den königlichen Bergwerken arbeiten. Weil die Anzahl der Wirths- und Speise-Häuser in allen Städten von Mexico bestimmet ist, so müssen diejenigen, welche diese Zahl überschreiten, dem Könige einen jährlichen Tribut von vierzig Piastres erlegen. In dem Verhaltungs Befehle des Don Juan war nichts erwähnet von einer gewissen Abgabe, die den päpstlichen Stuhl betrift, und die hier mit grösserm Eifer bezahlet wird, als die königlichen. Sie gründet sich auf eine Bulle, vermöge deren ein jeder der fremde Güter besitzet, ohne es zu wissen, sicher, ruhig, und mit gutem Gewissen das Eigenthum davon behält, wenn er von dreyßig Ducaten zwölf Realen abgiebt.

Endlich

Endlich mußten wir die reiche und angenehme Stadt Guaxaca verlassen, und begaben uns nach dem berühmten Haven Acapulco, in dem Süd-Meere. Dieser Ort hat den Vorzug, daß die Schätze aus Ost-Indien, und aus den südlichen Theilen von Amerika, welche alle Jahre von den Philippinischen Inseln, und von Peru, nach Neu-Spanien gebracht werden, daselbst einlaufen. Wir kamen in dem Monate März dahin, und empfanden eine eben so große Hitze, als in den Hundstagen in Europa. Die Ursache davon ist, daß es die eine Hälfte im Jahre hier nicht regnet. Es entsteht daher eine solche Dürre, daß man die benöthigten Lebensmittel sehr weit muß herkommen lassen, und sie folglich außerordentlich theuer werden. Die Wohnungen sind nicht weniger unbequem, theils wegen ihrer Unreinlichkeit, theils wegen der großen Hitze. Die Stadt ist blos mit Schwarzen, und Mülatern besetzet: die Spanischen Kaufleute, wenn ihre Handelsgeschäfte geendiget sind, begeben sich an andere Oerter. Die königlichen Beamten, ja der Stadthalter selbst, wählen dieses Mittel ebenfalls, um der ungesunden Luft nicht ausgesetzet zu seyn.

Aca-

Acapulco hat nichts vorzügliches, als seinen Haven, der einer der tiefsten sichersten, und bequemsten im Süd-Meere ist, und so zu sagen der einzige, den man auf der westlichen Seite von Neuspanien antrift. Die Schiffe liegen darinnen, wie in einem Hofe, eingeschlossen, und an die Bäume des Ufers gebunden. Man fährt durch zwey Eingänge, hinein: und er wird durch ein Schloß bedecket, das vierzig oder funfzig Canonen, und sechzig Mann zur Besatzung hat. Die Häuser in der Stadt sind blos von Holze, Strohe, und Erde, so daß dieser Haufen Hütten eher den Namen eines Dorfes für Fischer, als der vornehmsten Messe in dem südlichen Weltmeere, und der Niederlage für China, verdienet. Es ist wahr, zu einer gewissen Zeit im Jahre kriegt die Stadt ein anderes Ansehen, und wird einer der reichsten Märkte in der Welt. Gegen den Anfang des Decembers läuft die große Gallione, wodurch die Gemeinschaft zwischen Amerika und den Philippinischen Inseln alleine unterhalten wird, nach einer Fahrt von fünf Monaten, oder nach einer Reise von dreytausend Seemeilen, binnen welcher Zeit man kein Land als die kleinen

Die-

Diebes-Inseln zu sehen bekommt, in diesem Haven ein, und ladet die kostbarsten Waaren des Orients daselbst aus. Zu gleicher Zeit kommt eine andere von Lima an, deren Ladung in zwey Millionen Piasters besteht, ungerechnet die sämtlichen Landes-Producte des nördlichen Amerika, welche gegen die Asiatischen Waaren vertauscht werden. Die große Gallione hat zuweilen tausend Mann am Borde; und es ist kein Handel, wobey mehr gewonnen wird. Der Schiffcapitain, die Steuermänner, die übrigen Schiffbediente, bis auf die gemeinen Matrosen, gewinnen auf einer einzigen Reise so viel, daß jeder nach seiner Art sein Glück machet; ja es ist kein Ordensgeistlicher, der bey diesem Handel nicht reich würde. Die Ostindischen Waaren werden auf Maulthieren nach Mexico gebracht; und wenn diese Hauptstadt hinlänglich versorget ist, schickt man das übrige nach Vera-crux, und von da in die Provinzen auf dem festen Lande, oder nach den Antillischen Inseln, u. s. f. Acapulco trägt dem Statthalter jährlich zwanzigtausend Piasters ein, und seinen Beamten fast eben so viel. Der Pfarrer, dem sein Amt eigentlich nicht mehr als hundert

dert und achtzig Piasters einträgt, gewinnt zuweilen in einem Jahre bis vierzehntausend Piastres; so theuer läßt er sich seine Amtsverrichtungen, besonders aber die Beerdigungen derer Fremden, welche in der Stadt, oder auf den Schiffen sterben, bezahlen. Da der dasige Handel alle Jahre mehr als zwölf Millionen beträgt, so suchet jedermann, wie ich schon erwähnet habe, sich nach seinem Stande und Handthierung, in weniger Zeit, unmäßig zu bereichern.

Wir blieben nur wenige Tage in dem Haven, und nahmen unsern Weg nach Mexico durch Tlascala, einer Provinz die in den Spanischen Jahrbüchern wegen der von ihren Einwohnern dem Cortez geleisteten Dienste sehr berühmt geworden ist. Als dieser dahin kam, fand er das Land ungemein bevölkert. Die Flecken und Dörfer waren, zufolge einer bey diesen Völkern angenommenen alten Staatsregel, oben auf die Hügel gebauet, weil sie den doppelten Vortheil dadurch zu erreichen suchten, daß sie sowohl wider ihre Feinde gesichert wären, als auch das ebene Land zum Feldbaue besser nutzen könnten. Ursprünglich waren sie von Königen beherrschet worden; allein ein innerlicher

Krieg

Krieg hatte ihnen die Unterwürfigkeit gehäſſig gemachet, ſo daß ſie das Joch der monarchiſchen Regirung abgeſchüttelt, eine Art von Republik errichtet, und ſich viele Jahrhunderte bey ſelbiger erhalten hatten. Ihre Flecken waren in Bezirke abgetheilet, davon ein jeder Abgeordnete wählete, welche in der Hauptſtadt, die Tlaſcala, wie die Provinz, hieß, wohnen mußten. Dieſe Abgeordnete machten eine Rathsverſamlung aus, welcher ſich die ganze Nation unterwurf. Dergleichen Beyſpiel einer Ariſtocratiſchen Regirung bey wilden Völkern iſt allerdings merkwürdig.

Die Tlaſcalaner, die ſich der Macht der Mexicaniſchen Kaiſer allezeit wiederſetzet hatten, befanden ſich auf dem höchſten Grade ihres Ruhmes. Ihre Stadt war auf vier Hügel gebauet, die wie vier Schlöſſer ausſahen, wo die Straßen zuſammen ſtießen, und mit dicken Mauern umgeben waren, welche die Ringmauer der Stadt ausmachten. Dieſe vier Theile ſtunden unter dem Befehle von eben ſo viel Caciquen, die von den erſten Stiftern abſtammten, waren aber der Generalverſamlung des Rathes unterworfen. Sie hatten das Recht ſelbiger mit beyzuwohnen,

nen, und erhielten daher ihre Verhaltungsbefehle in allem, was das öffentliche Wohl betraf. Das Land hatte einen Ueberfluß an Mais, und die Provinz wurde davon benennet, als deren Name ein Kornhaus bedeutet. Man bewunderte die Vortreflichkeit und Verschiedenheit ihrer Früchte eben so sehr, als die Menge ihrer zahmen und wilden Thiere. Allein diese natürlichen Vorzüge wurden durch große Beschwerlichkeiten gemindert. Die Nachbarschaft der Gebirge setzte das Land den abscheulichsten Ungewittern und Sturmwinden aus, ja oftmals den Ueberschwemmungen eines Flusses, dessen Wasser bis oben über die Hügel gieng. Der Mangel an Salze war ein zweytes Uebel für die Tlascalaner: nicht, als ob sie es aus den Mexicanischen Provinzen nicht hätten holen können; allein ihre Neigung zur Unabhängigkeit verursachte, daß sie dieser Hülfe lieber entbähren, als die geringste Gemeinschaft mit ihren Feinden unterhalten wollten.

Dieß war die Beschaffenheit dieser berühmten Republikaner, ohne derer Beystand Cortez niemals die Eroberung von Mexico würde bewerkstelliget haben. Er hatte hiernächst andere Indianer auf seine Seite

gebracht, die er zu den Tlascalanern hernach abschickte, um sie ebenfalls zu gewinnen. Diese Gesandtschaft verdienet noch angemerket zu werden, um von den Sitten, Gewohnheiten, und Gebräuchen dieser Völker einen vollständigen Begriff zu erlangen. Vier Indianer, die wegen ihrer Geburt und Geschicklichkeit den meisten Vorzug verdienten, wurden zu Gesandten ausgelesen. Marine hatte die Besorgniß sie zu unterrichten, und mußte mit ihnen so gar die Rede verfertigen, die sie in der Rathsversammlung halten sollten. Sie reiseten mit allen ihrer Würde anständigen Kennzeichen ab: diese bestunden in einem baumwollenen langen Mantel, der mit geknipften Franzen besetzt war; in einem langen Pfeile, den sie, mit der Spitze unten, und mit den Federn in der Höhe, in der rechten Hand hielten; und in einer großen Muschel, in Gestalt eines Schildes, über dem linken Arme. Die Ursache ihrer Unterhandlung schloß man aus der Farbe der Federn des Pfeiles: die rothen kündigten Krieg, die weißen aber Friede an. Diese Kennzeichen machten, daß man die Gesandten auf dem Wege erkennete und ehrte: sie durften sich aber von der hohen Landstraße nicht entfernen,

fernen, ohne ihr Recht der Unverletzlichkeit zu verlieren, welches bey ihnen eine Benennung hatte, die mit dem Namen des Völkerrechts, und der öffentlichen Treue, übereinkam.

Die vier Abgeordneten begaben sich nach Tlascala, und wurden daselbst an den für die Gesandten bestimmten Ort gebracht. Den folgenden Tag führte man sie in den Saal der Versammlung, wo die Rathsherren nach ihrem Alter auf ziemlich niedrigen, und aus einem Stücke gemachten Sesseln saßen. Bey dem Eintritte hatten sie den Kopf mit ihrem Mantel bedeckt, welches unter ihnen ein Zeichen einer großen Verehrung ist. So bald sie erschienen, stunden alle Rathsherren auf, und empfiengen sie mit einer gewissen an sich haltenden Höflichkeit. Die Gesandten beugten sich vor ihnen nach ihrer Landesart; und nachdem sie langsam bis in die Mitten des Saals vorgetreten waren, knieten sie mit niedergeschlagenen Augen nieder, und erwarteten die Erlaubniß zu reden. Alsdenn fragte sie der Aelteste des Raths um die Ursache ihrer Ankunft; sie aber setzten sich auf ihre Beine, und der Redner hielt seine auswendig gelernte Rede. So bald er ausgeredet

hatte, erhoben sie sich wieder auf die Kniee, machten in dieser Stellung eine tiefe Verbeugung, setzten sich abermals auf die Beine, und erwarteten die Antwort der Republik mit Bescheidenheit. Die Berathschlagung dauerte einige Augenblicke; hernach sagte einer von den Rathsherren im Namen der ganzen Versammlung, daß sie nöthig fänden, den Antrag etliche Tage in Erwegung zu ziehen, und die Gesandten nahmen ihren Abtritt. Die Gesandtschaft hatte nicht den Erfolg, den die Spanier erwarteten: allein Cortez erhielt durch den Weg der Waffen, was er nicht durch Unterhandlungen ausrichten konnte. Er gewann einen Sieg über die Tlascalaner, und sie wurden seine treuen Bundsgenossen, mit derer Hülfe er zuletzt die Eroberung von Mexico vollführte: er bezwang sie hernach selbst; und nachdem er sie zu dem Christenthume gebracht hatte, ließen sich die Castilianer in der Hauptstadt, die den Namen der Provinz führte, nieder, und bewohnten sie mit ihnen gemeinschaftlich. Man stiftete ein Bisthum darinnen, das in der Folge nach Puebla de los Angelos verlegt wurde, wodurch selbige Stadt in großes Ansehen gekommen ist.

ist. Ihren Namen hat sie von einem Traume der Königinn Isabelle von Castilien, die geglaubet hatte, den Plan dazu von den Engeln gezeichnet zu sehen.

Der Bezirk dieses Bisthumes hat mehr als hundert Stunden im Umfange, und erstreckt sich von dem Meerbusen von Mexico, bis an das Südmeer. Die bischöfliche Stadt, die sich zugleich den Namen der Hauptstadt angemaßet hat, liegt in einem angenehmen Thale, ohngefähr zehn Stunden von einem sehr hohen, beständig mit Schnee bedeckten Berge. Vor diesem kamen Wirbel von Rauche da heraus, die mit großer Heftigkeit in die Höhe stiegen, auch dem stärksten Winde nicht nachgaben, bis sie endlich selbst ihre Kraft verloren, und sich in mehr oder weniger dicke Wolken vertheilten, nach Beschaffenheit der Menge von Asche und Dünsten, die sie bey sich führten. Bald darauf sah man feurige Flammen, oder Kugeln von Feuer, die sich bey ihrer Bewegung in unendlich viele Funken zertheilten. Das Volk glaubte, es wären dieses die Seelen der Bösen, die aus dem Höllenpfuhle kämen, und die Einwohner der Erde züchtigen wollten: denn die Tlascalaner glaubten eine

Unsterblichkeit der Seele. Die Tapfersten in der Nation hatten sich niemals getrauet, bis auf den Gipfel des Berges, wo sich zuweilen ein entsetzliches Getöse hören ließ, zu steigen. Die weit kühnern Spanier hingegen unternahmen diese Untersuchung. Als sie an die Oeffnung des Vulcans kamen, fühlten sie, daß die Erde von den heftigen Stößen unter ihren Füßen zitterte. Bald hernach hörten sie das Getöse, davon man ihnen gesagt hatte, und unmittelbar darauf kamen Flammen, mit Asche und Rauche vermenget. Sie suchten sich unter einem Felsen zu verbergen, konnten aber einige Zeit daselbst keinen Athem schöpfen: als endlich die Erderschütterung nachließ, auch der Rauch nicht mehr so dick war, stiegen sie vollends bis auf den Gipfel. Unten im Grunde des Schlundes bemerkten sie einen großen Klumpen Feuer, der sich, wie eine fließige und glänzende Materie, unter beständigem Wallen in die Höhe zu heben schien. Der Umfang dieser grausenden Mündung, welche fast den ganzen Gipfel des Berges einnahm, betrug nicht weniger als eine Viertelmeile. Man versichert, die Spanier, als ihnen in einer ihrer wichtigen Unternehmungen Pul-

ver

ver gefehlet habe, hätten sich dieser Flüsse brennender Materie erinnert, und hinlänglichen Schwefel zu Versorgung der ganzen Armee daher genommen.

Die öffentlichen Gebäude der neuen Hauptstadt in der Provinz Tlascala sind von Steinen gebauet, und geben denen von Mexico nichts nach. Die Gassen, ohne gepflastert zu seyn, sind gerade, wohl angelegt, und von besonderer Reinlichkeit. Der große Markt ist auf drey Seiten mit gleichförmigen Bogengängen eingefasset, worunter man kostbare Kramladen erblicket. Die vierte Seite machet die Cathedralkirche aus, die ein prächtiges Portal hat. Der Bischof hat achtzig tausend Piastres an Einkünften; der geringste Domherr fünftausend; und die höhern von sieben, bis zu vierzehntausend. Die Stadt hat verschiedene Pfarrkirchen, und eine Menge sehr reicher Klöster, so wie sie es alle in Mexico sind. Die Luft in Puebla ist so rein, daß man von wenigen Krankheiten höret. Man machet daselbst Tücher, die so hoch geschätzt werden, als die Segovischen; vortrefliche Hüte; und Gläser, wovon der Vertrieb um so viel ansehnlicher ist, da die hiesige Manufactur die einzige dieser

Art im ganzen Reiche ist. Was aber am meisten zum Reichthume dieser Stadt beyträgt, ist ihr Münzhaus, wo die Hälfte des Silbers, das aus den Bergwerken von Neu-Spanien kommt, gepräget wird.

Da die Stadt Tlascala nur fünf oder sechs Stunden von Puebla de los Angelos liegt, wollte ich meine Neugierde befriedigen, und besah die Ueberbleibsel dieser ehemaligen Nebenbuhlerinn des Mexicanischen Reichs. Sie hatte von ihren Gegnern nichts als die abscheuliche Gewohnheit angenommen, ihre Gefangenen zu schlachten, und zu essen. Es scheint so gar, sie habe sich blos deswegen daran gewöhnet, um ihren grausamen Feinden eben die Begegnung zu erweisen, die sie von ihnen unaufhörlich empfieng. Die Liebe zur Freyheit hatte, wie Sie gesehen haben, den Grund zu dieser Republik geleget: die Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren ihre Stütze. Sie bestrafte die Lügen an ihren eigenen Unterthanen mit dem Leben, und übersah sie bey den Fremden; gleichsam als ob sie diese nicht eben solcher Vollkommenheiten fähig hielte, wie einen Tlascalaner. Es war ein Schimpf für einen Kaufmann bey dieser Nation, Geld oder

Waaren

Waaren zu borgen; da das Borgen vielmal in die Unmöglichkeit versetzet, wiederzugeben, und man folglich sein Wort nicht halten kann. Diejenigen Söhne, die ihren Vätern nicht die gehörige Ehrfurcht bezeigten, wurden auf Befehl des Rathes erstickt, als heranwachsende Ungeheuer, die dem Vaterlande schädlich werden könnten. Ein Verräther des Staats mußte sterben, er und seine Verwandten bis in das siebende Glied, weil man glaubte, daß so ein abscheuliches Verbrechen niemanden in den Sinn kommen könnte, dem es nicht angeerbet wäre, und im Blute fortgepflanzt würde. Gewisse Schändlichkeiten, die wider die Natur sind, wurden mit dem Verluste des Lebens bestraft, als Hindernisse der Bevölkerung, welche die ganze Stärke einer Republik ausmachet. Unter tausend Ursachen des Hasses warfen die Tlascalaner den Mexicanern vor, sie hätten ihnen diese verabscheuungswürdige Neigung beygebracht. Die Caciquen, oder die Vornehmsten von der Nation, wurden von dem Volke angebetet, das sich bis auf die Erde bückte, wenn es mit ihnen redete.

Die Freyheit, die zu Tlascala herrschete, zog eine Menge Fremder von allen Orten

hin: sie wurden unter der einzigen Bedingung aufgenommen, sich nach den Gebräuchen des Landes zu richten. Man rechnete ihrer mehr als sechzig, unter dem Adel, die sich freywillig als Vasallen unter den Schutz des Rathes begeben hatten. Die Gesetze verstatteten nicht allein, verschiedene Weiber zu haben; sondern sie munterten auch diejenigen, die ihrer mehrere ernähren konnten, noch auf. Man behauptet, der berühmte Xicotencal, der sich lange Zeit den Unternehmungen des Cortez wiedersetzte, habe ihrer bis fünf hundert gehabt. Unter dieser Anzahl, hat man mir erzählet, sey eine sehr hübsche gewesen, welche die äußerlichen Merkmale beyder Geschlechter an sich gehabt habe. Sie war zuerst die Frau des Tlascalanischen Generals gewesen, und wurde hernach sein Nebenbuhler. Da sie mit ihren Gefährtinnen auf einem vertrauten Fuße lebte, hatte sie die Abwesenheit des Generals ersetzet, und binnen der Jahresfrist, die er im Kriege zubrachte, Gebrauch von dem Geschlechte gemachet, das ihr am angenehmsten gewesen war, und zwanzig ihrer Gefährtinnen in den Mutterstand versetzet. Xicotencal, bey seiner Rückkunft, fand sein ganzes Serail in Unord-

nung.

nung. Er schickte die Schuldigen fort, und ließ den Zwitter bestrafen: man öfnete ihr die Seite; die Kinder aber steinigten sie vollends zu Tode.

Der Wohlstand der Tlascalaner gründete sich auf ihre Tapferkeit im Kriege; alles bezog sich bey ihnen auf den Ruhm, den sie durch Waffen erwurben. Sie wußten sich der Hinterhalte, Ueberfälle, und aller Kriegslist, die wir bey unsern geschicktesten Generalen bewundern, zu bedienen. Die Reichs-Fahne blieb allezeit bey dem Nachtruppe. Nach der Schlacht wurde sie vor der ganzen Armee aufgesteckt, und diejenigen, die sich nicht zu ihr stellten, wurden hart bestraft. Da die Tlascalaner nicht suchten, sich durch Eroberungen zu vergrößern, sahen sie die Siege nur als eine Gelegenheit an, Gefangene zu machen, welche sie ihren Göttern opferten. Diese Götter wurden in den Wäldern und auf den Bergen angebetet. Die Laster hatten ihre Gottheiten, so wie die Tugenden: man grub ihre Namen in die Felsen; und noch heutiges Tages sieht man verschiedene Denkmale von diesem Götzendienste. Die Herrschaft über die Winde schrieb man der Liebesgöttinn zu. Man glaubte, sie hätte in ihrem Gefolge verschiedene, zu

ihrem

ihrem Dienste bestimmte Weiber, und einen Haufen Possenmacher, und Zwerge, die ihr die Zeit vertrieben. Sie schickte selbige als Boten aus, um denjenigen unter den Göttern Nachricht zu geben, mit welchen sie wollte zu thun haben. Ihr Tempel war prächtig; und ihr Fest wurde mit einer Feyerlichkeit begangen, welche die ganze Nation beschäftigte.

Die Tlascalaner haben zu erst den Nutzen, den man von einer in dieser Gegend sehr gemeinen Pflanze zog, recht gekennet. Sie ist unter den Namen Metle bekannt; und man bediente sich ihrer bey allen möglichen Vorfällen. Es ist eine Art von Distel, die sehr breite, harte, und mit spitzigen Stacheln versehene Blätter hat. Man machet Papier daraus, Werg, Mäntel, Matten, Schuhe, Gürtel, Stricke, Sägen, Federn, Pfrieme, Nadeln. Die Rinde zu Asche gebrennt, heilet allerley Wunden: der Saft aus ihren Zweigen, ist ein vortreflicher Gegengift. Aus den Faden der Blätter kann man so gar Spitzen, und andere dergleichen feine Arbeit machen. Aus den Sprößlingen machet man eine Art von Eingemachten, das sehr gesund ist, und angenehm schmeckt. Auch der Stiel, wenn er angeschnitten wird, giebt ein klares und zuckersüßes

Wasser:

Wasser: über dem Feuer wird selbiges, wenn man eine gewisse Wurzel dazu thut, dick, und fängt an zu brausen und zu gähren, wie Wein; es ist daher leicht fähig, zu berauschen; und man machet einen unvergleichlichen Brandwein davon.

Die Einwohner von Tlascala erhielten von Carl V, nach ihrer Eroberung, eine immerwährende Befreyung von Abgaben. Ob nun zwar diese Begnadigung die Stadt auf lange Zeit hätte in blühende Umstände versetzen sollen, so ist Tlascala heutiges Tages doch nichts als ein großes Dorf, wo ein Gemenge von Indianern und Spaniern ein ziemlich angenehmes Leben führen, weil die benachbarten Felder ihnen Korn und Früchte liefern, das Gras aber, das in den Hölzern wächst, ihr Vieh mit wenigen Kosten erhält. Ein Kloster von Franciscaner-Mönchen, und die Figur des Schiffes, worauf Cortez nach Vera-crux gekommen ist, welche man an der Mauer der Kirche eingegraben sieht, sind die einzigen Dinge, die mir merkwürdig geschienen haben. Cholula, zwischen Tlascala und Puebla, auf dem Wege nach Mexico, das ich aus Neugierde besah, hat sehr schöne Gärten. Unerachtet dieser Ort den Na-

men

men einer Stadt nicht verdienet, so wird er doch, so wie Puebla, von einer Menge Kaufleute bewohnet, die sich von Vera-crux, so bald die Schiffe den Haven verlassen haben, dahin begeben. Ich kam des andern Tages nach Puebla zurück, und nach dreyen Tagen reiseten wir von da nach der Hauptstadt. Don Juan ließ seine Maitresse, und seinen Arzt, in dem Hause eines seiner Freunde wohnen; er aber bediente sich eines Zimmers bey dem Unterkönige. Der Beichtvater, und ich, nahmen eine Stube, die uns ein Geistlicher seines Ordens in dem Kloster anbot.

Ich bin, u. s. w.

Mexico, den 21 February, 1750.

Der 117 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Das Zimmer, das ich bewohne, stößt an die Bibliothek. Wenn diese auch nicht der Ort ist, welcher am meisten in dem Kloster besuchet wird, so kann man doch nicht sagen, daß sie ganz und gar verlassen sey. Unter hundert und zwanzig Mönchen, welche

hier

hier beysammen wohnen, sind viere oder fünfe, die die Wissenschaften lieben, und zweye oder dreye würden auch in Europa als Gelehrte gelten. Der Bibliothekarius scheint mir in der Kenntniß der Geschichte, insonderheit derjenigen, welche die Castilianer, und ihre Eroberung der Neuen-Welt betrifft, wohl unterrichtet zu seyn. Schon seit zehn Jahren beschäftiget er sich mit der Untersuchung der Geschichte von Mexico. Ich übersetze hier ein Stück, das er mir anvertrauet hat, von Wort zu Wort, über den Ursprung dieser Monarchie, und über die Beschaffenheit ihrer Hauptstadt, sowohl vor, als nach der Ankunft der Spanier.

„Zufolge einer alten Erzählung, sagt unser Geschichtschreiber, erkennen die Mexicanischen Völker, ebenfalls wie wir, eine Sündfluth, die das menschliche Geschlecht vertilget hat. Ein Mann und eine Frau retteten sich in einer Barke; und dieses glückliche Paar zeugte Kinder, bevölkerten ein großes Thal, und ließen sich an dem Ufer eines Sees nieder. Sie baueten daselbst eine Stadt, welche nach vielmal veränderten Namen endlich den von Mexico behalten hat. Ohne uns bey dieser Fabel aufzuhalten,

ten, so scheint gewiß zu seyn, daß die ersten Bewohner von Neuspanien Wilde waren, die ohne Gesetze, Religion, und Regirungsform, von der Jagd, und denen Früchten, die in den Hölzern wachsen, lebeten. Sie vereinigten sich unter verschiedene Häupter, und machten mehr als eine Nation, um den See, aus. Nach und nach änderten sie ihre Sitten und Gebräuche, baueten Hütten, und unterwurfen sich einer vernünftigen Regirung.„

„Sie lebten auf diese Art bis zu der Zeit, da die Mexicaner, von Mexi, ihrem vornehmsten Oberhaupte so benennet, auf Anrathen eines Orakels, welches ihnen den Besitz eines weitläuftigen Reiches verhieß, ihr Land verließen, und sich zu Herren dieser schönen Gegenden machten, so wie die Westgothen in Spanien, und die Franken in Gallien. Sie brachten ihre Götzen mit, die nämlichen, die man noch unter dem Montezuma verehrete, und auf derer ihren Befehl errichteten sie den Sitz ihrer Macht an einem Orte des Sees, wo sie einen Adler, auf einem Feigenbaume sitzend, angetroffen hatten. Sie erbaueten daselbst einen Tempel, und um selbigen eine Stadt, die zu aller Zeit einen

gegen

gegen die Sonne sehenden Adler in ihrem Wappen geführet hat, welcher in der einen Klaue eine Schlange hält, und mit der andern auf dem Zweige eines Indianischen Feigenbaums ruhet.„

„Nachdem die Mexicaner ihr Oberhaupt, das seinen Namen der Hauptstadt gab, verloren hatten, wählten sie einen unter ihnen gebohrnen Prinzen, behielten aber die Republikanische Regirungsform bey. Weil sie mit seiner Verwaltung zufrieden waren, ernennten sie seinen Sohn zum Nachfolger, unter dem Titel eines Königes; und seit der Zeit ist dieser Staat beständig ein Wahlreich gewesen. Der Tapferste bekam die Krone, ohne Ansehen auf das Recht der Geburt; und dieser Gebrauch wurde nicht unterbrochen, als bey Gelegenheiten, wo gleiche Verdienste dem königlichen Geblüte den Vorzug gaben. Nach geschehener Wahl mußte der neue Monarch mit seinen Truppen zu Felde ziehen, einen Sieg suchen davon zu tragen, oder eine Provinz erobern. Hatte nun ein glücklicher Erfolg seiner Waffen die in ihm getroffene Wahl gerechtfertiget, so zog er triumphirend in die Hauptstadt; und man opferte in seiner Gegenwart einen Theil

der Gefangenen. Der oberste der Opferpriester näherte sich ihm hernach, und empfieng von ihm einen Eid, davon man kein Beyspiel in allen Regirungsformen in der Welt hat. Man ließ ihn schwören, daß während seiner ganzen Regirung es zu gehöriger Zeit regnen, die Flüsse bey ihren Ueberschwemmungen keinen Schaden thun, die Felder durch Unfruchtbarkeit nicht verheeret, und die Menschen durch ungesunde Luft nicht betrübet werden sollten. Die Absicht dieser Völker bey einem so lächerlichen Eide war, ihrem Regenten begreiflich zu machen, daß er mit so vieler Klugheit und Gelindigkeit herrschen sollte, daß man die allgemeinen Unglücksfälle nicht als eine Strafe seiner übeln Regirung anzusehen hätte. Bey der Krönungs-Ceremonie, unter andern sinnbildlichen Zierrathen, hieng man dem Monarchen einen weissen Mantel über den Kopf, der mit Todenköpfen bestreuet war. Man führte ihn hernach in einen Saal des Tempels; wo er sich, nachdem jedermann weggegangen war, auf ein Bett legte, und in vier Tagen nicht ausgieng. Er brachte diese Zeit mit Gebethe, Büßen und Opfern zu. In vier und zwanzig Stunden aß er nur

einmal,

einmal, die Nacht badete er sich, und ließ sich an den Ohren etwas Blut abzapfen. Die Opfer von Brode, Blumen und Früchten, die er den Götzen brachte, mußten mit Blute von seiner Zunge, Nase, Händen und Ohren gefärbet seyn; gleichsam als ob er sich, bey Vergießung seines eigenen Blutes, angewöhnen sollte, das von andern nicht zu achten. „

„Die Mexicaner wurden, wie die Römer, nach und nach mächtiger; und als die Nation zu volkreich wurde, überließ man die Wahl eines neuen Königes sechs Caciquen, um Unordnung unter den Stimmen zu vermeiden. Dieser Gebrauch war noch bey der Ankunft der Spanier eingeführet. Montezuma hatte zum Vorgänger einen Regenten gehabt, der seinen Namen führte, und den die Mexicaner als den größten unter ihren Kaisern ansahen. Er war es, der die grausame Gewohnheit eingeführt hatte, daß kein König gekrönet wurde, ohne verschiedene Gefangene, die er nach geschehener Wahl selbst mußte gemacht haben, zu opfern. Die Ceremonie bey diesem Opfer, welche zu eben dieser Zeit eingeführt wurde, bestund darinnen, daß man dem Schlachtopfer den

Leib mit einem steinern Messer öffnete, das Herz heraus nahm, und das Gesicht des Götzen damit bestrich. Eben dieser Kaiser, aus einer Staatsklugheit, welche die Römer nicht kenneten, als sie Carthago zerstörten, unterdrückte standhaft das Verlangen, das er hatte, die Republik Tlascala sich unterwürfig zu machen. Er sah ein, daß, da sein Reich sich nicht erhalten konnte, als durch die Waffen, es nöthig sey, allezeit kriegerische Feinde zu haben, die den Muth seines Volks aufmunterten. Eben diese Ursache brachte die Gewohnheit auf, sich an einigen Theilen des Leibes Blut abzuzapfen, um es zum Dienste der Götzen zu brauchen. Es war eine Nothwendigkeit, daß die Opfer allemal blutig waren; und fehlte es in den Tempeln an Blute von Feinden, so war jedermann bereit, das seinige herzugeben. Bey solcher Verfassung furchte niemand, es im Kriege zu vergießen. Kein Mexicanischer Souverain hat zum Aufnehmen seiner Nation mehr beygetragen, als dieser Prinz. In den bezwungenen Provinzen legte er Steuern an; er ließ sich einen prächtigen Palast bauen; er errichtete einen kostbaren Tempel für den vornehmsten Götzen; er ordnete verschiedene

Gerichtshöfe an, die von seinen Nachfolgern zur Vollkommenheit gebracht wurden. Einer dieser letztern hat sich durch seine Grausamkeiten bekannt, und durch seine merkwürdigen Thaten berühmt gemacht. Man versichert, daß er bey Einweihung eines Tempels binnen vier Tagen vier und sechzigtausend Menschen geopfert habe. Unerachtet dieser Grausamkeiten hatte die Hauptstadt den größten Theil ihrer Verschönerung ihm zu danken.„

„Montezuma II. war der zehnte unter diesen Kaisern, und beynahe der letzte in der Monarchie. Obgleich sein Vater schon den Thron besessen hatte, so konnte er seine Erhebung dennoch seinen persönlichen Eigenschaften, die durch viele List unterstützet wurden, zuschreiben. So bald er auf dem Throne war, überließ er sich allen denen Lastern, die er vorher zu verbergen gewußt hatte. Seinen Stolz gab er gleich dadurch zu erkennen, daß er alle seine Diener, die von gemeiner Herkunft waren, abdankte, und blos Adeliche, auch zu den allerniedrigsten Aemtern, nahm. Dieß beleidigte so wohl die Edelleute, die sich durch dergleichen ihnen unanständige Bedienungen erniedriget

sahen, als auch die bürgerlichen Familien, denen der einzige Weg, ihr Glück zu machen, verschlossen wurde. Er zeigte sich selten seinen Unterthanen; seine Minister selbst nicht ausgenommen, mit denen er überhaupt sehr zurückhaltend umgieng: er suchte auf diese Art das Verdrüßliche der Einsamkeit durch das Ernsthafte der Majestät zu verbergen. Er hatte neue Verbeugungen und beschwerliche Ceremonien für diejenigen, die sich seiner Person näherten, ausgedacht. Die Ehrfurcht, wenn sie nicht bis zur Anbetung gieng, schien ihm eine Beleidigung; und blos in der Absicht, seine Gewalt zu zeigen, übete er zuweilen entsetzliche Grausamkeiten aus, davon man keine andere Ursache anzugeben wußte, als seinen Eigensinn. Ohne Nothwendigkeit hatte er neue Abgaben auferleget, und diese ließ er als eine Kopfsteuer mit solcher Strenge einfordern, daß auch die geringsten unter seinen Unterthanen, bis auf die Bettler, genöthiget wurden, Geschenke zu dem Fusse des Thrones zu bringen. Diese Gewaltthätigkeiten hatten Furcht und Schrecken unter allen Ständen des Königreichs verbreitet. Es war ihm auch das Elend und die Klagen seiner Völker nicht unbekannt;

kannt; aber er rechnete die Unterdrückung unter die feinsten Kunstgriffe seiner Politik. Funfzehn Jahre hatte er nach diesen Regeln geherrschet, als er Krone und Leben verlor.„

„Dieser Fürst, begieriger als seine Vorgänger, die Majestät des Thrones zu erheben, suchte sie durch den Glanz einer grossen Pracht zu vermehren. Er hatte zwey Compagnien zu seiner Leibwache: die eine bestund aus Soldaten, welche die Zugänge des Palasts besetzten; die andere aus zweyhundert Edelleuten, die in den innersten Zimmern Wache stunden. Diese waren in zwey Truppe eingetheilet, und begriffen den ganzen Adel im Reiche, welcher nach und nach aus den entferntesten Provinzen kam, und nach der Reihe Dienste that. Ihr vornehmster Posten war in den Vorzimmern, wo sie der Monarch zuweilen zu sich rufte, nicht so wohl um ihnen Merkmale seiner Gnade zu geben, als vielmehr sie in einer Unterthänigkeit zu erhalten, und ihren Character, ihre Neigungen und Fähigkeiten kennen zu lernen. Selten gab er öffentliche Audienz; in solchem Falle aber dauerte sie allezeit einen guten Theil vom Tage, und die Anstalten dazu geschahen unter vielen Umständen. Die

Großen mußten sich dabey einfinden, und stelleten sich um den Thron. Verschiedene Secretaire, denen nach Beschaffenheit ihrer Verrichtungen die Plätze angewiesen waren, zeichneten in eigenen Charactern das Anbringen derer, die vorgelassen wurden, so wie die Antwort des Fürsten, auf. Wer Audienz begehrte, gab seinen Namen an die zu diesem Behufe bestellten Hofbedienten ein, und wurde, wenn die Reihe an ihn kam, vorgelassen. In das Zimmer trat man mit bloßen Füssen, mit niedergeschlagenen Augen, und machte drey Verbeugungen. Bey der ersten sagte man, Herr; bey der zweyten, mein Herr; und bey der dritten, großer Herr. Wenn man sein Anbringen vorgetragen, und die Antwort, wider welche nichts eingewendet werden durfte, erhalten hatte, begab man sich weg, wiederholte die nämlichen Verbückungen und Worte, mußte aber rücklings gehen, und insonderheit die Augen nicht aufschlagen. Das geringste Versehen in diesen eingeführten Ceremonien wurde sogleich bestraft, und diejenigen, welche die Strafe verrichteten, erwarteten den Verbrecher an der Thüre. Der Kaiser hörte die geringsten Sachen mit Aufmerksamkeit an, antwortete

mit

mit einer ernsthaften Mine, sah' aber gern, wenn der Supplicante erschrocken und furchtsam zu seyn schien, weil sein Stolz dadurch geschmeichelt wurde. Doch ermahnte er ihn auch, sich zu fassen, und wenn solches nicht geschah, ernennte er einen Minister, der ihn anhören mußte.„

„Dieser Fürst speisete oftmals öffentlich, aber allezeit alleine, und mit großem Gepränge. Zweyhundert Schüsseln waren auf Credenz-Tischen in einem Saale aufgesetzet, die er alle besah, und anzeigte, welche er haben wollte. Der Ueberrest wurde unter seine adeliche Leibwache ausgetheilet; denn jedermann, der Berufs wegen um seine Person seyn mußte, wurde in dem Palaste gespeiset. Die Tafel, woran er aß, war groß, aber sehr niedrig, und sein Stuhl ein bloßer Sessel ohne Rücklehne. Ehe er sich nieder setzte, kamen zwanzig der schönsten Weiber vom Hofe mit Becken, und reichten ihm solche, daß er sich waschen konnte. Sie blieben hernach während dem Essen hinter ihm stehen; und es wurde ein Geländer um die Tafel gezogen, welches das Gedränge und die Bedienten abhielt, und doch nicht hinderte, daß man ihn konnte speisen sehen. Man beobachtete

dabey ein großes Stillschweigen: seine Lustigmacher alleine hatten die Erlaubniß zu reden, um ihn lachen zu machen. Die Bedienten von der Aufwartung verrichteten ihren Dienst knieend, mit niedergeschlagenen Augen, und bloßen Füßen: denn es war bey Lebensstrafe verboten, in diesem Saale mit bekleideten Füßen zu erscheinen. Die Vornehmen, die täglich bey der Tafel gegenwärtig seyn mußten, blieben in einiger Entfernung stehen, und empfiengen die Schüsseln, welche er ihnen schickte, mit großem Respecte. Diese waren von Porcellaine, und sie wurden, so wie die Tischtücher und Servietten, unter die Hofbedienten ausgetheilet, weil es wieder die Würde des Fürsten war, sich des Tafelzeuges mehr als einmal zu bedienen. Die Schaalen und Trinkgeschirre waren gemeiniglich von Golde, oder von Muscheln, reich mit Steinen besetzet. Man füllte sie mit allerhand kostbaren Getränken, darunter, einige wohlriechend gemachet waren. Zuweilen ließ dieser Fürst Menschenfleisch auftragen; allein es mußte den Götzen vorher geweihet worden seyn. Wenn er von der Tafel aufgestanden war, rauchte er Tabak, mit Ambra vermischet, davon der Geruch den Schlaf erweckte.

Wenn

Wenn er einige Zeit geschlafen hatte, traten Tonkünstler in das Zimmer, sangen und spielten auf allerhand Instrumenten, so lange es Sr. Majestät gefällig war.„

„Nichts kam der Pracht bey, die dieser Monarch bey außerordentlichen Gelegenheiten sehen ließ. Als er aus einem Vorzuge ohne Beyspiel, mit allen Vornehmen des Hofes, dem Cortez entgegen gieng, so bestund der vorderste Theil seines Gefolges in zweyhundert Haus-Officieren, alle in einerley Kleidung, mit großen Federbüschen, und mit niedergeschlagenen Augen. So bald sie an die Spanier kamen, theilten sie sich, und stellten sich längst den Mauern in Ordnung, um in der Entfernung einem viel zahlreichern und glänzendern Haufen Platz zu machen, in dessen Mitte der Kaiser in einem goldenen Tragsessel, auf den Achseln seiner Lieblinge, getragen wurde. Vier Caciquen giengen auf beyden Seiten, und trugen einen Himmel über seinem Kopfe, von grünen sehr künstlich gewirketen Federn, welche eine Art von Sterne, mit goldenen und silbern untermengten Figuren, vorstelleten. Drey obrigkeitliche Personen giengen vorher, jeder mit einem goldenen Stabe in der Hand, den sie zuweilen in die

Höhe

Höhe huben, um anzuzeigen, daß der Monarch sich nähere. Auf dieses Zeichen fiel alles Volk, davon die Häuser voll waren, nieder, und bückete das Gesicht. Als der Kaiser ausstieg, legte man Decken vor ihm auf die Erde; er aber gieng langsam fort, stemmete sich mit beyden Händen auf die Arme der Prinzen vom Geblüte, und that einige Schritte gegen den spanischen General. Sein Anzug bestund in einem Mantel von sehr feiner Baumwolle, der nur auf den Achseln zusammen gebunden, aber lang genug war, den größten Theil des Leibes zu bedecken, und der mit einer goldenen Franze besetzet war, die bis auf die Erde schleppte. Das Geschmeide, an Perlen und Edelsteinen, womit er ganz bedecket war, verdiente mehr den Namen einer Last, als einer Zierde. Seine Krone war eine Art von goldner Mütze, die vorne eine Spitze hatte, der übrige nicht so spitzige Theil aber sich hinterwärts nach dem Kopfe krümmete. Er trug Schuhe von geschlagenem Golde, woran verschiedene Rieme, mit Schnallen von eben dergleichen Metalle befestiget, kreuzweis herauf bis auf die halben Beine giengen, und der alten Römer Fußbekleidung ziemlich ähnlich sahen.„

„Die

„Die Regirungsart des Mexicanischen Reiches bestund, so wie in allen wohleingerichteten Monarchien, aus einem höchsten Gerichtshofe, aus einem Krieges, Staats, Handlungs, und Finanzen-Rathe. Jede Stadt hatte zu denen Sachen, welche eine geschwinde Entscheidung erforderten, ihre besondern Magistratspersonen: diese sprachen summarisch, und ohne schriftliche Aufsätze; die Parteyen erschienen mit ihren Zeugen, und der Streit wurde auf der Stelle entschieden; doch stund jedem frey, an die höhern Gerichtshöfe zu appelliren: denjenigen aber wurde eine Vermehrung der Strafe zuerkennet, die da auf bestunden, andere Richter zu haben, und durch diese ebenfalls verurtheilet, oder abgewiesen wurden. Das Reich hatte kein geschriebenes Gesetz; die Gewohnheit diente statt des Rechts, und sie konnte ohne Bewilligung des Fürsten nicht geändert werden. Alle Glieder dieser verschiedenen Rathsversammlungen mußten nicht allein reiche Bürger seyn, von denen zu vermuthen war, daß sie sich nicht bestechen ließen, sondern es mußten auch Leute seyn, die sich durch eine unsträfliche Lebensart hervorthaten. Ihre Verrichtung war, nicht nur die Laster zu bestrafen, sondern auch Tugenden zu belohnen.

Sie

Sie waren Amtswegen verbunden, sich um die Verdienste, und außerordentlichen Fähigkeiten zu erkundigen, solche zu prüfen, und ihren Bericht dieserhalb an den Hof zu machen: eine Einrichtung, welche dieser Regirung ganz besonders eigen war; denn in den gesittesten Reichen findet man zwar auch Strafen für die Verbrecher, aber niemals ausdrücklich bestimmte Belohnungen für rechtschaffen handelnde Leute. Mord, Diebstahl, Ehebruch, Verachtung der Religion, oder der Majestät, Untreue der Minister, waren die hauptsächlichsten Gegenstände der Aufmerksamkeit der Obrigkeit. Bey denen, welche öffentliche Aemter verwalteten, fand keine Entschuldigung geringer Fehler statt. Der Monarch gieng in seiner Strenge so weit, daß er selbst ihre Aufführung heimlich prüfete, und sie durch ansehnliche Summen versuchte, die er ihnen durch Personen, in welche sie kein Mißtrauen setzten, anbieten ließ.„

Der Staatsrath bestund allein aus den Wahlherren des Reiches, derer die zwey vornehmsten die Caciquen von Tezcuco, und Tacuba waren, und dieses aus einem alten Vorrechte, welches von Vater auf Sohn fortgeführet wurde. Die übrigen, an der Zahl

viere,

viere, wohneten und speiseten in dem Palaste, um allezeit bereit zu seyn, vor dem Kaiser zu erscheinen, wenn er sie zu Rathe ziehen wollte. Gemeiniglich waren es die Prinzen vom Geblüte, welche diese hohen Würden bekleideten. Die anderen Rathsversammlungen stunden unter ihnen; und nichts gieng im Reiche vor, davon ihnen nicht Rechenschaft abgeleget werden mußte. Ihre vorzügliche Aufmerksamkeit betraf die Todesurtheile, welche nicht anders als nach erhaltenem förmlichen, und mit ihrer Hand unterzeichneten Befehle vollstrecket wurden: daher man sie auch durch die seltsamen Titel, von Menschenzerhackern, Blutvergießern, Herren vom schwarzen Hause, u. s. w. unterscheidete; entsetzliche, und barbarische Namen, die für Stockmeister, und Henkersknechte gemachet sind.„

„Die Souveraine von Mexico hatten, so wie die Europäischen, auch Ritter-Orden errichtet. Man unterscheidete ihrer hauptsächlich drey, unter den Namen der Ritter vom Adler, vom Tiger, und vom Löwen. Die Figur dieser Thiere hatten sie am Halse hängen, und auf die Kleider gemalet. Montezuma stiftete einen vierten, und höhern

als

als die vorigen, wozu nur die Prinzen, und der hohe Adel, gelangeten: er ernennete sich selbst zum Großmeister, um den Orden mehr Ansehen zu geben. Die Ritter trugen ein rothes Band auf dem Kopfe, mit mehreren oder wenigern Schnuren von eben dieser Farbe, nach Beschaffenheit der Verdienste von einem jeden; diese Schnuren wurden vermehret, nach dem man sich durch wichtige Thaten hervorthat. Die Aufnahme in diesen ersten Orten des Reichs geschah nach den schärfsten angestelleten Prüfungen. Drey Jahre vor der Aufnahme mußte der Candidat sich um die Stimmen bemühen. Diese Zeit über stellete man Untersuchungen, wegen seiner Aufführung an. Fielen diese Untersuchungen, vortheilhaftig für ihn aus, und ereignete sich in dieser langen Zeit nichts, das man als anstößig auslegen konnte, so meldete sich der Candidat, um aufgenommen zu werden.„

„Die Ceremonie geschah in dem Tempel, mitten unter einer zahlreichen Versammelung. Man führte den neuen Ritter vor den Altar. Ein Priester durchstach ihm die Nase mit einem spitzigen Knochen, und stopfete die Löcher mit Ambra zu. Nach dieser Verrichtung, die er leiden mußte, ohne sich zu beklagen, hielt

der

der Priester eine Rede an ihn, voller poetischer, kurzer Ausdrücke, und Spöttereyen, und endigte sie unter tausend schimpflichen Begegnungen. Die geringste darunter war, daß man ihm seine Kleider nahm, und ihn nackend in einen Saal schickte, wo er den übrigen Theil des Tages mit Beten und Fasten zubringen mußte, unterdessen daß die ganze Versammlung sich lustig machte, und aß und trank, ohne ein Wort mit ihm zu reden. Beym Eintritte der Nacht gieng ein jeder fort, und man sah ihn nicht an, und grüßte ihn nicht. Man wurf ihn nur einen Mantel zu, um sich zu bedecken, etwas Stroh, um sich niederzulegen, ein Scheit Holz, das zum Kopfküssen dienen sollte, etwas Farbe, um sich den Leib zu bestreichen, Pfrieme, um sich die Ohren zu durchstechen, und Pech, das er zu Ehren der Götter anbrennen mußte. Drey alte Soldaten leisteten ihm Gesellschaft, und waren nur da, um zu hindern, daß er nicht schlief. Schien er einzuschlafen, so stachen sie ihn: diese ganze Nacht, und die drey folgenden, brachte man zu, ihn zu quälen. Vier Aehren von Mais, und ein Glas Wasser machten seine ganze Bekösigung aus. Viele hielten es sich für eine Ehre, binnen

diesen vier Tagen gar nichts zu sich zu nehmen. „

Eben diese Ceremonien wiederholte man in den andern Tempeln, jedoch mit weniger Strenge. Das ganze Jahr wurde mit dieser Pönitenz zugebracht; nachher aber erlaubete man dem neuen Ritter, wieder öffentlich zu erscheinen; doch hatte er noch andere Formalitäten zu beobachten. Er wartete auf einen günstigen Tag, um seinen ersten Ausgang glücklich zu thun. Glaubte er, solchen gefunden zu haben, so ließ er es seinen guten Freunden wissen, welche gleich früh kamen, ihn zu holen. Nachdem man ihm sein Kleid und seine Büßungs-Werkzeuge abgenommen hatte, fieng man an, ihn wohl abzuwaschen; man reichte ihm andere Kleider; man schmückte ihn mit den schönsten Federn; man hieng ihm das Ordensband um; die Priester überhäuften ihn mit Lobeserhebungen, und erinnerten ihn, daß so lange er die rühmlichen Narben seiner Wunden an der Nase tragen würde, er den Edelmuth des Adlers, die Unerschrockenheit des Tigers, und die Herzhaftigkeit des Löwens an sich sollte spüren lassen. Endlich gab ihm der oberste Priester einen neuen Namen, und überhäufte

ihn

ihn mit Wünschen und Lobe. Von diesem Augenblicke an genoß er aller Vorrechte der Ritter: das vornehmste bestund in dem Vorsitze bey allen Versammlungen, und daß er sich durfte einen Stuhl nachtragen lassen, um sich überall, wo er war, zu setzen.„

„Es gab noch einen andern Orden in Mexico, unter dem Namen der großen Verwandtschaften, der aus den jüngsten Söhnen derer Familien, die in den andern Orden aufgenommen waren, bestund. Sie hatten einen Vorzug, nachdem sie mehr oder weniger von dem Hauptstamme entfernet waren. Die verschiedenen Grade der Blutsfreundschaft machten natürlicher Weise unterschiedene Classen unter ihnen. In der letzten waren diejenigen begriffen, die von dem allgemeinen Stamme am weitesten zurückstunden. Außer dem Rechte, den Stammvater ihres Geschlechts zu erben, befreyete sie ihr Adel auch von allen Abgaben. Die meisten wurden bey der Armee versorget; und man wählete unter ihnen die Gesandten, die Beysitzer der Rechtstribunale, und alle öffentliche Minister. Die Häupter der Geschlechter gaben ihnen Wohnung und Unterhalt.„

„Die Statthalterschaften in den Provinzen waren erblich: die Caciquen, welche sie durch Erbschaftsrecht besaßen, genossen einer unumschränkten Gewalt in dem ganzen Umfange ihrer Domainen, unerachtet sie unter dem allgemeinen Oberhaupte des Reichs stunden. Sie hoben einen besondern Tribut von allen ihren Vasallen ein; die Beamten zahlten wegen ihrer Aemter, die Kaufleute wegen der Handlung, u. s. f. Der unglücklichste Stand unter diesen Zinsleuten waren die Ackersleute. Sie konnten keine eigenen Güter besitzen, noch diejenigen, die sie gepachtet hatten, verlassen, um andere zu nehmen. Sie mußten im Kriege dienen, weil niemand davon befreyet war; doch trug man Sorge, ihre Anzahl nicht zu sehr zu schwächen. Das Bedürfniß der Truppen mußte sehr dringend seyn, wenn man vergaß, daß diese Leute zum Ackerbaue nöthig waren. Ihre Herren hatten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über sie. Ihre persönlichen Dienste bestunden in denen Frohnen, die sie leisten mußten, wenn die Adelichen baueten, besonders daß sie ihnen alle Tage Holz und Wasser zutrugen. Diese letztere Verrichtung war unter die Dörfer vertheilet,

theilet, so daß die Reihe einen jeden nur selten traf. Wenn ein Gebäude zu errichten war, so giengen sie mit eben so vieler Lust, als Eifer, zu Werke. Männer, Weiber, Kinder, alle arbeiteten zu gewissen Stunden. Mit Aufgange der Sonne sah man sie aus ihren Dörfern gehen, und von den Vorräthen, die sie mitgenommen hatten, mäßig essen. Hernach fieng ein jedes an zu arbeiten, ohne den Befehl oder die Drohungen der Vorgesetzten zu erwarten. Die Arbeit dauerte bis zu einbrechender Nacht: bey dem geringsten Regen aber sahen sie, wie sie untertreten konnten, denn sie waren nackend, und kenneten die Gefahr, der Nässe lange Zeit ausgesetzt zu seyn. So bald das Wetter sich aufklärte, giengen sie wieder frölich an ihre Arbeit. Des Abends, wenn sie nach Hause kamen, waren sie bey einer sparsamen Mahlzeit, die ihre Weiber zugerichtet hatten, vergnügt, und suchten in dem Schooße ihrer Familie einen unschuldigen Zeitvertreib. Ihre Abgaben bezahlten sie in Früchten, so wie die Handwerks- oder Kaufleute die ihrigen in Dingen erlegten, die zu ihrer Handlung oder zu ihrem Handwerke gehörten. Jede Zunft hatte ihre bestimmte Taxe, welche unter ihre

Glieder vertheilt wurde. Die Abgaben an Getreide wurden zur Aerndezeit eingesammelt; die andern wurden alle Monate, oder noch öfter geliefert, nach Beschaffenheit der Landeserzeugungen. Eben dergleichen Maasregel wurde beobachtet bey dem Wildpret, Federviehe, den Fischen, Vögeln, bey Lieferung der Federn, der irrdenen Gefäße, u. d. m. dergestalt, daß die Häuser ihrer Herren ununterbrochen und ohne Mühe versorget wurden.„

„Die Erbschaften richteten sich nach dem Grade der Verwandtschaft; der älteste Sohn trat in die Rechte seines Vaters, wenn er sie behaupten konnte: außerdem nahm der zweyte Sohn seinen Platz; und waren keine Brüder mehr übrig, so erbeten der Brüder Söhne, mit Ausschließung der Töchter. Wenn des Verstorbenen Nachfolger zu jung war, gab man ihm seinen nächsten Anverwandten zum Vormunde; oder, war niemand in der Familie, der dieses Zutrauen verdiente, so wählte man einen von des Verstorbenen Bekannten, der diese Stelle ersetzen mußte. Waren keine natürlichen Erben vorhanden, insonderheit wenn von einer Statthalterschaft die Rede war, so nahm man seine

ne Zuflucht zu der Wahl, und selbige fiel auf den Würdigsten; derjenige aber, der an des rechtmäßigen Erben Stelle kam, hatte harte Proben auszustehen. Er mußte sich auf einen öffentlichen Platz stellen, und alle Beschimpfungen, die ein jeder ihm anthun wollte, mit der größten Gleichgültigkeit erdulden. Hernach führte man ihn in den Tempel, wo er einige Tage büßete. Er aß nur zu außerordentlichen Stunden; wachte zu der Zeit, da andere schliefen; schlief, wenn er wachen sollte; und wurde er schläfrig, so stach man ihn mit Pfriemen, und sagte zu ihm: bedenke, daß du wachen lernen mußt, um für deine Unterthanen zu sorgen, und daß das Amt, welches dir aufgetragen ist, nicht verstattet, daß du dich der Ruhe überläßest. Nach dieser beschwerlichen Prüfung, richtete man ihm ein Gastgebot aus; die Gäste wurden von den Priestern ernennet; und wer sich von den Gästen entschuldigte, dessen Stuhl wurde dem ungeachtet hingesetzet, und der neue Cacique machte dem Stuhle eben die Complimente, eben die Danksagungen, als dem, der drauf sitzen sollte.„

„Die Statthalter, sie mochten erblich, oder gewählet seyn, und überhaupt alle reiche

Herren in Mexico, hatten die Freyheit, dem Souveraine es in der Pracht gleich zu thun. In verschiedenen Provinzen gaben ihre Paläste dem Kaiserlichen nichts nach; den gemeinen Bürgern hingegen war nicht erlaubet, ihre Häuser höher als ein Erdgeschoß zu bauen, oder Fenster darinnen anzulegen. Diese Häuser glichen viereckigen Backöfen, von Erde gemacht; hatten auch nur eine Thüre; die Wände aber waren mit einem gewissen weißen Kalche übertünchet, und so glatt, und glänzend, daß die Spanier, als sie solche zum erstenmale sahen, glaubten, die Mauern wären in diesem Lande von Silber. Inwendig waren sie mit Strohmatten überzogen; und obschon Oel und Wachs in dem Lande sehr gemein waren, so nahm man zum Geleuchte, doch nichts anders, als Schleisen von Tannen Holze. Die Betten bestunden mehrentheils aus Strohe, mit baumwollenen Decken; ein großer Stein, oder ein Stück Holz, diente statt des Kopfküssens; kleine Säcke, mit Blättern ausgestopfet, wurden an statt der Stühle gebrauchet, unerachtet man, der Gewohnheit nach, auf der Erde saß, auch daselbst aß. Was man von der Unreinlichkeit dieses Volkes erzählet,

scheint

scheint fast unglaublich. Alle Art von Nahrung war ihm gleichgültig; die meisten mengeten Würmer darunter. Die Speisen nahmen sie mit den Fingern; und die Hände wischten sie auf den Schenkeln, oder an einem andern Theile des Leibes, ab. Wenn sie ein hartes Ey essen wollten, rissen sie sich ein Haar aus, und mit diesem schnitten sie das Ey in etliche Stücken: noch gegenwärtig haben sie diese Gewohnheit nicht abgeschaffet. Der Mais, als Teig, oder mit allerhand Gewürze zugerichtet, machte bey Tische das vornehmste Gerichte aus. Sie thaten hunderterley Kräuter dazu, und auch die härtesten ließen sie nicht weg. Eine Vermischung von Wasser, Honig, und gemahlenen Cacao, war ihr ordentlicher Trank. Die abgezogenen Wasser waren so scharf verboten, daß man ohne ausdrückliche Erlaubniß der Vornehmen, oder Richter, keine trinken durfte; diese Erlaubniß wurde auch niemanden leicht gegeben, als alten Leuten, Kranken, oder bey Gelegenheit eines Festes, oder öffentlichen Arbeits-Tages. Alsdenn bekam ein jeder sein Maas, nach Beschaffenheit des Alters, und Bedürfnisses. Die Mexicaner hatten einen Abscheu vor der

Trunkenheit. Wer in dieses Laster verfiel, dem schnitt man zum Schimpfe die Haare ab, und riß unterdessen sein Haus ein, um anzuzeigen, daß ein Mensch, der seinen Verstand verloren hätte, aus der Gesellschaft verbannet seyn sollte. Besaß er ein Amt, so wurde es ihm augenblicklich genommen, und er war dessen Lebenslang beraubet.„

„Unerachtet des Abscheues, den diese Völker vor berauschenden Getränken hatten, so waren sie doch dem Spiele, und Tanzen, und anderen Lustbarkeiten sehr ergeben. Sie versammelten sich um die Tempel, und belustigten sich mit Scheibenschießen, Wettlaufen, Ballspielen, Ringen, oder den Gauklern zuzusehen. In der Stadt hatte man alle Tage Schauspiele; der Fürst, um das Volk zu beschäftigen, weil er den Müßiggang bey ihnen gefährlich ansah, gab die Kosten her. Die Musik war eine andere Leidenschaft dieser Indianer; denn ob sie wohl natürlicherweise phlegmatisch waren, so liebten sie doch das Angenehme der Harmonie. Ihre Art zu tanzen hatte wenig ähnliches mit der von andern Nationen; wenn sie eine Weile langsam einhergegangen waren, so traten sie untereinander, hielten sich bey der

Hand

Hand, und machten allerhand Bewegungen. Zwey Personen von Stande führten den Trupp auf, und dieser machte ihre Schritte nach. Sie besungen das Leben und die Heldenthaten ihrer alten Könige, wobey jedermann mit einstimmete. Zuweilen wurden spaßhafte Dinge in gereimten Versen mit eingemengt, die eben nicht unangenehm waren. Der Tanz dauerte vier oder fünf Stunden; binnen dieser Zeit konnte man sich niedersetzen, und etwas kühlendes zu sich nehmen; man mußte aber, wenn man aus dem Tanze gieng den Tact nicht unterbrechen, ihn auch in Acht nehmen, wenn man wieder anfieng. Zuweilen ließen sich **Masken**, und Harlekine sehen, welche außerordentliche Sprünge machten, lächerliches Zeug sagten, und sich als Närrische oder Betrunkene stellten. Montezuma machte sich oft in geheim das Vergnügen, die schönsten Weiber seines Hofes vor sich tanzen zu lassen.„

„Zu diesen Uebungen wurde man gar zeitlich angeführet; doch bestund die **Erziehung** der Mexicaner hierinnen nicht allein. Der gemeinen Leute Kinder wurden in öffentlichen Schulen, der Adelichen ihre aber in Ritter-Schulen unterrichtet, wo man ihnen auf königliche

Ver-

Verordnung diejenigen Wissenschaften und Künste lehrete, die ihrer Geburt, und dem Dienste des Staates gemäß waren. Sie hatten drey verschiedene Classen durch zugehen; in der ersten lehrete man ihnen, Bilderschriften zu erklären, und historische Lieder zu wiederholen. In der zweyten unterwies man sie in der Bescheidenheit, und Höflichkeit; und in der dritten gewöhnte man sie, Lasten zu tragen, mit den Waffen umzugehen, Hunger und Durst, und die rauhe Witterung zu erdulden. Wenn sie in diesen Uebungen die gehörige Fähigkeit nach und nach erlanget hatten, so schickte man sie als Freywillige zur Armee, um sie an die Gefahr, und Beschwerlichkeit der Feldzüge zu gewöhnen. Man stellete sie unter die Leute vom Gepäcke, und legte einen gewisse Last von Lebensmitteln auf ihre Achseln, damit man sie theils in einer Art von Gleichheit unterhielte, theils daß man ihre Stärke, ihren Muth, und ihre kriegerische Neigung kennen lernete. Bey diesen Versuchen fanden sie öfters Gelegenheit, sich durch wichtige Thaten hervorzuthun; und mancher, der unter einer schlechten Last ausgereiset war, kam mit dem Titel, und dem Ruhme eines großen Generals zurück.„

„Die

„Die Töchter wurden nicht weniger mit Sorgfalt und Behutsamkeit erzogen. Von ihrer zarten Jugend an, gewöhnte man sie zu der Arbeit ihres Geschlechtes, und lehrete ihnen die Ausübung der Tugend. Sie kamen nicht aus ihres Vaters Hause, als sich zu verheurathen; oder, wenn man sie zuweilen in den Tempel führete, so geschah es, um das Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen, die bey ihren Krankheiten die Hülfe der Götter erbeten hatten; und alsdenn wurden sie von alten Weibern begleitet, die Achtung gaben, daß sie weder in die Höhe sahen, noch ein Wort redeten. Niemals durften sie mit jungen Mannspersonen essen, nicht einmal, ehe sie verheurathet waren, mit ihren Brüdern. Die reichen Leute hatten Gärten, wo die Zimmer der Weiber abgesondert waren; darinnen konnten sie spatziren gehen, aber ohne aus diesem Umfange zu kommen; ja bey dem Spatziergange selbst durften sie weder die Augen aufheben, noch den Kopf umdrehen. Hauptsächlich war man bemühet, ihnen einen Abscheu vor den Lügen beyzubringen; und der geringste Fehler dieser Art wurde durch einen Schnitt, den man ihnen in die Lippe machte, bestrafet; sie behielten davon eine

Narbe,

Narbe, die den andern zur Warnung und zum Beyspiele diente.„

„Die Töchter verheuratheten sich gemeiniglich im funfzehenten, und die Söhne im zwanzigsten Jahre. Bey dem ersten Antrage gaben die Väter niemals ihre Einwilligung. Während den Unterhandlungen beobachteten beyde Parteyen ein strenges Fasten, und bis zu dem Entschlusse wurden sie eingeschlossen gehalten. Wenn der Contract berichtiget war, begaben sich beyde in den Tempel, wo sie der Priester um ihre gegenseitige Zuneigung befragte, und hernach einen Zipfel von der Braut Schleier an das Ende von des Bräutigams Rocke befestigte, welches ein Sinnbild der innerlichen Vereinigung und beyderseitigen Liebe vorstellen sollte. Er führte sie hierauf zusammengebunden, in die Wohnung des Vaters, wo sie siebenmal um ein großes Feuer giengen, sich daneben hinsetzten, um die Hitze davon zu empfangen, und durch diese Ceremonie wurde die Heurath vollzogen. Die Mitgabe der Frau wurde gerichtlich ausgemacht, und im Falle sie nicht beysammen blieben, mußte sie der Mann zurückgeben. Die Ehescheidung geschah mit beyderseitiger Einwilligung, oder

auch

auch wenn die Braut am Hochzeittage nicht ganz zuverläßige Beweise ihrer Jungferschaft hatte geben können: denn die Mexicaner waren in diesem Puncte sehr genau. Alsdenn kehrten die Töchter zu ihrem Müttern, und die Söhne in das väterliche Haus zurück. Bey Lebensstrafe war ihnen verboten, wieder zusammen zu gehen; sie hatten aber die Freyheit, sich an andere zu verheurathen. In der Verwandtschaft waren die einzigen Grade der Mutter, und Schwester, untersaget. In Ansehung der Kebsweiber, so machte derjenige, der eine Frau unter diesem Namen verlangte, den Antrag an den Vater, und sagte ihm, daß er Kinder von ihr haben wollte; so bald nun eines gebohren war, mußte er die Mutter entweder heurathen, oder zurück schicken; und im letzen Falle durften sie einander nicht wieder sehen.„

„Die neugebohrnen Kinder brachte man mit großer Feyerlichkeit in den Tempel. Die Priester empfiengen sie daselbst, und redeten ihnen vor, von der Beschwerlichkeit, Unruhe, und Mühseligkeit des Lebens, das sie anzufangen hätten. War es der Sohn eines Adelichen, so gab man ihm einen Degen in die rechte Hand, und an den linken

Arm

Arm hieng man ihm einen Schild, der zu diesem Gebrauche in dem Tempel aufbehalten wurde. War er von bürgerlichem Stande, so ließ man ihm die Werkzeuge von dem Handwerke des Vaters angreifen: den Töchtern von beyderley Stande gab man einen Spinnrocken und eine Spindel. Nach dieser Ceremonie trug man sie auf den Altar; man stach sie mit einem Dorne, oder mit einem spitzigen Steine, in die Schaamtheile, daß etliche Tropfen Blut herauskamen, besprengte sie mit Wasser, und rufete die Götter um ihre Gesundheit und Glück an. An den Hals hieng man ihnen einen Zettel, oder andere Zauberpapiere, worauf Götzen-Figuren, und Geheimnißvolle Züge stunden. Die Mütter säugeten ihre Kinder ordentlich selbst; und dabey hüteten sie sich sorgfältig ihren Männern beyzuwohnen, um nicht vom neuen schwanger zu werden.„

„Ehe Mexico ein Gemenge von Indianern, Spaniern, Creolen, Mestizen, Schwarzen, und Mülatern wurde, bemerkte man überhaupt eine ziemliche Einförmigkeit in den Gesichtszügen, und in der Gestalt der Einwohner. Die Mannspersonen waren von mittelmäßiger Größe, und eher fett,

als mager: sie hatten große Augen, eine breite Stirne, offene Nasenlöcher, glatte Haare, verschiedentlich geschnitten, wenig Bart, weil sie ihn ausrissen, oder sich das Kinn mit einem Fette bestrichen, das den Wachsthum verhinderte. Mehrentheils hatten sie im Gebrauche, sich den Leib zu malen, und den Kopf, die Arme und Beine, mit Vogelfedern zu schmücken. Sie durchlöcherten sich die Ohren, die Nase, und die Lippen, um allerhand Zierrathen daran zu hängen, als den Schnabel und die Fänge eines Adlers, die Zähne eines Thieres, oder die Gräten eines Fisches. Die Vornehmen trugen Juwelen, oder verschiedene goldene, künstlich gearbeitete Kleinigkeiten. Die Weibspersonen liessen ihre Haare völlig lang wachsen, und gaben sich ungemeine Mühe, sie mit allerhand Sorten von Puder und Pomaden schwarz zu machen. Die Verheuratheten banden sie um den Kopf, und knüpften sie vorne auf der Stirne in einen Knoten. Die Mägdgen ließen sie über die Brust und Achseln fliegen; und weil sie ihre größte Schönheit in eine kleine Stirne setzten, so gebrauchten sie sich beständiger Salben, welche die Haare bis über die Schläfe wachsen machten.

Die große Hitze des Landes verstattete den Mexicanern nicht, sich mit vielen Kleidern zu beläſtigen. Das gemeine Volk gieng ordentlich nackend; die Bescheidensten hatten eine Art von Hemde ohne Aermel an, das bis auf die Kniee gieng. Der Kaiser selbst, und die Caciquen begnügten sich mit einem Stücke Baumwolle, das sie auf der Achsel zuknüpften, und sich damit halb einwickelten. Ihre Fußbekleidung war eine Art von Solen, wie sie unsere Capuciner tragen. Auf dem Kopfe hatten sie nichts als Federn, und etliche dünne Schnuren, womit sie solche anbunden. Die Kriegsleute, um recht fürchterlich auszusehen, hiengen über den Leib eine Thiereshaut, davon der Kopf ihnen zum Helme diente. Dieser Anzug, nebst einer Schnure angereiheter Herzen, Hände, Nasen, Ohren, und anderer menschlicher Glieder, welche sie wie ein Bandelier trugen, und daran unten ein Menschenkopf hieng, gab ihnen ein so gräulich wildes Ansehen, daß man sich entsetzen mußte.„

Ich war, Madame, in der Handschrift des Pater Lopez, (dieß ist der Name des Bibliothekairs,) bis hieher gekommen, als zwey Mönche mich von Seiten des Superiors be-

besuchten, und mir vorschlugen, etliche Reisen in die Nachbarschaft, oder wenn ich wollte, auch in das Innerste der Provinzen zu thun. Beydes habe ich angenommen, und ich verspare das Uebrige meiner Uebersetzung bis nach meiner Rückkunft.

Ich bin, u. s. w.

Mexico, den 28 February, 1750.

Der 118 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Nach einer Abwesenheit von sechs Wochen, fange ich wieder an, Madame, meine Briefe, welche durch verschiedene kleine Reisen unterbrochen worden sind, fortzusetzen. Gleich anfänglich führte man mich an einen derer **Lustörter**, wo die zu den Mißionen bestimmten Ordensgeistlichen sich durch ein gemächliches, ruhiges, und anmuthiges Leben zu der Arbeit und den sauern Bemühungen ihres Apostolischen Rufes vorbereiten. Das **Haus** des heil. Hyacinthus, das den **Dominicanern** gehöret, ist mit allem versehen, was den dasigen Aufenthalt reizend

machen kann. Die Gärten, von ungeheurem Umfange, sind mit allen Arten von Blumen gezieret, und in Alleen von Citronen- Orangen- Feigen- und allen Frucht-Bäumen, welche in Mexico wachsen, eingetheilet. Man hat daselbst das vortreflichste Fleisch, Wildpret, und Fische; was mich aber am meisten wunderte, war die erstaunende Menge von Zuckerwerk, besonders von Eingemachten, die man ihnen täglich lieferte. Ich will nichts gedenken von den vielen Arten der Erfrischungsgetränke, die in diesem Aufenthalte der Wollust, und des Ueberflusses strohmweise flossen.

Allein nichts kam der Einsiedeley der Carmeliter bey, welche mitten in Gebirgen auf einer Reihe Felsen, etliche Stunden von Mexico gelegen ist. Man hat ein prächtiges Kloster dahin gebauet; und zwischen denen Felsen, die das Gebäude umgeben, sind kleine Grotten, in Gestalt von Zellen, angeleget, welche den Einsiedlern des Ordens zur Wohnung und Einsamkeit dienen. Man sieht daselbst Kapellen, mit Bildseulen und Gemälden verzieret, worinnen härene Kleider, Hemden, Geißeln, und andere zu ihrer strengen Lebensart gehörige Werkzeuge befindlich

findlich sind. Dieses Heiligthum der Buße ist mit Lust- und Obst-Gärten umgeben, und wird von unzählichen Springbrunnen erfrischet, welche, nebst dem Schatten der Bäume, diesen Ort so kühle machen, daß es eine der anmuthigsten Einsiedeley in der Welt ist. Man geht nicht anders, als zwischen Rosen und Jasminen, mitten unter den hellsten und reinsten Wassern, spatziren. Alles, was den Sinnen Vergnügen schaffen kann, was dem Gesichte, Geschmacke, und Geruche Genüge leistet, findet man in dieser Wüste vereiniget. Wenn die Mönche sich hier acht Tage lang erholet haben, kehren sie wieder zurück zu der übrigen Ordensgesellschaft, um den andern, die auf sie folgen, Platz zu machen.

So vortreflich der Anblick dieses schönen Gartens ist, so bewundernswürdig ist die Anzahl der Kutschen, die dahin kommen, diese frommen Einsiedler zu besuchen, sie als Heilige zu verehren, und ihre Fürbitten mit süßen Weinen, Eingemachten, und Zuckerwerke zu vertauschen. Man giebt ihnen nicht weniger ansehnliche Almosen an Gelde, insonderheit aber reiche Geschenke an Diamanten, Perlen, goldenen Kronen, Ketten, und

kostbaren Kleidern für ein Bild, das sie unsere liebe Frau von dem Berge Carmel nennen. Ich habe vor diesem Bilde zwanzig silberne Lampen hängen gesehen, davon die geringste wenigstens zweytausend Franken werth war. Das Land, das zu dieser reichen Einsiedeley gehöret, hat mehr als sechs Stunden im Umkreise. Es wird von einer Mauer umgeben, welche hohe Berge einschließt, wo Hirsche, Tiger, Löwen anzutreffen sind, die bis unter die Fenster des Klosters kommen. Unterdessen daß ein andächtiger Spanier sechsmal hunderttausend Piastres anwendete, dieses Kloster theils zu bauen, theils auszustatten, stiftete seine Frau mit einer gleichen Summe ein prächtiges Collegium für eben diesen Orden. Die Mönche geben vor, daß seit dem Ursprunge der Einsiedeley zwey Raben sich beständig daselbst aufgehalten haben, welche keinen andern verstatten, dahin zu kommen; ja sie jagen ihre Jungen selbst fort, so bald sie im Stande sind zu fliegen. Der Koch rufet sie mit einer Pfeife, und sie kommen zu fressen, und fliegen hernach wieder in das Holz. Als ich dieses Wunder zu sehen verlangte, gab man mir zur Antwort, diese Vögel scheueten sich vor den Fremden.

Man

Man hatte mir von etlichen Mexicanischen, nicht weitentlegenen Alterthümern gesaget, die ich besehen wollte. In dieser Absicht machte ich einen Weg von etlichen Stunden in einer Ebene, wo die Jesuiten eines der reichsten Grundstücken im Lande besitzen. Dieses wird durch sechstausend verheurathete Schwarze gebauet, derer jeder mit drey oder vierhundert Piastres erkaufet wird. Man rechnet daselbst auch hundert und vierzigtausend Ziegen und Schafe, fünftausend Pferde, und tausend Kühe. Diese ungeheuere Besitzung ist nicht weit von einem Dorfe, dessen Mexicanischer Name einen Ort der Götter, und der Anbetung, bedeutet, und dieses wegen einiger Pyramiden, die sich in der Nachbarschaft befinden. Die Pyramide von dem Monde hat auf der einen Seite mehr als achthundert Fuß in der Breite, und auf den zwey andern ohngefähr sechshundert. Ich hatte kein Instrument, ihre Höhe zu messen, ich vermuthe aber, daß sie nicht unter funfzig Toisen haben kann. Sie stellet einen blosen Haufen Steine mit Treppen vor. Auf der Spitze stund sonst eine Bildsäule von ungeschickter Gestalt, welche ein Mexicanischer Bischof, als einen Ue-

berbleibsel des alten Götzendienstes, aus heiligem Eifer hat lassen in Stücken schlagen; unten an dem Fuße der Pyramide sieht man noch einige Reste davon. Dieser große Steinhaufen enthält Gewölber, welche als Begräbnisse für die Könige des Landes bestimmet waren. Er ist mit keinen Hügeln umgeben, wo der Vornehmen Gräber gewesen zu seyn scheinen. Der Weg, der zu den Pyramiden führet, hat noch itzt den Namen des Weges der Toden.

Zweyhundert Schritte davon steht die **Pyramide der Sonne.** Diese ist um einen vierten Theil höher, als die vom Monde, und ihre Breite Verhältnißmäsig. Die Bildseule der Sonne, die auf der Spitze stund, ist eben so wenig geschonet worden, als die andere: bey ihrem Falle aber ist sie von ohngefähr in dem Mittel der Pyramide liegen geblieben. Der Götze hatte eine Oefnung auf der Brust, wo die Figur der Sonne zu sehen gewesen war. Ohne Zweifel werden Sie fragen, wie die Mexicaner, die mit eisern Werkzeugen noch nicht umzugehen wußten, solche große Steine haben bearbeiten, und durch was für Kräfte sie selbige, ohne Hebemaschinen, und ohne die Kunst diese zu erfin-

erfinden, haben so hoch hinauf bringen können? Ich würde Mühe haben, Ihnen diese Frage zu beantworten, wenn mir eine Muthmasung nicht zu Hülfe käme. Die Spanier sagen, daß ehedem eine Colonie von den Atlantischen Inseln nach Mexico geführet worden wäre; daß die Einwohner dieser Inseln ihren Ursprung von den Egyptern hätten, und es also nicht zu verwundern sey, daß sie den Geschmack an Pyramiden, und die Kunst sie zu erbauen, beybehalten hätten. Die hiesigen sind alt; und ich habe aus der Menge Ruinen, die man in der Nachbarschaft findet, schlüssen können, daß vor diesem an eben dem Orte eine große Stadt müße gestanden haben.

Als wir die Provinz Mexico verlassen hatten, kamen wir nach der Provinz **Mechoacan**, welche man als ein **ergiebiges Land** an Seide, Honige, Schwefel, Leder, Indigo, Wolle, Baumwolle, Cacao, Vanille, Obste, Wachse, Silber, und Kupfer, rühmet. Ueberdieß machet man hier die Arbeiten, und **Stoffe von Federn**, derer Erfindung den Mexicanern eigen ist, am schönsten. Die **Sprache** in dieser Provinz wird für die **reineste** und zierlichste von ganz

Neu-Spanien gehalten; ihre Einwohner übertreffen auch die meisten übrigen Indianer an Gestalt und Stärke, so wie an Verstande und Geschicklichkeit. Ihre Hauptstadt, die sonst Mechoacan, oder ein Land der Fische hieß, weil es hier viele Seen giebt, hat von den Spanier den Namen Valladolid bekommen. Sie machet ein reiches Bisthum aus, das die Häven St. Antonio, und St. Jago, und die Städte Zacatula, Colima, Pascaro, St. Michael, und St. Philipp, unter sich begreift: jene liegen am Süd-Meere, diese sind vortheilhaft in dem Lande angeleget.

Von sehr weitem entdecket man den Feuerspeyenden Berg Colima. Er ist sehr hoch, und endiget sich in zwey Spitzen, auf welchen man unaufhörlich Rauch und Flammen herauskommen sieht. Er erstrecket sich über ein Thal, welches man für das angenehmste und fruchtbareste von Mexico hält. Dieses Thal ist voll von wohlangelegten Gärten, und fruchtbaren Feldern, in Weitzen und allen Arten von Getreide. In dieser Gegend findet man auch zweyerley Gattung Kupfer; eine, die so weich und geschmeidig ist, daß die Einwohner schönes Geschirr davon machen; die andere so hart, daß sie es an statt

des

des Eisens zu allen ihrem Ackerwerkzeuge brauchen.

Aus eben dieser Provinz Mechoacan erhalten wir die berühmte Pflanze, welche ihren Namen von dem Lande, wo sie wächst, bekommen hat. Heutiges Tages wird sie in der Arzeney stark gebrauchet. Man hält sie für eine Art Rhabarber, oder Scammonie. Sie hat eine weißliche Wurzel, ziemlich weich, fasig, und süßlich; grün, ist sie sehr dick, auswendig braun, inwendig weiß, milchig, und harzig. Im Handel wird sie stückweise verkaufet. Man brauchet sie auf verschiedene Art; und sie heilet allerhand Krankheiten. Sie führet die dicken, zähen, und scharfen Feuchtigkeiten des Kopfes, der Brust, und der Gelenke, gelind und ohne Gefahr ab. Sie hilft wider das Podagra, wider die Kröpfe, venerischen Krankheiten, und wider die Wassersucht. Man nimt sie in Weine, oder in einem anderen bequemen Getränke ein. Diejenige Gattung von Mechoacan, die ich in Provence zuweilen habe einsammlen sehen, hat weniger Güte, als die Mexicanische.

Unter allen Völkern im Reiche hatten die Mechoacaner den richtigsten Begrif eines höchsten

höchsten Wesens, eines letzten Gerichtes, eines Himmels, und einer Hölle. Der Gott dieses Landes wurde als der Urheber von allem, was da ist, und als der einzige Richter über Leben und Tod, angesehen. Seine Verehrer ruseten ihn in ihrer Noth an, und huben die Augen dabey gen Himmel, weil sie diesen für den Fuß seines Thrones hielten. Ihre Meynung über den Ursprung der Dinge schien weiter herzukommen, als aus den Fabeln des Heidenthumes. Sie erzähleten, „Gott habe einen Mann und eine Frau aus Erde geschaffen; als dieser ihre Nachkommen ihre Pflichten verabsäumet hätten, wären sie durch eine allgemeine Ueberschwemmung bestrafet worden, ausgenommen ein Indianischer Priester, welcher sich, mit seiner Frau und Kindern, in einen großen hölzern Kasten gesetzet, auch darinnen eine Menge Thiere, und die vortreflichsten Sämereyen aufbehalten hätte: nach verlaufenem Wasser hätte er einen Vogel fliegen lassen, der nicht wieder gekommen wäre, auch nach und nach mehrere, die ebenfalls außengeblieben wären. Der einzige, der sich wieder gezeiget hätte, sey ein kleiner Vogel, den die Indianer wegen der Schönheit und

Man-

Mannigfaltigkeit seiner Farben noch itzt am meisten schätzen.„

Wenn man den Spaniern glauben darf, so trugen die Priester in dieser Provinz eine geschorne Platte, wie die unserigen, und wußten die Drohungen der Strafen eines andern Lebens mit so lebhaften und schrecklichen Farben in ihren Tempeln vorzutragen, daß ihre Zuhörer genöthiget wurden, ihre Lebensart zu ändern. Die Menschenopfer waren bey ihnen ebenfalls eingeführet, so wie in der Hauptstadt des Reiches: von diesen hatten sie auch den abscheulichen Gebrauch entlehnet, ihre Gefangenen zu essen. Als die Castilianer ihnen dieserhalb Vorwürfe machten, antworteten sie: „es ist wahr, ihr begnüget euch an der Ehre, eure Ueberwundenen zu tödten, da wir hingegen die unsrigen verzehren: aber was verschlägt es demjenigen, der nicht mehr lebet, ob er ein Raub der Ueberwinder, oder der Würmer wird?„

Vor der Eroberung von Mechoacan hatte der vornehmste Cacique in dieser großen Provinz seinen Sitz in einer Stadt, die der Aufenthalt der Vögel genennet wurde, davon aber keine Spur mehr vorhanden ist. Wenn

der

der Fürst sich dem Tode näherte, war seine erste Sorgfalt, seinen Nachfolger zu ernennen. Dieser versammelte die Vornehmsten des Staats, nebst allen, die unter seinem Vater Aemter besessen hatten. Er fieng an, zum Zeichen seiner unumschränkten Gewalt, Geschenke von ihnen zu fordern; und seit diesem Augenblicke ließ sich niemand mehr bey dem sterbenden Caciquen sehen. Sein Zimmer wurde verschlossen, und man begnügte sich, die Zeichen seiner Würde über die Thüre zu setzen. So bald er den letzten Athem von sich gegeben hatte, machten alle zu seinem Begräbnisse versammelte Personen ein Geheul und Geschrey, und thaten, als wenn sie sich den tiefsten Schmerzen überliessen. Sie giengen hernach in den Saal, wo der Verstorbene war; ein jeder berührte ihn mit der Hand, und bespritzte ihn mit etlichen Tropfen wohlriechenden Wassers. Man zog ihm seine königlichen Kleider an; und mit diesem Putze setzte man ihn in einen unbedeckten Tragsessel, wo auf der einen Seite seine Wappen, auf der andern, die Bildseule des Gottes, den er am meisten verehret hatte, befindlich waren. Während dieser Zeit ernennte man diejenigen, die ihn in der andern

dern Welt bedienen sollten. Einige, und dieses waren die wenigsten, sahen diese Wahl als eine große Gunst an; die meisten aber waren sehr betrübt darüber. Sieben Weiber vom vornehmsten Stande bekamen Befehl, sich geschickt zu machen, ihrem ehemaligen Herrn zu folgen, um ihm Trinken einzuschenken, seine Wäsche zu waschen, und ihm andere dergleichen Dienste zu leisten. Durch dieses Mittel wurde man einen Haufen alter Mißvergnügter los, die nicht ermangelt hätten, die Gebräuche des neuen Hofes zu tadeln,

Außer denen von dem neuen Cacique ernennten Schlachtopfern, brachte man noch andere aus allen Classen der Bürger zusammen. Jeder Stand war verbunden, eine Person aus seinem Mittel zu liefern, diejenigen ungerechnet, die beherzt oder närrisch genug waren, sich freywillig anzubieten. Man trug Sorge, sie mit Blumen zu schmücken, anzuputzen, hauptsächlich aber trunken zu machen, damit man keine Unbeständigkeit von ihnen befürchten durfte. Der Leichenzug nahm seinen Anfang mit dem Truppe dieser Unglücklichen, welche bey beraubter Vernunft noch Merkmale von Freude

spüren

spüren ließen. Sie mengten unter das Gelärme der musikalischen Instrumente ihr Geschrey, wie unsinnige Leute, welche außer sich sind.

Nach ihnen kamen die Verwandten des Verstorbenen. Seine Sänfte wurde von den größten Herrn des Landes getragen, denen alle die übrigen folgeten, und eine Art von Trauer-Versen nach sehr kläglichen Melodien sangen. Die Begleitung schloß sich mit den Hofbedienten, welche Büsche und Fecher von Federn trugen. Eine unzählige Menge Volkes hatte sich auf beyden Seiten des Weges gestellet, und gab gleichsam die Wache ab, welche verhinderte, daß die Schlachtopfer nicht entrinnen konnten. Der Zug nahm seinen Anfang zu Mitternacht, und wurde von einer großen Menge Fackeln erleuchtet. Bey der Ankunft im Tempel gieng man verschiedene male um einen großen Scheiterhaufen herum, der von den Priestern sollte angezündet werden. Oben darauf setzte man den Leichnam des Caciquen, wie er in seiner Sänfte saß, und er wurde in seinem völligen Ornate verbrennet. Kaum hatte die Flamme seine Kleider ergriffen, so erwürgte man die Schlachtopfer; sie wurden

aber

aber gleich hinter die Mauer des Tempels vergraben. Bey Anbruche des Tages sammelten die Priester die Asche, und die Gebeine des Verstorbenen; auch nahmen sie das geschmolzene Gold, die Edelsteine, und alles was sie von seinem Anputze finden konnten, dazu. Sie mischeten verschiedene Sorten Teig darunter, und aus dieser Masse macheten sie eine große menschliche Figur, die sie anzogen wie den Caciquen: diese zeigete man dem Volke zur Anbetung. Man setzte sie hierauf in eine Gruft, unten an der Treppe des Tempels, auf eine Art von Bette, und um sie herum hing man alles, was man vermuthete, daß der Cacique in jenem Leben nöthig hätte.

Die Besorgniß der **Leichenbestattungen** gehörete in den ganzen Mexicanischen Reiche den **Priestern**: die Art und Weise aber zu begraben, war nicht einerley, und kam fast allezeit auf den Willen der Sterbenden an. Einige wollten in ihre Erbbegräbnisse, oder in den Hof ihrer Häuser geleget seyn: andere ließen sich auf die Berge tragen, nach dem Beyspiele der Kaiser, welche, wie ich gesagt habe, ihre Begräbnisse auf dem Berge Chapultepeque hatten. Viele

verordneten, daß ihre Asche, Kleider, und was sie sonst kostbares hatten, in den Tempeln verwahret würde.

So bald ein Mexicaner gestorben war, rufete man die Priester des Quartiers herzu, die ihn, sitzend auf einer Stroh-Matte nach des Landes Gebrauche, und auf das beste angethan, mit eigener Hand auf die Erde setzten. Unter dieser Stellung kamen seine Verwandten, und guten Freunde, grüßten ihn, und brachten ihm Geschenke. War es ein Mann von Ansehen, so bot man ihm Sclaven an, die auch Augenblicklich geschlachtet wurden, um ihm ein Gefolge in dem Reiche der Seelen zu verschaffen. Ein jeder vornehmer Herr hatte zu seiner Religions-Uebung einen Kapellan; dieser Priester, so wie die ersten seiner Hausbedienten, mußten auch von der Reise sem. Das Trauerbegängniß dauerte verschiedene Tage, und wurde durch untermengte Thränen, Gesänge, Räuchern, und andere Ceremonien feyerlicher gemachet. Oftmals geschah es, daß die Weiber das Leichengefolge ihrer Männer dadurch zu beehren suchten, daß sie sich selbst dem Tode widmeten. Der Fürsten Begräbniß-Grüfte waren von einen großen Umfange,

weil

weil man einen Theil ihrer Reichthümer, und ihrer Familie, mit ihnen zugleich begrub.

Auf der Gränze der Provinz Mechoacan, nach Norden zu, zeigete man mir das Land der Otomier; ein berühmtes Volk, das sich für den Cortez erkläret, und zur Eroberung von Mexico nicht weniger als die Tlascalaner beygetragen hatte. Es war eine wilde und grausame Nation, die keinerley Art von Regirungsforme kennete. Sie behauptete ihre Freyheit in einer Gegend, wohin man nicht kommen konnte, und welche wegen ihrer Unfruchtbarkeit und Dürftigkeit den Mexicanern allezeit sehr gleichgültig gewesen war. Diesem Reiche hatte sie sich allezeit widersetzet, aus keiner andern Ursache, als weil sie Pracht und Weichlichkeit verabscheuete. Sie lebte von der Jagd, und von den Früchten der Bäume, und bediente sich ihrer Pfeile mit Geschicklichkeit und Nachdrucke. Die Lage ihrer Berge half zu ihrer Beschützung, und sie hatte etlichemal zahlreiche Armeen abgehalten. Ihr Endzweck war auch niemals zu überwinden, sondern nur der Tyranney zu entgehen, und in der Unabhängigkeit zu leben.

Der Haß der Otomier wider die Mexicaner, ihr Aufenthalt in den Wäldern, und ihre angewohnte Einförmigkeit hätte sie dem Ansehen nach vor dem barbarischen Gebrauche bewahren sollen, Menschen zu opfern; dem ungeachtet haben sie diese von ihren Feinden angenommene Gewohnheit am längsten beybehalten. Sie opferten zwar nur die Kriegs-Gefangenen; aber sie hackten selbige in Stücken, und verkauften ihr Fleisch gekochet auf öffentlichem Fleischmarkte. Einige Spanische Mönche hatten sich gewaget, unter ihnen zu leben, und sie zu unterrichten; als sie aber in ihren Bemühungen am glücklichsten zu seyn glaubten, mußten sie bey Gelegenheit einer ansteckenden Seuche, die viele Verwüstung anrichtete, mit Verwunderung sehen, daß die ganze Nation sich auf einem Hügel versammelte. Dieß geschah, um ihren alten Göttern ein junges Mägdgen zu opfern. Die Mißionnaire arbeiteten vergeblich, sie davon abzuhalten; sie antworteten, daß sie bey Annehmung eines neuen Gottesdienstes den alten nicht vergessen dürften, sie schnitten auch dem Mägdgen in ihrer Gegenwart die Brust auf. Nach vollbrachtem Opfer

giengen

giengen die Otomier gelassen nach Hause, und ließen sich wieder unterrichten.

Die älteste Gewohnheit dieser Völker betraf ihre Heurathen. Sie lebten frey mit allen Weibern bis zu ihrer Verehlichung: hatten sie sich aber zu dieser Verbindung entschlossen, so brachten sie vorher eine Nacht bey der gewählten Braut zu, daß, wenn sie etwa einen Mangel hatte, sie sie wieder fortschicken konnten. Fanden sie sie hingegen nach ihrem Wunsche, so durften sie sich nicht wieder von ihr scheiden. Sie fiengen alsdenn an, wegen der vorigen mit andern Weibern gebrauchten Freyheit zu büßen. Solches bestund darinnen, daß sie sich eine gewisse Zeit aller sinnlichen Lust enthielten, sich durch Bäder reinigten, sich an den Armen, Nase und Ohren, Blut abzapften, u. w. d. m. Die Weiber übten dergleichen Strenge an sich ebenfalls aus: hernach kamen beyde wieder zusammen, und blieben Lebenslang bey einander. Dieses Gesetz betraf nur das gemeine Volk: denn die Oberhäupter der Nation banden sich, wie überall anderwärts, an keine Gesetze, und nahmen mehr als eine Frau, die Kebsweiber ungerechnet.

Indem ich mich von den Gebräuchen dieser Völker unterhielt, sagte ein Ordensgeistlicher zu mir: „Folgendes habe ich von einer andern Nation, mit Namen Yzcatlans, erfahren: sie haben vielleicht dergleichen nie in allen den Ländern, die sie durchgereiset sind, gehöret. Man wählte einen obersten Priester, welcher niemals aus dem vornehmsten Tempel kam, auch sich keiner Weibsperson nähern durfte. Uebertrat er eines dieser Gesetze, so hackte man ihn in Stücken, und seine blutigen Glieder wurden seinem Nachfolger täglich vorgezeiget, damit er ein Beyspiel daran nehmen sollte. Ein Yzcatlaner, der heurathen wollte, mußte sich bey den Priestern melden: diese wählten einen Festtag, um ihn auf den Gipfel des Tempels zu führen; hier schnitten sie ihm etliche Haare ab, und rufeten mit lauter Stimme: dieser Mensch will sich verheurathen. Hierauf führten sie ihn wieder herunter; und das erste Mägdgen, das ihm begegnete, war sein. Es ist wahr, dieser Gebrauch war jedermann bekannt, so wie der Tag und die Stunde der Ceremonie, dergestalt, daß die Mägdgen, die ihn nicht haben wollten, ihm nicht in den Weg kamen; man sah in der Gegend des

Tem-

Tempels nur diejenige, die mit ihm verabredet hatte, sich daselbst einzufinden.„

„In einem andern Bezirke, wurde eine wegen **Ehebruch** angeklagte Ehefrau vor das Tribunal des Caciquen geladen: konnte sie nun klärlich überführet werden, wurde sie auf der Stelle getödet, in Stücken zerrissen, und von dem Manne, den Zeugen, und dem Richter, gegessen. Anderswo empfieng sie ihre Strafe von dem Manne, der ihr öffentlich Nase und Ohren abschnitt. Wenn jemand klagte, daß er **bestohlen** worden sey, war er verbunden, den Thäter zu nennen: konnte er nun seine Anklage beweisen, mußte er bey der Bestrafung das Amt des Henkers verrichten; fehlte es ihm aber an hinlänglichen Proben, wurde er selbst durch die Hand des Beklagten gestraft. In einer andern Provinz war der **abscheuliche Gebrauch** eingeführet, die Menschen, die man den Götzen opferte, zu schinden, und ihre Haut um sich zu nehmen. Wenn es an Sclaven zu den Opfern fehlte, ernennte der Cacique die Schlachtopfer unter seinen Unterthanen. Diejenigen, die seine Befehle bewerkstelligten, holeten sie unter großen Anstalten; und wer sich nicht wollte lassen zum Altare führen,

wurde auf der Stelle umgebracht. Es war dieses ein Mittel für den Caciquen, die Religion zum Vorwande seiner Rache zu brauchen, und sich derjenigen zu entledigen, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen.„

Da ich Verlangen trug, das Reich weiter nach Norden und Westen zu besuchen, sagte eben dieser Ordensgeistliche, der alle Gegenden als Abgeschickter von seinem Orden durchwandert hatte, zu mir: „ich rathe es ihnen nicht: wenn ich die Gold- und Silber-Bergwerke ausnehme, so ist nichts, das die Mühe einer solchen beschwerlichen Reise belohnen würde. Die nördlichen Provinzen sind Panuco, Zacatecas, Neu-Biscaien, Cinnola, Culiacan: die westlichen heißen, Chiametlan und Xalisco. Die Stadt Panuco, die der ersten dieser Provinzen ihren Namen giebt, und die Hauptstadt darinnen ist, enthält nicht mehr als fünfhundert Familien, so wohl an Spaniern, als Indianern, und Mülatern. Ihre Häuser sind groß, steinern, und mit Blättern gedeckt. St. Louis von Zacatecas ist die vornehmste Stadt in der Provinz dieses Namens, und wegen ihrer Silberbergwerke berühmt; sonst aber hat sie nichts merkwürdiges. Man zählet

zwölf

zwölf oder funfzehn solcher Gruben, welche dieses Land zu dem reichsten in Neu-Spanien machen. Einige der ergiebigsten werden von sehr wilden Indianern, die sich dem Spanischen Joche noch beständig widersetzen, beunruhiget. Man rühmet die von Neu-Biscaien auch sehr; und dieses ist alles, was man von dieser Provinz sagen kann. Ihre Hauptstadt heißt Darango, und die übrigen, Barros, Sainte Barbe, St. Jean, u. s. w. „

Die Landschaft Cinnola hat wenig Spanier; doch sind zwey Städte darinnen, von denen man aber nicht viel mehr als die Namen weiß, St. Jacob, und St. Philipp. Die Luft daselbst ist gesund, und der Boden an Früchten und Baumwolle sehr ergiebig. Die Provinz Culiacan, die am äußersten Ende des Reichs gegen Norden liegt, und eine Stadt, St. Michael, hat, ist wenig bekannt. Chiametlan ist fast nur von Indianern bewohnt: wir haben daselbst St. Sebastian. Diese Colonie ist nur wegen der Bergwerke, die in dieser Provinz gebauet werden, angelegt worden: übrigens hat sie einen Ueberfluß an Honige und Wachse. Xalisco, oder Neu-Gallicien, wird für eine der reichsten

Landschaften von Mexico gehalten, wegen ihrer Silberbergwerke, um welche zahlreiche Wohnungen, mit Schmelzhütten, Pochwerken, und allem was zu dieser Arbeit nöthig ist, erbauet worden sind. Compostella ist die Hauptstadt darinnen: ehedem war sie der Sitz eines Bischofs, der nach Guadalaxara versetzt worden ist. In die Nachbarschaft von letzterer Stadt hat die Natur einen Berg gesetzt, der eine Stunde hoch und von allen Seiten unersteiglich ist, so daß weder Wagen noch Lastthiere hinauf kommen können. Er ist mit Fichten und Eichen von außerordentlicher Größe bewachsen, und seine Einwohner sind eine erstaunende Menge Wölfe. Es giebt auch Silber- und Kupferwerke daselbst.„

Weil in allen diesen Provinzen nichts merkwürdiges mehr zu sehen war, machten wir uns wieder nach der Hauptstadt auf: ehe wir aber dahin kamen, durchstrichen wir die herumliegenden Gegenden des Sees, woran sie gelegen ist. Hier sahen wir verschiedene Städte, welche ihre alten noch vor der Eroberung gehabten Namen beybehalten haben: allein, anstatt daß selbige heutiges Tages reich und bevölkert seyn sollten, so hat die

unglaubliche Abnahme der Indianer, welche durch die unerträgliche Arbeit, wozu man sie gezwungen hat, veranlasset worden ist, nichts als Einöden aus ihnen gemacht. Ein außerordentliches Unternehmen, da man einen neuen Weg mitten durch die Gebirge hat führen wollen, hat eine Million Menschen um das Leben gebracht. Der größte Theil dieser Städte ist itzt nichts, als mittelmäßige Flecken, deren Einwohner kaum hinlänglich sind, das Feld zu bauen. Testuco war ehedem eine der größten Städte im Reiche; sie machte so gar der Hauptstadt ihr Ansehen streitig, über welche sie ohnedieß den Vorzug des Alterthums hatte. Ihre Häuser erstreckten sich längst dem Ufer eines großen Sees, in einer sehr schönen Gegend, bis an die Hauptstraße, die nach Mexico geht. Dieser ehedem so glückliche Ort enthält gegenwärtig nicht mehr als hundert Spanier, und dreyhundert Indianer, die ihre Einkünfte aus denen Garten- und Feldfrüchten, die sie nach der Hauptstadt schicken, nehmen. Tacuba ist itzt nichts, als ein angenehmer Marktflecken. Piedad ist einer dergleichen: die Spanier haben ihn an dem Ende des neuen Weges gleiches Namens

ziemlich

ziemlich regelmäßig angelegt, und durch die Andacht der Mexicaner für ein Marienbild, dem sie unaufhörlich Geschenke bringen, ist er in Aufnahme gekommen. Toluco ist durch seine Schinken, und durch seinen Handel mit eingesalzenem Schweinefleische, berühmt geworden.

Eine der Merkwürdigkeiten des Sees von Mexico sind die schwimmenden Inseln; ein Werk der Kunst und des Fleißes der Einwohner. Diese legen auf zwey oder drey starke Stricke eine große Anzahl weidene Ruthen über einander, achtzig Fuß in das Gevierte, und sechs Zolle hoch. Das Ende der Stricke binden sie an die Bäume des Ufers, und die ganze Anlage bedecken sie mit Rasen. Oben darauf streuen sie Erde und Mist, und säen Blumen und Gartengewächse, die in größten Ueberflusse daselbst wachsen. Aus diesen verschiedenen Materien entsteht mit der Zeit ein dicker und fester Boden, auf welchen Hütten, und kleine Behältnisse für Federvieh, gebauet werden. Es trägt sich öfters zu, daß die Stricke reißen, und der Wind die Insel weit von dem Orte, wo sie angebunden war, wegführet. Andere machen auch die Stricke mit Willen los,

und

und bewohnen hernach die Gegenden auf dem See, derer Lage ihnen am vortheilhaftesten zu seyn scheint.

Aber unter allen Wundern dieses berühmten Sees ist der Bau der Hauptstadt von Mexico selbst ohne Zweifel das vortreflichste, als welche, so zu sagen, mitten in dem Wasser angeleget ist. Stellen Sie Sich ein unübersehliches Thal, von sechzig Stunden im Umkreise, vor, welches zum wenigsten vierzig Stunden ebenes Land hat. Die Berge, die es umgeben, sollen mehr als hunderttausend Fuß Höhe haben; und der in der Mitten liegende See beträgt sieben Stunden in der Länge und Breite, und seine Krümmungen geben ihm dreyßig Stunden Umfang. Er besteht aus zweyen Theilen, welche blos durch einen engen Raum von einander abgesondert sind; der eine Theil hat süßes, stilles Wasser; ist sehr fischreich, und höher als der andere, wohinein er fällt; der andere, ist salzig, ohne alle Fische, und den heftigsten Bewegungen unterworfen. Dieser Theil hat auch Ebbe und Fluth, wie das Meer; nur mit dem Unterschiede, daß das Fallen des Wassers sich nach der Ebbe des Meeres richtet, das Steigen aber durch die Winde veranlasset

anlasset wird, welche diesen See zuweilen so stürmisch, als das Meer selbst, machen.

Die Meynungen über den Ursprung dieser Wasser stimmen nicht überein. Einige behaupten, sie kämen aus einerley Quelle; was aber den einen Theil des Sees salzig machte, wäre der Grund, und die Erde selbst, die mit Salz bedecket wäre. So viel ist gewiß, daß man täglich Salz aus diesem Wasser machet, und dessen so viel erhält, daß nicht allein die ganze Provinz damit versehen wird, sondern man verführet es auch auswärts, bis nach den Philippinischen Inseln. Andere sind versichert, der See habe zwey Quellen, die eine salzig, die andere süsse, und eine jede theile ihre Eigenschaft der Hälfte von dem See mit. Dem sey nun wie ihm wolle, man hat nichts in der Welt, das dieser Merkwürdigkeit beykommt. Die Stadt Mexico liegt am Ufer des salzigen Sees, dergestalt, daß sie in Ansehung ihrer Lage, und wegen der vielen Canäle scheint gänzlich in das Wasser gebauet zu seyn, so wie Venedig in das Meer. Sie war schon vor der Eroberung das schönste Denkmal der Amerikanischen Bemühungen. Ungeheure Dämme durchschnitten den See, dieser aber war

beständig mit kleinen Barken, aus Stämmen von Bäumen verfertiget, bedecket. Um den See sah man mehr als funfzig Städte, und eine unendliche Menge Dörfer, zum Dienste der Hauptstadt bestimmt; sie selbst aber machte sich durch die Höhe und Kostbarkeit ihrer Gebäude, als die vornehmste Stadt eines großen Reichs, kenntlich. Seitdem hat sie vielerley Veränderungen erlitten, wie Sie aus den Untersuchungen des Pater Lopez sehen werden, davon ich die Uebersetzung nächstens wieder vor die Hand zu nehmen gedenke.

Ich bin u. s. w.

Mexico, den 26 März, 1750.

Der 119 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

In der Bibliothek des Dominicanerklosters zu Mexico verwahret man eine Handschrift, Madame, welche durch einen der Secretaire des Ferdinand Cortez diesem Kloster vermachet worden ist. Sie enthält eine, auf Befehl des Generals verfertigete Beschrei-

schreibung von der Stadt Mexico, noch ehe die Spanier sich ihrer bemächtiget hatten, und da Montezuma noch lebte. Der Pater Lopez führet sie in seinen historischen Nachrichten öfters an, und er hat einen Auszug davon gemachet, den ich Ihnen hier übersetzet schicke, nur daß ich das, was ich von dieser Hauptstadt bereits hin und wieder erwähnet, weggelassen habe.

„Diese Stadt, sagt der Pater, hieng mit dem festen Lande durch drey Dämme zusammen, die man mit den Werken der Römer vergleichen kann. Der größte hatte zwey Stunden in der Länge, und war, so wie die beyden andern, von Steinen und Kütte zusammen gesetzet. Zu beyden Seiten entdeckte man einen großen Theil des Sees, und auf selbigem mehrere schöne Dämme, die sich verschiedentlich kreuzeten, nebst einer Menge Oerter, mit Thürmen, Bäumen, und Gärten gezieret, welche mitten aus dem Wasser hervor zu kommen schienen. Jeder Damm wurde durch eine kleine Schanze, und eine Aufziehbrücke vertheidiget; weiter hin aber fand man eine zweyte Befestigung, welche eigentlich den Eingang zur Stadt ausmachte. Hier fieng sich eine große Gasse

an,

an, deren Häuser alle, mit Terrassen und Altänen versehen, nach einerley Modelle gebauet waren. Die andern Gassen gaben der ersten nichts nach: einige bestunden aus Canälen, worüber verschiedene Brücken lagen; bey anderen waren auf beyden Seiten Wege für die Fußgänger, und das Wasser aus dem See floß in der Mitten; einige hatten kein Wasser, und waren durch Kunst eben gemachet; noch andere, halb Erde und halb Wasser, hatten auf der einen Seite einen Weg für die Wagen, auf der andern, für die Barken, womit der ganze Canal bedecket war. Die Anzahl der letzteren war erstaunend: man rechnete beynahe funfzigtausend Barken, die der Stadt zugehöreten. „

„Die öffentlichen Gebäude, und die Häuser der Vornehmen waren steinern, und wohl gebauet; die Häuser des gemeinen Volkes hingegen waren klein, niedrig, ungleich, und ohne Fenster, wegen einer wunderlichen Polizey, welche haben wollte, daß die gemeinen Bürger demüthiger wohnen sollten, als die vornehmen Herren: diese Häuser aber hatten allerhand Bequemlichkeiten, und konnten verschiedene Haushaltungen fassen. Die Paläste der Adelichen mußten vermuthlich

zahlreich seyn, weil nicht weniger als dreytausend Caciquen, oder Herren über Städte, im Reiche waren, welche insgesamt verbunden waren, einen Theil des Jahres in der Hauptstadt zuzubringen, den niedrigen Adel, und die Hofbeamten ungerechnet. Ihre Häuser waren mit Gärten umgeben, und hatten alle Annehmlichkeiten, die dem Glücke, und einem hohen Stande eigen sind.„

„Die öffentlichen Plätze, die Märkte, die Kramladen, glänzten von Golde und Silber, in geschnittener und gestochener Arbeit, Tafelgeschirren von Fayence, von Baumwollenen und mit Federn durchwirkten Stoffen, worauf die herrlichsten Muster, und die lebhaftesten Schattirungen angebracht waren. Man sah Goldschmidts-Arbeit, welche der Spanischen Künstler Bewunderung auf sich zog. Es ist nicht zu begreifen, wie man einen so hohen Grad der Vollkommenheit, ohne Hammer und Grabstichel, hat erreichen können. Es waren achteckigte Schüsseln, ohne gelötet zu seyn, davon jede Ecke aus einem andern Metalle bestund; Fische, derer Schupen von Gold und Silber abwechselten; Papageye, die den Kopf, die Zunge, und die

Flügel

Flügel bewegten; Affen, die verschiedene Künste machten.„

„Diese Indianer thaten sich auch in vielerleyen Arten von Hausrathe, auf Holz gemalet, und mit großer Kunst gearbeitet, hervor. Sie bereiteten die Farben, womit sie den Grund eines Tisches, eines Käfigens, eines Schrankes machen wollten, erstlich zu, und überstrichen hernach die ganze Arbeit zu verschiedenen malen. So lange der Anstrich noch frisch war, nahmen sie einen Griffel, womit sie die darauf anzubringenden Figuren zeichneten. Das andere Ende des Griffels, das breit war wie ein Spatel, brauchten sie, um die innerhalb des Umrisses der Zeichnung befindliche Farbe wegzuheben; auf diesen leeren Platz setzten sie eine andere Farbe, so wie es die Figur erforderte: sollten allerhand Schattirungen dazu kommen, so fülleten sie erstlich den ganzen Platz mit der Hauptfarbe aus, und nahmen hernach so viel davon weg, als nöthig war, um die andern Farben darauf zu bringen. Sie trugen von diesen eine nach der andern auf, so wie sie es mit der ersten gemachet hatten, bis die ganze Arbeit fertig war. Wenn sie, zum Exempel, einen Papagey auf den Schiebkasten

eines Schreibtisches malen wollten, so überstrichen sie erstlich das ganze Feld blau, aus Indigo gerieben. War dieser Grund recht glatt, so zeichnete man den Papagey; das Blaue, das an dem Orte war, wo der Leib des Thieres seyn sollte, nahm man weg, und brachte eine grüne Farbe dafür hin; und weil der Vogel auch zuweilen rothe Federn hat, schabte man die Oerter, wo sie hinkommen sollten, ab, und ersetzte sie mit Carmine. Die Augen wurden auf eben diese Art verfertiget, indem man außen herum eine blasse Farbe, mit etwas Schwarzen in der Mitten zum Augapfel, nahm. Auf solche Art war die Malerkunst bey den alten Mexicanern beschaffen; und um den Farben ihren Glanz zu erhalten, und sie noch lebhafter zu machen, so bedienten sie sich gewisser Firnisse, die aus dem Oele verschiedener Pflanzen gezogen waren. Die Meublen, auf diese Art gemalet und lackiret, konnte man abwaschen, und täglich ohne Schaden brauchen. Man verfertigte Schwenk-Kessel, Badewannen, und andere dergleichen Gefäße, die in dem Wasser weder Glanz noch Farbe verloren.„

„Der Platz, wo diese Sachen öffentlich zum Verkaufe aufgestellet wurden, war so groß,

groß, daß er sechzig bis achzigtausend Personen fassete. Man brachte alles, was das ganze Reich lieferte, dahin. Es waren so viel Zelte Reihenweise auf selbigen aufgeschlagen, diese aber so enge neben einander gesetzet, daß man nicht wußte, wo man durchkommen sollte. Jeder Kaufmann kennete seinen Platz; und die Buden waren mit baumwollenen Tüchern bedecket, die den Regen und die Sonne abhielten. Man verkaufete daselbst allerhand Sorten von Decken, Töpferwaaren, Häute, Vögel von allen Arten und Farben, Salz, Leinwand, Tücher, Zwirn, Steine, Kalch, Ziegel, und andere Baumaterialien. Es war ein Quartier zu grünen Sachen, Hülsenfrüchten, Wurzelwerke, Sämereyen, Arzeneykräutern; ein anderes, zu Obst, Blumen; ein anderes zum Fleische, Federviehe, und Wildprete. Man brachte alles dahin, so gar Schlangen, Hunde, Ratten, Mäuse, und eine Art von Schaume, den man zu gewisser Jahreszeit auf dem Wasser des Sees abnahm. Davon machte man Kuchen, die in Mexico so berühmt waren, als es der beste Käse in Europa ist. Der Ueberfluß dieser Materie, sagt man, sey Ursache, daß so viel Vögel sich dahin gezo-

gen hatten, besonders im Winter, wo ihre Anzahl erstaunend war. Auf diesem großen Markte, dem weitläuftigsten in der ganzen Welt, geschah fast aller Handel durch Tausch: man gab eine Henne, für ein Bündel Mais, Leinwand, für Salz, u. s. f. Die Verkäufer bezahlten etwas gewisses an den Kaiser für ihre Buden, vermöge dessen sie vor den Spitzbuben durch Wächter, die auf die Sicherheit der Handlung sehen mußten, gesichert waren: die Diebstähle aber wurden mit der äußersten Schärfe bestrafet. Bey Dingen, die wenig werth waren, dienten die Kerne vom Cacao statt des Geldes.„

„Die Mexicaner hatten kein Gewicht, wohl aber verschiedene Maase: selbige waren von Holze zum Getreide, und Körnern; von Stricken, zum Kräutern; von Topfe, zum Oele, Honige, und fließenden Sachen. Anstatt der Ziffern bedienten sie sich gewisser Kennzeichen, um den Preis der Waaren zu bestimmen. In Ansehung des Schreibens, da sie keine Buchstaben hatten, drückten sie ihre Gedanken durch Bilderzeichen aus. Dinge, die eine Gestalt haben, zeichneten sie unter dieser Gestalt; die andern, stelleten sie unter angenommenen Figuren vor.

vor. Man hat verschiedene, auf diese Art geschriebene Kirchengebethe wenige Zeit, nach dem die Christliche Religion bey ihnen verkündiget worden war, gefunden. Der Anfang der Beichte, zum Beyspiele, war folgender: um die Worte auszudrücken, ich bekenne meine Sünden, war ein Mensch gemalet, der zu den Füssen eines Geistlichen kniete, und ihm in das Ohr redete. Um zu sagen, Gott, dem Allmächtigen, sah man drey Gesichter, welche die Dreyeinigkeit anzeigten. Das Gesicht einer Weibsperson, mit der Hälfte des Leibes eines Kindes, bedeutete die Jungfrau Maria. Zwey Köpfe, mit einem Schlüssel und Degen, drückten die Worte aus, dem heil. Peter und Paul, u. s. w. Ich habe die allgemeine Beichte eines Mexicaners auf diese Art geschrieben gesehen: zwey Personen, in einer wenig anständigen Stellung, zeigten den Ehebruch an.„

„Als die Abgesandten des Montezuma zu dem Ferdinand Cortez kamen, hatten sie Maler von ihrer Nation bey sich, die mit einer ungemeinen Fertigkeit die Schiffe, Soldaten, Pferde, das Geschütz, und alles, was in dem Spanischen Lager ihren Augen vorkam, abmaleten. Ihr Malertuch war von zugerich-

teter Baumwolle, auf welche sie allerhand Gegenstände mit Pinsel und Farben sehr natürlich entwurfen. Cortez, der von ihrer Arbeit Nachricht bekommen hatte, gieng heraus, solche mit anzusehen, und war nicht wenig verwundert, zu erblicken, mit was für einer Leichtigkeit sie nicht allein die Figuren, sondern auch die Reden und Gebärden auszudrücken suchten. Man versicherte ihn, Montezuma würde auf diese Weise von allen Umständen der Unterredung, die er mit den Gesandten gehabt hätte, unterrichtet: man behauptete so gar, sie bildeten die Gesichter der Castilianer auf das natürlichste ab. Cortez befürchtete, daß Bilder ohne Bewegung und Kraft keine seinen Absichten gemäße Begriffe geben würden, und fiel auf den Entschluß, diese schwache Abbildung zu beleben, wenn er seinen Truppen die Kriegsübungen machen ließ. Der Befehl dazu wurde auch gleich gegeben; das Fußvolk stellte sich in Schlachtordnung, und alles Geschütz wurde aufgeführet. Der General theilte seine Leute in zwey Colonnen ab, und ließ eine Art von Gefechte vorstellen, wobey die Reiterey zugleich ihre Schwenkungen machen mußte. Die Indianer, in der ersten Verwunderung,

sahen

sahen die Pferde, da ihre Gestalt und Muth ihnen schrecklich vorkam, mit Furcht an; und weil ihre Folgsamkeit sie zugleich befremdete, schlossen sie, daß Menschen, welche die Thiere so gelehrig machen könnten, etwas übernatürliches haben müßten. Als aber das Fußvolk auf das erste gegebene Zeichen zwey oder drey Salven gab, und die Canonen sich hören ließen, überfiel die Furcht die Mexicaner so sehr, daß etliche zu Boden fielen, andere aber die Flucht nahmen; und die Gesandten suchten ihr Schrecken unter dem Scheine der Bewunderung zu verbergen. Cortez sprach ihnen Muth zu, und sagte mit lächelnder Mine, die Spanier pflegten ihre Freunde mit dergleichen militarischen Ergötzlichkeiten zu beehren. Die Maler, als sie sich von ihrem Schrecken erholet hatten, sonnen auf neue Figuren, um vorzustellen, was sie gesehen und gehöret hatten. Etliche zeichneten bewaffnete, und in Schlachtordnung gestellte Soldaten; andere maleten die Pferde in der Hitze des Gefechts; sie bildeten einen Canonenschuß durch Feuer und Rauch ab, und selbst den Knall durch feurige Striche, die den Gedanken des Blitzes erregten. Man sah mit Erstaunen, wie ein

Volk, das in Unwissenheit und Barbarey stack, mit so vieler Kunst Mittel gefunden hatte, den Mangel der Buchstaben zu ersetzen.„

„Man hatte in Mexico eine Art von Büchern, worinnen nicht allein das Andenken der alten Geschichte, sondern auch die Gewohnheiten, Gesetze und Ceremonien, aufbehalten wurden. Es war eine Art von Pergament, mit einem Gummi überzogen, und doppelt zusammen geleget. Eine gewisse Anzahl solcher Blätter machte einen Band aus. Ich habe ihrer gesehen, die auf allen Seiten beschrieben, oder vielmehr mit den erwähnten Bildern angefüllet waren. Sie bestunden in einer Sammlung von Begebenheiten, und in Anmerkungen über die Gestirne und Thiere. Da ich den Theil, der die Planeten angieng, mit mehrerer Aufmerksamkeit durchsah, dünket mich, wahrgenommen zu haben, daß das Jahr der Mexicaner dreyhundert und fünf und sechzig Tage hatte, wie das unsrige, aber in achtzehn Monate eingetheilet war, deren jeder ein Drittel weniger betrug, als bey uns. Die letzten fünf Tage im Monate waren zur Ruhe und Ergötzlichkeit bestimmt; das Volk überließ

sich

sich allerhand Arten von Zeitvertreibe, und beschäfftigte sich mit kleinen Verrichtungen. Ihre **Wochen** hatten dreyzehn Tage, und jeder Tag einen eigenen Namen. Die **Jahrhunderte** bestunden aus zwey und funfzig Jahren, und waren folgendergestalt eingetheilet.„

„In der Mitte eines großen Zirkels, in zwey und funfzig Grade getheilet, deren jeder sich auf ein Jahr bezog, war die Sonne vorgestellt, und aus ihren Strahlen giengen vier Linien von verschiedenen Farben, die den Zirkel gleich theilten, und die vier Gegenden der Welt anzeigten. In einen zweyten Zirkel, der den ersten einschloß, schrieben sie mit Figuren, und Zeichen, die vornehmsten Begebenheiten des Jahrhundertes; und diese Charten gaben öffentliche **Urkunden** ab, welche diese Völker als unverwerfliche Zeugnisse ihrer Geschichte ansahen. Die Spanier, die diese Urkunden für abergläubige Character nahmen, weil sie nichts als wunderliche Figuren sahen, verbrennten ihrer so viel als sie nur ausfündig machen konnten: daher man auch fast keine mehr in ganz Neu-Spanien sieht. Es war ein alter Gebrauch in Mexico, daß man an dem letzten Tage im

Jahr-

Jahrhunderte auf den Dächern der Häuser niederkniete, das Gesicht nach Morgen kehrete, und Achtung gab, ob die Sonne in ihrem Laufe fortfuhr, oder ob das Ende der Welt käme; denn unsere Indianer bildeten sich ein, die Sonne müsse sich aller zwey und funfzig Jahre erneuern, ohne welches die Zeit, mit der alten Sonne, aufhörte. Ehe man ein neues Jahrhundert anfieng, zerbrach man alle Gefäße, und löschte das Feuer aus; so bald aber der erste neue Tag erschien, hörete man die Trommeln und andere Instrumente erschallen, um den Göttern zu danken, die ein neues Jahrhundert gegeben hatten. Man kaufte neue Gefäße, und gieng und holete Feuer bey den Priestern, die bey dieser Gelegenheit öffentliche Umgänge hielten.„

„Ich komme aber wieder auf die alten Paläste von Mexico, davon ich mich zu sehr entfernet habe. Die von dem Kaiser trugen zu der Pracht der Stadt noch mehr bey, als die Gebäude, davon ich geredet habe. Der vornehmste, welcher Tepac hieß, oder vorzüglicher Weise der Palast, war von einem so großen Umfange, und von solcher Kostbarkeit, daß die Beschreibung davon Erstaunen erwecket. Man zählte zwanzig

schöne

schöne Thore darinnen, die auf eben so viel Gassen stießen, und davon das größte mit dem Wappen des Reiches gezieret war. Der Theil des Palastes, wo der Monarch wohnete, hatte drey große Höfe, derer jeder mit einem vortreflichen Springbrunnen, mit hundert Gemächern, und mit eben so viel Badezimmern versehen war. Unerachtet zu diesem weitläuftigen Gebäude nicht ein eiserner Nagel gekommen war, so sah doch alles so fest aus, daß es die Spanier nicht genug bewundern konnten. Die Mauern schienen ein Gemenge von Marmor, Jaspis, und Porphiere zu seyn, und gaben einen vortreflichen Glanz von sich. Die Dächer waren von Pfosten künstlich zusammengefüget, die Fußböden von Cedernholze gemachet, die Tapeten aus Baumwolle verfertiget, und mit allerhand Federn geschmücket. Die Betten stimmeten nicht mit der übrigen Pracht, und Größe überein; sie bestunden aus bloßen Decken, auf Matten geleget.„

„Die Weiber des Kaisers wohneten in abgesonderten Zimmern, wo Glanz und Kostbarkeit ebenfalls herrscheten. Sie hatten den Titel als Königinnen, und waren Töchter von einigen dem Reiche zinsbaren

Fürsten.

Fürsten. Die Anzahl der Kebsweiber erstreckte sich auf mehr als dreytausend, die Kammerweiber und Sclavinnen mit gerechnet. Man wählete sie unter den schönsten Weibspersonen im Reiche. Es war nicht zu viel, ihrer hundert und funfzig auf einmal schwanger zu sehen; aber die Thronfolge kam nur auf die Kinder der Kaiserinnen: die andern pflegten Arzeneymittel zu brauchen, um ihre Leibesfrüchte los zu werden. Die mehresten waren Töchter von vornehmen Herren, und der Fürst hatte sich das Recht angemaset, diejenigen, die ihm gefielen, zu wählen. Sie wurden in einer eben so großen Reinlichkeit, als Ueberflusse unterhalten: hingegen wurde auch das geringste Versehen auf das schärfste gestrafet. Wenn sie wieder zurück geschicket wurden, verheuratheten sie sich an Leute von Stande, denn sie waren mehrentheils reich, und wurden als sehr geehret gehalten, daß sie dem Kaiser zugehöret hatten. Verschiedene verheuratheten sich an Officiere von dem Cortez, denen sie Montezuma überlassen hatte; und um sie der Spanischen Verbindung noch würdiger zu machen, waren sie getaufet worden. Man sagt, der General selbst hätte eine von des Kaisers

sers Kebsweibern geheurathet, oder wenigstens als Maitresse zu sich genommen, ja dieser Fürst habe ihm zweye angeboten, in der Meynung, er könne mehr als eine Frau heurathen. Die zweyte war hernach an einen andern Spanischen Herrn überlassen worden. „

„Außer dem Palaste, wo der Monarch Hof hielt, hatte er in der Stadt noch verschiedene Häuser, deren ein jedes besondere Merkwürdigkeiten in sich fassete. Das eine war ein prächtiges Gebäude, das auf Pfeilern von Jaspis ruhete, und zum Aufenthalte für Vögel dienete, welche ihres Gesanges, oder ihrer Federn wegen merkwürdig waren. Ihre Anzahl war so groß, daß mehr als dreyhundert Personen mit dem Unterhalte dieser Thiere zu thun hatten. Die Seevögel wurden in einem Teiche voller Salzwasser gefüttert; die andern Wasservögel aber in großen Behältnissen mit süssem Wasser: die Feld- und Holzvögel wurden in weitläuftigen Galerien aufbehalten. Zu gewisser Jahreszeit wurden sie gerupfet, und von ihren Federn machte man Stoffe, Gemälde, und andere kostbare Zierrathen. Nicht weit davon waren die Raubvögel, einige in Käfigen,

Käfigen, andere auf Stangen, und zur Falkenjagd abgerichtet. Man sah Adler daselbst von erstaunender Größe, und von unglaublicher Gefräßigkeit.„

„In einem andern Hofe wurden wilde Thiere aufbehalten, als Löwen, Bäre, Tiger, auch andere in Europa unbekannte Arten, welche zusammen ein Thierhaus ausmachten, dessen sich die größten Monarchen nicht hätten schämen dürfen. Ein dritter Hof verwahrte in Kellern, Gruben, oder Löchern, mit Fleiß dazu eingerichtet, eine entsetzliche Menge Schlangen, Scorpionen, Crocodille, Ottern, welche man, dem Vorgeben nach, mit dem Blute der Menschen, die den Götzen geopfert wurden, nährete. Die Spanier höreten das Gezische, Geschrey, und Gebrülle, welche der Hunger und der Zwang der Gefangenschaft allen diesen abscheulichen Thieren abnöthigte, nicht ohne Entsetzen an. Es waren auch große Gemächer für die Lustigmacher, für Zwerge, Buckeliche, Einäugige, Lahme, und andere unförmliche Gestalten vorhanden, welche allerhand Kunststücke lernten, um dem Kaiser zum Zeitvertreibe zu dienen. Die Sorgfalt, die man für sie hatte, machte ihren Zustand so erträglich,

träglich, daß es Aeltern gab, die ihre Kinder mit Willen verstümmelten, um ihnen einen gewissen und guten Unterhalt zu verschaffen. Was aber noch wunderlicher scheint, ist, daß Montezuma dieses Haus ausersehen hatte, seine Andachtsübungen darinnen zu verrichten. Er hatte daselbst eine Kapelle, wo die gewölbte Decke mit Goldplatten überzogen war, und dahin er sich bey Nachtzeit begab, seine Götter um Rath zu fragen; ungeachtet der abscheuliche Lärmen aus diesem Hause vielmehr ein Ebenbild der Hölle machte.„

„Zwey Zeughäuser, derer eines zu Verfertigung der Waffen, das andere zu ihrer Verwahrung bestimmet war, trugen zur Größe des Monarchen, und zur Verschönerung der Hauptstadt nicht wenig bey. In dem ersten wurden die geschicktesten Arbeiter, jeder in seiner Werkstatt, mit Vorzuge, nach Beschaffenheit ihrer Fähigkeiten, unterhalten. Man verfertigte daselbst eine erstaunende Menge Pfeile und zugespitzte Steine, welche in den Provinzen an die Truppen ausgetheilt wurden; doch blieb allezeit ein großer Vorrath in dem Magazine. Man machte auch Bogen, Köcher, Streitkolben, Wurfspieße mit

spitzigen Steinen beschlagen, Schleudern, Schilde, u. d. m. Die für den Kaiser bestimmten Waffen waren in einem besondern Zimmer in schönster Ordnung aufgehangen, mit goldenen und silbern Blättern, mit raren Federn, und mit kostbaren Steinen gezieret, welches einen ausnehmenden Anblick verursachete.„

„Allein unter allen Palästen war der merkwürdigste, das so genannte Trauerhaus. Der Fürst begab sich bey dem Tode eines vorzüglich geliebten Verwandten dahin, oder wenn eine erfolgte Landesnoth öffentliche Trauerbezeigungen erforderte. Die bloße Bauart dieses Ortes war hinlänglich, traurige Empfindungen zu erregen. Die Wände, ihre Einfassungen, die Decken waren schwarz; und anstatt der Fenster waren einzelne schmale Oeffnungen angebracht, wodurch nur so viel Licht hineinfiel, als nöthig war, das Grausende, das im ganzen Gebäude herrschete, zu vermehren. Der Fürst hielt sich hier so lange auf, als seine Betrübniß ihm den Geschmack an vergnügten Dingen benahm.„

„Alle Städte in der Nähe der Hauptstadt mußten Leute zu Erbauung und Erhaltung dieser

dieser Paläste hergeben, oder sie holfen die Kosten tragen, welche die sämtlichen Gemeinen aufbrachten. Die Abgaben des Adels bestunden, außer der Schuldigkeit des Kaisers Person zu bewachen, und mit einer gewissen Anzahl Vasallen unter den Truppen zu dienen, in Geschenken, welche freywillig hießen, die man aber nicht abschlagen durfte. Für die verschiedenen Arten von Steuern hatte der Fürst besondere Einnehmer; und wenn die kaiserliche Rentkammer die benöthigten Kosten zu Unterhaltung der Gebäude und der Truppen besorgt hatte, wurde der Ueberschuß des Geldes in Stangen verwandelt. Die Schätze des Reichs erwuchsen aus dem Ertrage der Bergwerke, des Salzes, und hauptsächlich der Steuern, welche der Landesherr seinem Volke auflegte. Die dazu bestellten Einnehmer bestraften die geringsten Fehler oder Versehen mit dem Tode.„

„Die alte Stadt Mexico hatte fast drey Stunden im Umfange, und enthielt mehr als zweymal hunderttausend Einwohner. Ungeachtet sie voller Wasser war, so hatte sie doch die Beschwerlichkeit, daß man dieses Wasser zu den täglichen Bedürf-

nissen nicht brauchen konnte. Man mußte anderes von dem kleinen Berge Chapultepeque, dem ehemaligen Begräbnißorte der Mexicanischen Kaiser, durch töpferne Röhren herleiten. Von eben diesem Orte bekommt man es noch heutiges Tages vermittelst einer großen Wasserleitung, die von dreyhundert fünf und sechzig steinernen Bogen getragen wird, das Wasser mitten über den See leitet, und eine der schönsten Zierden ausmachet. In dieser Hauptstadt zählte man zweytausend Tempel, davon der größte sich durch seine ungemeine Größe, Pracht, und Reichthümer besonders hervorthat.„

Hier, Madame, endiget sich die Spanische Handschrift. Das Folgende ist die eigene Arbeit des Pater Lopez, davon ich einen übersetzten Auszug zu machen fortfahren will. „Dieß war, sagt er, der blühende Zustand dieser Stadt, als Ferdinand Cortez die Belagerung davon unternahm. Er bezwang sie in weniger als dreyen Monaten, nachdem er den größten Theil davon verbrennt, und drey Viertel der Einwohner hatte umkommen lassen. Er bauete sie aber wieder auf, gab ihr eine andere Gestalt, und vertheilte sie unter ihre Eroberer, und unter

die

die vornehmsten Mexicaner. Er versprach allen Indianern, die sich daselbst unter seinem Schutze niederlassen wollten, einen gewissen Platz, um Häuser darauf zu bauen, die ihre Kinder nach ihrem Tode erben sollten, nebst andern Vorrechten, welche sie vor der übrigen Nation unterscheideten. Den Angesehensten unter ihnen überließ er ganze Gassen; und ernennte sie zu Oberhäuptern des Quartiers, das sie bevölkern würden. Don Pedro von Montezuma, ein Sohn des Kaisers, erhielt einen großen Theil bey dieser Anweisung. Man befürchtete eben so wenig, die Nachkommen des kaiserlichen Hauses, welche bloße Edelleute geworden waren, in Mexico zu lassen, als man sich in Constantinopel beunruhigte, eine Familie von den Paläologen daselbst zu sehen.„

„Cortez ließ Plätze zu Kirchen, Märkten, und andern öffentlichen Gebäuden abstecken. Die Wohnung der Castilianer ließ er, von der Indianer ihrer, durch einen Canal absondern; und dieser Unterschied besteht noch itzt. Die Arbeit wurde mit solchem Eifer getrieben, daß man die ganze Stadt in wenigen Monaten mit schönern Häusern angefüllet, und in besserer Ordnung sah, als

vorher. Der Spanische General erbauete das seinige auf den Grund des Palasts des Montezuma, und machte ein kostbares Gebäude daraus, das noch heut zu Tage den Unterkönigen zuweilen zur Wohnung dienet.„

„Um seinen Errichtungen eine dauerhafte Verfassung zu geben, beredete er alle verheurathete Spanier, ihre Weiber kommen zu lassen; und eine Menge Castilianischer Familien begaben sich auf seine Veranlassung dahin. Aus Europa, so wohl als von den Inseln Cuba, und St. Domingo, wurden Kühe, Schweine, Ziegen, Schafe, Pferde, Zuckerrohr, Maulbeerbäume, und tausend andere den Mexicanischen Einwohnern bisher unbekannt gewesene Landesproducte geholet. Geschickte Arbeitsleute errichteten Manufacturen daselbst; man errichtete eine Buchdruckerey; und man schlug Geld mit dem Gepräge des Königs von Spanien.„

„Außer den Gold und Silbergruben, worinnen fleißig gearbeitet wurde, entdeckte man auch Eisen, und Kupfer, woraus Canonen gegossen wurden. Schon in dem folgenden Jahre waren fünf und dreyßig metal-

metallene, und sechzig eiserne Canonen fertig. Endlich, wurde Mexico, wenige Zeit nach der Eroberung, die schönste Stadt von Amerika; und nach und nach ist sie eine der reichsten und prächtigsten von der Welt geworden. Man hat neue Canäle angeleget, worüber eine große Menge Brücken gehen; andere hat man zugefüllet, und Häuser dahin gebauet, so daß kein Wasser mehr der Stadt zu nahe kommet, wie vorher. Die alte Stadt hat ihren Platz nicht verändert, man hat aber Aufwürfe gemachet, um sie vor den Ueberschwemmungen sicher zu stellen. Vergebens hat man gesuchet, das Wasser zwischen die Berge der herumliegenden Gegend zu leiten; nach vieler Arbeit, nach unermeßlichen Kosten, und nach dem Verluste von einer Million Indianer, welche die Spanier wie Lastthiere brauchten, hat man sie nur zum Theile gewältiget, und vor den großen Ueberschwemmungen ist man doch noch nicht gesichert.„

„Da alle benachbarte Völker bezwungen sind, ja der größte Theil vertilget worden ist, leben die Spanier so sicher daselbst, daß sie weder Thore, noch Mauern, weder Pulver, noch Geschütz haben. Vera-crux scheint ihnen hinlänglich zu seyn, um sie vor feindli-

chen Anfällen zu schützen. Die Landeseingebohrnen wohnen fast alle in einer der Vorstädte, Guadalupa genennet. Viele arme Spanier heurathen ihre Töchter; andere verführen sie; alle aber greifen täglich um sich, nehmen ihnen die Plätze, worauf sie gebauet haben, weg, und machen aus drey oder vier Indianischen Häusern ein großes nach Europäischer Art, mit Lust und Obst-Gärten. Auf diese Art ist die Stadt seit Cortez Zeiten fast völlig erneuert worden, und man sieht heut zu Tage nichts als schöne Häuser. Sie sind zwar wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch, weil sie, wenn sie mehr als zwey Stockwerke hätten, der Gefahr zu sehr ausgesetzet wären. Die Mauern sind von außem mit kleinen buntfarbigen Kieselsteinen ausgesetzet, die wie Herzen, Sonnen, Sterne, Blumen, und andere Figuren, geschnitten sind, und in ihrer Mannichfaltigkeit ein hübsches Ansehen machen. Die Thüren sind groß und sehr hoch; die Fenster haben eiserne Brustgeländere, davon die meisten die ganze Breite des Gebäudes einnehmen. Sie sind mit Orangenbäumen, und Blumen aller Jahreszeit besetzet, denn die Luft ist so gelinde und gemäsiget, daß man niemals weder

der zu große Hitze, noch solche Kälte verspüret, daß man einheitzen müßte.„

„Die Gassen sind so breit, daß auch in den engesten vier Wagen neben einander fahren können; dieß machet, daß die Stadt größer zu seyn scheint, als sie würklich ist. Die öffentlichen Plätze sind zwar nicht von der Größe, als zur Zeit des Montezuma, sie sind aber auch itzt noch von so ansehnlichem Umfange, besonders der Platz, wo Markt gehalten wird, daß an den Tagen der öffentlichen Spiele, und wenn mit Stieren Wettrennen angestellet werden, das ganze Volk kaum den dritten Theil des Platzes einnimt. Das Mittel davon ist durch eine marmorne Seule bezeichnet, worauf ein Adler von Aerz zu sehen ist, der seiner vortreflichen Arbeit wegen, Bewunderung verdienet. Um diese Art von Pyramide stehen vier Reihen kleiner angestrichener und verzierter Buden, worinnen man alles findt, was man schönes in Seide, Golde, leinenen Zeuge Bändern, Spitzen, Gase, Kopfputze, und andern Modewaaren verlangen kann. Die Hauptkirche, die mit Quaterstücken und Ziegeln gebauet ist, machet die eine Seite dieses Platzes aus: gegen über stehen das Rathhaus, die Wohnung

des Polizey-Richters, und das Gefängniß. Auf der dritten Seite sieht man des Unterköniges Palast, den königlichen Gerichtshof, die Münze, die Inquisition, die Universitäts-Gebäude, und das Collegium der Dominicaner. Die vierte besteht aus privat Häusern, wo eine Menge reicher Leute wohnen.„

„Die Gassen, wodurch man auf diesen Platz kommt, sind so breit, daß ein Wagen, mit sechs Pferden bespannet, bequem daselbst umwenden kann. Zuerst fällt einem die Goldschmidts-Gasse in die Augen, die von goldnen und silbernen Waaren glänzet. Sie stößt auf ein Fünfeck, wo Springwasser angebracht sind, die diesen Spatziergang ungemein angenehm machen. Die Gasse von Tacuba, eine der längsten in der Stadt, und die mit allerhand meßingenen und eisernen Waaren angefüllet ist, wird durch die Seiden-Kramladen noch verschönert. Sie hat ihren Namen von einem alten Marktflecken, dahin sie den Weg machet. Eine andere Gasse, die wegen ihrer schönen Gebäude den ersten Rang einnimt, ist die Adlersgasse, von einem alten Götzenbilde also benennet, welches diesen Vogel vorstellet, und sich, ohne die geringste Veränderung erlitten zu haben, noch

erhält.

erhält. Die reichsten Spanier haben hier ihre Häuser. Man sieht daselbst auch den berühmten Palast der Marquis del Valle, der Nachkommen des Cortez. Er ist größer und kostbarer, als das königliche Schloß zu Madrid. Der sehr geraumige Hof ist mit Altänen, und eisernen Geländern vor den Fenstern, umgeben, in der Mitte des Hofes aber steht eine Bildseule zu Pferde auf ihrem Postemente. Die Unterkönige haben zu Chapultepeque noch einen andern Palast, den man als das Amerikanische Escurial ansehen kann, seitdem die Statthalter, die während ihrer Verwaltung sterben, dahin beerdiget werden. Die Gebäude davon sind prächtig; blos die Kapelle hat etliche Millionen gekostet. Die dazu gehörigen Gärten kommen, wegen der Schönheit ihrer Blumenbeete, der Alleen, und Springwasser, mit der übrigen Kostbarkeit überein.„

„Die Menge von Canälen, welche die Hauptstadt von Mexico wässern, verschaffet wegen des beständigen Handels, den Einwohnern den Ueberfluß und die Bequemlichkeiten, die sie genießen. Jeder Tag in der Woche liefert seine besonderen Waaren: des Sonnabends kommen von allen Gegenden

Schiffe

Schiffe mit Blumen und Früchten an, welche der Stadt das Ansehen eines Gartens geben. Man darf sich nicht wundern, diese Stadt mit allem, was zur Lebens Nothdurft oder zur Ueppigkeit gehöret, so reichlich versorget zu sehen, wenn man betrachtet, daß, außer der erstaunenden Fruchtbarkeit des Landes, alle Jahre zwey Gallionen aus Spanien, und mehr als achtzig Kauffarthey-Schiffe ankommen, welche alles liefern, was Europa kostbares hat, zu gleicher Zeit daß die Flotte der Philippinischen Inseln die Seltenheiten aus China, Japan, Indostan, und Persien, dahin bringt. Daher hält man sie auch für eine der reichsten Städte in der Welt. Ihr Handel erstrecket sich von der Nord-See, über Vera-crux, bis an die Süd-See, vermittelst des Havens von Acapulco. Man lebt so wohlfeil daselbst, daß ein halbes Stück von Achten, zum täglichen Aufwande einer Person, hinlänglich ist. Weil man kein Kupfergeld hat, und die geringste silberne Münze einen halben Real beträgt, ist man in beständiger Verlegenheit wegen des Einkaufes der Lebensmittel, wie Obst, und Hülsenfrüchte. Noch heutiges Tages, so wie vor der Eroberung, sind die Cacao-Kerne die

kleine

kleine Münze auf dem Kräuter-Markte. Man rechnet sechzig oder achtzig Stücke für einen Real, nach Beschaffenheit des Preises des Cacao, der niemals einerley ist.„

„Man rechnet hier ohngefähr hunderttausend Einwohner, davon der größte Theil aus Schwarzen und Mülatren besteht. Diese Hauptstadt übertrift die meisten Städte von Europa so wohl wegen der Schönheit des dasigen weiblichen Geschlechtes, als wegen der Kostbarkeit der Gebäude. Es ist zum Sprichworte geworden, daß in Mexico vier Dinge schön, und sehenswürdig sind: die Kleidung, Kutschen und Pferde, die Gassen, und das Frauenzimmer. Letztere sind für die Europäer so eingenommen, daß sie auch die Aermsten den reichsten Creolen vorziehen: daher kommt es, daß die Creolen den Spaniern so gehässig sind. Die Einwohner haben in Gewohnheit, alle Tage Nachmittages gegen vier Uhr, entweder zu Pferde, oder zu Wagen, sich auf einen prächtigen Spatzirgang zu begeben, wo man unter den schattigsten Alleen vor der Sonnenhitze gesichert ist: man trift ordentlich mehr als zweytausend Kutschen daselbst an. Die von Mannspersonen werden von einer großen

Menge

Menge schwarzer Sclaven, in Livreen mit Gold und Silber besetzet, in seidenen Strümpfen, mit Bandschleifen an den Schuhen, und mit dem Degen an der Seite begleitet. Der Unterkönig findet sich oft auf diesem Spatzirgange ein; und seine Begleitung giebt an Pracht, und Ansehen, der vom Könige von Spanien, nichts nach. Die Damen haben einen Haufen Indianerinnen fast von nichts als Mulatern, in ihrem Gefolge, und sind in seidene Stoffe gekleidet, mit Edelsteinen ganz bedecket. Sie haben so viel Annehmlichkeit in ihrem Betragen, und ihr Anzug ist so reizend, daß die Spanier sie ihren Weibern vorziehen. Die meisten sind Sclavinnen, oder sind es gewesen, und haben ihre Freyheit blos der Liebe zu zuschreiben.„

„Der Canal von Xamaica ist noch ein anderer unvergleichlicher Ort: man fährt daselbst ebenfalls spatziren, entweder auf dem Wasser, oder an beyden Ufern. Auf einer Menge kleiner Barken, mit Musikanten besetzt, höret man die angenehmsten Vocal- und Instrumental-Concerte. Beyde Ufer sind voller kleiner Häuser, wo man Erfrischungen haben kann. Ueberhaupt ist die Neigung zur Pracht in Mexico allen Ständen gemein.

gemein. Die Kutschen daselbst sind kostbarer, als an den vornehmsten Höfen von Europa: um sie zu verzieren, erspart man weder Gold noch Silber, weder Edelsteine, noch die reichsten Stoffe. Man rechnet ihrer in dieser Hauptstadt mehr als viertausend. Alles, was anderwärts von Eisen ist, ist hier von Golde, oder Silber. Nichts ist gemeiner, als auf den Hüten der Leute von Stande Rosen von Diamanten zu sehen, und Schnuren von Perlen auf den Hüten der geringsten Handwerksleute. Die in der Stadt wohnenden Mexicaner, weil sie sich auf die Handlung legen, sind fast alle reich. Die Vornehmsten unter ihnen sind eben so angesehen, als die von Spanischen Geblüte; die wenigen Nachkommen des Montezuma genießen einen jährlichen Gehalt aus der königlichen Casse, wobey sie mit Ehren leben können.„

„Aber unter allen Einwohnern von Mexico sind die Geistlichen die geehrtesten, und zu gleicher Zeit die reichsten. Man kann sich von ihren Reichthümern einigen Begriff aus den Einkünften des Erzbischofs und des Kapitels der Cathedralkirche machen, welche alle Jahre in dreymal hundert tausend

tausend Piastres bestehen. Die Erbauung der Metropolitankirche hat unermeßliche Summen gekostet. Das Chor ist mit einer Menge Schnitzwerk von wohlriechenden Hölzern, und mit vier Altären, in den Winkeln des Viereckes, gezieret, ungerechnet den Hauptaltar, dessen Kostbarkeit nicht auszusprechen ist. Verschiedene reich gestiftete Kapellen vermehren den Glanz dieses Anblicks. Der Erzbischöfliche Sitz hat zu Suffraganen, die Bischöfe von Puebla de los Angelos, von Mechoacan, Guaxaca, Guadalaxara, Guatimala, Yucatan, Nicaragua, Chiapa, Honduras, und Neu-Biscaia. Man sagt, daß die jährlichen Einkünfte dieser Bisthümer sich auf mehr als eine Million und fünfmal hunderttausend Stück von Achten belaufen.„

Dieser Beschreibung des Pater Lopez will ich, Madame, noch einige Anmerkungen über die Stadt Mexico beyfügen. Die Einwohner dieser Stadt, so wie in dem ganzen Reiche, bestehen aus allerhand Völkern, Weißen, Indianern, und Schwarzen. Die Weißen sind entweder Spanier, oder Creolen. Erstere besitzen mehrentheils Aemter, oder treiben Handlung, und haben eben den

Cha-

Character, und eben die Sitten, wie die Spanier in Europa. Sie sind ernsthaft, scharfsinnig, träg, stolz, und von sich eingenommen. Sie bilden sich auf ihre Herkunft viel ein, welches auch machet, daß die Creolen sie beneiden, und hassen. Diese letzteren haben wenig Herz, und sind überhaupt genommen, weichlich, und weibisch. Da sie in einem Clima gebohren sind, wo die Hitze sie entkräftet, hiernächst im Ueberflusse aller Dinge leben, überlassen sie sich einzig dem Müßiggange und Vergnügen. In der Ueppigkeit trunken, verschwenden sie ihr Geld ohne Geschmack und Ueberlegung, aus bloser Pralerey, und sehen mehr auf das Aeußerliche, als auf das Wesentliche. In ihrer Beköstigung sind sie mäßig; aber zufolge ihres Müßigganges, und Temperamentes, beschäftigen sie sich blos mit Galanterien, und Liebes Geheimnissen. Sie üben selbige nach Art der alten Spanier aus, und wollen sich bey dem schönen Geschlechte durch abentheuerliche Thaten, und Reden, durch eine elende Musik, durch abgeschmackte Verse, und durch einen närrischen Aufwand beliebt machen. Die Weiber unterscheiden sich weder durch Vernunft, noch durch häusliche Tugenden; doch beobachten sie den

Schein, richten sich nach der Gewohnheit, und sind klug genug, den Zwang, darinnen sie leben, zu ertragen, ohne sich zu beklagen. Die Indianer sind noch heutiges Tages so, wie sie vor der Eroberung gewesen sind, demüthig, unterthänig, furchtsam, und gelehrig. Man geht gemeinlich sehr hart mit ihnen um, unerachtet sie gesitteter sind, als in den andern Colonien der Europäischen Nationen. Die Schwarzen im Lande, da sie aus Afrika gekommen sind, haben eben den Character, den man bey ihren Landesleuten findet. Sie sind hartnäckig, grob, ohne Verstand, zur mühseligen Lebensart abgehärtet, und schicken sich sehr gut zum Sclavenstande.

Die Stadt Mexico ist in siebenzehn Kirchspiele eingetheilet. Das Volk ist für die Catholische Religion sehr eingenommen, und die Indianer geben den Spaniern hierinnen, so wenig, als in der strengsten Beobachtung aller äußerlichen Andachts-Uebungen etwas nach. Die Mönche, die hier eine große Rolle spielen, erhalten sie bey diesen Gedanken, und suchen ihnen den Geschmack, den sie selbst an einer in die Augen fallenden Frömmigkeit haben, mehr und mehr bey zubringen. Insonderheit lieben sie, sich bey

Pro-

Proceßionen zu zeigen: es vergeht daher kein Tag, daß man nicht Zeuge eines lächerlichen Auftritts wird, wodurch eben nicht der vortheilhafteste Begriff von der Einwohner innerlichen Religionsbeschaffenheit, unerachtet ihrer vielen Kirchen, Pfaffen, und Mönche, befördert wird. Vor dem heiligen Sacramente gehen verkappte Leute her, welche Purzelbäume machen; andere schlagen Räder; andere tragen eingewickelte Katzen und Schweine, die mit ihrem Mauzen und Grunzen, nebst den Menschen-Stimmen, die dazu kommen, ein wunderliches Concert machen. Zu Weihnachten bey der Mitternachts-Messe sieht man alle Welt, Mönche und Laien, nach Musik tanzen, unter Stellungen und Gebärden, wie bey den Maskaraden eines Carnavals. Die Laien verkleiden sich in Engel, die Mönche in Teufel: beyde schimpfen einander wie der gemeinste Pöbel, und schlagen sich mit Fäusten so lange, bis die schwächste Parthey die Flucht ergreift. Die Ordensbrüder der Dreyfaltigkeit, die Franciscaner, und die vom heil. Gregorius, tragen jede das Bild ihres Heiligen, mit einer Menge Wachskerzen in die Cathedralkirche, und alsdenn zanken sie sich um den Vorsitz. Gar bald

entstehen daraus Schimpfreden, und auf diese folgen Schläge: sie balgen sich so ernstlich, daß Leute dabey verwundet werden, die man wegtragen muß.

Nachdem ich diese Procession mit angesehen hatte, besuchte ich die Bibliothek der Carmeliter, die schönste in Amerika, und die aus ohngefähr funfzehntausend Bänden besteht. Von da wollte ich, in der Kirche des heil. Franciscus, das Grab von Ferdinand Cortez, des Eroberers von Mexico, sehen, wohin seine Gebeine aus Spanien gebracht worden sind; ich fand aber dieses Grabmal für einen so großen Mann nicht anständig genug. Sein Bildniß steht zur Rechten des Altars unter einem Thronhimmel. Der Platz, worauf das Profeßhaus der Jesuiten gebauet ist, enthielt vor diesem einen von den Palästen des Montezuma: Cortez, und noch andere Spanier, haben lange Zeit darinnen gewohnet. Man erhält noch, wie man mir sagte, in einem kleinen Theile des alten Gebäudes das Fenster, wo dieser Monarch durch einen Steinwurf ist getödet worden. In der Kirche des heil. Dominicus liest man die Grabschrift des Don Pedro Montezuma, eines Sohns des Kaisers: er wird darinnen

ein

ein Herr des größten Theils von Neu-Spanien genennet. Man sieht hier auch das Wappen dieser Familie, welches einen Adler vorstellet, der in die Sonne sieht, und um welchen allerhand Indianische Figuren stehen.

Es hat Edelleute von diesem Namen gegeben, welche die Stelle eines **Unterkönig**es von Mexico bekleidet haben, die größte, die der König von Spanien zu vergeben hat, und die reichste Statthalterschaft in der Welt. Der König verwilliget denen, die er zu dieser Würde erhebt, alle Jahre hunderttausend Ducaten von den Kroneinkünften zu nehmen. Ihre Verwaltung dauert ordentlich fünf Jahre; die meisten aber erhalten durch die Geschenke, die sie dem Rathe von Indien machen, daß ihr Auftrag auf zehn Jahre verlängert wird; dieses, nebst dem Antheile, den sie an der Handlung nehmen können, verschafft ihnen Gelegenheit, unermeßliche Reichthümer zusammen zu bringen. Sie haben unter ihrer Aufsicht alle besondere **Statthalterschaften** der Städte und Provinzen; und ziehen von denen, die sie zu diesen Stellen ernennen, ansehnliche Summen. Unter diesen giebt es so einträgliche Stellen, daß

sie in weniger als zwey Jahren über zweymal hunderttausend Thaler abwerfen. Erstlich fängt man mit den kleinern an; hernach setzen die zufälligen Gewinnste, nebst der Ersparung, die Besitzer in den Stand, nach wichtigern zu trachten. Es saugen daher auch die meisten dieser Beamten aus unersättlicher Habsucht, welche dergleichen einträgliche Stellen erwecken, und um die Zeit zu nutzen, die armen Völker aus, und die Krone betrügen sie um ihr Eigenthum. Diejenigen, die nach ihnen kommen, haben die nämlichen Neigungen; niemand aber sorget, nützliche Anstalten zu machen, indem sich der Nachfolger, so bald er es seinem Gewinne nachtheilig erachtete, nicht darnach richten würde.

Man muß den Don Juan de Mendez reden hören, wie sein Eifer bey dem Anblicke dieser Unordnungen entbrennet. „Wie ist es möglich, sagte er, daß dieser Staat wohl verwaltet werde? Die Unterkönige, in Verständnisse mit den untergeordneten Räthen, saugen die Indianer durch ihre Erpressungen aus, sie verkaufen das Recht, und entziehen sich allen Gesetzen. Ueberall sieht man eine Menge Unglücklicher, welche ihr Elend zur

Ver-

Verzweiflung bringt, und die ihre Klagen vergebens hören lassen. Aus dieser übeln Verwaltung entsteht, daß die festen Plätze schlecht vertheidiget sind, daß sie weder Soldaten, noch Gewehr, noch Vorräthe haben. Die Truppen werden nicht ordentlich bezahlet, und müssen sich mit Plünderung der Indianer behelfen. Niemals werden sie in den Waffen geübet: kaum sind sie bekleidet; man sähe sie eher für Bettler oder Spitzbuben, als für Soldaten an. Die Festungswerke werden gänzlich vernachläßiget; denn Neu-Spanien hat keine Kriegsbaumeister. Nicht besser ist es mit Handwerksleuten, so wohl zum Kriegsgeräthe, als zum täglichen Bedürfnissen, versehen. Die Handlung selbst besteht in nichts, als in der Kunst zu betrügen; es sind keine rechten Handelsgesetze eingerichtet, und sind auch alte etwa noch da, so werden sie verachtet. Der fünfte Theil vom Golde und Silber, der in die königlichen Cassen kommen sollte, wird durch den beständigen Unterschleif verringert, und es kommt nicht der vierte Theil der Einkünfte in den Schatz. Die Statthalter, ihre Unterbedienten, und die Kaufleute, verstehen sich mit einander, um die Verordnungen des

Hofes zu unterdrücken, oder in Vergessenheit zu bringen. Da nun die königliche Gewalt durch die Urheber dieser Unordnungen schlecht unterstützet wird, so dürften alle diese Völker, die wir als unterworfene Sclaven ansehen, die ersten seyn, die unsern Untergang beförderten, wenn etwa besser gesittete Truppen in das Land geführet werden sollten, die sie zu einer Empörung aufmunterten. Man dürfte sie nur mit Gewehr versehen, und gelind, und ohne Eigennutz mit ihnen umgehen, um ihnen die Furcht zu benehmen, als wollte man sie um ihre Reichthümer bringen. Die Ungeduld, ihrer Sclaverey ein Ende zu sehen, ist so heftig bey ihnen geworden, daß sie alle Tage in die unübersteiglichsten Gebirge fliehen, und nicht anders hervorkommen, als die Reisenden auf der Straße zu ermorden. Es ist also klar, daß Spanien in dem großen und weitläuftigen Striche Landes, das unter seiner Botmäßigkeit steht, keine wahren Unterthanen hat, als diejenigen, welche aus Europa kommen, und die andern im Zaume halten. Bey so schwacher Gewalt, die alle Tage mehr abnimmt, wäre es kein Wunder, wenn sie durch die täglich überhand nehmende Veranlassung zu

einer

einer Empörung, bald gar zu Grunde gieng; es kann auch fast nicht anders seyn, als daß die Zeit die Gelegenheit dazu noch herbey bringen wird.„

Die bürgerliche Regirung des Mexicanischen Reichs beruhet auf drey Gerichtshöfen, die Audiencias genennet werden. Sie bestehen aus einer gewissen Anzahl Richter, in verschiedene Kammern vertheilet, ohngefähr wie unsere Parlemente. Der Unterkönig hat den Vorsitz in der ersten, und nimmt seinen Platz, wenn es ihm gefällig ist. Doch ist seine Gewalt nicht so unumschränkt, daß der ganze Rath sich nicht dem, was wider die Gesetze und das gemeine Wohl läuft, widersetzen könnte; da aber den sämtlichen Gliedern dieses Tribunals daran gelegen ist, ihren Vorgesetzten beständig zu schonen, so bedienen sie sich ihrer Gewalt nicht, als nur bürgerliche und peinliche Sachen zu schlichten. Die drey Audiencien von Mexico, Guadalaxara, und Guatimala, unter welchen das ganze Reich steht, begreifen zwey und zwanzig Provinzen, diese zusammen aber erkennen die Botmäßigkeit eines einzigen Unterkönigs.

Ich bin, u. s. w.

Mexico, den 30 März, 1750.

Der 120 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Weil Don Juan de Mendez Befehl vom Spanischen Hofe erhalten hatte, nach Panama zu reisen, so giengen wir von Mexico unter eben der Begleitung, und mit eben dem Fuhrwerke, wie wir angekommen waren, dahin ab. Unser erster Weg führte uns nach der kleinen Stadt Atlizco, in einem Thale gleiches Namens, und das sieben Stunden im Umfange hat, gelegen. Dieses Thal ist so fruchtbar an Getreide, daß die Hauptstadt und viele benachbarte Städte ihren Unterhalt daher ziehen: man findet auch eine Menge Spanischer und Indianischer reicher Dörfer daselbst. Von da kamen wir in das Thal von St. Paul, das zwar nicht völlig so groß, als das vorhergehende, aber reicher ist, weil man jedes Jahr doppelte Aernde darinnen hält. Das erstemal säet man den Weizen in den gewöhnlichen Regen-Monaten, und das zweytemal im Sommer, nach der ersten Aernde. Weil es alsdenn nicht mehr regnet, nimmt man, um

die

die Felder zu wässern, das Wasser aus denen Bächen, welche von den Bergen kommen, und leitet es durch Kunst in kleinen Canälen, wohin man will. Die Einwohner dieses glücklichen Thales sind so wohlhabend, daß einer unter ihnen, bey dem wir das Nachtquartier nahmen, uns auf Silber speisete, in wohlriechende Zimmer führte, und uns durch Mägdgen, welche die Musik vollkommen verstunden, ein Concert aufführen ließ.

Von da, bis an das Gebirge von Mistèque, trafen wir eben dieselbe Fruchtbarkeit auf den Feldern, und bey den Pachtern, eben die Menge Vieh, eben das reichliche Auskommen, an. Man verfertiget hier die schönste Seide im Lande; man bauet den besten Honig. Der hauptsächlichste Verkehr geschieht mit Zucker, Baumwolle, Cochenille, mit allerhand Früchten, besonders aber mit Leder, das man für vortreflich hält, und eine von denen Waaren ist, die am meisten nach Spanien geführet werden. „In dieser Provinz, sagte uns der Beichtvater, sah man in vorigen Zeiten keinen Tempel: jedes Haus hatte seinen Götzen, und seinen Bethsaal. Häufige Klöster gab es, und von ihnen, als Quellen der

Reli-

Religion, empfieng jede Familie die Gottheit, die sie anbethen sollte. Das Erbschaftsrecht fiel auf die Aeltesten; sie mußten aber erst in ein Kloster gehen, und den Mönchshabit ein Jahr lang tragen: selbst die Söhne der Caciquen waren davon nicht befreyet. An dem Tage, da sie sich dahin begaben, kamen die vornehmsten Einwohner, und holeten sie in Procession, mit Musik. So bald sie sich dem Kloster näherten, kamen die Priester, zogen ihnen ihre Kleider aus, und gaben ihnen alte Lappen um: man rieb ihnen hernach den ganzen Leib mit gewissen Kräutern; und dieses wurde als die Bestätigung der Einweihung angesehen. Binnen diesem Jahre der Buße und Einsamkeit, wurden sie zur Enthaltung angewöhnet, sie mußten allerhand Arbeit thun, und wegen der geringsten Fehler wurden sie hart gestrafet. Am Ende des Jahres holete man sie mit eben dem Gepränge, als bey dem Eintritte, wieder ab. Vier junge Mägdgen wuschen sie mit wohlriechenden Wassern, und ließen am ganzen Leibe keinen einzigen Rest von Unreinlichkeit, oder Mönchs-Schmuze. Auch diejenigen, die den Tod ihrer Väter vor Augen sahen, mußten ebenfals das Probejahr aushalten,

halten, ehe sie ihre Erbschaft antreten konnten.„

„In eben dieser Provinz, fuhr der Pater Acuensa fort, wenn ein Cacique mit einer tödlichen Krankheit befallen wurde, stelleten alle Klöster in seinen Domainengütern Opfer, Wallfahrten, und Gelübden, wegen seiner Genesung, an. War er wieder gesund, so wurden prächtige Feste gegeben; starb er aber, so fuhr man dennoch fort mit ihm zu reden, als wenn er noch lebte; und unterdessen setzte man einen Sclaven vor die Thüre, der mit allen der Würde des Caciquen zukommenden Kleinodien angethan war, und die seinem Range gehörigen Ehrenbezeigungen annehmen mußte. Vier Priester trugen den Leichnam mitten in der Nacht fort, und begruben ihn in ein Holz, oder in eine von dem Verstorbenen selbst angezeigte Gruft. Nach ihrer Rückkunft wurde der Sclave, der den Verstorbenen vorgestellet hatte, erwürget. Man begrub ihn mit einer Maske vor dem Gesichte, und mit dem Mantel des Caciquen, den er bey Vorstellung seiner Person umgehabt hatte. Zu gleicher Zeit beerdigte man diejenigen, die vor ihm eben diese Rolle gespielet hatten. Diese Art von Beerdigung

nen-

nennete man das Begräbniß der gekrönten Sclaven, ohnfehlbar um anzuzeigen, daß der Tod alle Menschen gleich machet, und es nach dem Leben einerley ist, ob man auf dem Throne gesessen, oder in Ketten gelegen habe.„

Nachdem wir die Gebirge von Misteque verlassen hatten, entdeckten wir die von Quelenes, über welche wir weg mußten, um nach Chiapa zu kommen. Man warnete uns, daß sie wegen ihrer außerordentlichen Höhe gefährlich wären. Die Reisenden sind so entsetzlichen Windstößen daselbst ausgesetzet, daß Menschen und Pferde Gefahr laufen, von der Höhe heruntergeworfen zu werden, und in den Abgründen umzukommen. Unterdessen ist nichts anmuthiger, als das Land, das von diesen Bergen umgeben wird; gleichsam als ob der Himmel bey dem Eingange dieses fürchterlichen Weges alles hätte beytragen wollen, um das dabey empfindende Entsetzen zu mildern. Es giebt in dieser Gegend eine solche Menge Rindvieh, daß eine einzige Indianische Meierey, sagt man, drey oder viertausend Ochsen erhält. Vögel und Wildpret sind eben so häufig; und in keinem Lande sind die Fische besser, und gemeiner.

Die

Die Bäche, die von den Höhen herabkommen, geben ein vortrefliches Wasser, womit die Einwohner ihre Gärten leicht wässern können, die Gärten aber bringen alle Arten von Kräutern und Gewächsen hervor. Orangen, Limonien, Feigen, und andere Früchte, erblicket man auf allen Seiten; und die Bäume geben Schatten genug, um die große Hitze des Clima erträglich zu machen. Ich erinnere mich so gar frische Luft empfunden zu haben, die mich an die bekannte Antwort denken machte, welche ein neuerlich aus Mexico gekommener Spanier dem Kaiser Carl V gab. Dieser Monarch fragte ihn, wie viel Zeit in Neu Spanien zwischen dem Sommer und Winter hingieng? „So viel antwortete der Reisende, als man nöthig hat, aus der Sonne in den Schatten zu gehen.„

Als wir an den Fuß des Gebirges kamen, war die Luft so still, daß wir Muth kriegten, und uns entschlossen, es zu übersteigen. Man gab uns Wegweiser, und wir traten unsere Reise wohlberitten an, hatten auch Vorräthe, für mehr als einen Tag, bey uns. Die ersten Stunden brachten wir ziemlich angenehm zu; wir hatten aber kaum fünf oder sechs Stunden Weges gemachet,

so

so ließ sich der Wind hören, der immer heftiger wurde, je weiter wir kamen. Bald darauf wurde er so reißend, daß wir nicht wußten, ob wir umkehren, oder still halten sollten: allein unsere Wegweiser munterten uns auf, und versicherten uns, daß wir in kurzen an einen Brunnen kommen würden, wo Hütten für die Reisenden unter den Bäumen aufgebauet wären. Wir langten auch in der That daselbst an; der Wind aber, der immer stärker wurde, machte uns dergestalt furchtsam, daß wir uns entschlossen, die Nacht an diesem Orte hinzubringen. Wir schliefen nicht eher ein, als bis wir ausgemachet hatten, des andern Tages durchaus keine Schwierigkeit zu achten, im Falle der Wind nicht nachließe. Er war aber eben so arg, als den vorigen Tag: voller Begierde, unsern Weg fortzusetzen, stiegen wir auf unsere Maulthiere, um den Gipfel des Berges zu erreichen. Wir ritten ziemlich lange, unter der einzigen Beschwerlichkeit, dem Winde zu wiederstehen: aber oben auf dem Gipfel spüreten wir erst die ganze Größe der Gefahr. Wir bedauerten die Hütte und den Brunnen: denn diese entsetzliche Höhe, ohne Bäume, oder Steine, darunter man sich verbergen

könnte,

könnte, ist so flach und schmal, daß man schwindlich wird, wenn man hinauf kommt. Auf der einen Seite sieht man auf das Südmeer so tief hinunter, daß einem das Gesicht vergeht; auf der andern wird man nichts als Spitzen von Felsen, und unersehliche Abgründe gewahr. Zwischen so schreckhaften Anblicken ist der Weg an etlichen Oertern nicht über eine Toise breit. Unseren Wegweisern überließen wir die Führung unserer Maulthiere, und wir krochen auf Händen und Füßen, ohne einen Blick auf die rechte oder linke Seite zu wagen, und machten, daß wir auf den Fußtapfen unserer Thiere, die vor uns giengen, so geschwind als möglich fortkamen. Auf diese Art hatten wir mehr als zweyhundert Schritte unter beständiger Furcht zu machen, daß ein Windstoß uns in einen Abgrund womit dieser abscheuliche Weg umgeben ist, stürzen möchte. Zum Glücke trafen wir bald einen breitern Weg, und Bäume an, so daß wir uns wieder aufrichten konnten; und noch vor Ende des Tages erreichten wir den Fuß des Berges, wo die Landschaft Chiapa ihren Anfang nimt.

Diese Provinz hat zwey vorzügliche Städte, denen sie ihren Namen giebt, oder solchen

vielleicht von ihnen empfängt. Unerachtet sie, nach der Spanier Meynung, eine der ärmsten Provinzen von Mexico ist, weil man noch keine reichen Bergwerke darinnen entdecket hat, so übertrifft sie doch viele andere wegen der Größe ihrer Städte, und wegen ihrer vortheilhaften Lage. Ich war wie in dem Mittel derer schönen Landschaften, die an die beyden Meere von Norden und Süden gränzen. Ein Thal, funfzehn Stunden lang, und viere breit, von einem großen Flusse beströmet, und voller Städte, Flecken, und Dörfer, macht diese Provinz sehr volkreich. Eine erstaunende Menge Vieh, Fische, Mais, den man hier häufig erbauet, Baumwolle, welche die vornehmste Waare im Lande abgiebt, Wildpret, Federvieh, Obst, Honig, Tabak, und Zucker, setzen die Einwohner in gute Umstände: wahr ist es, daß das Geld nicht so gemein ist, als in den Provinzen von Mexico, und Guaxaca, und daß eben der Fluß, der an seinen Ufern die größte Fruchtbarkeit verbreitet, voller Crocodille ist, welche Kinder und junges Vieh wegnehmen. Man erzählet, daß die Hunde, wenn sie über den Fluß schwimmen wollen, da sie aus natürlichem Triebe wissen, daß diese Ungeheuer sehr begie-

begierig auf sie sind, an dem einen Orte anfangen zu bellen, um sie dahin zu ziehen, unterdessen daß sie an einem andern geschwind über den Fluß setzen.

Von den beyden Städten von Chiapa ist die eine fast mit lauter Spaniern, die andere aber mit Indianern besetzt. Erstere enthält vier oder fünfhundert Familien, und drey Klöster, worinnen man sich, unter allen Häusern im Lande, am lustigsten macht. Die Edelleute des Ortes hält man für die größten Prahler von Mexico: sie wollen alle Nachkommen von Spanischen Herzogen, oder von alten Helden seyn, und geben sich die prächtigen Namen eines Cortez, Velasco, Toledo, Mendoza, u. s. w. Dieß aber verhindert nicht, daß sie sehr armselig leben, und sich beschäfftigen, Vieh aufzuziehen: dennoch fragen sie mit Verachtung, bald, ob die Sonne und der Mond in London eben so groß sind, wie in Chiapa; bald, ob die Englischen Weiber eben so lange schwanger gehen, als die Spanischen. Der Bischof, und der Statthalter der Provinz halten hier ihre Residenz. Ersterer hat achttausend Ducaten Einkünfte: das meiste davon bekommt er von den Geschenken, die er alle Jahre aus

den Flecken und Dörfern nimmt, wo er den Kindern die Firmung giebt.

Die zweyte Stadt in Chiapa, welche von Indianern bewohnt wird, ist eine der größten, die sie in Amerika haben. Man rechnet wenigstens viertausend Familien darinnen, und die Könige von Spanien haben ihr verschiedene Vorrechte eingeräumet. Ob sie nun schon unter andern die Freyheit hat, sich selbst zu regiren, so steht sie dennoch unter dem Statthalter der Provinz, welcher die Beamten unter den Landeseingebohrnen nach seinem Gefallen ernennet, und ihre Aufführung beobachten muß. In dieser Stadt sieht man den meisten Indianischen Adel; und da sie an dem Ufer eines großen Flusses liegt, giebt sie einen beständigen Schauplatz ab, wo die Einwohner ihre Geschicklichkeit und ihren Muth sehen lassen. Sie versammeln ganze Flotten von Schiffen, um Seetreffen zu liefern: sie greifen an, und vertheidigen sich mit unglaublicher Geschicklichkeit. Nicht weniger thun sie sich hervor in Stiergefechten, mit Stöcken zu werfen, ein Lager aufzuschlagen, in der Musik, im Tanzen, und in allen Arten von Leibesübungen. Sie bauen Städte und Schlösser von Holze,

über-

überziehen sie mit gemalter Leinwand, und belagern sie. Vielleicht dürften es die Spanier dereinst bereuen, daß sie ihnen eine Neigung beygebracht haben, die für die Provinz traurig werden kann. Endlich haben sie auch eine Schaubühne, und Comedien, und diese sind ihr ordentlicher Zeitvertreib. Sie scheuen keine Kosten, um Zuschauer zu bekommen, und solche aus den benachbarten Flecken herzuziehen; insonderheit Festtages, wo sie selbige zu bewirthen lieben. Sie erwerben Vermögen durch Handlung, und durch den Fleiß, womit sie die Künste treiben; daher ihnen auch nichts, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, fehlet.

Die Mönche haben hier den ersten Rang, wie fast in allen Städten von Mexico. Die Indianer bezeigen ihnen eben die Ehrfurcht, welche ihre Vorfahren den Priestern ihrer Götter erwiesen; und darinnen fällt es diesem Volke nicht schwer, sich nach dem Geschmacke und Neigung der Spanier zu richten. Unter der großen Anzahl Ordensgeistlicher, die sich zu Chiapa niedergelassen haben, übertreffen die Dominicaner alle andere an Reichthum. Sie haben einige Stunden von der Stadt Zucker-

siedereyen, wo sie mehr als fünfhundert Sclaven beschäfftigen.

Gegen Norden und Nord-Ost von Chiapa, liegen die Provinzen Tabasco, und Yucatan. Der Doctor, und ich, wir besuchten beyde, unterdessen daß Donna Elvire von ihrer beschwerlichen Reise in den Bergen ausruhete, und ihr Geliebter, nebst dem Beichtvater, ihr Gesellschaft leisteten. Sie verlangen vermuthlich, Madame, keine ausführliche Beschreibung dieser beyden Reisen, da insonderheit die erste nicht viel merkwürdiges enthält. Die Stadt Tabasco, welche der ganzen Provinz ihren Namen giebt, verdient weiter keine Aufmerksamkeit, als daß sie, wie ich gesagt habe, die erste Eroberung der Spanier gewesen ist, die sie aus dieser Ursache dazumal auch, zu Unserer lieben Frauen vom Siege, nenneten. Weil es neun Monate im Jahre daselbst regnet, ist das Erdreich naß, obgleich sehr ergiebig. Es wird von dem Flusse Tabasco beströmet, welcher nebst dem Peter- und Paul-Flusse, eine Insel von mehr als dreyßig Stunden im Umfange machet.

Die Provinz Yucatan war schon von Ferdinand von Cordua, noch ehe Cortez nach

Neu-

Neu-Spanien kam, entdeckt worden. Die Hauptstadt **Merida**, die Residenz des Statthalters, und eines Bischofs, ist von Spaniern, Indianern, und Mulatern bewohnet. Die übrigen Städte sind **Campeche**, **Valadolid**, und **Simancas**. Die erste liegt an dem Mexicanischen Meerbusen, in der Mitten einer Bay, von welcher sie den Namen bekommen hat. Ihr Haven, der einzige auf dieser Küste, ist berühmt wegen des großen Handels mit **Campeche-Holze**, das von dem Orte, wo es verkauft wird, und nicht wo es wächst, seine Benennung erhält; denn es wird zehn oder zwölf Stunden weiter davon gefället; so wie man zu sagen pflegt, Caffe von Mocca, ungeachtet in Mocca keiner ist, als den man dahin bringt, wo er aber einen wichtigen Handel ausmachet. Als die Engländer sich in Jamaica niedergelassen hatten, und anfiengen, in dem Meerbusen von Campeche zu kreuzen, sahen sie verschiedene Barken mit dergleichen Holze beladen; weil sie nun den Werth davon noch nicht kannten, begnügten sie sich nur, das Eisenwerk und Beschläge dieser Schiffe mitzunehmen. Einer ihrer Schiffscapitaine bemächtigte sich hernach eines großen Schiffes,

das blos mit solchem Holze beladen war, und führte es nach England, in der Absicht, es zum Kreuzen auszurüsten. Wider seine Erwartung verkaufte er dieses kostbare Holz, das er nicht geachtet, und man auf der ganzen Reise zum Brennen gebraucht hatte, sehr theuer. Bald hernach entdeckten die Jamaiker den Ort, wo es wuchs; und wenn sie auf der See nichts zu unternehmen wußten, so schifften sie nach dem Flusse Champeton, wo sie allezeit große Haufen davon fanden, und keine weitere Mühe hatten, als es aufzuladen. Es dauerte dieses so lange, bis die Spanier eine Wache dahin stellten. Doch die Engländer, die den Werth dieser Waare hatten kennen gelernet, giengen auf die andern Küsten des Landes, und versorgten sich damit reichlich.

Dieses Holz, das man brauchet, um schwarz, grau, und violet zu färben, kommt von einem großen Baume, dessen Blätter etwas gewürzhaftes haben, und den gemeinen Lorberblättern ähnlich sind. Wenn man selbige an Brühen thut, geben sie ihnen den Geschmack von vielerley Gewürze. Die Frucht ist so groß wie eine Erbse, und enthält Samenkörner, die wohl riechen, einen scharfen

scharfen Geschmack haben, und zum Würzen der Ragouts sehr dienlich sind. Das Holz ist hart, fest, Castanienbraun, sieht auch zuweilen schwärzlich, oder violet. Man machet allerhand kostbares Hausgeräthe daraus, das einen vortreflichen Glanz hat, und niemals verdirbt. Die Geigenmacher verfertigen Violinen-Bogen daraus, die wie Schildkröte aussehen: am meisten aber braucht man es zum Färben. Den schwarzen Stoffen giebt es das Weiche, das Sammtartige, welches denen in Sedan gefärbten Stoffen einen so großen Vorzug giebt.

Nicht weit vom Meere liegt ein großer salziger Teich, welcher der Stadt Campeche zugehöret, und vieles Salz liefert. Zu der Zeit, da er zu Salze wird, das ist, in den Monaten May und Juny, begeben sich die Einwohner an das Ufer, sammeln das Salz in große Haufen, bedecken es mit dürrem Grase, und zünden dieses an. Die verbrennte Oberfläche wird zu einer so harten Rinde, daß die Haufen für aller Feuchtigkeit dadurch bewahret werden.

Der häufige Regen, der sich zu dieser Jahreszeit einstellt, verursachet das Austreten aller Flüsse, und eine allgemeine Ueber-

schwemmung: alle Wiesen sind mit Wasser bedeckt, und dieses bleibt so lange stehen, bis die Nordwinde kommen, das ist, bis auf den Monat October. Diese wehen alsdenn mit solcher Heftigkeit, daß sie die Ebbe und Flut, und den Strom in den Flüssen aufhalten. In den Monaten December und January werden sie noch wütender; hernach aber lassen sie nach, und das Wasser tritt zurück. In dem Mittel vom February wird alles trocken; und im Märze findet man auf eben denen Wiesen, die sechs Wochen vorher einem Meere ähnlich sahen, kaum so viel Wasser, um daß man trinken könne. Wenn das Wasser gänzlich fehlt, so begeben sich die Einwohner in die Hölzer, und erfrischen sich mit dem Wasser, das sie auf den Blättern einer gewissen Art von Fichten sammeln. Diese Blätter sind zehn bis zwölf Zolle lang, sehr dick, so enge in einander gewachsen, und so gerade, daß sie das Regenwasser auffangen, und beynahe eine Kanne aufbehalten. Man darf nur von unten mit einem Messer hinein stechen, so läuft das Wasser heraus; und ein einziger Baum kann bis hundert Indianer etliche Tage lang tränken.

In

In der Gegend von Campeche giebt es eine Art Fleischfressender Krahen, von der Größe unserer Raben, die auf dem Kopfe keine Federn, den Hals aber so roth, und kahl haben, daß man sie für Truthähne hielte. Diese Vögel, halten sich Truppweise zusammen; und es ist allezeit einer darunter, der ganz weiß sieht, und den man als den König hält. Man hat wahrgenommin, daß wenn sie auf ein todes Thier fallen, dieser anfängt zu erst zu genießen, ohne das die andern sich getrauen, etwas anzurühren. So bald er aber satt ist, und die übrigen sehen, daß er fort fliegt, fallen sie alle zusammen auf den Raub. Weil die Holzschläger von Campeche fast von nichts als von wilden Kühen leben, und einen Theil dieses Fleisches nebst den Eingeweiden, liegen lassen, haben die Spanier den Einwohnern bey großer Strafe verboten, diese Vögel welche die Luft von dem Gestanke dieses übrig gebliebenen todten Viehes befreyen, zu tödten.

Nach unserer Rückkunft zu Chiapa, trafen wir Donna Elvire von ihrer Ermüdung völlig hergestellet an; Don Juan aber hatte sich zu der Reise nach Guatimala fertig gemachet. Ehe wir dahin kamen, mußten wir

die

die Gebirge von Cuchumatlanes übersteigen. Ein Maulesel, ein Bette in einen Mantelsack gebacket, ein Indianer, der den Vorath von Chocolate, mit dem dazu erfoderlichen Geräthe trägt, drey andere Indianer, derer Amt ist, den Weg zu erleichtern, und die Gefahr abzuwenden, dieses sind die Nothwendigkeiten, womit die Reisenden sich auf dem Wege versehen. Die Einwohner des Landes erweisen sich überaus behülflich, ihnen fortzuhelfen. Sie lieferten uns, nach dem in Neu-Spanien eingeführten Gebrauche, die Lebensmittel ohnentgeldlich. Ich habe schon erwähnet, daß die königlichen Beamten diese Ausgabe in Rechnung bringen.

Mitten in diesen Gebirgen findet man ein Dorf, Chiantla genennet, das den barmherzigen Brüdern zugehöret: sie haben daselbst ein Kloster, das sich an einem so armseligen Orte ohne ein wunderthätiges Bild, dem sie viele Kraft zuschreiben, und eine unendliche Menge Pilgrime dahin zieht, nicht erhalten könnte. Diese Andacht hat sie so reich gemachet, daß sie ein prächtiges Kloster, und eine kostbare Kirche erbauet haben. Das Bild, welches den Grund ihrer Einkünfte ausmachet, ist mit Golde und kost-

baren

baren Steinen gekrönet: zwölf silberne Lampen hängen vor dem Altare: die Leuchter, Kreuze, Rauchfässer, und übrigen Zierrathen, von eben dergleichen Metalle, machen aus diesem Kloster einen großen in den Bergen verborgenen Schatz. Die Mönche unterhielten uns von nichts, als von den Wunderwerken ihrer Heiligen: man kann nicht genug zählen, und glauben, alle die Arten von Krankheiten, die sie geheilet hat. Unten am Berge fanden wir ein anderes Kloster, wo alle Mönche, so wohl als die Einwohner der ganzen Gegend, ein Gewächs am Kinne hatten, das herunter hieng. Das vom Prior war so groß, daß es bis an den Gürtel gieng, und er konnte weder den Kopf bewegen, noch in die Höhe sehen. Diese Beschwerung kommt von dem Flußwasser her, welches dennoch das einzige ist, das man in diesem Lande trinken kann.

Die Audiencia von Guatimala begreift mehr Provinzen unter sich, als die von Mexico. Wir durchreiseten einige davon, hielten uns aber nirgends, als in der Hauptstadt, auf. Selbige ist eine der ansehnlichsten Städte in America: die Spanier baueten sie anfänglich eine Stunde von dem Pla-

ße,

tze, den sie itzt einnimmt. Das Thal, worinnen sie liegt, ist mit hohen Bergen umgeben. Die nächsten davon führen den Namen der Volcane, und stehen zu beyden Seiten der Stadt einer dem andern gegen über. Unerachtet sie beyde einerley Benennung haben, so sind sie doch sehr von einander unterschieden: der eine speyet wirklich Feuer, und hat ein trockenes und dürres Ansehen: der andere hingegen giebt einen angenehmen Anblick, wegen der grünen Bäume, womit er bedecket ist. Um den ersten liegen nichts als Asche, und zermalmete Steine; Tag und Nacht höret man das Getöse einer Art von Gewitter, welches die Landeseinwohner den Metallen zuschreiben, welche in dieser fürchterlichen Höhle schmelzen. Man sieht Flammen heraus fahren, nebst Strömen von Schwefel, welche unaufhörlich brennen, und die Luft mit einem tödlichen Gestanke erfüllen. Auf solche Art liegt Guatimala, nach dem Sprichworte des Landes, zwischen dem Paradiese und der Hölle. Wenn diese hölliſche Oefnung anfängt auszubrechen, so ist die Stadt in Gefahr, verschlungen zu werden: es fahren Wolken von glüender Asche und Steinen heraus, die sie gänzlich verheeren würden,

würden, wenn das Feuer selbige nach den Gebäuden zuführete; sie fallen aber zur Seiten in eine Tiefe, wo jedermann, der sie sieht, sich verwundern muß, daß die bloße Gewalt der Flammen solche ungeheuere Klumpen fortbringen kann, welche zwanzig Maulthiere nicht fähig gewesen wären, zu bewegen.

Auf dem gegen über stehenden Berge sieht man Aecker mit Indianischem Korne besäet, Blumenbeete mit den schönsten Blumen, Obstgärten voller Früchte, und eine Menge kleiner Dörfer, welche die Anhöhen, und den Gipfel einnehmen. Die Spanier geben diesem Berge den Namen des Wasser-Volcanes, weil verschiedene Bäche daselbst herauskommen, welche gegen das Feld einen See machen, nach der Seite aber von der Stadt unzählige kleine Brunnen veranlassen, und endlich zu einem Flusse werden, der den ganzen Thal bewässert. Wenn man den Spaniern glaubt, so war zur Zeit der Eroberung dieser Fluß noch nicht vorhanden; und es erhält sich unter ihnen eine alte Sage, welche beweist, wie weit ihre Leichtglaubigkeit geht. Sie geben vor, daß eine Dame, (sie nennen sie Marie von Castilien,) die ihren Mann im Kriege verloren, und in eben dem-

demselben Jahre alle ihre Kinder eingebüßet hatte, abscheuliche Lästerungen wieder die Vorsehung ausgestoßen habe. Kaum aber wäre sie mit ihren Schmähungen fertig gewesen, so hätte ein von dem Berge herabgeschossener Strom Wassers sie, und ihr Haus weggenommen, und daher wäre dieser Fluß entstanden. Von der Zeit an ist die alte Stadt verlassen worden, und ihre Einwohner haben sich an dem Orte niedergelassen, wo itzt die neue Stadt steht, welche den Namen von St. Jago führet. Sie ist von der alten nicht weiter entfernet, als so viel die Gasse von St. Dominico beträgt, die schönste in der Stadt, und diejenige, wo die kostbarsten Kramladen, und die schönsten Häuser befindlich sind. Es wird alle Tage Markt daselbst gehalten, der alles was zur Annehmlichkeit, Bequemlichkeit, und Bedürfniß des Lebens gehöret, liefert.

Man rechnet in Guatimala mehr als sechstausend Familien, davon etliche vier oder fünf Millionen reich sind: die Handlung wird dadurch sehr befördert. Der königliche höchste Gerichtshof, welcher sich in dieser Hauptstadt befindet, besteht aus dem Statthalter, zweyen Präsidenten, sechs Beysitzern, und dem

dem General Procurator. Unerachtet erstere nicht den Titel eines Unterkönniges führet, wie der von Mexico, so ist seine Gewalt doch eben so groß, und unumschränkt; er hat auch eben die Gelegenheit sich zu bereichern, so wie alle übrigen Bedienten dieses Tribunales. Die Cathedralkirche macht die einzige Pfarrkirche in dieser Stadt aus, und ihr Gebäude ist die vornehmste Zierde des großen Marktes. Die Dominicaner, die Franciscaner, die Augustiner, und die barmherzigen Brüder, haben hier außerordentlich prächtige Klöster, und sehr zahlreiche Gesellschaften; die jährlichen Einkünfte der Dominicaner betragen hunderttausend Thaler: die Schätze ihrer Kirche, an Golde, Silber, Edelsteinen, werden auf viele Millionen geschätzet. Die Jesuiten haben hier ebenfalls ein Collegium: es giebt auch zwey Nonnenklöster, in derer einem auf tausend Personen, an Nonnen, Kostgängerinnen, Gesinde, und Sclaven gezählet werden. König, Philipp IV, von Spanien, hat eine Universität errichtet, welche größtentheils von den Dominicanern besorget wird; aber hier, so wie in der Hauptstadt von Mexico, befördern der Reichthum, und die Ueppigkeit, die Laster in allen Ständen, es mögen Mönche, Priester, oder Laien seyn.

Sechs Stunden von dieser Stadt trift man ein anmuthiges Thal an, dessen Ueberfluß sich über alle herumliegende Oerter verbreitet. Was es hauptsächlich berühmt machet, ist eine gewisse Erde, daraus allerhand Geschirre gemachet werden, und welche die Creolinnen Händevoll essen, in der Absicht, weißer dadurch zu werden; sie machen aber, daß sie nur blasser sehen. Unter denen Marktflecken, welche dieses reiche Thal bevölkern, ist einer, Namens Petapa, wo eine einzige Familie, die noch von den alten Königen des Landes abstammen soll, von Vater auf Sohn, die Regirung führet. Unter andern hat der dasige Stadthalter das Vorrecht, jeden Tag eine gewisse Anzahl Indianer zu ernennen, die ihn bey der Tafel bedienen, und alle Lebensmittel liefern müssen; doch wird seine Gewalt durch einen Spanischen Mönch eingeschränket, dessen Rath, und Bewilligung er in allem, was die Regirung betrift, annehmen muß. Dieser Mönch ist ein Dominicaner, und lebt so kostbar, als ein Prälat; er wohnet in einem Kloster seines Ordens, dessen Gerichtsbarkeit sich über alle Dörfer im Thale erstrecket. Hier, wie an

allen

allen denen Oertern, wo die Landeskinder den größten Haufen der Einwohner ausmachen, sind die Statuen, und Bilder der Heiligen auf Indianisch gekleidet; hingegen da, wo die Spanier am zahlreichsten sind, werden sie, wie in Europa, angezogen.

Die ehemalige Provinz Atlatan, welche mit Guatimala gränzete, wurde von drey Caciquen regiret: einer davon hatte den Rang, und die beyden andern erkenneten ihn für das allgemeine Oberhaupt. Sturb der erste, so trat der zweyte an seine Stelle, und der dritte bekam den Platz des zweyten; der Sohn aber des ersten wurde zum dritten ernennt, wenn die Nation ihn für würdig hielt. Auf diese Art folgte keiner seinem Vater, sondern es war allezeit der geschickteste, der zum Nachfolger gewählet wurde. Der Vorzug unter diesen dreyen Caciquen war nicht kenntbar, als an ihren Stühlen: der erste hatte drey Decken von Federn zur Rückenlehne, der zweyte zwey, und der dritte nur eine.

Soconusco, eine andere Provinz in der Audiencia von Guatimala, hat nichts merkwürdiges. Die Provinz Verapaz, unerachtet sie ihren Namen von der Geschwindig-

keit, mit der sie sich den Spaniern unterwurf, erhalten hat, behält dennoch, so wie Yucatan, einen großen Theil Wilder übrig, die man nicht bezwingen kann. Honduras, und Nicaragua, sind zwey andere Provinzen in eben dieser Audiencia, welche wir durchreisen mußten, um nach Costaricca, und von da nach Veragua, nahe bey dem Meerbusen von Panama, zu kommen. Die erste dieser vier Landschaften war sonst sehr volkreich; aber das Schwerd der Castilianer, die harte Arbeit in den Bergwerken, und die Strenge der Sclaverey, haben drey Viertel von den Einwohnern vertilget: der Ueberrest hat sich in die Wälder, und in unersteigliche Felsen geflüchtet. Unterdessen haben die Spanier verschiedene Städte in diesem weitläufigen Lande erbauet, worunter Valladolid die Hauptstadt, die Residenz des Statthalters, und der Sitz eines Bischofs ist.

An dem Ende dieser Provinz, nahe bey dem Cap, Gratias-a-Dios, findet man die berühmte Nation der Mosquiten, die sich der Spanischen Herrschaft beständig widersetzet hat. „Sie ist Freund und Bundsgenosse der Franzosen und Engländer, sagte der Pater Acuensa zu mir, und dieses Bündniß rühret

rühret von einem Herumschweifer aus Ihrem Lande her, der diesen Leuten einige Geschenke machte, und dafür Früchte und andere Lebensmittel erhielt. Bey seiner Abreise nahm er zwey dieser Indianer mit sich, hielt sie wohl, und unterwies sie in seiner Sprache. Nach zweyen Jahren brachte er sie in ihr Vaterland zurück; und hier legten sie ein so vortheilhaftes Zeugniß von der Französischen Nation ab, daß diese Völker ihre guten Freunde wurden, insonderheit nachdem sie gehöret hatten, daß Sie auch Feinde von den Spaniern wären. Die Mosquiten verdoppelten alsdenn ihre Freundschaft gegen die Franzosen, und das Zutrauen wurde auf beyden Seiten so groß, daß sie in der größten Vertraulichkeit zusammen lebten. Man brachte es durch den gemeinschaftlichen Gebrauch beyder Sprachen dahin, daß man einander verstund. Die Französischen Herumschweifer verlangten, Weiber aus dem Lande zu heurathen, und man verwilligte sie ihnen: sie reiseten auch nicht mehr weg, ohne einige Indianer bey sich zu haben, und diese begleiteten sie freywillig, und waren ihnen zur Fischerey sehr dienlich. Die Franzosen machten sie mit den Engländern bekannt, mit denen sie der Ca-

perey wegen gemeinschaftliche Sache machten; und von dieser Zeit an dienten die Mosquiten auf den Schiffen beyder Nationen ohne Unterschied. Wenn sie einige Jahre gedienet, und beyde Sprachen gelernet hatten, kehrten sie in ihr Land zurück, ohne eine andere Belohnung zu fordern, als eisernes Werkzeug, weil sie Gold, Silber, und alles was bey uns kostbar heißt, nicht achteten. Sie haben lange Zeit den König von England für ihren Souverain erkennet, und den Gouverneur von Jamaica als einen der größten Fürsten in der ganzen Welt angesehen. So lange sie bey den Europäern waren, trugen sie Kleider; wenn sie aber wieder in ihr Vaterland kamen, suchten sie ihre Gebräuche hervor, und ihre ganze Bekleidung bestund in einer um die Hüften gewickelten Leinwand. Die Regirungsform dieser Nation ist völlig republikanisch: sie erkennet keine Art von Oberherrschaft. Wenn sie mit andern Indianern Krieg führet, so wählet sie denjenigen zu ihrem Generale, der als der erfahrenste und tapferste bekannt ist: nach dem Kriege ist alles einander wieder gleich.„

„Unter den Mosquiten giebt es viele Schwarze, Freye oder Sclaven, die anfänglich

fänglich aus Guinea durch einen besondern Zufall gekommen sind. Ein Portugiesischer Schiffscapitain, der sie aus Afrika nach Brasilien führte, gab so wenig auf sie Achtung, daß sie sich des Schiffes bemächtigten, und ihre Führer in das Meer wurfen: weil sie aber mit dem Schiffe nicht wußten umzugehen, überließen sie sich dem Winde, der sie nach dem Cap von Gratias-a Dios brachte, wo sie in die Hände dieser Indianer fielen. Hier genossen sie eines ganz ruhigen Lebens, waren auch keinem weitern Zwange unterworfen, als daß sie die gewöhnlichen Verrichtungen mit der Nation theilten.„

„Obschon die Mosquiten heut zu Tage in Kenntniß einiger Religion völlig unwissend sind, so behauptet man doch, ihre Vorfahren hätten Götter und Opfer gehabt. Sie brachten ihren Priestern alle Jahre einen Sclaven, der ihre vornehmste Gottheit vorstellen mußte: er wurde mit den Kleidern und Zierrathen ihres Götzen angethan, trug seinen Namen, und empfieng eben dieselbe Verehrung. Eine Wache von zwölf Personen war beständig um ihn, theils daß er nicht entlaufen konnte, theils daß ihm das benöthigte geliefert wurde, und man ihm eine unabläßige

Verehrung leistete. Er hielt sich in dem vornehmsten Theile des Tempels auf: und wenn er auszugehen Lust hatte, gieng vor, und hinter ihm, eine Menge seiner Verehrer und Anbeter. Er trug ein musikalisches Instrument in der Hand, worauf er von Zeit zu Zeit spielte, um das Volk zu benachrichtigen, daß er vorüber gieng. Wenn er sich hören ließ, kamen die Weiber mit ihren Kindern, und zeigten sie ihm, daß er sie segnen sollte. Bey Nachtzeit verwahrte man ihn an einem Orte, dessen Lage so beschaffen war, daß seine Person daselbst unter der Aufsicht der Wache völlig gesichert war. Diesem Gefängnisse gab man den Namen des Heiligthums. Seine Verehrung und Anbetung dauerte bis an den Morgen, da er feyerlich geopfert wurde.„

„Ein anderer Religionsgebrauch der alten Mosquiten war, daß sie bey dem Tode eines Hausvaters alle seine Bedienten mit ihm begruben. Ein Portugiese, der, nach eingebüßtem Auge in der Schlacht, zum Sclaven bey einem dieser Barbarn gemacht worden war, hatte das Unglück, seinen Herrn zu überleben, und wurde ernennet, ihn in das Grab zu begleiten. In dem Augenblicke, da er sollte erwürget werden, sagte er zu den

Kindern

Kindern des Verstorbenen, ihr Vater würde in der andern Welt wenig geachtet seyn, wenn er einen Einäugigen in seinem Gefolge mitbrächte. Die Hinterlassenen fanden diese Ursache gegründet, und wählten ein anderes Schlachtopfer.„

„Die in Wittwenstand versetzten Weiber, nachdem sie ihre Männer begraben, und zu dem Grabe ein Jahr lang Speisen gebracht hatten, waren verbunden, die Gebeine wieder auszugraben, zu waschen, zusammen zu binden, und eben so lange, als sie in der Erde gewesen waren, auf ihren Rücken zu tragen: sie legten solche hernach auf den Gipfel ihrer Hütten, durften auch nicht eher wieder heurathen, als bis sie dieser beschwerlichen Pflicht völlig Genüge geleistet hatten.„

„Die Provinz Nicaragua, die an die von Honduras stößt, ist eine der schönsten in Mexico. Der Ueberfluß, und die Ruhe, welche darinnen herrschen, machet sie des Namens eines irrdischen Paradises, den ihr die Spanier beylegen, würdig. Da die Vortreflichkeit des Clima sich mit den Bequemlichkeiten des Lebens vereiniget, so überlassen sich die Einwohner einer weichlichen Lebensart in schönen Gärten, wo sie ihre Tage mit

Schlafen, Vögelaufziehen, und gutem Essen und Trinken, hinbringen. Diese wollüstige Ruhe wird durch nichts gestöret, als durch die Furcht vor Erdbeben, und vor dem Ausbruche der Feuerspeyenden Berge, welche zuweilen in dem mittaglichen Theile des Landes große Verwüstung anrichten. Diese Provinz hat auch einen See mit süßem Wasser, der sechzig Stunden lang, und zwanzig breit ist, und wo Ebbe und Fluth sich spüren läßt, wie in dem Meere. Auf der einen Seite hat er seinen Ausfluß in den nördlichen Ocean; auf der andern ist er nur etliche Stunden von dem Südmeere entfernet: seine Ufer werden von Spanischen Städten, und Indianischen Dörfern, eingefasset; und unter den vielen Inseln, womit sein Wasser bedecket ist, findet sich eine überaus fruchtbare, aus deren Mittel ein entsetzlicher Volcan hervorraget, der das Ansehen hat, als ob er seine Flammen aus dem Abgrunde des Sees heraus spie.

Die Stadt Leon, der Hauptort in Nicaragua, liegt an dem Ufer des Sees: man zählet daselbst mehr als zwölfhundert Häuser, davon die meisten Gärten haben, wo alle Annehmlichkeiten der Natur, mit dem größten

Ueber-

Ueberflusse, vereiniget sind. Grenada ist eine andere Stadt, besser gebauet, und volkreicher als Leon: die Kaufleute sind hier reicher, die Kirchen schöner, und die Mönche begüterter. Der Bischof, der Stadthalter, die königlichen Beamten, haben diesen Ort, vorzüglich vor der Hauptstadt, zu ihrem Aufenthalte gewählet. Der Weg, der zu beyden Oertern führet, verdienet, wegen der Schönheit der Dörfer und der Gegend, der Reisenden Bewunderung. Die anderen Städte, als Segovia, Nicaragua, Realego, Nicoia, haben nichts merkwürdiges, als ihre Lage, und die Fruchtbarkeit des Bodens.

Man könnte den Namen von Costa-rica, den eine der benachbarten Provinzen führet, als ein Gespötte nehmen, da sie in der That arm, und unfruchtbar zu seyn scheint. Man kommt dahin über Gebirge, und durch Wüsteneyen, wo man zuweilen zwey Nächte hinbringt, ohne ein Haus zu finden. Diese langweilige und beschwerliche Straße führt nach Carthago, der vornehmsten Stadt im Lande. Sie gränzet mit der Provinz Veraguas, welche Christoph Columbus entdecket hat. Er nennete den Fluß, der sie beströmet, Verdes-Aguas, weil ihm das

Wasser

Wasser grün zu seyn schien. Daher ist, durch Verstümmelung, der itzige Name entstanden; die Provinz selbst aber ist zu Ehren ihres Entdeckers, und seiner Nachkommen, zu einem Herzogthume erhoben worden. Sie ist eben so traurig, und unfruchtbar, als die vorhergehende, und hat nichts besonders, als eine Art von Affen, derer Fleisch ein köstliches Essen, ihre Jagd aber einen lustigen Anblick machet; beydes verschaften wir uns durch die Vermittelung unserer Führer. So bald diese Thiere uns an sich kommen sahen, versammelten sie sich haufenweise, machten ein Geheul, wurfen uns mit dürren Aesten, nahmen ihren Koth, und schmissen ihn uns an den Kopf. Ich bemerkte, daß sie einander niemals verließen, und mit unglaubiger Geschwindigkeit von einem Aste auf den andern sprangen. Ich sah nicht einen einzigen fallen: wenn sie auch mannichmal, beym Springen von einem Baume auf den andern, ausgleiteten, hielten sie sich so gleich mit den Pfoten, oder mit dem Schwanze, an; daher man nichts gewinnt, wenn man sie verwundet; tödet sie der Schuß nicht auf einmal, so bleiben sie auf den Aesten hangen, sterben daselbst, und fallen endlich Stückweise herunter.

ter. Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß, so bald einer von ihnen verwundet wurde, die andern um ihn herum waren, und ihre Pfoten in seine Wunde legten, als wollten sie solche untersuchen: lief das Blut heraus, so hielten sie die Wunde fest zu, andere aber holeten Blätter, die sie ein wenig kaueten, und sehr geschickt in die Wunde schoben. Ich habe dieses vielemale mit angesehen, und allezeit bewundern müssen. Das Fleisch dieser Thiere kommt dem Geschmacke, und der Farbe des Wildprets von einem Hasen ziemlich bey: es muß aber mit vielem Salze gekochet werden.

Diese Jagd ist der einzige Zeitvertreib, den ein Reisender in der traurigen Provinz Veraguas haben kann. Sie liegt unter allen Provinzen von Mexico am weitesten gegen Morgen, und ist die achte in der Audiencia von Guatimala. Sie ist ohngefähr fünfhundert Stunden von Neu-Gallicien entfernet, wo sich das Reich nach Abend zu, endiget. Zwischen diesen beyden äußersten Gränzen rechnet man mehr als vierzigtausend Kirchen, hundert und dreyßig Städte, und eine unzählige Menge Flecken und Dörfer. Dieß, Madame, hat ein einziger Mensch der Krone

Spa-

Spanien erworben. Ein griechischer Maler, der das Glück des Cimon, des Athenienſiſchen Generals, vorſtellen wollte, malete ihn ſchlafend neben dem Glücke, welches mit einem Netze Städte weg nahm. Iſt wohl ein Fürſt, dem dieſes Sinnbild beſſer zukommt, als Carl V? Ohne den geringſten Entwurf im Cabinete zu machen, ohne einen Groſchen aus ſeinem Schatze herzugeben, ohne ein einziges Regiment ſeiner Truppen marſchiren zu laſſen, ſetzt einer ſeiner Unterthanen, den er nicht einmal kennet, ihn in den Beſitz eines der weitläuftigſten, und reichſten Länder in der Welt. Es war dieſes nicht etwa ein Land von Barbarn bewohnet, wo der Ueberwinder nichts als einen Haufen wilder Thiere zu bezwingen fand. So ſehr Europa die übrigen Theile der Welt an allem, was das Verdienſt und Ruhm der Nationen angeht, übertrift, ſo ſehr unterſcheiden ſich die Mexicaner durch ihre Geſetze, Staatsklugheit, Künſte, und Kriegszucht, von den andern wilden Völkern des feſten Landes: „ denn, wie mir ein wohl unterrichter Mann ſagte, die Fruchtbarkeit der daſigen Erde, die Schätze, welche ſie in ſich faßt, das Salz in dem See, waren die Quellen des Reichthumes dieſes Reiches.

ches. Eine vernünftige, und einsehende Regirung beförderte ihren Umlauf; eine blühende Handlung, und der Fleiß der Einwohner wußte sie zu vermehren. Dieses Volk that sich in Gold und Silberarbeit hervor, verstund diese Metalle zu schmelzen, und künstlich zu schneiden; es bearbeitete die Edelsteine, und konnte sie fassen. Die Erde, durch das Feuer gereiniget, und durch geschickte Hände geformet und gemalet, gab die nützlichsten und kostbarsten Gefäße: die Baumwolle, mit Sorgfalt gesponnen, und mit den schönsten Federn untermenget, wurde zu Stoffen gebrauchet, die wegen ihrer Schönheit, und Zeichnung von hohem Werthe waren. Marmor, und Porphyr, wurden zur äußerlichen Verzierung der Gebäude angewendet; Cedernholz, Gold, und Malerey, zierten sie von innen. Der Geschmack, der in den Künsten herrschete war keine Nachahmung; der Mexicaner hatte ihn von der Natur: er wußte Bequemlichkeit, Anmuth, und Pracht mit einander zu verbinden. Die Jugend, in öffentlichen Schulen erzogen, wurde bey Zeiten zu den Uebungen des Leibes und des Verstandes angehalten; sie erlernete die Kenntniß der Zeit durch die Astronomie; die

Ge-

Geschichte ihrer Vorfahren, durch die Poesie: sie wurde in den Anfangsgründen der Regierungskunst, und der guten Sitten unterrichtet, und zu der Kriegszucht durch Mäßigkeit, und solche Uebungen, welche die Geschicklichkeit, Fertigkeit, und Stärke des Leibes vermehren, angewöhnet. Auch die Töchter wurden, gleich von Kindheit an, zu einer eingezogenen, arbeitsamen, bescheidenen, und keuschen Lebensart auferzogen. Was für Gutes konnten die Spanier nicht bey einer solchen Nation stiften; und was für Schaden haben sie ihr nicht zugefüget? Sie konnten ihr eine sanftmüthige Religion einflößen; sie haben ihr einen unsinnigen Aberglauben beygebracht. Sie konnten Sclaven befreyen; sie haben aus freyen Leuten Sclaven gemachet. Sie konnten sie unterrichten wegen des Mißbrauches der Menschenopfer; aber an statt dessen haben sie sie unmenschlicherweise vertilget.„

Ich bin, u. s. w.

Panama, den 15 May, 1750.

Der

Der 121 Brief.

California.

In meinem letzten Briefe, von Panama datiret, konnte ich Ihnen noch nichts sagen, Madame, von der Lage und den Einwohnern dieser Stadt, wo ich nur erst anlangete. Sie hat nicht allein den Vortheil, die Hauptstadt dieser Provinz, sondern auch von Darien, und dem ganzen Reiche von Terrafirma zu seyn. Die Spanier legten im Anfange des sechzehnten Jahrhundertes den Grund dazu, in einer Gegend wo ein großer Ueberfluß an Fischen ist, und daher bekam sie den Namen Panama, welches auf Indianisch fischreich bedeutet. Sie nahm innerhalb hundert und funfzig Jahren so ansehnlich zu, daß sie mehr als sechstausend Häuser, nebst einer großen Menge Kirchen und Klöster in sich fassete, als der berühmte Morgan sie den Flammen aufopferte, und von Grund aus verheerete. Die Einwohner bey Wiedererbauung der Stadt wähleten eine vortheilhaftere Lage, und versetzten sie anderthalbe Stunde von ihrem ersten Platze;

sie umzogen sie auch mit einer steinern Mauer, und legten starke Besatzung hinein. Ihre Häuser waren dazumal nur von Holze; doch sah man auch hin und wieder schöne Paläste, und reiche Klöster: als sie aber im Jahre 1737 durch eine abermalige Feuersbrunst heimgesuchet wurde, verlor sie zum zweyten male ihre sämtlichen Gebäude. Der gröste Theil der Häuser wurde von Steinen, und Ziegeln, wieder aufgebauet, und die Gassen sind breit, gerade, und gepflastert: die Vorstadt ist gröser, als die Stadt selbst. Ihr Haven hat mir einer der besten in der Südsee zu seyn geschienen: die groſsen Schiffe legen sich auf eine gewisse Weite von der Stadt vor Anker, die kleinen aber unter ihren Mauern. Sie treibet einen einträglichen Handel, einerseits mit Peru, Chili, und der westlichen Küste von Mexico; andererseits mit Europa, vermittelst der Erdenge von Darien, und des Flusses Chagra. Man sieht auch eine Menge Fremder alle Tage in ihren Mauern anlangen, davon einige aus Spanien kommen, und nach den Häven des Südmeeres gehen; andere von daher zurückkommen, um wieder nach Europa zu kehren. Die Stadt ist auf der Landseite mit einer Menge Gärten, und

weiter

weiter hin von einer angenehmen Landschaft umgeben, welche von Bergen, Thälern, und Holze, durchschnitten ist.

Einer der größten Vortheile aber von Panama ist die Perlenfischerey, welche in dem dasigen Meerbusen angestellet wird. Es sind wenige Einwohner, die nicht eine gewisse Anzahl Schwarzer dazu anstellen. Die Art, sie zu fangen, ist von der, in dem Persischen Meerbusen, nicht unterschieden, wie Sie solches aus einem meiner vorigen Briefe haben ersehen können; sie ist aber hier gefährlicher, wegen der vielen Meerwunder, welche die Fischer anfallen. Man sollte glauben, diese Thiere wollten die kostbarsten Erzeugungen ihres Elements wider Menschen vertheidigen, die verwegen genug sind, sie zu rauben: denn man spüret, daß an denen Orten, wo die Fischerey geschieht, sie sich am häufigsten sehen lassen. Um sich wider solche fürchterliche Feinde zu vertheidigen, ist jeder Taucher mit einem spitzigen und scharfen Messer versehen: so bald als er nun eines dieser Ungeheuer gewahr wird, stößt er es ihm in den Leib; das Thier aber fühlet sich nicht so geschwind verwundet, als es die Flucht ergreift. Ein Schwarzer, der die Aufsicht über

die andern Sclaven hat, giebt in seiner Barke Achtung, ob eines von diesen grausamen Thieren sich nähert, und warnet sogleich die Fischer, indem er an einem Stricke, den sie um den Leib haben, zieht. Vielmal wirft er sich selbst, mit seinem Messer bewaffnet, in das Wasser, um dem Taucher, wenn er ihn in Gefahr sieht, zu helfen; doch alle diese Vorsicht verhütet nicht, daß nicht immer einige dabey umkommen, oder verstümmelt werden sollten. Die Perlen in diesem Meerbusen haben mehrentheils sehr schönes Wasser; man findet ihrer auch, die wegen ihrer Größe und Gestalt merkwürdig sind. Der geringste Theil davon kommt nach Europa; die meisten gehen nach Peru, wo sie mehr gesuchet werden.

Panama ist der Sitz einer königlichen Audiencia, wovon der Präsident zugleich Statthalter der Stadt, und Generalcapitain der Provinz Terra firma ist. Diese Stelle, so wie jene eines Unterköniges von Mexico, wird nur an Spanier von hohem Range ertheilet. Der Bischof nennet sich Primas des ganzen Landes; er hat aber weder eine reiche, noch zahlreiche Geistlichkeit unter sich; selbst die Mönche sind arm, und ihre Kirchen

schlecht

schlecht gezieret: die Andacht der Spanier ist nicht so groß gewesen, sie zu bereichern, wie in Mexico. Die Ordensgeistlichen sind Dominicaner, Franciscaner, Augustiner, barmherzige Brüder, und Jesuiten. In dem Hause dieser letztern hat Don Juan de Mendez mir eine Wohnung so lange verschafft, bis ich mit einem Schiffe von Porto-Bello, welches nach St. Domingo absegeln wird, nach dieser Insel überfahren kann. Er selbst ist mit seinen Leuten nach Spanien abgereiset, und seine Abwesenheit verursachet mir einen Abgang, den ich nicht so leicht ersetzen würde, wenn ich nicht die Gesellschaft eines Jesuiten bekommen hätte, der als Mißionnair von Californien neuerlich hier angekommen ist, und neben welchen ich wohne. Sie werden leicht glauben, Madame, daß das Land, wo er herkommt, und wo er beynahe zehn Jahre gewesen ist, viele Fragen von meiner Seite, und viele Antworten von der seinigen, veranlasset haben, deren Erörterung in folgenden besteht.

Nach einer weitläuftigen Erzählung von der erbaulichen Lebensart der Jesuiten, von ihrem Eifer, Uneigennützigkeit, der häufig ihrentwegen geschehenen Wunderwerke, und

von dem erstaunenden Erfolge ihrer Apostolischen Bemühungen in California, redete dieser gute Mißionnair von den angestellten Versuchen seiner Mitbrüder, eine dauerhafte Errichtung daselbst zu stiften; von denen Hindernissen, welche sie abgehalten haben; von denen unaufhörlich entstandenen neuen Schwierigkeiten, die sie haben bestreiten müssen; von dem Beystande, welchen ihnen der Spanische Hof geleistet hat; und von denen Hülfsmitteln, die sie bey dem Unterkönige von Mexico gefunden haben. Er erklärete mir nachher, daß diese große Halbinsel des nördlichen Amerika, in dem Südmeere nach Norden zu gelegen, von Wilden bewohnt werde, die in Familien vertheilet, und von einander abgesondert, ohne alle Regierungsform leben. Ihre Länge beträgt dreyhundert Stunden, und die Breite rechnet man höchstens auf vierzig. Die Luft, überhaupt genommen, ist sehr heiß, das Erdreich unfruchtbar, mit Felsen und Sande überhäuft, von Wasser entblößet, und folglich zum Ackerbau, Pflanzungen, und Wiesewachse, wenig geschickt: doch sind an den Küsten einige Gegenden zum Anbaue tüchtig, welche auch von verschiedenen Flüssen beströmet werden. Mitten in dem

Lande

Lande findet man Thäler und Gebirge, wo sich alle Arten von Thieren aufhalten: ja man trifft heutiges Tages alle diejenigen daselbst an, die in Spanien und Mexico bekannt sind. Die Mißionnaire haben Pferde, Maulesel, Esel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, ja so gar Hunde und Katzen dahin gebracht, welche insgesamt sehr gut fortgekommen sind.

Die Verschiedenheit der **Vögel** ist daselbst unzählich: man findet unter andern eine sonderbare Art von **Wasserhünern**, welche von Fischen leben, und davon der Missionnair mir folgende Beschreibung machete: „Ihre Größe gleichet einer Gans; der Schnabel ist einen Fuß lang; die Beine wie von einem Storche. Ihr Kropf ist sehr groß; und sie behalten darinnen die Vorräthe, die für ihre Jungen bestimmt sind. Die Liebe, die diese Vögel für einander haben, ist zu bewundern: sie stehen einander bey, als wenn sie vernünftige Geschöpfe wären. Wenn eines unter ihnen krank, schwach, unvermögend wird, und außer Stande ist, seine Nahrung selbst zu suchen, sorgen die andern, ihm alles zu bringen. Ich bin davon mehr als einmal Zeuge gewesen. Auf der Insel St. Roch fand ich eines dieser Thiere mit einem zerbro-

chenen Flügel, an einen Strick gebunden, und um ihn herum Fische, die seine Camaraden herbey gebracht hatten. Es ist dieses die List, deren sich die Indianer bedienen, um Fische zu haben: sie halten sich versteckt, damit die Lieferanten nicht verscheucht werden, und nehmen die Vorräthe, wenn ihrer hinlänglich vorhanden sind, weg.„

Unter denen **Pflanzen**, davon Californien einen großen Ueberfluß hat, ist die vorzüglichste eine Art von **Buchen**, deren Frucht die Einwohner essen. Dieser Baum ist in Europa nicht bekannt, und er unterscheidet sich von allen andern Gewächsen dieser Art. Seine Zweige sind gerippt, gerade in die Höhe stehend, und machen einen sehr hübschen Straus: sie haben keine Blätter; die **Frucht** aber, die am Stiele wächst, kommt der wilden Kastanie bey, und hat Stacheln: ihr Fleisch gleichet dem von Feigen, mit dem Unterschiede, daß es weicher und saftiger ist. Es giebt weiße, rothe, und gelbe Früchte, und ihr Geschmack ist unvergleichlich. Einige sind süße, andere sauer; und da sie voller Saft sind, lieben sie ein trockenes Erdreich. Die Zeit, da man sie einsammelt, ist für die Californier das, was die Weinlese in Frankreich

reich ist; eine festliche Zeit, wo sich jedermann lustig machet. Sie verlieren alsdenn den wenigen Verstand, den sie etwa noch haben mögen, und überlassen sich lediglich dem Schmausen und Tanzen. Sie bitten einander zu Gaste, und spielen zusammen **Comedien**, und kleine Lustspiele. Man liest die Schauspieler nach ihrer Fähigkeit aus, und insgesamt spielen sie ihre Rollen ziemlich gut. Ihre **Tänze** sind von vielerley Art, und stellen die verschiedenen Umstände ihrer Jagd, Fischerey, Begräbnisse, Heurathen, Kriegsübungen, und Reisen vor.

Die verschiedenen **Nationen**, die dieses Land bewohnen, gleichen in Sitten, und natürlichen Eigenschaften, den übrigen Wilden in Amerika ziemlich. Ihre **Gesichtsbildung** wäre noch leidlich, wenn sie solche durch Schminke und Farben nicht verstellten, und sich die Lippen, und Nasenlöcher, nicht durchstächen. Wahr ist es, sie haben eine braunere Farbe als die Indianer von Neu-Spanien. Was sie aber vornehmlich auszeichnet, ist ihre Schläfrigkeit, **Dummheit**, Mangel an Ueberlegung, und Unbeständigkeit. Man würde Mühe haben, ein blödsinnigers, eingeschränkteres, und an Ver-

stande und Körper schwächeres Volk zu finden. Ihre Begriffe gehen nicht weiter, als sie sehen; abgesonderte Vorstellungen, ja die einfachsten Beurtheilungen übersteigen ihre Kräfte: sie verbessern nicht ihre ersten, allezeit falschen und unvollkommenen Gedanken: sie kennen weder Ehre, noch Ruhm, weder Vorzüge, noch Titel, und wissen nicht was das ist, so zu handeln, daß man sich einen Vortheil verschaffe, oder Schaden abwende. Sie werden leicht böse; besänftigen sich aber bald wieder, wenn man ihnen nicht nachgiebt; so bald sie nun anfangen nachzugeben, so ist nichts niederträchtig genug, das sie nicht aus Furcht begehen. Mit einem Worte, sagte der Jesuit, man muß sie mit Kindern vergleichen, bey welchen der Verstand noch nicht entwickelt ist; und eigentlich zu reden, ist hier das Land, wo niemand ein männliches Alter erreicht. „So blödsinnig aber auch die Californier seyn, so muß man ihnen doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie weder boshaft, noch lasterhaft, noch verderbt sind. Sie kennen weder Dieberey, noch Zank: es herrschet eine besondere Eintracht, und Gleichsinnigkeit unter denen verschiedenen Gliedern, die ihre Wohnungen ausmachen.

Hals-

Halsstarrigkeit, und Grausamkeit findt in ihrem Gemüthe niemals Platz: nichts kommt ihrer Gelehrigkeit, und Sanftmuth bey. Man kann sie daher eben so leicht zum Bösen, als zum Guten vermögen.

Ehe die Mißionnaire in das Land kamen, hatten diese Völker keine **Kleider**. Sie pflegten sich einigermasen zu putzen, aber ohne ihre Blöse zu bedecken. Die Mannspersonen wußten so wenig, was Schamhaftigkeit war, daß sie die Ursachen, die sie bewegen sollten, sich zu bedecken, als schimpflich und verunehrend ansahen. Sie nahmen die Kleider nicht an, die ihnen die Jesuiten anboten; und wenn sie einen Camaraden bekleidet sahen, so fiengen sie an zu lachen, ohngefähr so, wie wir es machen würden, wenn wir einen Affen, als einen Mönch, oder Soldaten gekleidet, sähen. Ein ganz neu angekommener Mißionnair hatte sich selbst die Mühe gegeben, zwey kleine Knaben anzukleiden, um sie zur Ehrbarkeit anzugewöhnen, sie waren aber so beschämt, zu sehen, daß ihre Landesleute über sie lachten, daß sie ihre Kleider auszogen, und an einen Baum hiengen: weil sie aber befürchteten, die Jesuiten böse zu machen, und Verweise zu bekommen, ergriffen sie das Mittel, nackend

zu

zu gehen, wenn sie in das Dorf kamen, und ihre Kleider wieder zu nehmen, wenn sie zu der Miß'on zurück kehrten.

Der Palmbaum, verschieden von dem, welcher Datteln trägt, liefert dem weiblichen Geschlechte den Stoff, womit sie sich bedecken. Sie schlagen die Blätter, wie wir den Flachs brechen, um das Fasige davon abzusondern. Ihre Bekleidung besteht aus dreyen Stücken, wovon zweye den Rock abgeben, der bis auf die Füße geht; das dritte, ist eine Art von kleinem Mantel, der die Achseln und den übrigen Leib bedecket. Diese Stücken sind nicht gewirket; die Fäden, die oben zusammen gebunden sind, fallen über den Leib herunter, und gleichen dicken, an einander gereiheten Franzen. Der Kopfputz besteht in einer Art von Netze von eben dieser Materie. Sie tragen Halsbänder von Perlenmuscheln, mit Rohre, kleinen Muscheln, und Nußkernen durchflochten, die bis auf den Schoos herunter hängen.

Diese Art, sich zu kleiden, ist nicht durchgehends so einförmig, daß in dem Anputze nicht allerhand Veränderungen vorfielen. Einige schmücken ihre Köpfe mit verschiedenen Reihen Perlen, die sie in die Haare einflechten,

flechten, andere nehmen kleine Federn dazu, die dem Kopfputze von weitem das Ansehen einer Perüque geben. Zuweilen nehmen die Weiber eine Haut um sich von Seewölfen, Füchsen, oder von einem andern Thiere, das die Männer auf der Jagd fangen. Eines ihrer großen Feste ist der Tag, wo die Austheilung dieses Pelzwerkes geschieht. Man begiebt sich alsdenn an einen angewiesenen Ort: man errichtet daselbst eine geraumige Hütte von Zweigen, wo vorne ein großer Platz bleibt. Da bringt man alle Häute derer in diesem Jahre getödeten Thiere hin, und breitet sie auf die Erde, wie Fußdecken. Ein Priester, Arzt, oder Hexenmeister, (denn diese drey Worte bedeuten hier einerley,) tritt in den Eingang der Hütte, und machet den Jägern Lobeserhebungen. Die übrigen Indianer laufen wie Unsinnige herum, unterdessen daß die Weiber aus Leibeskräften singen, und tanzen. Die Oberhäupter gehen alsdenn aus der Hütte, wo sie auf gemeinschaftliche Kosten geschmauset haben, heraus, und machen die Vertheilung aller dieser Häute; der übrige Tag aber wird in Lustbarkeit zugebracht.

So einfach auch die Californier in ihrem Putze sind, so sind sie es doch noch mehr

in

in ihrer Wohnung. Ihre Häuser bestehen in kleinen Hütten, wo sie sich kaum, wenn sie schlafen, ausstrecken können. So oft sie sich genöthiget sehen, ihren Unterhalt anderwärts zu suchen, tragen sie solche von einem Orte an den andern. Sie brauchen die Vorsicht, sie an den Flüssen aufzuschlagen, welche in diesem Lande selten sind; im Winter aber begeben sie sich in Höhlen. Der Hausrath dieser Wilden kommt mit ihren Wohnungen vollkommen überein. Sie haben weder Betten, Tische, Kasten, noch Stühle: ein Wurfspies, eine Schüssel, ein Schälgen, ein kleines Stück dürres Holz, Feuer zu machen, ein Sack zu den Vorräthen, ein anderer, an eine Stange gebunden, um die Kinder darinnen zu tragen; dieß ist ohngefähr alles, was den Hausrath eines Californiers ausmachet. Die arbeitsamsten unter ihnen machen Schiffe, und Netze zur Fischerey; und man rühmet ihre Geschicklichkeit sehr, womit sie solche zu machen wissen.

Es gab Völker in California, bey denen die Vielweiberey erlaubet war: bey anderen, mäßigeren, hatten nur die Oberhäupter zwey Weiber, die übrigen begnügten sich mit einer. Diese sahen den Ehebruch als ein unverzeih-

zeihliches Verbrechen an, ausgenommen bey Festen, und Kampfspielen, wo der Ueberwinder berechtiget war, sich der Frau des Ueberwundenen zu bedienen. Die **Verheurathungen** geschahen ohne Ceremonien: ein junger Mensch überreichte dem Mägdgen, das er liebete, einen Krug; stund er ihr an, so machte sie ihm ein ohngefähr ähnliches Geschenk; und durch diese gegenseitigen Schenkungen wurde die Hochzeit vollzogen: Schmausen und Tanzen wurde, so wie bey allen Nationen, dabey nicht gesparet. Der Gebrauch brachte es mit sich, daß so bald eine **Frau niedergekommen** war, sie mit ihrem Kinde an den nächsten Fluß gieng, sich badete, und hernach ihre Hausverrichtungen that; der Mann saß unterdessen in der Hütte, oder unter einem Baume, und stellete sich krank. Dieses Spielwerk dauerte drey oder vier Tage, und er empfieng den Wochenbesuch, und die gewöhnlichen Complimente. Oefters geschah es, daß wenn die Mütter nicht im Stande waren ihre Kinder zu erhalten, sie solche umbrachten: um diese grausame Gewohnheit abzuschaffen, sorgten die Missionnaire für der Kinder Unterhalt.

Bey der Religion dieser Völker trift man verschiedene sonderbare Dinge an, welche schwer zu erklären sind. Ehe die Jesuiten in das Land kamen, hatten die Californier, sagt man, weder einen Begrif von dem höchsten Wesen, noch leisteten sie ihm einigen Dienst: wenn man aber den Mißionnairen glaubt, so war ihnen die Einheit und Allgemeinheit Gottes nicht unbekannt. Sie hatten so gar, ihrer Aussage nach, einige Kenntniß von der Dreyeinigkeit, und von der ewigen Erzeugung des Wortes. Sie glauben noch itzt, daß ein sehr mächtiger Herr, der Ursprung und Erhalter aller Dinge, im Himmel sey; daß er eine Frau habe, deren er sich nicht gebrauche, weil er ohne Körper sey; daß er dem ungeachtet aber Kinder von ihr habe. Der älteste Sohn sey zu diesen Indianern gekommen, um sie zu lehren; sie hätten sich aber wider ihn empöret, ihm eine Dornenkrone aufgesetzet, und zum Tode verurtheilet: unterdessen behalte er immer noch seine Schönheit. Ferner sagen sie, der Himmel sey sehr volkreich; einer von seinen Einwohnern habe sich unterstanden, eine Empörung wieder das höchste Wesen anzurichten, dieses aber habe ihn in

einer

einer Schlacht überwunden, fortgejaget, und in unterirrdische Höhlen verschlossen.

Die alten Völker dieser Halbinsel hatten weder Tempel, noch Bethhäuser, noch äusserlichen Gottesdienst. Sie erkenneten ein erstes Wesen, und darinnen bestund alle ihre Andacht; sie ruften es weder an, noch erwiesen ihm einige Dankbarkeit. Dennoch hatten sie Priester, die aber das Volk nicht unterwiesen, sondern sich ehren und fürchten ließen, und vorgaben, sie hätten ein heimliches Verständniß mit den unsichtbaren Geistern. Sie maßeten sich eine unumschränkte Gewalt an; und es wurde ihnen nicht schwer, Leute zu betrügen, deren Furchtsamkeit und Aberglauben, ihrer Dummheit und Unwissenheit gleich kam. Diese Leute bildeten sich ein, daß, um in ihrem Vornehmen glücklich zu seyn, oder einem Unglück, das sie bedrohete, zu entgehen, es genug sey, den Priestern die Erstlinge ihrer Früchte, und das Beste von ihren Fischen oder Wildpret zu geben. Der Titel eines Arztes, den die Priester dabey annahmen, vergrößerte ihr Ansehen; und wen sie nicht durch Zauberkünste hatten furchtsam machen können, den schreckten sie mit der Furcht des Todes. Wenn der Kran-

ke ohne Hoffnung war, holte man die Verwandten zusammen; und die Tochter, oder Schwester, schnitt ihm den kleinen Finger ab, weil das vergoßne Blut der Familie die Betrübniß benehmen sollte. Hernach sah man alle Einwohner herzukommen, die ihren Besuch abstatteten. Weil sie wußten, daß keine Hülfe übrig war, machten sie ein entsetzliches Geheul, und die Weiber, um das Mitleiden zu vergrößern, fügten ihrem Geschreye des Sterbenden Lobeserhebungen bey. Selbiger bat die Gesellschaft, sie sollten ihm das Blut aussaugen, und ihn anblasen; da denn ein jeder sich bemühete, ihm diesen Dienst zu erweisen. Der Kranke beurtheilte die Liebe, die man zu ihm hatte, aus der Stärke, welche man bey dieser Gelegenheit anwendete, und aus den Wehklagen der Anwesenden. Unterdessen steckten ihm die Aerzte ihre Finger in den Hals, um den Tod heraus zu langen; die Weiber aber, unter beständigem Geheule, gaben ihm Stöße, wodurch sie ihn aufzuwecken suchten, bis er endlich den Geist aufgab. Kaum war er verschieden, so veranstaltete man sein Begräbniß; und dieses geschah nach Art der Wilden, das heißt, man verbrennte oder man scharrete den Kör-

per

per ein, und mit selbigem alles, was zu seinem Gebrauche gedient hatte. Das meiste mal gab man sich nicht die Mühe nachzusehen, ob er wirklich tod war; und der Missionnair versichert, er habe einen Mann aus dem Grabe hervorlangen lassen, der noch viele Jahre hernach gelebet hat.

Die Kleidung der Californischen Priester bestund in einem langen Rocke, blos von Menschenhaaren gemacht, der vom Halse bis auf die Füsse gieng. Auf dem Kopfe hatten sie einen Busch von Falkenfedern, und in der Hand trugen sie einen großen Fecher von Federn verschiedener Farben, mit einem steinernen Rohre, womit sie die Sterbenden saugten. In diesem Anzuge giengen sie und besuchten die Kranken, oder fanden sich bey den Festen der Nation ein.

Das feyerlichste Fest begiengen sie, wenn sie ihren Kindern die Nase und die Ohren durchstachen, um ihnen Perlen oder andere Zierrathen anzuhängen. Weil diese Arbeit nicht ohne viele Schmerzen geschehen konnte, damit man das Schreyen dieser armen kleinen Creaturen nicht hörete, machten die Aeltern ein noch viel ärgeres Geschrey. Die Priester beschuldigten diejenigen als zaghaft,

welche die geringsten Merkmale von Schwäche dabey blicken ließen, und legten ihnen gewisse Büßungen auf, davon die gewöhnlichste in Fasten und Enthalten bestund. Zuweilen erstreckte sich die Strafe über eine ganze Familie, welche zu der härtesten Arbeit, ja öfters zu einem schmählichen Tode von diesen grausamen Priestern verurtheilet wurde. Eine der gelindesten Züchtigungen war, ihnen die Haare abzuschneiden, als wovon sie ihre Ceremonienkleider machten; und so weit gieng dieser Völker Verblendung, daß dergleichen Befehle auf das genaueste vollzogen wurden. Den Anfang des Festes machten die Zauberer, die sich mit Tabake berauschten; und in diesem Zustande setzten sie sich, und predigten über ihre Lehren, mit Gebärden und einer Stimme, die Entsetzen verursachete. Auf diese Furcht folgte Freude; auf Essen und Trinken das Tanzen; und lüderliche Ausschweifungen auf beydes. Manns- und Weibspersonen giengen durch einander, und vergnügten ihre Lüste, ohne auf Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit zu sehen.

Unerachtet Californien, an sich betrachtet, das magerste, unangenehmste und ärmste Land ist, das man vielleicht in der Welt findet,

det, so hat doch Spanien binnen fast zwey hundert Jahren alles angewendet, um sich seiner zu bemächtigen. Ferdinand Cortez nahm verschiedenemale so viele Truppen dazu, als er nur aufbringen konnte; und sein Beyspiel munterte eine Menge Privatpersonen auf. Statthalter, Admirale, Unterkönige, haben zu dieser Unternehmung einen Theil ihres Vermögens hergegeben; ja die Souveraine selbst haben sich darum bemühet; endlich aber haben es die Jesuiten allein dahin gebracht, daß sie dieses neue Land der Spanischen Herrschaft unterthänig gemacht haben.

Sie werden mich vielleicht fragen, von was für Wichtigkeit ein so armseliges Land für diese Krone sey: warum sie diese Eroberung der von so vielen andern Ländern vorgezogen habe, wo das Clima gelinder, der Boden ergiebiger, und mit weniger Kosten zu bezwingen gewesen wäre? Diese Frage habe ich selbst dem Mißionnaire gethan, und seine Antwort war folgende.

„Dieses Land steht in einer genauen Verbindung mit den Provinzen von Neu-Spanien; und die nördlichen Küsten von Mexico, längst dem Südmeere, würden nicht sicher seyn, wenn Californien nicht dieser Krone

zugehörte. Die Bewohner der Küsten könnten die Perlenfischerey in dem Meerbusen, welcher diese Halbinsel von dem festen Lande absondert, nicht ruhig unternehmen, noch weniger einigen andern Seehandel treiben. Es ist wahr, die Schiffe der Californier sind nicht sonderlich furchtbar; allein ihre Rehden haben den Seeräubern, die dieses Meer heimsuchen, oft zur Zuflucht gedienet, welche denn eine Menge Spanischer Schiffe weggenommen, die Handlung auf dem südlichen Oceane gestöret, und Schrecken in diesen entlegenen Gegenden angerichtet haben. Was würde es nicht vollends seyn, wennn etwa eine Europäische Macht Colonien in dieses Land schickte, und Festungen anlegte? Niemand wird läugnen, daß Mexico alsdenn große Gefahr liefe. Der Besitz von Californien ist ferner sehr wichtig, theils um die königlichen Domainen in dem nördlichen America zu erweitern, theils die Handlung der Philippinischen Inseln mit Neu-Spanien in Sicherheit zu stellen. Es kommt alle Jahre eine Gallione von Manilla zu Acapulco, und von Acapulco zu Manilla, an. Dieses Schiff muß in einem der Häven von Californien einlaufen, und sich erfrischen; ohne

dieses

dieses würden viele von Sr. Majestät Unterthanen auf einer so langen Reise verderben, das Schiff aber zugleich ein Raub der Feinde werden, die bey der Durchfahrt auf selbiges laueren. Wenn also die Philippinischen Inseln verdienen erhalten zu werden, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß Californien erobert werden mußte.„

„Außer diesen Ursachen sind noch andere sehr wichtige für die Spanier übrig. Es ist bekannt, daß die Russen im Jahre 1741, an dem am meisten gegen Norden gelegenen Theile ihrer Küsten, ausgestiegen sind. Ist es nicht natürlich zu glauben, daß sie bey einer zweyten Unternehmung, bis zu uns kommen würden. Wie könnten wir sie alsdenn abhalten, sich in einem Lande niederzulassen, davon wir nicht Besitzer wären? oder, sollten wir zulassen, daß sie unsere Nachbarn, und Nebenbuhler würden? Endlich ist niemanden unbekannt, wie viele Mühe die Engländer sich gegeben haben, um eine Durchfahrt von Nord-America in das Süd-Meer zu finden: sollten sie nun jemals ihren Zweck erreichen, wer könnte sie abhalten, ihre Eroberungen, gegen Mittag, fortzusetzen, und sich des äußersten mitternächtlichen Theiles

von Californien zu bemächtigen? Mich sollte nicht wundern, wenn sie künftighin diesen Versuch machten; und geschähe solches, so frage ich, in was für einem Stande unsere Besitzungen seyn würden. Die Unverbrüchlichkeit der Bündnisse, würde selbige hinlänglich seyn, uns zu schützen? Jamaika, Georgien, Carolina, Virginien, Neu-York, Pensilvanien, und viele andere Provinzen dieser Nation in der Neuen Welt, sind von den Spaniern entdecket worden, und haben lange Zeit einen Theil unserer Domainen ausgemachet: gegenwärtig sind sie in den Händen der Engländer; und es würde ihnen nicht schwer geworden seyn, sich in Californien nieder zu lassen, wenn wir uns den Besitz dieses Landes nicht versichert hätten.„

„Die Menschen, fuhr der Mißionnair fort, gründeten den glücklichen Erfolg dieser Eroberung auf ihre Waffen, und auf ihre Stärke; des Himmels Wille aber war, daß man sie der Gelindigkeit, dem Eifer, und der Standhaftigkeit seiner Diener zuschreiben sollte. Vielleicht hat er die ersten Unternehmungen nicht begünstiget, weil sie blos zeitliche Güter zur Absicht hatten: er hat sie aber gesegnet, da man mehr sein Reich, als

die

die Vortheile der Spanischen Monarchie zum Augenmerke nahm. Ein Jesuite, der Pater Salva Tierra, ließ sich als Missionnair dieses Unternehmen um so angelegener seyn, da ihm die Ausführung davon nicht schwer schien. Er hatte alle zu einem dergleichen Werke erforderliche Gaben: seine Beurtheilungskraft und Klugheit hatten ihn den einmüthigen Beyfall der Gesellschaft erworben. Er war von starker und dauerhafter Leibesbeschaffenheit, und folglich sehr geschickt, Arbeit und Beschwernisse zu ertragen. Auf diese Art war derjenige Mann beschaffen, welchen Gott ausersah, den Californiern das Evangelium zu predigen, und sie zu Unterthanen Sr. Catholischen Majestät zu machen. In dem ihm ausgefertigten Befehle war enthalten, er sollte im Namen des Königes Besitz vom Lande nehmen; und man gab ihm Gewalt, Truppen zu werben, und einen Commendanten, nebst Officieren zu ernennen, welche eben der Vorzüge genießen sollten, als wenn sie würklich im Felde gedienet hätten. Er konnte sie, so wie die übrigen Soldaten, abdanken, ausmustern, weiter befördern, und alles thun, was er den Absichten seines Auftrages zuträglich zu seyn glaubte. End-

lich hatte er auch die Erlaubniß, Personen zu wählen, wie er sie nöthig finden würde, um in dem neueroberten Lande die Justiz zu verwalten.„

„Mit dieser Gewalt reisete der Pater Salva-Tierra, in Gesellschaft verschiedener seiner Ordensbrüder, von Mexico ab, und langte gegen das Ende des 1697 Jahres, vor der Spitze seiner Truppen, in dem Königreiche an. Er stieg in der Nähe der Bay von der Empfängniß an das Land, und schlug seine Wohnung an einem mit Bäumen und Buschwerke bedeckten Orte auf, wo man nicht weit vom Ufer eine hinlängliche Menge süßes Wassers antrift. Er lagerte sich in einer wohlgelegenen Gegend, und brachte die Lebensmittel, das Vieh und Gepäcke dahin. Er, als König, oberster Priester, General, Eroberer, und Mißionnair, war dem ungeachtet der erste, der diese Sachen auf seinem Rücken dahin trug, und die Stelle des geringsten Tagelöhners vertrat. Man errichtete Hütten für die Besatzung, man umgab sie mit einem Graben, und in dem Mittel dieses Werkes schlug man ein Zelt auf, das zu einer Kapelle dienen sollte. An den Eingang setzte man ein mit Blumen gekröntes

Cru-

Crucifix, inwendig hinein aber das Bild der Jungfrau Maria, als Beschützerinn der Eroberung.„

„Die Jesuiten gaben sich gleich anfänglich alle Mühe, um die Landessprache zu erlernen, waren aber nicht wenig verlegen, Indianische Worte zu finden, um verschiedene Redensarten des Apostolischen-Glaubensbekentnisses, und unter andern diese, auszudrücken: er ist auferstanden von den Toden. Wie anzufangen, um solches von den guten Leuten zu erfragen, oder ihnen den damit verknüpften Verstand begreiflich zu machen? Sie bedienten sich folgendes Mittels. Sie nahmen etliche Fliegen, und in dieser Leute Gegenwart hielten sie solche in das Wasser bis sie tod zu seyn schienen: sie bedeckten sie hernach mit Asche, und legten sie in die Sonne, welches sie gleich wieder aufleben machte. Die Indianer waren darüber so erstaunet, daß sie ausruften: ibimu hueite! ibimu hueite! Die Jesuiten schrieben sich diese Worte auf, brauchten sie, um die Auferstehung des Heilandes, und der Toden, anzuzeigen, und haben seit der Zeit keine anderen gehabt, wenn sie von diesen zweyen Geheimnissen haben reden wollen.„

Die

Die Eingebornen des Landes brachten der Besatzung Obst, Fische, und etliche Perlen: sie fragten die Mißionnaire, ob sie nicht Söhne der Sonne wären, und sahen sie als Gottheiten an. Sie beklagten sich bey ihnen über das Unrecht, das ihnen die Soldaten thäten, und wie sie ihnen alles, was sie hätten, mit Gewalt nähmen; sie baten inständig, selbige, als grausame und unmenschliche Leute, fortzuschicken, sie aber sollten als ihre Freunde, Beschützer, und Väter, bey ihnen bleiben. Bey allem diesem glücklichen Anfange fand Salva Tierra verschiedene Hinderniße in dem Fortgange seiner Unternehmung: die von den Zauberern aufgebrachten Indianer empöreten sich; die Vorräthe fiengen an zu fehlen; und die von den Spaniern erwartete Hülfe war schwach. Seine Standhaftigkeit, und sein Eifer, welche von einem gewissen Pater Ugarte unterstützet wurden, brachten es dahin, alle Hinderniße zu übersteigen. Dieser letztere that sich in der Mißion von Viggo hervor: die Völker dieses Bezirkes waren schon ein wenig unterrichtet, und er nahm sich vor, sie gesittet zu machen: allein schwerer wurde es ihm, diese faulen Leute zu der Arbeit anzuhalten, welche

der

der Ackerbau, und die Besorgniß der Heerden, erforderte. Er stellete sie bey denen Gebäuden, die er aufführete, an: er war zu gleicher Zeit Arbeiter, und Baumeister, Angsteller, und Versorger: seine Zeit aber theilete er folgendermaßen ein. Früh Morgens hielt er sie an, die Messe zu hören; hernach theilte er an die Arbeiter ihre Bekösigung aus: des Abends führte er sie wieder in die Kapelle, ließ ihnen den Rosenkranz herbeten, erklärte ihnen den Catechismus, und gab ihnen vom neuen zu essen. Anfänglich hatte er alle Mühe, sie während der Predigt in Ordnung zu erhalten, denn sie machten seine Gebärden nach, fiengen an überlaut zu lachen, und seiner zu spotten. Einige Zeit hielt er an sich; hernach gab er ihnen Verweise; und als er sah, daß diese nichts helfen wollten, versuchte er, ob er sie durch Furcht zwingen könnte. Es stund neben ihm ein Indianer, der seiner Stärke wegen berühmt war, und stolz auf seinen Vorzug, der einzige, der bey diesen Völkern etwas gilt, sich noch unhöflicher aufführte, als seine Camaraden. Der Pater Ugarte, von einer ansehnlichen Gestalt, und sehr handfest, sah, daß er lachte, und auch die andern lachen zu machen suchte,

fassete ihn bey den Haaren, hub ihn in die Höhe, schüttelte ihn etlichemale, und brachte die andern dadurch in ein solches Schrecken, daß sie alle davon liefen. Den andern Tag kamen sie wieder; der Pater aber redete so ernsthaft mit ihnen, daß sie sich hernachmals anständiger bezeigten. Als er hörete, daß dieses Gelächter von nichts, als von seiner übeln Aussprache hergekommen war, bediente sich, um sie zu bessern, der Kinder, von denen er Unterricht nahm; denn er hatte gemerkt, daß die Erwachsenen ihn unrecht unterwiesen, um noch mehrere Gelegenheit zu haben, auf seine Kosten zu lachen.„

„Der Pater Ugarte sammelte gar bald Früchte von seinem Muthe, Geduld, und Eifer. Er machte das Land urbar, und die Californier gesitteter: er lehrte ihnen die Wolle der Heerden, die sich schon ansehnlich vermehret hatten, zu spinnen, und verfertigte selbst Spinnrocken und Räder. Er ließ hernach auf seine Kosten einen Weber aus Mexico kommen, der ihnen sein Handwerk lehren mußte, und ersparte sich dadurch die Weitläuftigkeit und die Kosten, die benöthigten Kleidungsstücken anderwärts herkommen zu lassen. Alle diese Vortheile waren eine

Wir-

Wirkung der Zeit und der Klugheit dieses Mißionnairs, dessen Beyspiele seine Ordensbrüder hernach gefolget sind. Diese lernten den Werth davon durch die Nothdurft, den Mangel, und die Gefährlichkeiten, welche sie die ersten Jahre ihrer Apostolischen Bemühungen auszustehen hatten, einsehen. Die Kinder, weil sie durch kleine Geschenke angelocket wurden, waren anfänglich die einzigen, welche sich leiten ließen; und dennoch mußte man allerhand List gebrauchen, um sie zur Arbeit anzugewöhnen. Zuweilen wettete der Pater mit ihnen, wer zuerst einen Baum ausrotten würde; oder aber, er setzte einen Preis aus, wer die meiste Erde wegschaffen würde. Kurz, es ist genug, wenn ich sage, daß, um Ziegelsteine zu formen, er mit ihnen ein Kind wurde; denn er bot sie auf, wer den Leimen am besten kneten, und mit den Füssen treten würde. Er zog seine Schuhe aus, und fieng an den Leimen durchzuarbeiten; da denn die Kinder sogleich auch holfen, sangen, sprangen, und tanzten; und diese Arbeit dauerte bis zur Essenszeit. Durch dieses Mittel brachte er es so weit, daß er eine kleine Kapelle, und eine Wohnung für sich, erbauen konnte.„

„Noch ein Wort von dem guten, handfesten Pater Ugarte, welcher streng zu seyn wußte, und alles zu ahnden schien, wenn es die Umstände erforderten. Man kam und berichtete ihm, daß eine Christen-Frau auf den Tod krank läge: er eilete zu ihr; ein Zauberer aber war bereits da, der seine vorgegebenen Heilungsmittel bey ihr anzubringen suchte. Der Pater jagte ihn fort, verwies den Anverwandten ihre Schwäche, berichtete die Kranke, und gieng nicht eher weg, bis sie gestorben war. Etliche Tage hernach kamen die Indianer, und sagten ihm, sie hätten den Zauberer tod geschlagen: der Jesuite war darüber ungehalten, und gab ihnen einen derben Verweis; sie, ihrerseits, entrüsteten sich auch, und wollten ihn selbst töden: er gieng sogleich, und suchte die Rädelsführer auf, zeigte ihnen eine alte verrostete Flinte, und drohete, sie insgesamt auszurotten, wenn sie sich unterstünden, ihr Vorhaben auszuführen: sie wurden dadurch in solches Schrecken gesetzt, daß sie entflohen, und keiner sich getrauete, selbige Nacht in seiner Hütte zu schlafen.„

Ich

Ich würde nicht fertig, Madame, wenn ich alles erzählen wollte, was mein Missionnair-Jesuite mir von der Frömmigkeit, dem Eifer, der Geduld, Standhaftigkeit, und den heiligen Trieben seiner Mitbrüder in Californien, wo nichts als Perlen zu fischen, und Wilde zu bekehren sind, gesaget hat. Die Audienzia von Mexico hat ihnen binnen dreyßig Jahren alle nur ersinnliche Widerwärtigkeiten erfahren lassen. Man schrieb ihnen mehr eigennützige, als fromme Absichten zu, und gab ihnen Schuld, sie wollten sich die Perlenfischerey Ausschlußweise zueignen. Man fand insonderheit höchst schädlich, daß eine unumschränkte und willkührliche Gewalt über die Truppen an Ordensgeistliche wäre übertragen worden. Dieser letzte Punct hatte die Gemüther dergestalt aufgebracht, daß man sich in der ersten Hitze, zur Ehre des Kriegswesens, gegen den König von Spanien selbst beklaget hatte. Man stellte ihm so gar die kriegerischen Begleitungen als der Freyheit widerstreitend vor, welche von dem Christenthum unzertrennlich seyn soll.

Die Jesuiten gaben zur Antwort, daß diese Weise vielmehr die einzige sey,

deren man sich bedienen müsse, um die Unterwürfigkeit und Bekehrung der Californier zu Stande zu bringen; daß in vielen andern Provinzen von Amerika man das Evangelium unter dem Schutze der Besatzungen predige; daß viele Missionnaire ohne diese Vorsicht von ihren Apostolischen Bemühungen nichts, als die Märtrer-Krone davon getragen hätten, ohne die Ungläubigen von ihrer Blindheit und Frechheit zu bekehren; daß es übrigens weder eine Erfindung, noch Anstalt der Gesellschaft, sondern der Könige von Spanien wäre, die ihren Vorstellungen Gehör gegeben hätten; endlich aber, daß man niemanden zwänge, den Glauben anzunehmen; daß alle diejenigen, welche man taufete, dieses Sacrament nicht eher empfiengen, als bis man von ihrer Aufrichtigkeit und Beharrlichkeit völlig überzeuget sey; daß allerdings, indem die Soldaten die Missionnaire wider die Beleidigungen der Wilden schützten, die Meynung Ihrer Majestät, und die Befehle der Regirung wären, selbige sollten letzteren kein Leid zufügen, oder sie niemals angreifen, sie müßten denn dazu genöthiget werden.

Der Pater Salva-Tierra behauptete seinerseits, daß alle sein Eifer, seine Unkosten, und seine Arbeit umsonst seyn würden, wenn die Truppen ihm nicht mehr untergeordnet wären; und er gäbe sein ganzes Unternehmen auf, wofern dieser Hauptpunct nicht zu seinem Vortheile entschieden werden sollte. „In der That, sagte er, wenn der Hauptmann, und die Soldaten nicht mehr unter den Jesuiten stehen, so werden sie die ersten seyn, die auf die Perlenfischerey gehen, und anstatt das eroberte Land zu bewachen, anstatt die Mißionnaire auf ihren Reisen zu begleiten, anstatt ihnen in ihrem Amte beyzustehen, werden sie die Barken und Indianer nur mit dieser Fischerey beschäfftigen, und dadurch ihrer Begehrsucht desto geschwinder Genüge thun. Daraus wird die Unterdrückung dieser armen Wilden entstehen; daraus werden Klagen, Feindseligkeiten, Zänkereyen, Verschwörungen, und endlich ein allgemeiner Aufstand erfolgen, wodurch der ganze Nutzen der Eroberung in einem Augenblicke verschwinden wird. Es ist also nöthig, fuhr er fort, daß die Trup-

pen, so wohl in Ansehung der bürgerlichen als geistlichen Angelegenheiten, unter unserer Aufsicht stehen.„

Es war dieses auch die Meynung des Spanischen Rathes; und der König befohl überdieß, daß alle zum Kirchendienste benöthigte Sachen, als Glocken, Bilder, Schmuck, Oel, Wachskerzen, und Wein zur Messe, auf Kosten Sr. Majestät sollten angeschaffet werden. Man saget, dieser Befehl sey niemals erfüllet worden, daher die Missionnaire genöthiget sind, nicht allein für die Unterhaltung ihrer Kirchen, sondern auch für die Neubekehrten zu sorgen. Anfänglich ernährten sie alle Indianer, die sich in ihren Dörfern niederließen, und zwar mit der Bedingung, daß sie nicht mehr in den Bergen und Wäldern herumirren, sondern sich in den Wahrheiten der Religion unterrichten lassen sollten. Zu diesem Behufe wurden die Beysteuern der Wohlthäter angewendet: als sie aber alle zusammen gebracht worden waren, und man keine Möglichkeit sah, so viele Leute zu erhalten, erwählte man ein anderes Mittel. Es wurde

aus-

ausgemachet, daß man nur diejenigen bekö-stigen wollte, welche den Gottesdienst abwarteten; daß man selbigen früh und Abends einen gewissen Theil in Wasser gekochten Mais, und zu Mittage Pozoli, oder ebenfals Mais, mit Fleische gekocht, reichen wollte. Dieses ist die Nahrung, welche man den Oberhäuptern der Dörfer, den Kranken, alten Leuten, und Kindern austheilet. Der Wein ist das einzige, was ihnen versaget wird, um der Trunkenheit Einhalt zu thun: daher man auch, unerachtet nicht viel Wein in Californien erbauet wird, etwas davon nach Mexico schickt, und Waaren dagegen eintauschet. Bleibt dem Mißionnaire einiger Vorrath übrig, so hebt er ihn für die Kranken auf, denen er auch Arzeneyen liefert. Es ist ihm nicht nur die Sorgfalt für die Seelen, sondern es sind ihm auch alle Pflichten eines Vaters für seine Kinder aufgetragen. Er soll zu gleicher Zeit Arzt, und Hausvater seyn, sich des Ueberflusses, vielmal des Nothdürftigen berauben, um ihren Bedürfnissen zu statten zu kommen. So war die Einrichtung beschaffen, die der Pater Salva-Tierra in Californien

machte; und so erhält sie sich noch gegenwärtig. In jeder neu gestifteten Mißion ernennet der Jesuite, außer denen Soldaten, die er unter seinem Befehle hat, ein Oberhaupt in der Gemeine, das von ihm lediglich abhängt, und einen genugsam unterrichteten Indianer, von unbescholtenem Lebenswandel, der das Amt eines Catecheten verrichtet. Ein Kirchvater hat die Aufsicht über die Kirche, er merket diejenigen an, die bey der Messe, oder bey andern Andachtsübungen fehlen, und giebt dem Pater von allem Nachricht, was in dem Dorfe unrechtes vorgeht. Wenn der Mißionnair abwesend ist, und Kranke besuchet, die Sacramente reichet, oder Streitigkeiten beyleget, so läßt er jemanden, aus der Miliz gewählet, an seiner Stelle zurück, dem er seine ganze Gewalt anvertrauet; dieser kann die Verbrecher gefangen setzen lassen, sie richten, kleine Fehler durch Auspeitschen, die großen mit Gefängniße, bestrafen.

Californien ist nicht, wie die andern Landschaften, in Reiche, und Provinzen, sondern in Mißionen, eingetheilet. Man rechnet

ihrer

ihrer hauptsächlich viere, Loretto, St. Xaver, unsere liebe Frau von Schmerzen, und St. Johann: eine jede begreift verschiedene Marktflecken unter sich. Einige meynen, sie gehörten zu dem Lande, daß man Neu-Mexico nennet, auf der Nordseite von dem alten Mexico gelegen, und wo Neu-Leon, und Neu-Navarra, befindlich sind. Diese Länder sind wenig bekannt, und ihre Gränzen gegen Norden sehr unbestimmet: kaum weis man, zu welcher Zeit die Spanier die Entdeckung davon gemachet haben. Sie haben selbige in achtzehn Provinzen abgetheilet; es verbleiben ihrer aber noch viele theils zu entdecken, theils zu bezwingen. Ihr Clima ist unter einem gemäsigten Himmelsstriche angenehm; und an vielen Oertern trägt der Boden alles, was zum Vergnügen, und zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens beytragen kann. Man findet Gold- und Silbergruben, welche mit guten Erfolge gebauet werden; und die Spanischen Colonien vermehren sich nach Verhältniß ihres Ueberflusses, und Reichthumes.

Die Einwohner von Neu-Mexico sind seit kurzem von den Jesuiten znm Christenthume bekehret worden: diese Mißionnaire haben sie auch gesittet gemachet, ihnen die Handlung, ingleichen den Wein und Ackerbau gelehret. Nunmehr schicken sie eine Menge Wein, und Getreide, nach Neu-Spanien. Unter sich selbst unterscheiden sie sich so wohl durch die Sprache, als in ihren Sitten: einige ziehen mit ihren Heerden herum; andere wohnen in Flecken und Dörfern, unter dem Gehorsame ihrer Caciquen. Die Apaches, welche in vier Stämme getheilet sind, machen die zahlreichste Nation aus: sie haben sich zu beyden Seiten des Flusses del Norte, oder von Norden, niedergelassen, leben unter Zelten, sind kriegerischer Neigung, beten Sonne und Mond an, und heurathen mehr als eine Frau. Der Statthalter hat seine Residenz zu Santa-Fe, der Hauptstadt des ganzen Landes.

Ich kann diesen Brief nicht endigen, ohne ein Wort von Neu Albion, welches an den mitternächtlichen Theil von Californien gränzet, zu sagen. Es wurde im sechzehnten

Jahr-

Jahrhunderte von einem Englischen Seefahrer, Franz Drake, entdecket, der für seinen Souverain Besitz davon nahm, und ihm den alten Namen seines Vaterlandes beylegte. Die Wilden, die an den Küsten wohneten, kamen ihm entgegen, und boten ihm allerhand Arbeit von Federn an. Er gab ihnen dafür Europäische kleine Krämereyen, die ihnen so wohl gefielen, daß sie die Engländer als Götter ansahen. Als sie sich hernach in größerer Menge versammelt hatten, legten sie ihre Waffen ab, kamen und sangen, und baten Drake, ihr Land in seinen Schutz zu nehmen, und setzten ihm eine Krone auf. Die Männer giengen nackend; die Weiber hatten eine Rehhaut über den Rücken; und von den Hüften bis auf die Kniee trugen sie, anstatt der Schürze, eine Art Leinwand von Baumrinde verfertiget. Die Häuser, die eine Aehnlichkeit mit Taubenhäusern hatten, waren rund, und ohne Fenster, mit einer einzigen Thüre, und einer Oefnung oben auf dem Dache, daß der Rauch hinausziehen konnte. Sie schliefen auf Rohre, und Tannenzweigen, die auf die Erde gebreitet, und

in einem Kreiſe um den Herd geleget waren. Als Drake aus dieſem Lande wieder abreiſete, ließ er eine Seule aufrichten, woran das Wappen von England, nebſt dem Namen der Königinn Eliſabeth, und dem ſeinigen, befeſtiget wurde. Die Wilden waren ſehr betrübt, daß er ſich von ihnen entfernete. Während ſeines daſigen Aufenthaltes ſah er faſt keinen einzigen Ort, wo nicht Merkmale von Gold und Silber zu ſpüren geweſen wären. Der Damm-Hirſche giebt es eine ſo große Menge, daß er ihrer zu tauſend angetroffen hat. Es hält ſich auch eine Art von Caninchen daſelbſt auf, welche Füße haben, wie die Maulwürfe, und Schwänze, wie die Murmelthiere. Zu beyden Seiten des Bauches haben dieſe Thiere einen Sack; und wenn ſie ſatt ſind, heben ſie darinnen auf, was ſie nicht verzehren können.

Ich bin, u. ſ. w.

Panama, den 31 May, 1750.

Ende des zehnten Theiles.

Verzeichniß

der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der III Brief.

Louisiana.

Geschichte der Entdeckung von Louisiana 3
Das Land wird der Indian. Compagnie überlassen: Neu-Orleans erbauet: es werden Mägdgen dahin geschickt, es zu bevölkern 5
Beschreibung der Hauptstadt Neu-Orleans 7
Die dasige Gesellschaft besteht aus Capucinern 9
Lage dieser Stadt: die Wilden tödten einen Mißionnair 10
Sie schicken Abgeordnete an den Statthalter: Beschreibung dieser Gesandtschaft 11
Des Abgeordneten Rede 12
Die Abgeordneten bitten einen der Mißionnaire, mit ihnen zu gehen, und erweisen ihm viele Güte 15

Cere-

Ceremonie, wie die Wilden die Fremden zu Landeseingebohrnen aufnehmen 16
Die Vortheile, die daher entstehen: unter welchen Bedingungen das dabey gebräuchliche Ehrenzeichen gegeben wird 17
Die Natschees, eine Nation in Louisiana 18
Geschichte der Vertilgung dieser Nation 19
Wie ihre Empörung verrathen wird: Rede einer Mutter an ihren Sohn 20
Der Natschees Götzendienst und Tempel 24
Ihre Götzen wurden in Körben verwahret 25
In dem Tempel wurde ein beständiges Feuer unterhalten 26
Diese Wilden verehren hauptsächlich die Sonne: ihr Dienst ist sehr feyerlich 27
Das vornehmste Oberhaupt der Natschees wird auch die Sonne genennet; und hat eine despotische Gewalt: wie die Mutter seines Nachfolgers genennt wird 28
Sie werden sehr verehret 29
Die Hütte des ersten Oberhaupts: wie man beym Eintritte grüßet: beym Tode eines Oberhaupts müssen auch seine Bedienten sterben 30
Es macht dieses einen der vornehmsten Artikel der Religion dieser Wilden aus 31
Männer und Weiber schätzen sich diesen Tod

Tod zur größten Ehre: Geschichte eines Wilden, der nicht dieser Meynung war 32
Anrede einer jungen Wittwe bey dieser Gelegenheit 35
Vorrechte der Weiber, die Blutsverwandte von der Sonne waren, wegen ihrer Verheurathung 37
Ceremonien beym Ackerbaue, und Aernden 38
Feyer eines allgemeinen Festes 39
Die Person des ersten Oberhaupts ist geheiliget: was die Kriegs-Arzeney ist 40
Der Natschees Aerzte: ihre Gaukler rühmen sich, Regen oder gutes Wetter zu machen, und verkaufen es 41
Wie die Natschees Friedensbündnisse machen, und die Gesandten empfangen 42

Der 112 Brief.

Fortsetzung von Louisiana.

Die Illinoer, andere Wilde in Louisiana, sind allezeit den Franzosen ergeben gewesen 45
Eines ihrer Oberhäupter, Chikagou, ist in Frankreich gewesen, und erzählet nach seiner Rückkunft, was er daselbst gesehen 46
Ursachen, warum die Illinoer den Franzosen günstig sind: sie verwerfen die Freundschaft der Engländer 48

Der

Der Illinoer Eigenschaften 50
Sie bekennen sich itzt zum Christenthume: zu den Mißionen sind vorzüglich die Capuciner gebraucht worden 51
Unterredung eines englischen Statthalters mit den Illinoern 52
Krieg zwischen den Franzosen und Engländern: die Illinoer stehen erstern bey, und rüsten sich dazu durch Anstellung eines Festes 55
Ihre Art Krieg zu führen 56
Friede zwischen beyden Kronen: des Engl. Statthalters Underredung mit den Illinoern 57
Beschreibung des Landes der Illinoer 59
Ihre Weiber sind geschickt: die Franzosen bringen die Blattern in das Land 60
Die Chicachas, eine wilde Nation, sind Feinde der Franzos. u. Illinoer 61
Sie sind die tapfersten u. furchtbarsten Wilden in Frankreich: ihr Bezeigen gegen ihre Weiber 62
Ihre List wider ihre Feinde 64
Der Illinoer Gastgebote, und Ueberfluß in allen Sachen 65
Große Menge Truthüner, u. wilder Ochsen: wie letztere gefangen werden 66

Clima des Landes 67
Das daſige Erdreich: Getreidearten: Saatzeit 68
Die Dörfer: Salzquellen: Bergwerke 69
Die Vereinigung der Flüſſe Mißißippi und Mißouri 70
Die vielen Inſeln des Mißißippi machen ſeine Einfahrt ſchwer: beſondere Eigenſchaft eines Loches auf einer dieſer Inſeln 71
Länge, und Ufer dieſes Fluſſes: die herumliegenden Wieſen werden im Herbſte angebrennet 72
Große Waldungen in Louiſiana: Cypreſſen-Wälder: der Tulipen-Baum, und der Copalme, der einen vortreſl. Balſam giebt 73
Die Franzoſen haben verſchiedene Schanzen an dem Ufer des Mißißippi angeleget: man trift daſelbſt auch eine Colonie Deutſcher an: ſie ſind die Lieferanten der Hauptſtadt 74
Schanze der abgeſchnittenen Spitze: Poſten der Natſchees: hier wächſt unvergleichlicher Tabak 75
Die Nation der Akanſas: ihre ſchändlichen Tänze 76
Ihre Marktſchreyer ſind berühmte Taſchenſpieler: die Jagd dieſer Völker 77

Große Menge von Federwildpret, insonderheit wilder Tauben: wie sie gefangen werden 78
Beschreibung der Schanze von Chartres 80
Gelindes Betragen der Französ. Statthalter gegen die Wilden: die Franzosen heuratheten ihre Töchter 81
Die Illinoer ehedem das zahlreichste Volk von Louisiana: ihr Haß wider die Irokoer: ihre Sitten: sie können nicht schreiben: ihre Geschichte heißt die alte Rede 82
Wie sie verunehret werden, wenn sie in einer Schlacht nicht tapfer sind 83
Einige von ihnen lassen sich überreden, nach Frankreich mit zu gehen 84
Sie werden daselbst wohl aufgenommen 85
Ihre Rückreise 86
Der Mißouris Mißtrauen wider die Französ. Kaufleute: wie sie von selbigen sind betrogen worden, u. sich gerächet haben 87
Ihre Unwissenheit ist die Ursache davon 89
Die Illinoer werden in Stämme vertheilt: sie werden despotisch, aber gelinde regiret 90
Die tapfersten werden zu Oberhäuptern im Kriege gewählet: die alten Greise werden als Orakel angesehen 91

Nach ihrer Religion ist das Feuer auf der Erde verschieden von dem Sonnenfeuer 92
Verwunderung eines Wilden bey der Wirkung eines Brennglases 93
Er bekommt solches geschenkt 95

Der 113 Brief.
Fortsetzung von Louisiana.

Die Insel Dauphine, der erste Franz. Pflanzort in Louisiana: die Schanze Louis de la Mobile 97
Deren Beschreibung: das Land der Allibamons 98
Außerordentl. starke Cypreßen daselbst: die Allibamons sind leutselig: sie bieten den Fremden ihre Töchter an 99
Auf ihre Weiber sind sie sehr eifersüchtig: Strafe des Ehebruchs 100
Ihre Kinderzucht: wie die Oberhäupter die jungen Leute zum Kriege abhärten 102
Die Allibamons sind der Engländer Feinde 103
Gegenseitiger Vertrag zwischen ihnen und den Franzosen 105
Geschichte bey dieser Gelegenheit 106
Die Allibamons handeln auch mit den Engländern u. Spaniern: sie hassen letztere wegen ihrer verübten Grausamkeiten 108

Die verschiedenen Indianischen Völker haben einerley Sitten u. Gebräuche 109
Einige besondere Gebräuche der Chactas: ihre Bestrafung des Ehebruchs 110
Die Mütter haben keine Gewalt über ihre Söhne: traurige Geschichte einer großmüthigen Heldenthat 111
Geschichte des Hrn. von Belle-Isle, eines franz. Officiers 115
Die Luft in dem südlichen Theile von Louisiana ist wegen der Ueberschwemmungen ungesund 122
Anfang des Sommers: große Hitze: Beschwerlichkeit der Sonnenstiche: ihre Heilung 123
Früchte und Gartengewächse in Louisiana: viele Weinstöcke daselbst 124
Eine Art von Erdäpfeln, Patates genennt 125
In den Wäldern wächst ein Schilfrohr, das wie Spargel zu essen ist: vieler Theer wird in Louisiana gemacht 126
Vielfältiger Nutzen eines gewissen Mooses, das fast auf allen Bäumen dieses Landes wächst 127
Nutzen, den man von den Bären zieht 128
Wie die Wilden die jungen Bäre fangen 129
Wie sie die Rehe schießen 130

In dem Mißißippi-Flusse giebt es viele Crocodille 131
Sonderbare Frösche in Louisiana: angenehmer Gesang eines Vogels, der Spötter genennt 132
Noch verschiedene Gebräuche gewisser Gegenden dieses Landes: wer einen feindlichen Hund tödet, wird in die Zahl der Krieger aufgenommen: die Mägdgen vermiethen sich gern zu den Franzosen 133
Der Wilden Gebrauch, wenn sie Brod essen: der Wilden Ehrentitel: ihre Oberhäupter nehmen sich Weiber aus dem Pöbel: Ursache davon 134
Die Kinder der Oberhäupter erben nicht die Würde des Vaters: wie einer aus dem Pöbel einen Ehrentitel erwerben kann 135
Die Vornehmen haben eine besondere Sprache: es giebt auch eine allgemeine Sprache: Vorzug von Louisiana vor Canada 136
Was die Franzosen daher ziehen: Ursachen, warum sie dieses Land nicht besser nutzen. 137

Der 114 Brief.

Mexico.

Betrachtung der sonderbaren Gegenstände bey der Eroberung von Mexico 138
Der große Held, Ferd. Cortez, erobert Mexico in weniger als drey Jahren 140
Beschreibung dieses mächtigen Reichs: Lebensbeschreibung des Cortez 141
Er bemächtiget sich der Stadt Tabasco, ingleichen der Republik Tlascala 143
Er nimmt eine der schönsten Frauenzimmer des Landes zur Maitresse, und nennt sie Marine: sie ist von vornehmer Herkunft: sie macht sich sehr beliebt: des Cortez Vorstellungen an die Mexicaner 144
Er befestiget den vornehmsten Haven, und heißt ihn Vera-crux 145
Es wird daselbst eine Stadt angelegt: die ungesunde Luft, und die reißenden Winde machen den Haven und die Stadt unbrauchbar 146
Die Spanier wählen einen andern Ort: Beschreibung des neuen Vera-Crux: die dasigen Einwohner 147
Eigenschaften der dasigen Manns- und Weibspersonen 148

Wichtigkeit der Handlung in Vera-cruz: das Clima des Landes 149
Das häufige Obst veranlasset Krankheiten: wie der Kaiser von Mexico, Montezuma, Nachricht von des Cortez Anwesenheit erlangt 150
Der Kaiser schickt Gesandte mit Geschenken ab 151
Montezuma läßt voller Schrecken seine Priester und Zauberer rufen 152
Er empfängt die Spanier auf das prächtigste, und geht dem Cortez selbst entgegen 153
Sie machen einander Geschenke; und halten verschiedene Unterredungen: Montezuma zeigt dem Spanischen Generale den vornehmsten Tempel 154
Beschreibung dieses Tempels 155
Er erkläret ihm die andern Gebäude der Religion, nebst zwey Klöstern 157
Verrichtungen derer in diesen Klöstern befindlichen Knaben und Mägdgen 158
Palast des großen Opferpriesters 159
Gelübde und Verrichtungen der Priester 160
Das Mexicanische Reich war damals auf dem höchsten Grade seiner Größe 161

Es war ein Wahlreich: die Mexicaner überfallen Vera-crux 162
Cortez faßt den Anschlag, sich des Kaisers zu bemächtigen 163
Montezuma wird als Gefangener zu den Spaniern ohne Gewalt geführt 164
Der Mexicanische General, der Vera-crux überfallen hatte, wird verbrennt 165
Montezuma wird in Ketten gelegt 166
Aufruhr der Mexicaner 167
Der Kaiser wird verwundet, und stirbt 168
Character des Montezuma 169
Cortez wird durch das traurige Schicksal des Kaisers sehr gerührt: des Kaisers Leichenbegängniß 170
Begräbnißort der Mexicanischen Kaiser 173
Des Kaisers hinterlassene Kinder 174
Des Kaisers Verwandter, Guatimosin, wird zum neuen Kaiser gewählt: sein Vergleich mit den Spaniern: die Pfaffen widersetzen sich 175
Guatimosin giebt nach, und rüstet sich zum Kriege 176
Cortez bemächtiget sich der Hauptstadt, und des Kaisers: Anrede des Kaisers 177
Grausame Begegnungen wider den Kaiser 178
Das ganze Reich begiebt sich unter Spanische

nische Botmäßigkeit: Mexico wird wieder aufgebauet 179
Der Kaiser muß am Galgen sterben: das ganze Mexican. Reich geht verloren, und heißt itzt Neu-Spanien: Cortez wird nach Europa zurück berufen; wird beschuldiget; muß sich rechtfertigen; und verliert sein Ansehen 180
Cortez stirbt in demüthigen Umständen: Politik des Spanischen Hofes 181

Der 115 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Die Zapotecas, eine grausame Nation 183
Der vornehmste Götze der Mexicaner, Vitzili-Putzili, ist ihr Kriegsgott 184
Ein andrer Götze, der Gott der Buße: wie sein Fest gefeyert wurde 185
Ein dritter Götze, aus Sämereyen gemacht 187
Noch ein anderer Götze, von einer gewissen Masse verfertiget, dessen Fest sehr merkwürdig ist 188
Noch ein anderer Götze, der Gott der Handelsleute 189
Sein Fest wurde auf grausame Art gefeyert 190
Der Mexicaner Menschenopfer 191
Wie viel der Kaiser Gefangene jährlich geopfert

opfert habe: dieses machte ein großes Fest aus: Gottesacker der Schlachtopfer 192
Dessen Beschreibung: verschiedene Arten zu opfern 193
Zweykampf zwischen dem Opferpriester, und Schlachtopfer 194
Die christliche Religion wird in Mexico eingeführet 195
St. Ildefonse ist die Hauptstadt des Landes der Zapotecas 196
Beschreibung der Ordensgeistlichen in Mexico 197
Ihr ruchloses Leben 198
Priester u. Mönche führen eine weichliche Lebensart 199
Sie besuchen die Nonnen in ihren Klöstern: der ehrbaren Einwohner Töchter werden daselbst erzogen: wie diese Erziehung beschaffen ist 200
Die Geistlichkeit ist vermögend, u. zahlreich: der meisten schlechte Eigenschaften 201
Die Mönche mißbrauchen das Zutrauen der Indianer 203
Große Güter der Geistlichkeit, welche sie durch Handlung vermehren 205

Die

Die Creolen werden selten zu geistlichen Würden erhoben 206
Streit zwischen den eingebohrnen, und Europäischen Ordensgeistlichen 207
Die zum Christenthume bekehrten Indianer sind dennoch Götzendiener: man läßt sie in ihrer Blindheit: Unwissenheit eines Mönchs, der den Ovidius für eine Engl. Bibel hielt 208
Ein anderes Beyspiel von Unwissenheit eines weltlichen Richters: die Stadt St. Yago: ihr Handel: Beschreibung der Cochenille 209
Es ist ein Wurm: seine Erzeugung: seine Zubereitung 210
Die gewönlichste Art, diese Thiere zu vermehren 211
Besondere Eigenschaft dieser Waare: man schätzt sie wie Gold u. Silber: ihr erstaunender Vertrieb 212
Wo diese Waare in Mexico am meisten erzeuget wird: Beschreibung des Cacao-Baumes 213
Seine Frucht: wie die Cacao-Kerne gesäet werden 214
Wie die jungen Bäume gewartet werden, und wachsen 215

Wie der Cacao eingesammelt u. getrocknet wird 216
Beschreibung der Achiote, oder des Roucou: wird zum Färben gebraucht 217
Beschreibung der Vanille: die beste wächst in Neu-Spanien: woher der Name Chocolate komme 218
Verschiedene Arten die Chocolate zuzurichten 219
Wie sie die Indianer machen 220
Die Art, die Chocolate zutrinken 221
Atolle, eine rothe Blume: ihr Gebrauch: die Stadt Guaxaca: die Landeserzeugungen der dasigen Gegend: hier wird die beste Chocolate, ingl. ein vortreff. wohlriechendes Pulver verfertiget 223
Beschreibung der Stadt Guaxaca, u. ihrer Einwohner 224

Der 116 Brief

Fortsetzung von Mexico.

Die Bergwerke des Berges Cocola, ingl. von Pachuca 225
Wie die Indianer darinnen arbeiten 226
Eine Stadt in einem Berge: Menge der Silbergruben 227
Die reichste ist die Grube d. Dreyeinigkeit 228

Wie

Wie das Aerz bearbeitet wird 230
Wie der Gehalt des Silbers untersuchet wird 231
Alles Silber muß nach Mexico gebracht werden: wie viel alle Jahre dahin geht: die Kaufleute lassen das meiste Geld münzen: die verschiedenen Sorten des Silbergeldes 232
Wie es mit den Münzbedienungen gehalten wird 233
Diese Bedienungen sind ungemein einträglich: Landeserzeugungen von Guaxaca: die Hasen werden daselbst nicht geachtet 234
Viele Europäische Thiere waren daselbst vor der Eroberung nicht bekannt: sie haben sich ungemein vermehret: besonders die Schafe 235
Besondere Gattung von Ziegen 236
Sie lassen sich gut gebrauchen: Kühe, und Ochsen 237
Es giebt ihrer zahme und wilde: wie letztere gejaget werden 238
Diese Jagd ist gefährlich 239
Die Häute der wilden Ochsen machen für Spanien einen wichtigen Handel aus: die dasigen Pferde sind so gut, als die Spanischen: ein Gesetz in Mexico, daß wer

wer mit königl. Päſſen im Lande reiſet, auf dem ganzen Wege frey gehalten wird 240
Die wilden Thiere in Mexico unterſcheiden ſich von denen in der alten Welt: Beſchaffenheit der Löwen, Tiger 241
Die wilden Schweine; zwey beſondere Thiere in Mexico 243
Der Ameiſen-Bär, und der Faule 243
Vortreflich ſchöne Vögel in Neu-Spanien: aus ihren Federn machen die Indianer Stoffe, u. Gemälde, mit ungemeiner Geſchicklichkeit 244
Der ſchöne Vogel Sanſouſié: deſſen angenehmer Geſang: der Vicicili, iſt ſo groß als eine Weſpe: ſeine Federn 245
Subtiles, eine Art von Krahen: beſondere Art ihr Neſt zu bauen 246
Die Provinz Guaxaca iſt fruchtbar an heilſamen Kräutern: Küchengärten: Lieferungen daraus für den Kaiſer 247
Blumen, u. Arzeneykräuter, in den kaiſerl. Gärten: letztere werden unter die Kranken ausgetheilet: die Mexicaner verfertigen allerhand Figuren von Blumen: die Europäiſchen Gewächſe kommen in Mexico unvergleichlich fort 248

Ganze

Ganze Wälder von Citronen- u. Orangen-Bäumen 249
Die königl. Einkünfte: die Abgaben im Lande 250
Abgaben an den päpstlichen Stuhl 251
Der Haven Acapulco: große Hitze, und ungesunde Luft daselbst 252
Beschreibung des Havens, und der Stadt: hier ist die reichste Messe in der Welt 253
Ankunft der Gallionen daselbst 254
Wie viel der dasige Handel jährl. beträgt: die Provinz Tlascala 255
Merkwürdigkeit ihrer Aristocratischen Regirung: ihre Stadt 256
Ihr Ueberfluß an Früchten, und Thieren: ihre Beschwerlichkeiten: ohne der Tlascalaner Hülfe hätte Cortez Mexico nicht erobert 257
Beschreibung einer an sie abgeschickten Gesandschaft 258
Cortez überwindet die Tlascalaner: bringt sie zum Christenthume: stiftet ein Bisthum, das nach Puebla de los Angelos verlegt wird 260
Bezirk dieses Bisthumes: die Hauptstadt liegt nicht weit von einem Volcane 261

Die Spanier untersuchen diesen Berg, und nutzen ihn 262
Die öffentl. Gebäude der Hauptstadt: des Bischofs Einkünfte: gesunde Luft daselbst: vortrefliche Tuch- Hut- u. Glas-Manufacturen 263
Ihr Münzhaus: Regirungsform der Tlascalaner 264
Ihre übrige Verfassung: ihre Liebe zur Freyheit zog viele Fremde hin 265
Ihre Gesetze verstatten die Vielweiberey: Beyspiel eines Zwitters 266
Ihre Tapferkeit: ihre Götter 267
Vielfältiger Nutzen einer bey ihnen sehr gemeinen Pflanze, Metle 268
Tlascala ist itzt ein bloses Dorf: die Stadt Cholula 269
Wird von einer Menge Kaufleute bewohnt 270

Der 117 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Kloster-Bibliothek der Dominicaner in Mexico 270
Der Bibliothekarius beschäftigt sich mit der Geschichte von Mexico: Auszug aus seiner Beschreibung: Fabel der alten dasigen Völker 271

Die

Die ersten Bewohner sind Wilde gewesen: die Mexicaner überwinden diese Völker: sie lassen sich an dem See nieder, wo sie einen Adler antreffen: erbauen einen Tempel, und eine Stadt 272
Wappen dieser Stadt: der Mexicaner Regirungsform: der neue Regent mußte in Krieg ziehen 273
Sonderbarer Eid, den er schwören mußte: Krönungs-Ceremonie 274
Wahl ihrer Könige: Opfer-Ceremonie 275
Eingeführte Gewohnheit von einem ihrer Könige 276
Regirung des Montezuma II 277
Seine große Pracht: wie er Audienz gab 279
Wie dieser Fürst speisete 281
Seine Pracht bey außerordentlichen Vorfällen: wie er dem Cortez entgegen gieng 283
Die höchsten Gerichte des Reiches: das Reich hatte kein geschriebenes Gesetz 285
Woraus der Staatsrath bestund 286
Ritter-Orden in Mexico 287
Ceremonien bey der Aufnahme in diese Ritterorden 288
Einer dieser Orden führt den Namen der großen Verwandtschaften 291

Die Statthalterschaften in den Provinzen: Gewalt der Caciquen: unglücklicher Stand der Ackersleute 292
Wie die Erbschaften eingerichtet waren 294
Pracht der Statthalter 295
Ihre kostbaren Paläste: die gemeinen Bürger hatten schlechte Häuser: ihre äußerliche und innerliche Beschaffenheit: der Mexicaner unglaubliche Unreinlichkeit 296
Der Mais ihre beste Speise: die abgezogenen Wasser waren scharf verboten: sie hatten einen Abscheu vor der Trunkenheit 297
Sie liebten allerhand Lustbarkeiten, die Musik, und das Tanzen 298
Die Erziehung ihrer Kinder: sie hatten Schulen, und Ritterschulen 299
Der Töchter Erziehung geschah mit vieler Sorgfalt 301
Ceremonien bey der Verheurathung: Ehescheidung 302
Ihre Kebsweiber: die neugebohrnen Kinder wurden in den Tempel mit Ceremonien gebracht 303
Gestalt der Mexicaner. 304
Ihre Kleidung 306

Der 118 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Lusthäuser der Mißionnaire: das Haus des heil. Hyacinthus den Dominicanern gehörig 307
Einsiedeley der Carmeliter 308
Sie wird sehr besuchet, u. den Mönchen ansehnl. Geschenke gemacht 309
Reichthum, und Stiftung dieses Klosters 310
Einige Mexicanische Alterthümer: zwey Pyramiden: die Pyramide vom Monde 311
Beschreibung der Pyramide von der Sonne 312
Die Provinz Mechoacan, ein ergiebiges Land: hier werden die schönsten Stoffe von Federn gemachet: auch ist die Sprache die reinste 313
Ihre Einwohner: ihre Hauptstadt heißt Vallodolid: der Feuerspeyende Berg Colima: zweyerley Gattung Kupfer 314
Die berühmte Pflanze Mechoacan, ein heilsam Kraut; der Mechoacaner Religionsbegriffe 315
Ihre Priester: ihre Menschenopfer: Residenz ihres Caciquen 317
Ehe ein Cacique sturb ernennet er seinen

Nachfolger; Ceremonien bey dem Tode eines Caciquen 318
Schlachtopfer: Leichenbegängniß 319
Der Leichnam wurde verbrennet 320
Die Leichenbestattung besorgten die Priester 321
Das Land der Otomier: ein berühmtes und freyes Volk 323
Dieser Völker Art sich zu verheurathen 325
Die Nation der Yzcatlans: ihre Art zu heurathen 326
Verschiedene Gebräuche in verschiedenen Provinzen 327
Die Stadt Panuco: St. Louis von Zacatecas ist wegen seiner Silberbergwerke berühmt 328
Desgleichen Neu-Biscaien: die Landschaften Cinnola, Culiacan, Chiatmelan, Xalisco, oder Neu-Gallicien 329
Von letzterer ist die Hauptstadt Compostella: an dem See von Mexico liegen noch viele alte, itzt unbedeutende Städte 330
Die Städte Testuco, Tacuba, Piedad 331
Toluco: schwimmende Inseln, auf dem See von Mexico; wie sie entstehen 332
Unter allen Wundern dieses Sees ist der Bau der Hauptstadt das größte: Beschreibung dieses Sees 333
Beschreibung der Stadt Mexico 334

Der

Der 119 Brief.

Fortsetzung von Mexico.

Eine Handschrift in der Klosterbibliothek zu Mexico, welche diese Stadt beschreibt 335
Die Stadt Mexico hängt durch drey Dämme mit dem festen Lande zusammen 336
Ihre öffentlichen Gebäude 337
Große Anzahl der Caciquen: die öffentlichen Plätze: künstliche Goldschmidsarbeit 338
Künstlich verfertigter, und gemalter Hausrath: wie die Indianer ihre Farben auftragen 339
Beschaffenheit der alten Mexicanischen Malerkunst: ihr fester Firniß: der Platz, wo diese künstlichen Sachen verkaufet wurden 340
Dieser Platz ist in verschiedene Quartiere getheilet 341
Er ist der größte Markt in der Welt: der Mexicaner Maase: sie hatten keine Ziffern, u. Buchstaben, sondern Bilderzeichen 342
Die kaiserl. Abgesandten bey dem Cortez hatten Maler bey sich 343

Dieser ihre Geschicklichkeit 344
In Mexico hatte man eine Art von Büchern: ihre Beschreibung: wie das Jahr eingetheilet wurde 346
Wie die Jahrhunderte aufgezeichnet wurden: diese Charten gaben öffentliche Urkunden ab 347
Ceremonie bey Endigung eines Jahrhundertes: die kaiserl. Paläste in Mexico: ihr großer Umfang, und ungemeine Kostbarkeit 348
Wohnungen der Weiber des Kaisers: diese heißen Königinnen 349
Große Anzahl der Kebsweiber 350
Der Kaiser hatte in der Stadt noch mehrere prächtige Gebäude: das eine war für Vögel bestimmt: ihre Unterhaltung 351
Ein anderes für wilde Thiere: ein anderes für Ungeziefer: ein anderes für Krüpel 352
Seine Zeughäuser 353
Einer seiner Paläste hies das Trauerhaus 354
Die Abgaben des Adels: die Schätze des Reiches; Größe der alten Stadt Mexico: ihr Wasser 355
Heutige Wasserleitung dieser Stadt: ihr Tempel: ihre Belagerung von Cortez 356

Die Stadt wird von ihm mit schöneren Häusern versehen, als vorher 357
Es werden Manufacturen errichtet: Gold- Silber- Eisen- u. Kupfer-Bergwerke 358
Mexico wird eine der schönsten, reichsten, und prächtigsten Städte von der Welt 359
Ihre Beschreibung 360
Palast der Marquis del Valle, Nachkommen von Cortez; Menge von Canälen 363
Ihr Handel 364
Anzahl ihrer Einwohner: Schönheit des Frauenzimmers: prächtiger Spaziergang 365
Der Canal von Xamaica: allgemeine Pracht in Mexico 366
Die Geistlichen daselbst 367
Die Metropolitan-Kirche: Einkünfte der Bisthümer: Verschiedenheit der Einwohner 368
Das Volk ist für die Catholische Religion sehr eingenommen: die Mönche gelten viel 370
Ihr lächerliches Bezeigen bey Proceßionen 371
Die Bibliothek der Carmeliter: das Grabmal des Cortez: noch andere Denkmale 372
Einträgliche Stelle eines Unterkönigs von

Mexico: Statthalterschaften in den Städten, u. Provinzen 373
Großer Misbrauch bey Verwaltung der Aemter 374
Gefahr dabey 376
Die bürgerliche Regirung des Reiches, durch drey Gerichtshöfe 377

Der 120 Brief.

Fortsetzung von Mexico

Die Stadt Atlizco, u. das Thal St. Paul, worinnen man zweymal ärndet 378
Das Gebirge von Misteque: Fruchtbarkeit der dasigen Gegend: schönste Seide: großer Handel: Gebräuche dieser Provinz 379
Erbschaftsrecht der Aeltesten, und ihr Mönchsstand 380
Wenn ein Cacique sturb 381
Das Begräbniß der gekrönten Sclaven: die Gebirge der Quelenes: Fruchtbarkeit der Gegend 382
Gefährliche Reise über dieses Gebirge 383
Die Landschaft Chiapa 385
Ihre Fruchtbarkeit 386
Ihre beyden Städte: die eine wird von Spa-

Spanischen Edelleuten bewohnet, welche große Prahler sind 387
In der andern wohnet der meiste Indianische Adel: die dasigen Lustspiele, u. Ergötzlichkeiten 388
Ihre Schaubühne, u. Comedien: die Mönche stehen in großem Ansehen: ihr Reichthum 389
Die Provinz Tabasco: ihre Stadt: die Provinz Yucatan 390
Ihre Städte: großer Handel mit Campeche-Holze 391
Beschreibung dieses Farbe-Holzes 392
Ein Teich, der vieles Salz liefert: vieler Regen 393
Heftige Nordwinde: die Einwohner sammeln Wasser zum Trinken von einer Art Fichten 394
Besondere Art von Krahen: Reise nach Guatimala 395
In den Gebirgen findet man ein Dorf, Chiantla, mit einem reichen Kloster, und wunderthätigen Bilde 396
In einem andern dasigen Kloster, und in der ganzen Gegend, haben alle Mönche u. Einwohner große Kröpfe: die Hauptstadt Guatimala 397

Zwey Volcane: der eine speyet Feuer 398
Der andere heißt der Wasser-Volcan, woraus ein Fluß entsteht: alte Geschichte davon 399
Die Stadt S. Jago: die Hauptstadt Guatimala hat reiche Einwohner 400
Ihre Beschreibung 401
In einem nachgelegenen Thale findet man eine Erde, welche weiß machen soll: Merkwürdigkeiten eines dasigen Fleckens, Petapa 402
Die Provinzen Atlatan, Soconusco, u. Verapaz 403
Die Provinzen Honduras, u. Nicaragua; der erstern Hauptstadt ist Valladolid: die berühmte Nation der Mosquiten 404
Die Mosquiten sind Freunde der Franzosen, und Engländer 405
Regirungsform dieser Nation: es giebt viele Schwarze unter ihnen 406
Sie haben keine Religion: ihr ehemaliger Götzendienst 407
Verrichtung der Mosquitischen Wittwen: Nicaragua, ein irrdisches Paradies: ihre Einwohner 409
Häufige Erdbeben, u. Volcane, in dieser Pro-

Provinz: großer See daselbst: die Hauptstadt, Leon 410
Ihre übrigen Städte: die Provinzen Costaricca, u. Veraguas 411
Besondere Art von Affen, in letzterer 412
Größe des Spanischen Reiches in diesem Welttheile 413
Unterschied der Mexicaner, und der übrigen amerikanischen Völker, nebst dem Reichthume dieses Reiches 414
Uebrige Vorzüge von Mexico 415
Wie übel die Spanier mit den Mexicanern umgegangen sind 416

Der 121 Brief.

Californía.

Die Hauptstadt Panama: ihre Geschichte 417
Perlenfischerey von Panama: Gefahr wegen der Meerwunder 419
Panama ist der Sitz einer königl. Audiencia: der dasige Bischof nennet sich Primas 420
Mißion, und Lebensart der Jesuiten in Californien 421
Beschreibung dieser Halbinsel 423

Vielerley Vögel daselbst, worunter eine besondere Art von Wasserhünern ist 423
Ueberfluß an Pflanzen, worunter eine Art von Buchen, derer Frucht man ißt 424
Die Californier spielen Comedien, u. lieben das Tanzen: ihre Gesichtsbildung: sie sind außerordentl. träge, und dumm 425
Sie haben keine Kleider 427
Die Weiber machen Zeuge von Palmbäumen: ihre Bekleidung 428
Eines ihrer großen Feste 429
Ihre Häuser, und Hausrath: die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt: der Ehebruch wird hart bestraft 430
Ihre Heurathen geschehen ohne Ceremonien: Gebrauch der Weiber bey ihrer Niederkunft 431
Religion dieser Völker 432
Die alten Völker des Landes hatten keine Tempel, aber Priester: diese waren zugleich Aerzte: wie sie mit den Kranken umgiengen 433
Wie man sie begrub 434
Die Kleidung dieser Priester: eines ihrer größten Feste 435
Der Spanier langwierige Bemühungen, Californien zu erobern: Ursachen, warum

um sie ein so armes Land bezwungen haben 437
Der Jesuit Salva-Tierra wird als Mißionnair dahin geschicket; seine Eigenschaften: die ihm aufgetragene große Gewalt 441
Seine Ankunft daselbst 442
Wird nebst seiner Gesellschaft von den Einwohnern wohl aufgenommen: er findet allerhand Hindernisse: der Pater Ugarte thut sich als Mißionnair von Viggo hervor 444
Hält die Einwohner zur Arbeit an: wird ausgelacht, und verspottet: wie er einen Indianer dieserwegen bestraft, und sich furchtbar machet 445
Er macht dieses Land gesitteter 446
Die Mißionnaire erdulden viele Widerwärtigkeiten: wessen sie beschuldiget werden: ihre Antwort 449
Sie werden vom Spanischen Hofe geschützet: sie sorgen für die Unterhaltung der Neubekehrten 452
Die Einrichtung des P. Salva-Tierra, in Californien, erhält sich noch itzt 453
Californien ist nicht in Provinzen, sondern in Mißionen eingetheilet 454

Neu-Mexico ist wenig bekannt: sein Clima, und Bergwerke 455
Die Einwohner sind zum Christenthume bekehret worden: die Nation der Apaches: Neu-Albion 456
Ist von den Engländern entdecket worden: Lebensart der dasigen Einwohner 457
Erzeugungen des Landes 458

Zu ändern:

Seite 4. Zeile 19. lies: hätten.
= = 7. = 22. = = Vaudreuil.
= = 28. = 27. = der allerhöchsten.

GH 84144105H